Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 19 1920

Dreiundvierzigster Jahrgang | Juli 1918 | Preis vierteljährl. 6 Mark Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Patrick Burke: Das hypnotisierte Amerika	1
Geheimer Obermedizinalrat M. Rubner: Die spanische Seuche	5
Der 28. Juni 1914. Aus dem persönlichen Bekanntenkreis des Erzherzogs Franz Ferdinand	6
Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Die Erbfeindschaft zwischen Frankreich und England	8
Das neue Preußen	14
Kaiserl. Gesandter a. D. Dr. Michahelles: Zur Frage der Verbesserung des deutschen auswärtigen Dienstes	20
Hermine Schwarz: Erinnerungen an meinen Bruder Ignaz Brüll, Brahms und Goldmark (Fortsetzung)	24
Dr. Freiherr v. Bissing (München): England und Flandern	35
Bartholomäus v. Lányi, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ung. Justizminister a. D.: Aus Fejérvárys Nachlaß. Auffassung der Weltlage	52
M. v. Gruber: Deutsche Gesundheitspflege	64
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. F. Wohltmann-Halle a. d. Saale: Unsere Ernteaussichten im Jahre 1918 und die intensivere Gestaltung der deutschen Landwirtschaft	79
G. Baron v. Manteuffel-Szoege: Eine neue Phase in der Geschichte der Ostjuden	82
Prof. Dr. M. J. Bonn, Direktor der Handelshochschule München: Der Kern des irischen Problems	88
Der Krieg als Neuschöpfer von Industrien. Von E. K.	91
Literarische Berichte	94
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	96

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1918

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Nachlaß. Beilagen nach Vereinbarung.

Annahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und sämtlichen Anzeigen-Geschäftsstellen.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1570 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten für die Kriegsjahre 1914/18: 39 Millionen Mark.

Kriegsversicherung mit sofortiger Vollzahlung.

Aufnahme vom 10. Lebensjahre an.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wildbad

württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M. :: **20,000 Kurgäste.**

Warme Heilquellen
(31—37° C.)

mit natürlicher, der menschlichen Blutwärme angemessener Temperatur und großer Radioaktivität. **Vorzügliche Heilerfolge** bei **Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen und Lähmungen und allen Folgeerscheinungen des Krieges.** — Alle erforderlichen Kurmittel wie Mediko-mechanisches Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie. — Für Kriegsteilnehmer weitgehende Vergünstigungen. **Luftkuren, Sommerfrische.** Neues Kurhaus. **Drahtseilbahn** auf den Sommerberg, mit Hotels in 530 u. 750 m ü. d. M. Prospekt frei durch den **Kurverein.**

Soeben erschienen

Spanien

Soeben erschienen

Reisebilder von Johannes Mayrhofer

Mit 17 Bildern und einer Karte. 4.—7. Tausend
8° (274 Seiten). M 4.20, in Pappband M 5.20

Mayrhofer hat das herrliche Südland nach allen Richtungen durchforscht und bedeutsamste Eindrücke mitgebracht. So gelang es ihm, dies Spanienwerk zu schaffen, das nach Ansicht vieler Leser das vorzüglichste in seiner Art ist. Bischof v. Keppler, Heinrich Federer, Dr. Hans Rost und überhaupt die zuständigsten Beurteiler haben es als wahrhaft hervorragend anerkannt.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Dreiundvierzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1918

UNIV. OF CALIFORNIA

Stuttgart und Leipzig 1918 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

AP30
.D4
v.4313-4

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLIII

(Juli bis September 1918)

	Seite
Patrick Burke: Das hypnotisierte Amerika	1
Geheimer Obermedizinalrat M. Rubner: Die spanische Seuche	5
Der 28. Juni 1914. Aus dem persönlichen Bekanntenkreis des Erzherzogs Franz Ferdinand	6
Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Die Erbfeindschaft zwischen Frankreich und England	8
Das neue Preußen	14
Kaiserl. Gesandter a. D. Dr. Michahelles: Zur Frage der Verbesserung des deutschen auswärtigen Dienstes	20
Hermine Schwarz: Erinnerungen an meinen Bruder Ignaz Brüll, Brahms und Goldmark (Schluß)	24. 136. 271
Professor Dr. Fr. Wilh. Freiherr v. Bissing (München): England und Flandern	35
Bartholomäus v. Lányi, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ungarischer Justizminister a. D.: Aus Fejérváry's Nachlaß. Auffassung der Weltlage	52
M. v. Gruber: Deutsche Gesundheitspflege	64
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. F. Wohltmann-Halle a. d. Saale: Unsere Ernteaussichten im Jahre 1918 und die intensivere Gestaltung der deutschen Landwirtschaft	79
G. Baron v. Manteuffel-Szoege: Eine neue Phase in der Geschichte der Ostjuden	82
Prof. Dr. M. J. Bonn, Direktor der Handelshochschule München: Der Kern des irischen Problems	88
Der Krieg als Neuschöpfer von Industrien. Von E. K.	91
Generalleutnant z. D. v. Görtz: Englands neuester Kriegsplan	97
Holland und die skandinavischen Länder in ihrer Schiffahrt als Vasallen Englands und Amerikas	99
Reichs- und Weltwirtschaft nach dem Kriege	101
Freiherr v. Macchio, k. u. k. Geheimer Rat und Botschafter a. D.: Die Anstifter des Krieges in Italien	104

413213

Digitized by Google

Seite
Hermann Diez: Einige Worte über Admiral v. Hintze 110
Freiherr v. Schoen, Botschafter z. D.: Vom Fels zum Meer, vom Meer zum Fels 114
Friedrich Fürst Wrede: Der Egoismus im Staate 118
A. Sommerfeld (München): Die Entwicklung der Physik in Deutschland seit Heinrich Hertz. Mit 7 Abbildungen 122
Freiherr v. Call, k. u. k. Wirklicher Geh. Rat, Minister und Botschafter a. D.: Die Frage einer japanischen Intervention in Ostsibirien... 132
Dr. Freiherr v. Zettel: Finnland 149
Landrat v. Thadden-Trieglaff: Stadt und Land 155
Dr. Freiherr v. Friesen: Hannibal-Hindenburg. Umfassungsschlachten einst und jetzt 166
Dr. J. Lulvès, Archivrat (Berlin): Der Große Kurfürst und Kurland 171
Professor v. Lilienthal-Heidelberg: Entwicklungskeime im Kriegsstrafrecht 178
Dr. Ernst Barthel: Goethes Farbenlehre, ein Werk der Zukunft..... 181
Freiherr v. Call, k. u. k. Geheimer Rat, Minister und Botschafter a. D.: Japans Eingreifen in Ostasien, eine neue Wendung des Weltkrieges auch für die neutralen Länder Europas 193
Staatsminister v. Beseler: Die Rechtspflege nach dem Kriege..... 197
Geheimrat Professor Dr. Le Blanc (Leipzig): Deutsche Chemie 208
Die Notwendigkeit eines schnellen Wiederaufbaus der Reichs- und Weltwirtschaft nach dem Kriege. Eine lohnende Aufgabe des Reichstags 230
Dr. Hedwig Fischmann: Bulgarische Volkspoesie..... 232
Fr. W. Freiherr v. Bissing: König Albert und das Selbstbestimmungsrecht der Völker..... 240
Dr. Albert v. Berzeviczy, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Minister a. D.: Die Nationalitätenfrage und der Krieg 243
Karl Mollenhauer: An der Wolga. Erinnerungen aus dem alten Rußland..... 250
Dr. Baron Georg Manteuffel: Zur inneren Lage Rußlands 259
Dr. Robert Hallgarten: Vincennes 263
Über die Möglichkeit einer Rohstoffvereinbarung für die europäischen Neutralen. Von E. K. 284

Kleine Revuen

Literarische Berichte 94. 188. 286
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 96. 192. 288

Digitized by Google

Das hypnotisierte Amerika

Von

Patrick Burke

Vor einigen Jahren war ich Augenzeuge einer Hypnose, die ich mit allem Recht als echt anerkennen mußte. Der Hypnotiseur brachte den Patienten unter seinen Einfluß und übertrug dann auf seinen Geist den Gedanken, daß er von einer Bande Raufbolde angegriffen würde. Sofort begann der Mann sich wie ein Hampelmann zu gebärden und herumzuspringen und nach rechts und links, nach vorn und hinten heftig auszuschlagen, bis ihm der Hypnotiseur beibrachte, daß seine Feinde geflohen wären, und ihm seine Bewunderung über seine Selbstverteidigung aussprach. Nach einer Weile, in der der Patient anscheinend schlafend dasaß, wurde ihm die Idee eingegeben, daß das Haus brenne, worauf er wie ein Wahnsinniger ans Fenster stürzte, um hinauszuspringen, wäre er nicht mit Gewalt zurückgehalten worden. Dann brachte man ihm den Gedanken bei, daß ihn die Gicht qualvoll peinige, was ihn veranlaßte, sich in Todesqual zu winden, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und wie ein den Mond anbellender Hund zu heulen. Wenn ich über das heutige Amerika nachdenke, fällt mir unwillkürlich dieser hypnotisierte Mann ein. Dieses Land leidet auch an eingebildeten Gefahren, Befürchtungen und Wahnvorstellungen, die ihm von seinen schlauen und gewissenlosen Herren eingeflüstert werden.

Wilson hat die Rolle des Haupthypnotiseurs übernommen, hat aber noch die Hilfe anderer gebraucht, um das Volk seinem Willen dienstbar zu machen, denn der Patient ist ein Riese und braucht eine gewaltige Behandlung. Daher haben ihn zahlreiche Verleger, Finanzmänner, Demagogen und ein paar ehemalige Präsidenten beim Hypnotisierverfahren unterstützt, während England als Bühnenleiter dem Geschäft vorgestanden ist.

Alle zusammen haben einen herrlichen Erfolg erreicht! Das ganze Volk liegt völlig hilflos in ihrer Gewalt, und jetzt stellen die Hypnotiseure ihr Opfer zur Schau. Europa ist die Bühne; die ganze Welt sind die Zuschauer. Diese starren verblüfft. Sie können nicht fassen, wie diese Handvoll Leute solch einen Einfluß über den Koloß des Westens haben gewinnen können. Er hatte sich immer seiner Unabhängigkeit gerühmt, er hatte jeden Anflug von Bevormundung so übel genommen, war immer jeder Einflüsterung abhold und hatte vor allem den alten Bühnenleiter John Bull so verabscheut, daß sein Zusammenbruch in einen starrsüchtigen Zustand und seine nicht anzuzweifelnde Beugung unter den hypnotischen Einfluß alle Welt in Verwunderung setzt.

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Dennoch ist es Tatsache. Amerika ist hypnotisiert! Ein Volk von hundert Millionen Köpfen handelt unter der Hypnose und nicht so, wie es ohne diese Wahnvorstellung gehandelt hätte. Sowie der Mesmerisierende immer, um den Patienten einzuschläfern, ihm irgendeinen Gegenstand vor die Augen hält, hat Wilson dem staunenden Auge Amerikas einen Anschlagzettel mit der Sage vom „deutschen Militarismus" vorgaukeln lassen und hat ihn so ausdauernd vorgegaukelt, bis die Sehkraft des Patienten anormal geworden ist. Die Aufschrift hat eine ungeheure Größe angenommen, als ob die Augensterne des Opferlammes mit Atropin erweitert worden wären. Der Patient hat den Blick verloren für die Seeherrschaft Englands, seine anmaßende Flotte, seine Beherrschung der Weltmeere, seine diktatorischen Entscheidungen über Bannware, den Kranz seiner Seestationen, die den ganzen Erdball umgürten, seine mächtigen Kolonien in allen Weltteilen, seinen über alle Meere ausgedehnten Inselbesitz; aber — dank der Suggestion — sieht der Patient in seinem hypnotischen Traume das kleine Deutsche Reich — im Umfang kleiner als Texas — zu riesiger Ausdehnung anwachsen. Die beschränkte Ausdehnung des Teutonenreichs, seine für Welteroberung nicht begünstigte Lage, die Gefährdung seiner Grenzen durch mächtige Feinde — dies alles wird nicht in Betracht gezogen. Wilson braucht nur zu flüstern: „Deutschland will dich angreifen," und alsbald schlägt sein unterwürfiges, getäuschtes Opfer wütend um sich, als ob sein eigenes riesiges Festland schon überfallen wäre und Wilhelm II. schon in Washington Gesetze vorschriebe!

Das ist ein sehr, sehr betrübendes Schauspiel, einigermaßen dem eines tollgewordenen Elefanten ähnlich; denn obgleich der Einschläferungszustand nun schon einige Jahre dauert, ist der Patient noch nicht erwacht. Unterdessen hat er töricht, wahnsinnig, ja sündhaft gehandelt. Millionen des Geldes seiner Kinder hat er zum Fenster hinausgeworfen, den Spekulanten in Wall Street und den Förderern aller möglichen törichten und phantastischen Kriegspläne in den Schoß. Unredlichkeit und Bestechung nehmen selbstverständlich wie Unkraut überhand. Andere Millionen hat er einer Reihe königlicher Bettler vorgestreckt, von denen einige ihren Thron verloren haben oder bankrott sind. Ob die übrigen ihm jemals ihre Schuld voll zurückzahlen können, ist zweifelhaft. Dennoch nötigen die Hypnotiseure die Anleihen auf, und Herr Mc. Adoo, des Präsidenten Schwiegersohn, führt den Säckel. Das unglückliche Opfer hat zudem seine Ehre dadurch beschmutzt, daß es neutrale Völker vergewaltigte — all die „kleinen und schwachen Völker", welche England zu beschützen vorgibt. Ferner hat es als Englands Helfershelfer die Neutralen ihrer Schiffe beraubt und ihnen gedroht, sie auszuhungern und erfrieren zu lassen, wenn sie ihre Hilfe nicht dem von Englands Habgier, Frankreichs Rachsucht und dem slawo-italienischen Eroberungsgelüst geführten Kriege leihen. Wie beklagenswert tief muß der Schlaf des Patienten sein, wenn er, der früher sich der Rede- und Preßfreiheit rühmte, jetzt die eine zum Schweigen bringt und der anderen ein Schloß vorlegt!

Digitized by Google

Schlimmer jedoch als dies alles, hat er jetzt sogar angefangen, seine eigenen Sprößlinge hinzuopfern! Das ist die Strafe für die Ermordung der anderen! Der Blutdurst ist über ihn gekommen. Ein Expräsident flüstert ihm ein, daß so etwas wie Friedenserwägungen unmöglich sei, solange Deutschland nicht besiegt ist. Er glaubt es. Wieder ein anderer Expräsident beeinflußt ihn dahin, daß jedes Familienglied des Patienten, das Deutschland günstig gestimmt ist, verhaftet, gehängt oder lebenslänglich ins Gefängnis geworfen werden soll, je nach dem Grade der Deutschfreundlichkeit.

Das Opfer stimmt bei. Eine dritte Eingebung veranlaßt den Eingeschläferten, einen berühmten deutschen Kapellmeister gefangenzusetzen. Eine vierte, alle Deutschland anerkennenden Aussprüche in den Volksschulbüchern auszumerzen.

Die gute Arbeit geht aber noch weiter! Der einst die deutsche Regierung pries, verwirft sie jetzt. Der einst eine stehende Armee haßte, schwärmt jetzt für ein Fünfmillionenheer! Wenn der elende Riese jetzt an der Küste entlang durch eine ganze Bergkette Munition und für die Verbündeten bestimmter Nahrungsmittel schreitet, die seinen eigenen Kindern selbst so not täten, schäumt er vor Wut, weil er seine eigenen Kinder nicht schnell genug nach dem großen Schlachthause Flandern ausschiffen kann! Das furchtbare Mal dieser traurigen Psychose ist, daß er nie aufwacht, um zu erkennen, was er getan hat. Die Hypnotiseure halten ihn noch fest unter ihrer Gewalt. In letzter Zeit scheint er jedoch hin und wieder sich unbehaglich zu bewegen und zusammenhanglose Wörter zu murmeln; und gelegentlich entschlüpft ihm ein Seufzer.

Ein oder zweimal hat er sich einen Augenblick aufgerafft und Wilson mit einem Blick angesehen, der den Landesverräter erzittern machte. Andere Umstehende wollen den Riesen den Präsidenten auf irisch verfluchen gehört haben. Aber im ganzen ist die Kraft des Hypnotismus noch zu stark, und der Patient sinkt in Teilnahmlosigkeit zurück. Für immer aber kann dies nicht so bleiben. Es muß ein Tag kommen, wo Amerika wie andere wieder erwachte Betrogene zum Bewußtsein zurückkommen wird. Dann wird es halb entsetzt, halb verwundert fragen: „Was habt ihr hier angerichtet? Warum verhöhnen mich die Völker? Was habe ich im Schlaf getan? Wo sind die Milliarden, die ich einst besaß? Warum diese Blutspuren an meinen Händen? Und wo ... wo sind meine rüstigen Söhne, meine tapferen heranwachsenden Jünglinge? Fort, sagt ihr? Wohin? Über das Weltmeer? Wozu? Um für England, meinen Feind von alters her, zu kämpfen? Für das einzige Volk, das mich immer geschädigt, geduckt und anmaßend behandelt hat! Soll ich dasselbe alte Spiel treiben, das es immer anderen Völkern aufgezwungen hat — ihm die heißen Kastanien aus dem Feuer holen? Was sagt ihr da von einer Zwangsbekehrung Österreichs und Deutschlands zur Demokratie? Was kümmert mich die Regierungsform, die sie sich wählen? Kleine Völker beschützen? Unsinn! Seht euch noch mal Irland, Indien, Ägypten, Holland und Griechenland an! Hört auf! Redet nicht Blödsinn! Hier ist etwas nicht

Digitized by Google

richtig. Was bedeutet die sich langhin streckende Reihe in Leichentücher gehüllter Gestalten? Weh mir! Sagt nicht, daß ich in meinem Wahn die Verantwortung für sie auf mich geladen habe! Es sind Mütter, Witwen, Waisen! Ist es wahr — kann es wahr sein, daß, wenn ich nicht einmal bedroht war, eine halbe Million meiner freigeborenen Söhne eingezogen und gegen ihren Willen gezwungen worden sind, nach Europa zu ziehen, um ertränkt, erschossen, verkrüppelt oder in Stücke zerschmettert zu werden? Wie konnte ich das jemals zugeben? Ich muß betäubt oder verrückt gewesen sein. Wenn dem so ist, wo ist der Schurke, der meine Sinne betäubte?"

Dann wird der Riese gewiß innehalten und ringsum die in den Ecken hockenden Feiglinge mustern, die seinem Blicke ausweichen. Ein bunter Haufen! Da wird er Mc. Adoo und Morgan mit ihren Goldspangen finden, Roosevelt mit gesenktem Megaphon, Schwab mit dem wohlgefüllten Geldsack, Gerard, den Horcher und Filmhelden, zusammen mit dem Schmarotzerchor der Kongreßmänner, und zuallerletzt — Menschen und Götter müßten bei dem Anblicke weinen, hätte er sich sein Schicksal nicht selbst verdient — die Kraft ersten Ranges dieser verbrecherischen Truppe — Wilson! Wilson — den verächtlichen, winselnden, bis in die Fingerspitzen zitternden Präsidenten, den menschlichen Fußabstreicher für Großbritanniens Füße, den Verräter an den besten Landestraditionen, den Verschleuderer amerikanischen Geldes, das Werkzeug der Wall Street, den Mörder von Millionen Menschen, den Heuchler, der wie ein Hanswurst sich aus einem erwählten Friedensapostel zu einem Kriegsteufel entpuppte, den ersten Diktator, den Amerika kannte! Ich kann mir wohl denken, daß, wenn der aufgewachte Riese den Zauberbann der schändlichen Hypnose erst abgeschüttelt hat, er zuallererst nach ihm greifen wird. Aber wenn ihn das Schicksal, das er wohl verdient, erreicht hat, dann wird der heilige Zorn des großen Freistaates wie ein Sturm der Vernichtung über das ganze Land herfegen und die kriechenden Anglophilen und geldgierigen Kriegsförderer in ihr Verhängnis treiben. Nicht in die Vergessenheit; nein! Wie auf dem im Dogenpalast erhaltenen schwarzen Vorhange mit der Inschrift: „Dies ist der Platz des Marino Faliero, der seiner Verbrechen halber enthauptet wurde," so soll ihr Andenken als eine Warnung für die kommenden Geschlechter weiterleben. O Riese, wie lange willst du noch schlafen und in deinem Traumzustande jene britischen Agenten dir vorschreiben lassen, was du zu tun oder zu lassen hast? Wieviel Haß und Verachtung willst du noch für deine zukünftige Nemesis sich ansammeln lassen? Wieviel Geld noch wegwerfen, indem du jenen Spielern gehorchst, die dein alles aufs Spiel setzen, um das, was sie verloren haben, zu ersetzen? Wie lange willst du dieses Morden noch fortsetzen? Wie viel häusliche Herde in Amerika sollen veröden ... und wofür? Wie viele deiner jungen starken Söhne willst du unnützerweise noch in den Tod schicken? Faselt dein Hypnotiseur immer noch von „Humanität"? Erinnere dich daran, wenn du Hand an ihn legen wirst! Das Wort ist überhaupt nicht mehr zu ertragen! Wach auf! Es ist nicht zu spät, dich von denen loszumachen,

Digitized by Google

die dir deine Vernunft geraubt haben. Erstehe aus deinem hypnotischen Schlafe, wie Lazarus aus dem Grabe! Aber, junger Riese, bedenke bei deiner Auferstehung mit geklärtem Blicke, daß die Demokratie besser durch Belehrung und Zählung der Köpfe als durch ihre Zerschmetterung gefördert wird.

Die spanische Seuche

Von

Geheimer Obermedizinalrat M. Rubner

In dem vierjährigen Kampfe Deutschlands gegen die mächtige Koalition der englischen Einkreisungspolitik haben uns drei Gefahren in unserer Existenz bedroht, die Waffengewalt, die Aushungerung und die Seuchen. Von ihnen war die Seuchengefahr nicht die geringste. Rings um uns in Ost und West war Zündstoff genug angehäuft, um unser eigenes Haus in Brand zu setzen. Unsere Heere haben überall fremden Boden betreten, die Einschleppung von Krankheiten durch die zahllosen Gefangenen, die Infektion der vordringenden Truppen war unvermeidlich. Im Westen drang die Offensive durch ein Gebiet, das schon in Friedenszeiten reich an Typhus war, im Osten Rußlands war Cholera und Flecktyphus, die Pocken in großen Epidemien ausgebreitet, im Süden lagen die Malariagebiete Mazedoniens, der Dobrudscha.

Was man für unmöglich halten sollte, ist zur Tat geworden, unsere Truppen wie die Heimat blieben dank den energischen Maßnahmen der hygienischen Organisation im Heer und in der Zivilverwaltung von jeder größeren Ausdehnung der Krankheit befreit, das Menschenmaterial der Heimat blieb gesund und unangetastet. Es wird nicht genügend anerkannt, welche enorme Leistung diese völlige Seuchenfreiheit bedeutet und daß wir das militärische Durchhalten in erster Linie diesem Erfolg des Gesundheitswesens danken.

Mit ernster Sorge waren in den letzten Wochen unsere Blicke auf Spanien gerichtet. Die Nachrichten lauteten ernst. Die Beulenpest sollte sich dort über das ganze Land mit rasender Schnelligkeit verbreiten, wie leicht konnte dieser schlimme Würgengel auch uns selbst gefährden. Unvergessen ist, wie lange sich vor einigen Jahren die Pest in Portugal gehalten hat. Schon jetzt darf man auch ohne allzu eingehende Nachrichten mit Bestimmtheit sagen, daß jede Befürchtung dieser Art unberechtigt ist. Nach dem ganzen Verlauf der angeblich rätselhaften Erkrankungen in Spanien handelt es sich um eine Influenzaepidemie, wie wir sie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland durchlebt haben. Viele werden sich erinnern, wie damals ganze Städte und Dörfer plötzlich ergriffen wurden und daß die Seuche dann rasch wieder verschwand, allerdings nicht, ohne etwas bedenkliche Nachzügler zu hinterlassen. Zuerst auf der Höhe der Ausbreitung drängten sich die leichten

Digitized by Google

harmlosen Krankheitsfälle in den Vordergrund, später folgten aber doch noch schwere Erkrankungen und Todesfälle in nicht geringer Zahl.

Ob die spanische Epidemie über Italien oder Frankreich unsere Grenzen erreichen wird, kann niemand sagen. Aber die gewaltige Grenzsperre, wie sie der Krieg mit sich bringt, verleidet auch den Krankheiten das Reisen. Wir dürfen also hoffen, daß der Weiterverbreitung ein schwer zu übersteigendes Hindernis entgegensteht und daß damit die Gefahr einer Kriegsseuche beseitigt bleiben wird.

Auch die Hungeroffensive hat längst ihre Schrecken für uns eingebüßt und jede Gefährlichkeit verloren, seitdem der eiserne Wall im Osten endgültig durchbrochen worden ist. Für den Sieg mit den Waffen kämpfen unsere Heere im letzten Waffengang. Wir zweifeln nicht, daß auch da der Sieg unser sein wird.

Der 28. Juni 1914

Aus dem persönlichen Bekanntenkreis des Erzherzogs Franz Ferdinand

Dieser Tag bezeichnet den eigentlichen Beginn des Weltkrieges, der nun schon vier Jahre tobt und dessen Ende noch nicht abzusehen ist.

Wie Ahasver schleppt die Entente seither die Blutschuld dieses Tages auf ihren Schultern; sie fühlt sie ohne Zweifel und sucht sie durch die ungeheuerlichsten Behauptungen, Verdrehungen und verwegenen Erfindungen aus der allgemeinen Erinnerung zu löschen. Mit dem ganzen Aufgebot ihrer Verstellungskunst ist sie bemüht, ihre Unbefangenheit gegenüber dem welthistorischen Geschehnis dieses Tages zu heucheln, es als nebensächlich hinzustellen, wie etwa einen Regentenmord in Rußland oder Serbien, und die Schuld an dem Ausbruche des Krieges lediglich der Bösartigkeit und Heimtücke der Zentralmächte — eigene Worte Greys — zuzuschreiben. Gingen doch einzelne Stimmen unserer Gegner soweit, den Mord von Sarajevo als von uns bestellt hinzustellen, ein Anwurf, der bei Völkern, die sich nicht scheuen, z. B. dem Gegner zu imputieren, daß er sich vom Fette gefallener englischer Krieger nähre, übrigens nicht wundernimmt und nur vom Tiefstand ihrer Moral zeugt.

Mit dem verblichenen Thronfolger in dienstlicher und wissenschaftlicher Berührung stehend und ihn nach Energie und Charakter sehr hoch stellend, wirkte die Hiobspost von Sarajevo auf mich geradezu wie ein Donnerschlag. Es bedurfte wahrlich keines besonderen politischen Scharfblickes, um die möglichen Folgen des Ereignisses schon damals vorauszusehen.

Merkwürdig, jedoch charakteristisch für den Tiefstand der Moral bei den Völkern unserer Gegner vor Ausbruch des Krieges war die Aufnahme, die die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers und seiner Gemahlin

Digitized by Google

bei ihnen fand. Wie sie in Serbien mit frecher Stirne bejubelt wurde, ist aus unseren offiziellen Mitteilungen bekanntgeworden, auch ist uns noch das provokatorische Benehmen des serbischen Gesandten Jovanović in Wien in Angelegenheit der Trauerkundgebungen erinnerlich. In Petersburg versuchte der Minister des Äußern Sasanow das Ereignis zu bagatellisieren, mit russischen Verhältnissen in Vergleich zu ziehen und zu behaupten, niemand sei in der Lage, dasselbe vorurteilsloser zu beurteilen als die an solche Vorfälle gewöhnte russische Gesellschaft. In London, wo man sich 1903 anläßlich des Königsmordes in Belgrad vor Abscheu geschüttelt hatte, wurden seitens der höfischen Gesellschaft nicht einmal jene Schranken eingehalten, die den äußerlich wohlerzogenen Briten sonst zu zieren pflegen. Frankreichs Regierung war die einzige, die Worte ehrlicher Entrüstung fand. Italiens Presse hingegen nahm schon damals für Serbien Partei.

Das Ultimatum an Serbien war angesichts der überwältigenden Beweise, die für die Mitschuld der höheren Kreise sprachen, nicht zu vermeiden. Das Maß dessen, was sich eine Großmacht von einem Kleinstaat bieten lassen konnte, war bereits weit überschritten. Ein Nachgeben würde übrigens damals auch sicherlich nichts genützt haben, sondern hätte Serbien noch übermütiger gemacht. Für jeden rechtlich Denkenden lag die tödliche Provokation der Monarchie durch Serbien klar auf der Hand. Daß Serbien klein war und wir groß, war kein Entschuldigungsgrund für dasselbe. Die Angelegenheit war nur zwischen uns und Serbien auszutragen und ging sonst niemand etwas an. Wohl wußte man, daß Rußland hinter Serbien stand, doch tat man alles, um diesem Reiche die eingegangenen Verpflichtungen zu erleichtern, und erklärte feierlich, daß die Integrität Serbiens auf keinen Fall angetastet werden würde.

Rußland wollte jedoch prinzipiell den Krieg, ebenso wie Frankreich und England, allerdings nicht in diesem Augenblick, spätestens aber 1917, bis zu welchem Zeitpunkt es sein militärisches Eisenbahnnetz dank der finanziellen Hilfe der Entente ausgebaut zu haben hoffte; es akzeptierte ihn jedoch auch in diesem Augenblicke, da die politischen Verhältnisse sich sehr verheißungsvoll gestalteten, waren doch Italien und Rumänien im Begriffe, vom Dreibund abzufallen!

Nichts zwang Rußland indessen zum Krieg. Wollte es ernstlich den Frieden, so bot die Erklärung unserer Monarchie, der Integrität Serbiens unter keiner Bedingung nahezutreten, hinreichende Garantie dafür, um so mehr, als sie auch an England und Frankreich gegeben wurde. Anstatt sich jedoch bei den bezüglichen Verhandlungen des herkömmlichen, des Ernstes der Situation würdigen Tones zu befleißigen, bedienten sich Lord Grey und Sasonow unverzeihlicher Überhebungen, wie Äußerungen über Keckheit unserer Monarchie u. ä. m., und es ward in der Person des russischen Kriegsministers ein Kronzeuge aufgerufen, der ohne Bedenken sein Ehrenwort dafür gab, daß Rußland bis zur Stunde noch nicht mobilisiert hatte. Daß dieses Ehrenwort „falsch" war, ist bekannt; der es abgab, war derselbe General Suchomlinow, der kürzlich wegen Unterschleifes und Betruges verurteilt wurde.

Digitized by Google

In einem Kreise von Meuchelmördern, Zuhältern, Lügnern und Wortbrechern bewegte sich demnach nach dem 28. Juni 1914 die äußere Politik. Machiavellis „Principe" Cesare Borgia hätte seine Freude an unseren Widersachern haben können! Unsere Politik ging ruhig und zielbewußt ihres Weges; das Bewußtsein der gerechten Sache gab ihr hierzu offenbar die nötige Kraft. Unseren Gegnern mag vielleicht damals die Erkenntnis hierfür nicht ferne gelegen sein, denn mit allen Mitteln waren sie bestrebt, den Hergang der Dinge auf den Kopf zu stellen, um zu beweisen, daß es die Zentralmächte waren, die den Krieg verursacht hatten, ohne zu bedenken, daß diese, wenn dies richtig gewesen wäre, doch jedenfalls einen ihnen hierfür günstigeren Moment als jenen, in dem die Machtverhältnisse wie 1 : 3 standen, gewählt haben dürften. Dank ihrer Geschicklichkeit in der Fälschung der öffentlichen Meinung gelang ihnen dies auch in überraschender Weise.

Um eine entsprechende Aufklärung und damit vielleicht einen langsamen Wandel der öffentlichen Meinung in den neutralen und in den Ententeländern anzubahnen, darf unsererseits kein Anlaß versäumt werden, um bei jeder Gelegenheit auf das zurückzukommen, was die Entente so gerne vergessen machen wollte, daß nämlich die letzte Ursache des Ausbruches des Weltkrieges, man mag es wenden wie man will, doch dem Morde von Sarajevo entsprang und daß sich die Mächte sonach, je nach ihrer Parteinahme, in Verteidiger oder in Gegner dieser Mordtat scheiden, daß der Weltkrieg also eine ethische Grundlage besitzt, die zu verrücken selbst den größten Anstrengungen der Ententevölker nie und nimmer gelingen wird.

Der Gedenktag des verruchten Mordes von Sarajevo ist besonders geeignet, dies der Menschheit wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die Erbfeindschaft zwischen Frankreich und England

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès (in Berlin)

Seit dem letzten Drittel des Mittelalters besteht zwischen Franzosen und Engländern eine scharfe Feindschaft, im wahren Sinne des Wortes eine Erbfeindschaft. Ihren Ursprung hatte sie vor allem in dynastischen Gegensätzen!

Den größten Teil Frankreichs besaß in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu Lehen von der französischen Krone — der König von England, Heinrich II. aus dem Hause Anjou, genannt Plantagenet (1154—1189). Er gebot über den gesamten Westen Frankreichs bis hinab zu den Pyrenäen, über die herrlichen Landschaften Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, Aquitanien (Guyenne) und Gascogne. Durch einen vorteilhaften Heiratsplan sollte die reiche Bretagne noch dazukommen, über welche die englischen Könige

Digitized by Google

die Suzeränität bereits 1113 erlangt hatten; die Auvergne und Berry blieben zwischen beiden Herrschern streitig.

Das war tatsächlich der bei weitem größte Teil Frankreichs! Der englische König mit seinem glänzenden Hofe mußte von seinem Lehnsherrn, dem damals ärmlichen französischen Könige, herzlich beneidet werden: den übermächtigen und allzu selbständigen Vasallen, der nur dem deutschen Kaiser an Machtfülle nachstand, von Frankreichs Boden zu entfernen, war die Lebensaufgabe König Ludwigs VII. aus dem Hause Capet (1137—1180).

Sie mißlang ihm, bis auf den Erwerb des normannischen Teiles der lange streitigen Landschaft Vexin. Diesen wiederzugewinnen, trachteten nun mit aller Gewalt die Engländer. Daraus entstanden die langwierigen und wechselvollen Zwistigkeiten zwischen Philipp II. August auf der französischen Seite und Heinrich II. sowie dessen Sohn Richard Löwenherz auf der englischen Seite. Die Todfeindschaft zwischen den beiden Herrschern und ihren Völkern kam deutlich zur Erscheinung auf dem gemeinsamen dritten Kreuzzug (1190—1192), durch dessen Beginn der Ausbruch eines drohenden französisch-englischen Krieges eben noch verhütet wurde. „In jedem Unternehmen, an dem die Könige und ihre Leute beteiligt waren," sagt das Urteil eines damaligen Augenzeugen, „leisteten sie zusammen weniger, als wenn jeder allein gewesen wäre. Der König von Frankreich und seine Leute verachteten den König von England und die Seinen, und umgekehrt." Bald wäre es dazu gekommen, daß Franzosen und Engländer unter dem Kreuzesbanner sich angesichts der Ungläubigen bekämpft hätten.

Daß König Richard auf der Heimkehr in die Gewalt Kaiser Heinrichs VI. geriet und bald nach seiner Befreiung starb, bedeutete einen unerwarteten Glücksfall für Philipp August. Richards Bruder und Nachfolger, König Johann ohne Land, verlor alle Lehen in Frankreich bis auf Guyenne (Aquitanien). Während König Johann seinem Lande im Jahre 1215 in der „Magna charta" die erste Grundlage zur englischen Verfassung hatte geben müssen, gelang Philipp August die Zusammenfassung aller militärischen und wirtschaftlichen Kräfte des Staates in einer dem Absolutismus direkt zustrebenden Monarchie.

In diesem derartig innerlich sich festigenden, nach außen hin sich vergrößernden französischen Staate bildete sich gleichzeitig ein selbstbewußtes Nationalitätsgefühl aus, das gerade in den Kriegen gegen England zur Geltung kam. Denn dort begann zu gleicher Zeit die Verschmelzung der Eroberernation mit der schon lange angesessenen Bevölkerung, die Verschmelzung der französisch-normännischen Nation mit den Angelsachsen.

Der einmal herausgebildete Gegensatz zwischen den beiden Reichen, der allerdings seinen Ursprung in dynastischen Interessen gehabt hatte, dann aber durch Englands zunehmend einseitiger und schärfer werdende Handelsinteressen tiefgehend ausgestaltet wurde, schlummerte nur unter den nächsten englischen Herrschern, deren Tätigkeit durch den Ausbau ihrer Herrschaft nach anderen Richtungen hin völlig in Anspruch genommen war, bis zu Eduard III. (1328 bis

Digitized by Google

1377). Durch seine Mutter Enkel Philipps des Schönen von Frankreich, erhob er Ansprüche auf den französischen Thron und nahm des zum Zeichen Titel und Wappen eines Königs von Frankreich an. Daß beides von seinen Nachfolgern an der britischen Krone bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts unentwegt geführt wurde, war eine Anmaßung, die den Haß der Franzosen dauernd wachhalten mußte. „Kein König Englands ohne Frankreichs Thron," ist bei Shakespeare das Feldzugsprogramm König Heinrichs V. von England im gleichnamigen Drama (II, 2).

Der Haß gegen England erlebte seine völlige Ausbildung gerade in dem von Eduard III. begonnenen, sogenannten Hundertjährigen Krieg (1339 bis 1453); er fand seinen bleibenden Niederschlag in echt patriotisch empfundenen Gedichten von Eustache Deschamps, Olivier Basselin und Alain Chartier. Die Sprache aller dreier Dichter atmet Ingrimm und Verachtung gegen das grausame, herrisch auftretende und treulose Nachbarvolk jenseits des Kanals, das sich in Frankreichs wichtigster Hafenstadt an der Nordküste, in Calais, eingenistet hatte (1347), nachdem die tapferen Einwohner durch Hunger bezwungen worden waren.

„Friede wird ihnen nicht gegönnt, solange sie nicht Calais zurückgegeben haben," wiederholt der Strophenschluß einer „Friedensballade mit den Engländern" des erstgenannten Eustache Deschamps, während der letztgenannte Alain Chartier geradezu Wut und Rache schnaubt gegen die „meineidigen" Engländer, die als alte Feinde Frankreichs mitten im Waffenstillstand die Stadt Fougères in heimtückischem Überfall einnahmen. Sein Haßgesang beginnt mit der freundschaftlichen Mahnung:

„Engelländer, gewöhnt euch ab,
Gegeben Wort sogleich zu brechen,"

und enthält das Eingeständnis:

„Doch sieht man immer euch am Werk,
Wie jeden ihr verraten wollt,
Was Wunder, daß man euch dann grollt
Und Gott anfleht, daß er euch straf'."

Dank den wunderbaren Heldentaten der „Jungfrau von Orleans" hatten die Engländer alle ihre Eroberungen verloren, ausgenommen Calais allein. Umsonst klagte König Karl VII. 1451 darüber, daß die Engländer „rechtswidrig sein Eigentum besetzt halten", umsonst erbot sich zwanzig Jahre später Ludwigs XI. Marschall, Philippe de Crèvecoeur, dazu, „gern zwei Jahre Aufenthalt in der Hölle hinzunehmen für das Vergnügen, die Engländer aus Calais herausjagen zu dürfen".

1475 erschien statt dessen der englische König Eduard IV. an der Spitze eines Heeres in Calais, um „sein Königreich Frankreich zurückzuverlangen". Erst am 6. Januar 1558 fiel die Stadt Calais durch einen kühnen Handstreich

Digitized by Google

Herzogs Franz von Guise wieder in die Hände der Franzosen. 211 Jahre hindurch war sie, nach den Worten des französischen Historikers Henri Martin, „für unsere alten Feinde ein Geiernest zu ihren Raubzügen, die gefährlichste Waffe in ihrer Hand" gewesen, dadurch hatte Frankreich zu Englands Verfügung gestanden. Der Gram über den plötzlichen Verlust der Stadt zwang der Königin Maria Tudor auf dem Sterbebett den Schmerzensruf ab: „Wenn man mir das Herz herausschneidet, wird man darin den Namen Calais eingegraben finden." Die Rückgewinnung Calais', „das ihr von Rechts wegen zugehört", war das Ziel, dessetwegen die große Elisabeth von England ein Bündnis mit den königsfeindlichen Hugenotten 1562 einging; allerdings erfolglos. Wie Elisabeth sich statt dessen für kurze Zeit mit Le Havre (1562/63) begnügen mußte, so der gewaltige Protektor der Republik England, Oliver Cromwell, mit Mardike und Dünkirchen (1657—1662).

Das mehr oder weniger freundschaftliche Verhältnis des Stuartschen Königshauses, der Nachkommen Maria Stuarts, die selbst Königin von Frankreich gewesen war, zu Ludwig XIV. hatte der Wiederaufnahme der alten Feindschaft Platz machen müssen, sobald der Oranier Wilhelm III. den Stuarts auf dem englischen Throne gefolgt war.

Die großen Erbfolgekriege des 18. Jahrhunderts, der spanische (1701 bis 1714) und der österreichische (1740—1748), sowie der Siebenjährige Krieg haben die Kluft zwischen den beiden Nationen in Kultur und nationalem Empfinden nur erweitert. Der Utrechter Friede, welcher 1713 den ersten jener Kriege abschloß, bewies, daß, nach dem Ausdruck des englischen Geschichtsschreibers Sir J. R. Seeley, dieser „in Wirklichkeit der geschäftsmäßigste aller englischen Kriege gewesen war, daß er geführt wurde im Interesse englischer und holländischer Kaufleute, deren Geschäft und Lebensunterhalt auf dem Spiele stand": Denn die drohende Vereinigung des spanischen Reiches mit Frankreich hätte ihnen beinahe die ganze Neue Welt verschlossen.

Gegen Frankreich, das England in Amerika und Indien zum Nachbarn hatte, bildete der Siebenjährige Krieg (1756—1763) die britische Abrechnung. Ihr Schwerpunkt lag in Nordamerika, und dort hatten die Engländer besonders zu Anfang Mißerfolge. Aber Friedrichs des Großen Siege in Deutschland wußte die Politik des älteren Pitt für englische Zwecke auszunutzen. Mit dem Ausspruche: „In Deutschland haben wir Canada erobert," kennzeichnete er den wahren Wert des preußischen Bündnisses für sein Land!

Für Pitt war Frankreich der „unvermeidliche und natürliche Feind". Er hat diesen fast seines ganzen Kolonialreichs und seines Flottenbestandes beraubt. Die Ergänzung bzw. Fortsetzung seines Werkes, soweit es auf die Verdrängung Frankreichs gerichtet war, übernahmen in Indien Lord Clive (1725—1774) und der verbrecherische Warren Hastings (1773—1785 Generalgouverneur). Frankreich blieb nur die Genugtuung, zu sehen, wie die Nordamerikaner das englische Joch abschüttelten, und sie in diesem Heldenkampf zu unterstützen, wobei es sich selbst finanziell ruinierte.

Digitized by Google

Die mehr als fünfviertel Jahrhunderte umfassende Periode von der Vertreibung der Stuarts bis zum Sturze Napoleons I. (1688—1815) schließt im ganzen sieben große europäische Kriege zwischen Frankreich und England ein. Die beiden letzten derselben, welche nur der wegen Englands Treubruch kurzlebige Friede von Amiens (1802) trennte, galten angeblich der Unterdrückung der französischen Revolution. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. bildete nur einen vorgeschobenen sittlichen Beweggrund. In Wahrheit mußte, aus Rücksicht auf die handelspolitischen Interessen der herrschenden Klassen in England, den Franzosen vorerst die Herrschaft über die Niederlande entrissen werden. „Die einzige Tatsache, daß der Zuckerhandel Französisch-Domingos 1782 fast zwei Drittel des ganzen auswärtigen britischen Handels betragen hatte, würde ausreichen, den ganzen Revolutionskrieg, vorzüglich den seit 1803, aufzuhellen."

In diesem Riesenkampfe zwischen den beiden Nationen erwies sich die Kraft des großen korsischen Eroberers als unzureichend. Es fehlte ihm die alte französische Flotte, welche in der großen Revolution so schmählich vernachlässigt worden war, besonders nach der Niederlage bei Abukir (1798). Was er zu ihrem Ersatze mühselig und opferfreudig geschaffen hatte, war bei Trafalgar (21. Oktober 1805) von den Engländern unter Nelson fast restlos vernichtet worden. Der Riesenkampf endete damit, daß England die unbedingte Seeherrschaft errang, den Franzosen einen verhaßten König, seinen Schützling Ludwig XVIII., aufzwang und dadurch sich die Gewähr sicherte, daß die gegnerische Nation durch schwere innere Krisen für die nächsten Jahrzehnte gehemmt und geschwächt blieb.

Frankreich hatte den größten Teil seines Kolonienbestandes — bis auf einen Rest von 150 000 Quadratkilometer — verloren, und zwar zumeist an England. Dieses hinderte auch nach Kräften französische Kolonialvermehrungen, suchte vor allem, in der Sorge um die Wahrung seiner Oberherrschaft im Mittelmeere, durch Drohungen die Franzosen von einer Festsetzung an der afrikanischen Nordküste abzuschrecken, deren seeräuberische Barbareskenstaaten geheime Verbündete Englands waren. Nichtsdestoweniger besetzten die Franzosen am 9. Juli 1830 die Stadt Algier. England mußte sich dort zu Konzessionen verstehen, um die Franzosen aus Belgien, wo sie ihm bedrohlicher waren, herauszubringen und von Ägypten fernzuhalten.

In jener Zeit, am 5. Mai 1833, kennzeichnete sehr treffend der englische Staatsmann Marquis of Londonderry die gegenseitige Stimmung der beiden Nationen — wie zwischen Katze und Hund — durch folgende Wendungen: „Die beiden Länder sind eifersüchtiger, gehässiger und verabscheuen einander mehr als ehedem. Palmerston und Talleyrand, die leitenden Staatsmänner in England und Frankreich, fürchten Tag für Tag, daß einer dem anderen einen Vorsprung abgewinne. Beide sind argwöhnisch, und unter der Maske der Freundschaft schlummert derselbe tödliche Haß, wie er von jeher die Beziehungen der beiden Reiche gekennzeichnet hat."

Digitized by Google

Der Sinn dieser Äußerungen aus dem Jahre 1833 entspricht jener vorhin erwähnten Beobachtung eines Zeitgenossen aus dem Jahre — 1191, also um fast $6^1/_2$ Jahrhunderte früher!

Napoleons organisatorische und strategische Überlegenheit hatte einen ganz besonders nachhaltigen Eindruck bei seinen Todfeinden hinterlassen: die stete Angst vor einer französischen Überrumpelung über den Kanal hinweg, wie er sie 1804/05 vorbereitet hatte. Während des ganzen 19. Jahrhunderts verfehlte jene Angst nicht, vor allem auf das britische Parlament einschüchternd zu wirken, dieses für Armee- und besonders für Flottenvergrößerungspläne gefügig zu machen. Zwischendurch gelang es den Politikern an der Themse, dem England geneigten Neffen des großen Korsen den freihändlerischen Handelsvertrag vom 29. Januar 1860 zu entwinden, der ihrer Nation auf Kosten des französischen Volkes beträchtliche Vorteile auf dem französischen Markte sicherte.

Weitere diplomatische Siege mit schwerwiegenden wirtschaftlichen und politischen Folgen erfocht die britische Politik in Nordafrika; sie gewann ein Übergewicht am Suezkanal, den eine französische Gesellschaft unter Ferdinand v. Lesseps erbaut hatte, mittels Ankaufs der Kanalaktien des ägyptischen Vizekönigs Ismael, — sodann in Ägypten: Hier bereitete die Übernahme der Finanzüberwachung in Wahrheit die Besetzung des Landes (1882) und die endgültige Annexion (1914) vor.

Aus ihrem Gefühl, Herren Ägyptens zu sein, ist dann im September 1898 der Zusammenstoß der Engländer mit den Franzosen in Faschoda erfolgt, das letztere unter dem Hauptmann Marchand schon zwei Monate zuvor besetzt hatten. Vor den kriegswütigen Briten, die bereits mit einem Geschwader vor Bizerta das französische Tunis bedrohten, mußten die Pariser Politiker zurückweichen, auf ihre teuere Eroberung verzichten. Der englische Premierminister Lord Salisbury konnte sich nicht versagen, ihnen im hämischen Spott den Rat zu geben: „In der Sahara ist leichter Boden genug, wo der gallische Hahn nach Belieben scharren kann."

Wo immer Frankreich zum Ersatz für seine in den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen verlorenen Gebiete neue koloniale Eroberungen gesucht, hatte es mit der Mißgunst, mit der kleinlichen Eifersucht des neidischen England zu kämpfen gehabt. Faschoda aber war nach dem Ausdruck des Geschichtsschreibers der französischen Kolonialgeschichte Darcy „das Symbol der Abdankung Frankreichs vor der englischen Vorherrschaft" geworden.

Dieses Ergebnis der mehrere Jahrhunderte währenden Kämpfe zwischen beiden Nationen ist seitdem nicht verändert, sondern nur bestätigt und verstärkt worden durch Frankreichs Verträge und Bündnisabmachungen mit dem alten Gegner, durch die wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeit von Großbritannien, in die sich die Franzosen im gegenwärtigen Weltkriege haben hineindrängen lassen, durch das erneute Einnisten der Engländer auf französischem Boden, durch die Desannexion des einst (1347—1558) englischen

Digitized by Google

Calais! Eine formell „auf 99 Jahre“ vorgesehene Verpachtung Calais' an England soll sogar vertragsmäßig abgeschlossen sein!

Können denn die Franzosen, nachdem Jahrhunderte hindurch stets erneuerte und vergrößerte nationale Gegensätze beiden Völkern in Fleisch und Blut übergegangen sind, sich wirklich einbilden, daß ihre Interessen von den Engländern vertreten, selbstlos gewahrt werden?!

Indem Frankreich sich in seiner unsagbaren Verblendung vielmehr in den Dienst der Interessen des alten Erbfeindes gestellt hat, verblutet es sich!

Und eine eigene Bedeutung, eine eigene Erfüllung erhält nun ein anderer Ausspruch von Shakespeares Heinrich V. aus dem oben zitierten Drama, in welchem Englands größter Dichter nach einem Ausdrucke Professor Alois Brandl's „die großbritannische Idee gegen den eben abgefallenen französischen Bundesgenossen mobilisierte“ (I, 2):

„Da Frankreich unser, wollen wir vor uns
Es beugen, oder ganz in Stücke brechen.“

Das erstere ist dem feindlichen England in jenen hartnäckigen Kämpfen weder je völlig, noch je auf längere Dauer geglückt, das andere aber gelingt ihm jetzt!

Das neue Preußen

Von parlamentarischer Seite wird uns geschrieben:

Unter schweren und langwierigen Kämpfen wird das neue Preußen geboren; aber daß es aus diesen Kämpfen, auf deren Ausgang selbst das Ausland lauscht, dennoch siegreich hervorgehen wird, darüber kann kein Zweifel herrschen: tempus docebit.

„In dem ungeheuren Erleben dieses Krieges wird ein neues Geschlecht groß. Die ganze waffenfähige Mannschaft, geeint durch kameradschaftliche Treue bis in den Tod, schirmt Staat und Volk. Der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wird auch im Frieden fortwirken in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes am Staate. Er wird unsere öffentlichen Einrichtungen durchdringen und lebendigen Ausdruck finden in unserer Verwaltung, unserer Gesetzgebung und in der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften.“

Mit diesen Worten ward am 13. Januar 1916 der preußische Landtag eröffnet, dem das große Verfassungswerk anvertraut wurde, das seit vielen Monaten die öffentliche Meinung ganz Deutschlands ununterbrochen beherrscht. Aber wer geglaubt hatte, die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses würden von dem Geiste dieser Worte der Thronrede getragen sein,

Digitized by Google

dem Geiste gegenseitigen Verstehens und Vertrauens, fühlt sich bitter enttäuscht: in dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, hat das Abgeordnetenhaus die Verfassungsreform in einer Gestalt verabschiedet, die keine Verständigung mit der Regierung erhoffen läßt, und unser Staatsleben scheint daher den schwersten Erschütterungen entgegenzugehen.

Im Juniheft dieser Zeitschrift hat ein hervorragendes Mitglied des Herrenhauses, der Träger eines historischen Namens, Graf Yorck von Wartenburg, eine Reihe von Betrachtungen über die Verfassungsreform veröffentlicht, die zum Widerspruch herausfordern, und ich mache daher von der liebenswürdigen Erlaubnis des Herausgebers dieser Zeitschrift gerne Gebrauch, diese wichtigste Frage unserer ganzen inneren Politik von einem anderen Standpunkte aus zu beleuchten und zugleich die Richtlinien zu kennzeichnen, die die preußische Regierung, deren Leiter klipp und klar erklärt hat, daß er mit dem gleichen Wahlrecht stehe und falle, innehalten muß, wenn anders die schwersten Erschütterungen unseres Staatslebens uns erspart bleiben sollen.

Graf Yorck ist der Vertreter jener agrarisch-konservativen Richtung, die jahrzehntelang der preußischen Regierung ihr Gepräge gegeben hat. Die Ausführungen des Grafen über die Herrenhausreform atmen jenen Geist, der nichts wissen will von dem neuen Preußen, an dessen Wiege wir stehen und das sich aus diesem blutigen Völkerringen — wie ein Phönix aus der Asche — erheben wird. Es ist wie vor hundert Jahren, wo das alte Preußen Friedrichs des Großen dem neuen Preußen der Stein und Hardenberg weichen mußte, obwohl die preußischen Stände ihm den heftigsten Widerstand entgegensetzten und den Untergang des Staates prophezeiten, weil Friedrich Wilhelm III. die Erbuntertänigkeit der Bauern aufhob, unter Beseitigung der Staatsomnipotenz die Selbstverwaltung einführte und die Gewerbefreiheit begründete — kurz: alle jene Reformen ins Leben rief, die der Entwicklung des preußischen Staates zum modernen Rechts- und Verfassungsstaat endlich die Bahn frei machten: „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung," so hieß es in der berühmten Denkschrift Hardenbergs über die Reorganisation des preußischen Staates,[1]) „dies scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeitgeist." Muten uns diese Worte nicht an, als seien sie gestern gesprochen? Aber wie damals, so bleiben heute die Ohren aller derer gegen solche Wahrheiten taub, die durch die Einlösung des im Erlasse vom 11. Juli 1917 feierlich gegebenen königlichen Wortes — plus royalistes que le roi — „die Monarchie gefährdet sehen". Den Geschichtskenner können diese Unkenrufe freilich nicht täuschen: erschollen sie doch jedesmal, wenn eine neue Zeit heraufzog; und nichts ist vielleicht kennzeichnender dafür als die Tatsache, daß bei der Krönung König Wilhelms I. in Königsberg, als der Monarch den Eid auf die Verfassung ablegte, aus den Reihen derer, die bisher die Zügel der Regierung geführt hatten, der Ruf ertönte: „Finis Borussiae!"

[1]) Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg vom Jahre 1806 bis 1813. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1877.

Digitized by Google

Aber glücklicherweise denken nicht alle Konservativen so engherzig. Vor mir liegt das Tagebuch eines Mannes aus märkischer Adelsfamilie, der schon als Jüngling von 17 Jahren den Feldzug von 1806 und später die Freiheitskriege mitmachte, auch lange Jahre dem Herrenhause als erbliches Mitglied angehörte und erst im Jahre 1881, im Alter von fast 92 Jahren, starb. Dieser Edelmann von altem Schrot und Korn ist der Meinung, daß Reformen die entscheidenden Mittel gegen Revolutionen sind, welcher Art diese auch sein mögen; „indes dürfen sie nicht zu lange verschoben werden". Und das konservative Prinzip gestattet nach seiner Anschauung, da es nicht ein starres Festhalten an dem bedeutet, was einst war, „recht eigentlich den notwendigen Fortschritt; ohne zu zerstören, was Fortdauer verdient, muß es Änderungen veranlassen zur Erhaltung des Friedens und der Zufriedenheit". Denn „nur da, wo sich der Geist frei entwickeln kann, schreitet ein Volk harmonisch vorwärts". Und ganz ähnlich sagt der bekannte Berliner Historiker Friedrich Meinecke:[1]) „... Die preußischen Konservativen sind ein Element von einer geschichtlichen Lebenskraft und Fruchtbarkeit, das wir auch in einem freieren Staatsleben nicht missen wollen. Nur ihre ins Kraut geschossene Macht gilt es zu beschneiden, allerdings mit ganz energischer Schere. Denn sie hemmt auf den Spitzen des Staatslebens die freie Entfaltung eines einheitlichen Reichswillens, und sie hemmt in den Tiefen und Grundlagen des Staatslebens das Schönste und Heilvollste, was der Krieg uns im Innern beschert hat — die Gewinnung der Arbeitermassen für den nationalen Staat, die Nationalisierung der ganzen Nation."

Damit deutet Meinecke zugleich den eigentlichen Zweck und das Hauptziel der Verfassungsreform an: es gilt in der Tat, die Arbeitermassen für den nationalen Staat zu gewinnen. Und daß dieses Ziel glücklich erreicht werden wird, dafür bietet uns, wie mir scheint, die in diesen Tagen vollzogene Neubesetzung des Reichstagspräsidiums einen neuen, schönen Beweis dar: ein Vertreter der sich zum Vaterlande, zum Nationalstaat bekennenden Sozialdemokratie ist ins Präsidium gewählt worden, nachdem er auf Grund eines einmütigen Beschlusses seiner Fraktion erklärt hatte, daß er sich allen, auch den höfischen, Pflichten seines hohen Amtes unterwerfen werde. Wer hätte noch vor wenigen Jahren eine solche erfreuliche Entwicklung der Partei für möglich gehalten, die einst als „vaterlandslose Gesellen" gebrandmarkt wurde? „Wir können," so sagt Professor Meinecke (a. a. O., S. 107), „in Zukunft vor unseren sozialdemokratischen Volksgenossen nicht mehr die Augen aufschlagen, wenn wir ihnen, die in heroischer Anstrengung mit allen übrigen Schichten der Nation gewetteifert haben, auch ferner die politische Gleichberechtigung im preußischen Staatsleben versagen." War es nicht vor hundert Jahren ganz ebenso? Waren es nicht auch damals die breiten Volksmassen, die sich an Vaterlandsliebe, Opferwilligkeit und Hingebung von niemand übertreffen ließen? Darüber liegen gewichtige Zeugnisse vor, von denen ich hier

[1]) Probleme des Weltkrieges, S. 105. Verlag von R. Oldenbourg, München 1917.

Digitized by Google

nur eines anführen möchte. Schon im Jahre 1808 hatte Boyen, der Schöpfer des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht, den König gebeten, eine preußische Volksvertretung einzuberufen, und er tat es mit den Worten: „Noch belebt das Gefühl treuer Anhänglichkeit an Eure Königliche Majestät den bei weitem größten Teil Ihrer Untertanen, und besonders die niederen Stände sind, wenn sie liebreich ermuntert und geleitet werden, großer Aufopferung fähig. Es schlummern nur die Kräfte, aber die Menschen im Osten sind nicht schlechter als die im Westen, und jedes Volk will nur seine eigene Behandlung, um es für Gott, König und Vaterland zu begeistern."[1]) Damals wurden solche vorurteilslosen, freimütigen Worte vergeblich gesprochen: die Krönung des Stein-Scharnhorstschen Reformwerkes durch eine Verfassung wurde vereitelt. Soll der große Moment heute wiederum ein kleines Geschlecht finden?

Ich hoffe es nicht, wenn auch eine Verständigung mit veralteten Anschauungen ausgeschlossen erscheint. Auch ist in diesem Augenblicke noch nicht zu erkennen, ob es möglich sein wird, das Staatsschiff, das uns das neue Preußen bringen soll, in den Hafen zu steuern, ohne auf Klippen zu stoßen. Und doch darf man selbst in diesem Augenblicke die Hoffnung nicht aufgeben, daß uns das Äußerste, die Auflösung des Abgeordnetenhauses mit allen ihren Folgewirkungen, in einer Zeit erspart bleiben wird, wo unser Volk noch um sein ganzes Dasein ringen muß.

Wie stehen die Dinge? Das Abgeordnetenhaus hat in seiner Sitzung vom 11. Juni den § 3 der Wahlrechtsvorlage, der gerade an der Stelle eine Lücke zeigte, an der die eigentliche Reform einsetzte, in einer Gestalt angenommen, die für die Regierung völlig unannehmbar ist. Denn der Grundsatz des gleichen Wahlrechts, der für die Regierung die conditio sine qua non ist, wird durch diesen Beschluß verlassen. In der Begründung der Regierungsvorlage heißt es wörtlich — und diese Worte verdienen immer wieder hervorgehoben zu werden —:

„Mit diesen grundlegenden Erlassen[2]) zieht die preußische Krone die große innerpolitische Folgerung dieses Weltkrieges. Wie auch sonst bei großen Reformhandlungen, die die einzelnen Perioden der preußischen Staatsgeschichte kennzeichnen, so hat in dieser bedeutsamen Frage die Krone die Führung übernommen. Die Zeit nach dem Kriege wird den preußischen Staat vor Aufgaben stellen, deren Schwierigkeit alles bisher gekannte Maß übertrifft, vor Aufgaben, die an die Opferwilligkeit, an die Organisationskraft, an das soziale Empfinden, an die Arbeitsfreudigkeit des Volkes gewaltigste und völlig neue Anforderungen stellen werden. Ist das Volk durch den Weltkrieg, der seine Kräfte aufs höchste gespannt und unterschiedslos von jedem einzelnen Staatsbürger die gleichen Leistungen, die gleichen schweren Opfer für Bestand und Zukunft des Vaterlandes gefordert hat, über das bestehende Klassenwahlrecht

[1]) Vgl. Meinecke, a. a. O., S. 86 f.

[2]) Gemeint sind natürlich die Osterbotschaft und der Julierlaß.

Digitized by Google

hinausgewachsen, so wird diesem reifgewordenen Volke die Mitwirkung an der Fülle jener Staatsaufgaben auf dem Boden staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit ohne Bedenken anvertraut werden können. Das unumschränkte Vertrauen in das Volk, auf dem die Einräumung des gleichen Wahlrechts beruht, wird der Lösung jener neuartigen Aufgaben zugute kommen. Sie wird getragen sein von dem allgemeinen Vertrauen und Verständnis des Volksganzen, dessen sie unbedingt bedarf. So führt der Krieg das Interesse der Bevölkerung an einer durchgehend gleichen Verteilung der politischen Rechte und das Interesse des Staates an der wahrhaft volkstümlichen Bewältigung größter und schwerster künftiger Friedensaufgaben auf dem Boden des vorliegenden Wahlgesetzes zusammen."

Der Beschluß des Abgeordnetenhauses aber mit seinem Mehrstimmenrecht für Wähler im Alter von 50 Jahren und für bestimmte Wählerkategorien bricht auch die letzten Brücken zu einer Verständigung ab, weil er geradezu eine Entrechtung der Arbeiter und auch nach nationalliberaler Anschauung eine Verkehrung des gleichen Wahlrechts in sein Gegenteil bedeutet; und so scheint sich der Konflikt immer mehr zuzuspitzen, wenn nicht die Lösung der Krisis gerade von jener Stelle aus erfolgen sollte, von der man sie am allerwenigsten erwartet hatte. Die Regierung scheint in der Tat ihre Hoffnungen auf die politische Einsicht des Herrenhauses zu setzen, das, wie schon der Abgeordnete v. Kardorff in seiner vortrefflichen Rede andeutete, in seiner Mehrheit sich den Staatsnotwendigkeiten nicht verschließen will, die keinen Aufschub leiden. Ob diese Erwartung nicht trügt, muß man abwarten. Es leuchtet aber ein, daß das Herrenhaus in jedem Fall gewisse „Sicherungen" schaffen, gewisse „Brustwehren" errichten will, um einer allzu starken Radikalisierung unserer Verfassung vorzubeugen. Es entsteht daher die Frage, ob diese „Brustwehren" derart sein werden, daß sie diejenigen Parteien nicht in die Opposition drängen, die jetzt die Stütze der Regierung bilden. Eine Wahlreform, die den breiten Massen des Volkes entgegenkommen und sie dadurch für den nationalen Staat, dem sie so lange entfremdet waren, wiedergewinnen will, kann nie und nimmer der Zustimmung ihrer parlamentarischen Vertreter entraten.

Nun hat schon das Abgeordnetenhaus eine Anzahl solcher „Sicherungen" in das Gesetz aufgenommen, die dem angeführten Zwecke dienen sollen, und es steht noch dahin, ob die Parteien der Linken diese „Sicherungen", zu denen noch die konfessionellen des Zentrums kommen, in den Kauf nehmen werden. Darüber kann heute noch nichts Bestimmtes gesagt werden, denn man wird zunächst abwarten müssen, ob das Herrenhaus das Vertrauen rechtfertigt, das ihm die Regierung entgegenzubringen scheint, und das Prinzip des gleichen Wahlrechts wiederherstellen wird, das das Mehrstimmenrecht der Mehrheit des Abgeordnetenhauses beseitigt hat. Sollte das Herrenhaus diese Hoffnung verwirklichen, so würde das „Altertumskabinett", wie es schon vor Jahren von hervorragenden konservativen Männern, die ihm selber angehörten, bezeichnet wurde, sich um das Vaterland wohl verdient machen, und es würde zugleich

Digitized by Google

seine Existenzberechtigung erweisen, die von einem großen Teile der Linken bekanntlich bestritten wird.

Indes — wir wiederholen —: das alles sind Vermutungen, die man äußern, Hoffnungen, die man selbst in diesem Augenblicke aussprechen darf, wo wiederum das Chaos herrscht und das ganze Reformwerk in Frage gestellt zu sein scheint. Erst die nächsten Wochen werden darüber Klarheit bringen, ob der große Wurf dennoch gelingen wird. Wenn im Juli die durch die Verfassung vorgeschriebene wiederholte Abstimmung über den Beschluß vom 11. und 12. Juni ohne jede Abänderung erfolgen wird, so daß das ganze Gesetz, auf dessen Einzelheiten einzugehen hier nicht der Ort ist, dem Herrenhause vorgelegt werden kann, erst dann wird sich zeigen, ob die Verständigung, auf die die Regierung immer noch hofft, im Bereiche der Möglichkeit liegt.

Der Vaterlandsfreund kann nur hoffen und wünschen, daß diese Verständigung zustande kommen möge. Denn von welcher Seite man auch das ganze Reformwerk betrachten mag: an dem feierlich gegebenen Königswort darf man nicht drehen und nicht deuteln, und es muß eingelöst werden, wenn die Monarchie nicht dauernden Schaden erleiden, wenn die dynastischen Grundlagen des preußischen Staates nicht gefährdet werden sollen. Und darum muß jeder, der diese Erschütterungen unseres Staatslebens verhüten will, das Seinige zum Gelingen des Werkes beitragen. Nachdem Preußens Krone dem preußischen Volke das denkbar höchste Maß von Vertrauen geschenkt hat, „muß und wird sich die Staatsregierung," wie der Minister des Innern Dr. Drews in der ersten Lesung der Gesetzesvorlage im Abgeordnetenhause erklärte, „mit allen ihr verfassungsmäßig zu Gebote stehenden Mitteln dafür einsetzen, daß das gleiche Wahlrecht Gesetz wird". Und deshalb, meine ich, müßten auch diejenigen dem Vaterlande das Opfer bringen, für die es — wie für den Grafen Yorck — ein solches ist, und dem großen Reformwerke ihre Zustimmung nicht vorenthalten, wie der Reichskanzler mahnte, „im Interesse einer wahrhaft staatserhaltenden Politik und der gedeihlichen, friedlichen Entwicklung des Staates, möglicherweise sogar der Verhütung schwerer Erschütterungen". Geschieht dies, dann wird nach den schönen Worten der Osterbotschaft unserem „treuen, tapferen und hochentwickelten Volke" das Recht zuteil, das es nach solchen Opfern, „heilig großen", wie kaum ein anderes Volk der Erde, in so hohem Maße verdient.

Digitized by Google

Zur Frage der Verbesserung des deutschen auswärtigen Dienstes

Von dem

Kaiserlichen Gesandten a. D. Dr. Michahelles

Die Tatsache, daß im gegenwärtigen Weltkriege die Mehrzahl der europäischen Staaten unsere Feinde teils waren, teils es noch sind, hat bewiesen, daß der deutsche auswärtige Dienst seine Aufgabe, für die Sicherheit des Reiches auf politischem Gebiet zu sorgen, vor dem Kriege nicht ausreichend zu erfüllen verstanden hat. Um klarzustellen, wo und in welcher Richtung für die Zukunft Verbesserungen einzusetzen haben, wird es erforderlich sein, die Ursachen zu beleuchten, die zur Herbeiführung der gegenwärtigen Lage, d. h. der Lage bei Ausbruch des Krieges, mitgewirkt haben.

Die überragende Persönlichkeit des ersten Reichskanzlers und seine langjährige Führung der politischen Geschäfte des Reiches haben naturgemäß dem Dienstbetrieb des Auswärtigen Amtes ihren Stempel aufgedrückt, und zwar in dem Sinne einer straffen Zentralisierung und einer strengen Unterordnung aller Behörden im Auslande unter die Zentralstelle in Berlin, wie es prägnant in dem bekannten Ausspruch des Fürsten Bismarck: „Meine Botschafter müssen einschwenken wie Unteroffiziere," zum Ausdruck gekommen ist. Das System bewährte sich, solange ein starker, einheitlicher Wille den ganzen auswärtigen Dienst des Reiches beherrschte und zugleich die Politik im wesentlichen eine europäische war, bei der die wechselnden Gruppierungen der Mächte und deren Folgen von der Zentralstelle übersehen werden konnten. Bis 1890 blieb die europäische Festlandspolitik die Hauptsache, wobei der unbestrittenen Autorität des Fürsten Bismarck die leitende Rolle zufiel. Aus seiner Beherrschung der Situation innerhalb Europas ist wohl zu erklären, warum er nur zögernd und ungern den kolonialen Bestrebungen des deutschen Volkes Rechnung trug, weil sie zu Reibungen und Gegensätzen führen mußten, deren Rückwirkung auf Europa nicht vorauszusehen war. Nach dem Rücktritt des ersten Kanzlers erlitt der auswärtige Dienst in seinen Grundzügen und Gepflogenheiten unter seinen Nachfolgern nur geringe Veränderungen, obwohl allmählich durch die gewaltige Ausdehnung der überseeischen Interessen Deutschlands sowohl, als auch durch die Entwicklung der Vereinigten Staaten und Japans zu wirklichen Großmächten mit aktiver auswärtiger Politik die Weltlage eine einschneidende Umgestaltung erfuhr. Während einerseits durch das Eingreifen neuer Faktoren die auswärtigen Beziehungen schwieriger und komplizierter wurden und daneben die Leitung des Auslandsdienstes nicht mehr in den sicheren und geübten Händen ruhte, beanspruchte andererseits die Zentralstelle nach wie vor, in allen Einzelheiten direkt zu entscheiden und den Dienstbetrieb rein bureaukratisch zu regeln, den sie nicht mehr wie früher zu überblicken imstande war. Unter dem Druck der ständig wachsenden Geschäfte kam

Digitized by Google

die eigentliche politische Leitung zu kurz, man half sich so gut es ging über die Tagesschwierigkeiten, ohne klare, weitgesteckte Ziele zu verfolgen, und infolgedessen erlitt das Ansehen des Reiches im Ausland Einbuße, indem die übrigen Mächte das Vertrauen in die Stabilität und die Folgerichtigkeit der deutschen Politik verloren. Mit der Vereinsamung Deutschlands ging Hand in Hand eine Unterschätzung seiner inneren Stärke; das Auswärtige Amt besaß nicht die Fähigkeit, sich den veränderten Umständen anzupassen und durch Presse und Nachrichtendienst den ungünstigen Wirkungen entgegenzuarbeiten, die seine auf Erhaltung des Friedens gerichtete Politik, die vielfach als Schwäche gedeutet wurde, bei den übrigen Völkern hervorgerufen hatte. Die bisherige Methode der politischen Geschäftsführung hatte sich überlebt, es genügte eben nicht mehr, die auswärtige Politik wie eine Verwaltung zu betreiben, seitdem dynastische und höfische Gesichtspunkte durch neue wirtschaftliche Erfordernisse mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurden.

Eine derartige Wandlung in den Aufgaben und Zielen der deutschen Politik wird nach dem Abschluß des Weltkrieges noch schärfer zum Ausdruck kommen, wenn es gilt, die geschlagenen Wunden zu heilen und Sicherheit dafür zu schaffen, daß dem Reiche eine ähnliche Lage wie im August 1914 erspart bleibt. Soll Deutschland die schweren, durch den Krieg ihm aufgebürdeten Lasten zu tragen imstande sein, so müssen sein Auslandshandel und seine Ausfuhrindustrie baldmöglichst wiederhergestellt werden, und diesem Erfordernis wird die Reichsregierung Rechnung zu tragen haben durch Einleitung einer mehr nach kaufmännischen und geschäftlichen Gesichtspunkten geführten Politik. Starres Festhalten an Prinzipien und doktrinäre Gerechtigkeitsliebe dürfen dem Endzweck jeder Politik, nämlich den großmöglichsten Nutzen für das Vaterland zu erzielen, nicht im Wege stehen; es kommt künftig darauf an, überall in der Welt die jeweilige Gunst des Augenblicks rücksichtslos auszunutzen, und die Entschlußfähigkeit der Behörden im Auslande darf nicht durch bureaukratische Ängstlichkeit gelähmt werden. Daher geht es mit dem bisherigen System nicht weiter, nach dem das Auswärtige Amt in jeglicher Angelegenheit vorher befragt sein will; die diplomatischen Missionen sind selbständiger zu stellen und dazu mit den nötigen Mitteln auszurüsten.

Selbstverständlich lassen sich die großen Richtlinien der Politik nur in Berlin bestimmen und sind wie bisher von den Auslandsbeamten streng zu befolgen; allein wie im einzelnen der Vorteil des Reiches und der Reichsangehörigen draußen wahrgenommen werden kann, ist in erster Linie der Entscheidung des an Ort und Stelle befindlichen Beamten zu überlassen. Von ihm sollen nicht nur Anregungen an die Zentrale ausgehen, sondern er hat — zumal in entfernteren Gegenden — selbständig einzuschreiten, wenn eine Verzögerung die Umstände ungünstig beeinflussen würde, und er darf vor der Verantwortung eigenen Handelns nicht zurückschrecken. Jede diplomatische Behörde ist nicht nur zur Ausführung der Aufträge aus der Heimat berufen, sie soll vielmehr ein selbsttätiges Zentrum für alles bilden, was in ihrem Amts-

Digitized by Google

bezirk an deutschen Interessen vorhanden ist; zu dem Behuf hat sie, mehr als dies bislang üblich war, die Konsulate ihres Bezirkes zur gemeinsamen Mitwirkung heranzuziehen und jeglichen Einfluß wirksam zu verwerten, der durch die deutsche Kaufmannschaft, deutsche Banken, Zeitungen, Schulen oder sonstige Unternehmungen und Anstalten begründet ist. Andererseits muß sie mit den nötigen Hilfsmitteln versehen werden, um mit Erfolg arbeiten zu können; so hat das Reich zunächst für eine würdige Unterkunft zu sorgen, woran es beispielsweise in ganz Südamerika vollständig fehlt, und ferner muß ihr bei einer deutschen Bank, die heute in fast jeder Landeshauptstadt zu finden ist, ein offener Kredit eingeräumt werden, damit sie jederzeit die Gelder zur Hand hat, die zur Ausdehnung ihres Einflusses aufgewendet werden müssen. Dabei kann sie nicht zu jeder Ausgabe vorgängig die Genehmigung des Auswärtigen Amtes einholen, sie muß über die sachgemäße Verausgabung öffentlicher Gelder selbst entscheiden, und dafür hat jeder Missionschef seiner vorgesetzten Behörde persönlich verantwortlich zu sein.

Wird auf solche Weise die Zentralstelle durch eine selbständigere Geschäftsführung der Missionen im Ausland entlastet, so sollte sie andererseits durch bessere Informierung dafür sorgen, daß die Tätigkeit ihrer Vertreter im Rahmen ihrer Intentionen ausgeübt wird. Dazu genügt nicht lediglich die Mitteilung der Berichte der übrigen diplomatischen Behörden, sondern in Tagesfragen müßte außerdem eine Benachrichtigung über die Auffassung und Stellungnahme der Reichsregierung ergehen, damit der Vertreter draußen die Regierung, bei der er beglaubigt ist, auf Wunsch zu orientieren vermag. Je besser der Vertreter über die Absichten seiner Regierung unterrichtet ist, um so wirksamer vermag er sie im Auslande zu unterstützen und zu fördern.

Werden nun für die Chefs der Auslandsbehörden künftig die Anforderungen gesteigert, so sind naturgemäß für ihre Vorbildung und Auswahl neue Bedingungen aufzustellen. In erster Linie muß mit dem System der einseitigen juristischen Ausbildung gebrochen werden; es stellt eine Arbeits- und Zeitverschwendung dar, von der Mehrzahl der Auslandsbeamten die Ablegung des juristischen Assessorexamens zu verlangen, wo sie in ihrer späteren Laufbahn nie ein Prozeßverfahren zu leiten oder ein richterliches Urteil zu fällen haben. An die wenigen Plätze, wo, wie in China, konsularische Gerichtsbarkeit noch eine Rolle spielt, lassen sich Richter entsenden, die auf Zeit den Konsularbehörden beigeordnet werden, ohne zum eigentlichen auswärtigen Dienst zu gehören. Für die künftigen Auslandsbeamten genügt nach Ablegung der Referendarprüfung eine kurze Tätigkeit bei einer Justiz- oder Verwaltungsbehörde, damit sie den heimischen Behördenorganismus und dessen Dienstbetrieb praktisch kennen lernen, und das Hauptgewicht ihrer Vorbildung ist auf gründliche volkswirtschaftliche Kenntnisse und die Beherrschung fremder Sprachen, tunlichst des Englischen, Französischen und Spanischen, zu legen. Diese Voraussetzungen haben sie vor der Zulassung zum auswärtigen Dienst durch eine Prüfung nachzuweisen, und zwar einerlei, ob sie ihre Verwendung

Digitized by Google

im diplomatischen oder konsularischen Dienst beantragen. Heutzutage hat es keinen Zweck mehr, für beide Dienstzweige verschiedene Vorbedingungen festzusetzen; wird bei gleichmäßiger Vorbildung aller Anwärter das Auswärtige Amt in die Lage versetzt, unter ihnen die geeigneten Persönlichkeiten für jeden Posten auszusuchen, so wird damit von selbst den vielfach geäußerten Klagen, daß die Diplomaten aus einem zu engen, durch Familienverbindungen, Vermögen und ähnliche von der persönlichen Tüchtigkeit unabhängige Umstände bedingten Kreise ausgewählt werden, der Boden entzogen. Was sodann die praktische Anleitung der Anwärter betrifft, so ist auf selbständiges Arbeiten und Initiative Gewicht zu legen, und es empfiehlt sich, ihnen Spezialaufgaben zuzuweisen, bei deren Erledigung sie ihre Eignung für leitende Stellen nachweisen können. Ferner sollte mehr, als es bisher üblich war, ein Austausch von Beamten im äußeren und inneren Dienst stattfinden, damit in der Zentralstelle der Einseitigkeit und dem Schematismus entgegengewirkt wird, die sich in großen Betrieben nur zu leicht einbürgern.

Dasselbe Prinzip der Dezentralisierung, das für das Ausland befürwortet wird, sollte gleichfalls im inneren Dienst des Auswärtigen Amtes zur Anwendung kommen, denn gegenwärtig wird den leitenden Stellen zuviel zugemutet, und Staatssekretär wie Unterstaatssekretär befinden sich im Zustande chronischer Überarbeitung. Der Staatssekretär wäre von allen Verwaltungsgeschäften tunlichst zu entlasten, damit er mit gesunden Nerven sich den großen Macht- und Bündnisfragen widmen kann, wozu der Verkehr mit den fremden Missionschefs hinzukommt, ferner die Beziehungen zu den Leitern der übrigen Reichsämter pflegt, im Reichstage und der Öffentlichkeit gegenüber die auswärtige Politik vertritt und daneben Muße hat, mit hervorragenden Persönlichkeiten des Handels, der Hochfinanz und der Industrie in Fühlung zu bleiben. Unter ihm hätten sich drei Unterstaatssekretäre in die laufenden Geschäfte zu teilen, von denen der erste jederzeit zur Vertretung des Staatssekretärs verfügbar ist und insbesondere die politische Abteilung leitet; außerdem wäre ihm die Rechtsabteilung zu unterstellen, deren Tätigkeit, wie z. B. bei Rechts- und Niederlassungsverträgen und Fragen des internationalen Rechts, vielfach in das politische Gebiet fällt. Der zweite Unterstaatssekretär hätte alles, was in die Handelspolitik gehört, deren Bedeutung nach dem Kriege erheblich wachsen wird, und damit alle Handels- und Tarifverträge zu bearbeiten. Dem dritten Unterstaatssekretär würden die Personalien, der Presse- und Nachrichtendienst und die Aufsicht über die inneren Bureaus des Auswärtigen Amtes sowie das Kassenwesen zufallen.

Schließlich sei noch auf einen Umstand hingewiesen, der nicht durch Maßregeln abgeändert werden kann, sondern zu den Imponderabilien gehört, die durch die persönlichen Eigenschaften des Chefs auf den ganzen Dienst einwirken. Wie heute jeder Offizier unbedingte Zuversicht zu der Obersten Heeresleitung hegt, so muß auch jeder Beamte des auswärtigen Dienstes volles Vertrauen zu seinen Vorgesetzten und die Überzeugung besitzen, daß er bei ihnen den Rück-

Digitized by Google

halt findet, ohne den er in seiner exponierten Stellung im Ausland nicht nachdrücklich und erfolgreich wirken kann. Unter dem Fürsten Bismarck war ein solches Solidaritätsgefühl im auswärtigen Dienst lebendig, und wenn es unter seinen Nachfolgern zu schwinden begann, so war dies wohl zumeist dem Einfluß des Herrn von Holstein zuzuschreiben, der nach der Schilderung des Hammannschen Buches „Der neue Kurs" eine krankhaft veranlagte Natur war, jedermann und nicht zum mindesten seinen Kollegen im Amte mißtraute. Man muß hervorheben, daß ohne ein aufrichtiges gegenseitiges Vertrauensverhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen eine zielbewußte auswärtige Politik nicht durchgeführt werden kann.

Erinnerungen an meinen Bruder Ignaz Brüll, Brahms und Goldmark

Von

Hermine Schwarz

(Fortsetzung)

Es war am 22. Dezember 1875, knapp vor Weihnachten, als das „Kreuz" herauskam. Lilli Lehmann kreierte die Christine; es war ihre erste größere Rolle, mit welcher sie sich den Namen gemacht. Das Haus war schwach besucht. Doch der alte Kaiser Wilhelm war, ungesehen vom Publikum, von Anfang bis zu Ende da und hatte, wie Schleinitz erzählte, aus Leibeskraft applaudiert. Das Couplet vom Bombardon mußte wiederholt werden, und Ignaz wurde stürmisch immer wieder herausgerufen.

Der alte Kaiser hatte dann seine Verwunderung ausgesprochen, daß seine Berliner, die doch sonst so eine feine Nase hätten, wenn eine Novität aufgeführt würde, diesmal nicht vollzählig bei der Premiere erschienen wären.

Nach der Aufführung, zu der unser Vater gefahren ist, schrieb Ignaz seiner Mutter und uns Geschwistern: „Jauchzet auf! Es ist gelungen! Ich hatte einen sehr seltenen großen Erfolg. Lilli Lehmann war außerordentlich, und auch die übrigen vortrefflich. Der Kaiser applaudierte jede Nummer. Seine Exzellenz Graf Redern suchte mich auf, mich zu bekomplimentieren. Die Kapellmeister und Darsteller benahmen sich ungemein herzlich zu mir. Die Oper wird in Dresden gegeben werden. Drei Verleger verlangen das „Kreuz". Das Couplet Bombardons wurde immer wiederholt. Das Haus war nicht ganz voll, dafür wird die nächste Vorstellung ausverkauft sein. Der Erfolg war derart, daß ich mich freuen kann."

Einige Tage später schrieb er: „Ich bin sehr glücklich, daß der Vater hier ist, und freut mich nun alles Glück, das ich in den letzten Tagen erlebte, doppelt, da er sich mitfreut. Gestern habe ich den Kontrakt unterschrieben, in

Digitized by Google

dem ich meine Oper Bote und Bock überlasse. Mein Konzert ist hier am 5. Januar, Fräulein Lehmann — meine Christine — wird mitwirken."

Ignaz schrieb an Onkel und Tante nach Mentone: „Ich würde Euch langweilen, wenn ich Euch detaillierten Bericht über die letzten Wochen geben wollte, und erzähle Euch also kurz, daß die Oper bei den folgenden Vorstellungen denselben Erfolg hatte — bei der dritten, die ich im Parkett anhörte, wurde ich noch stürmisch minutenlang gerufen —, daß die Oper, sobald sie gedruckt ist, und es wird schon fleißig daran gearbeitet, in Dresden einstudiert wird, und daß ich zu einem Hofkonzert eingeladen wurde. Der alte Kaiser Wilhelm und die Kaiserin Augusta sprachen lange mit mir über die Oper. Außerdem tat ich in Berlin nicht viel mehr als soupieren und dinieren und habe es in diesen beiden Dingen zu großer Virtuosität durch anhaltende Übung gebracht."

Der Erfolg war ein durchschlagender, mit jeder Vorstellung wurde der Beifall stürmischer — und nun kamen alle Bühnen und Verleger und wollten das Werk haben. Bote und Bock wurde der Verleger. Der Walzer und Bombardons „Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann" wurden am populärsten. In allen Häusern erklangen die Melodien aus dem „Kreuz", und die Oper blieb die Lieblingsoper des alten Kaisers Wilhelm.

Damals schrieb auch Goldmark an Onkel: „Der schöne, warme Erfolg von Ignaz hat mich, wie natürlich, aus tiefstem Herzensgrunde erfreut. Man muß, glaube ich, selbst schaffender Künstler sein, um zu wissen, wie so was stärkt und belebt, frischen Mut und Zuversicht gewährt. Ich weiß, wie Ihr Ignaz liebt und welche Freude auch Ihr an dem großen Erfolge miterlebt, und darum auch sende ich Euch meine herzlichsten und freudigsten Glückwünsche. Hielte ich nun schon so weit! Doch auch meine Stunde wird kommen, aber wird sie eine gleich glückliche sein??? Aspettiamo."

Ignaz berichtete noch über die dritte Vorstellung: „Ich hatte mich mit Semon ins Parkett gesetzt, nicht erwartend, daß man mich noch rufen würde. Es geschah aber doch nach dem zweiten Akt. Das Rufen und Applaudieren dauerte mehrere Minuten, da ich die größte Mühe hatte, mich aus dem Parkett herauszuschlängeln, auf dem Gang zur Bühne den Prinzen Georg traf, der mich überall suchte, mich anhielt und mir mitteilte, daß er den Auftrag von der Kaiserin hätte, mir zu sagen, daß ihr die Oper sehr gefiel. Auf der Bühne standen Hülsen und Regisseur in großer Aufregung, da sie nicht wußten, ob ich da sei. — Vor kurzem war ein Diener des Prinzen Georg da und überbrachte mir ein Schreiben und ein Buch des Prinzen (er ist Dichter); letzteres verehrte er mir. Im Brief bittet er mich, ihn womöglich noch heute zu besuchen, da er mich nochmals zu sehen wünscht, und schließt: „In treuer Anhänglichkeit, Georg." Er freut sich sehr aufs Konzert und die nächste Vorstellung der Oper. So muß ich denn noch heute hin. Gestern dinierte ich bei dem berühmten Maler Professor Richter, dessen Frau eine Tochter Meyerbeers ist. — In meinem Konzert wird Lilli Lehmann drei Lieder von mir singen: „Das verlassene Mägdlein", „An einen Schmetterling" und „Meg".

Digitized by Google

Dann schrieb er: „Ich war abermals zwei Stunden beim Prinzen Georg. Auf seinem Tische lag — mein erstes Klavierkonzert, aus dem er nicht klug werden konnte: es war ihm ein bißchen zu schwer. Ich spielte ihm den ersten und zweiten Satz vor, und er beschloß, das Andante zu studieren. Er ist ein sehr geistvoller, liebenswürdiger Mensch."

Und dann: „Mein Konzert fiel gut aus, ich habe sehr gut gespielt. „Meg" erregte einen „Sturm" von Beifall. Lilli Lehmann sang sehr schön! Heute nachmittag verlasse ich Berlin. Jetzt gehe ich ans Einpacken. 's wird gut werden! Goldmark herzlichen Dank für seinen Freundesbrief!"

Im Herbst, am 4. Oktober 1876, zum Namenstag unseres Kaisers, wurde das „Kreuz" in Wien mit gleichem großen Erfolg gegeben. Die Besetzung war eine hervorragende: die Ehnn als Christine, Gustav Walter als Gontran, Skaria als Bombardon. Das „Kreuz" kam nun in rascher Folge auf die Bühnen aller großen und kleinen Städte Österreichs, Deutschlands und Dänemarks sowie nach London. Auch in Amerika wurde das „Kreuz" gegeben, sie ließen es sich nach dem Klavierauszug instrumentieren!! Die nächste Aufführung sollte in Dresden im Dezember sein, Ignaz wurde aber vorher im November eingeladen, sein Klavierkonzert zu spielen. Er schrieb nach Mentone: „Soeben von einem Ausflug nach Dresden zurückgekehrt, noch halb erfroren, schreib' ich Euch, um Euch herzliche Grüße zu senden. Ich freue mich, daß Ihr Mentone so schön findet, und bin überzeugt, daß Ihr angenehm und vergnüglich den Winter verbringen werdet und vielleicht uns andere im trüben Norden bedauert, die wir nun Nässe und Kälte und Sturm ertragen müssen, keinen freundlichen Sonnenstrahl und keine Blumen sehen und die Lorbeeren nicht mühelos pflücken wie Ihr! Ich habe mir ein ganz winziges Blättchen jetzt in Dresden geholt, wo ich zu einem Orchesterkonzert eingeladen war, sehr gefiel und von wo ich einige gute Rezensionen und Taler nach Hause brachte. Meine Oper kommt erst im Dezember . . ."

Im Winter 1876 wurde das „Kreuz" in Stuttgart und in Frankfurt einstudiert. Ignaz schrieb uns aus Stuttgart folgendes darüber: „Heute ist der erste Tag, an dem ich hoffen kann, ein paar Stunden für mich zu haben; die Proben sind vorüber, die Etikettebesuche abgemacht, und ich komme dazu, Euch zu schreiben; in Gedanken war ich stets mit Euch. — Es ist eine eigentümliche Empfindung, nach zehn Jahren einen Ort wiederzusehen. Ich denke immer, wenn ich einen, den ich damals kannte, treffen soll: der ist wohl sehr alt geworden! Es hat mich darum besonders gefreut, all die Bekannten von damals gut konserviert und in derselben Grundstimmung wie vor zehn Jahren wiederzufinden. Meine Stellung ihnen vis-à-vis hat sich allerdings angenehm verändert, wie Du, lieber Onkel, so schmeichelhaft schilderst. Der Intendant Wehl lud mich auf Mittwoch abend zu sich, Exzellenz Gunzert, eine Art Über-Oberintendant, die rechte Hand des Königs, machte mir einen Gegenbesuch, die Zeitungen sind voll von Reklamen für die Oper, obwohl ich keinen Kritiker besuchte. Gestern war ich im „Tonkünstlerverein", spielte ganz allein (u. a. auch

Digitized by Google

op. 111 von Beethoven), ein Kapellmeister brachte einen überschwenglichen Toast auf mich aus, den ich mit ein paar Sätzen erwiderte, die sich durch eine merkwürdige Häufung des Wortes „liebenswürdig" auszeichneten (liebenswürdiger Empfang, liebenswürdige Kollegen usw.), ich rief Dich, lieber Onkel, innerlich zu Hilfe! worauf vermutlich Hackländer, der auch da war, als er, aufgefordert, seinen Namen ins „Tonkünstleralbum" einzutragen, an die Stelle des Datums schrieb: „Am Tage vor der Aufführung des „Goldenen Kreuzes" und in Gegenwart des „liebenswürdigen" Komponisten". Heute wurden schon um 7 Uhr früh der König und leider auch ich aus dem Schlafe geweckt durch Kanonenschüsse, Volkshymne und Glockengebimmel (Geburtstag des Königs). Ins Theater muß man in Gala kommen, beim Eintritt des Königs spielt das Orchester Tusch, man schreit „Hoch!", exekutiert die Volkshymne, dann erst folgt das „Goldene Kreuz". Kein Mensch darf applaudieren, wer es wagt, wird sofort zur Ruhe verwiesen.

Von der Aufführung erwarte ich mir Vorzügliches. Christine und Bombardon sind exzellent, besonders Christine (Fräulein Loewe) ist in den Händen einer echten Künstlerin. Es sind durchweg die ersten Kräfte der Bühne, die mitwirken. Doppler ist der gewissenhafteste, ehrenwerteste Kapellmeister, der mir noch begegnete. Wenn Du hier wärest, würdest Du eine Dir fremde Szene mit Arie der Therese hören, zu der ich — bis ich hierher kam — kein rechtes Zutrauen hatte, von der ich mir aber nun gute Wirkung verspreche; sie ist von Mosenthal ganz reizend gemacht. Er hat's nie gehört! Dieselbe Arie wird, wie man mir sagte, auch in München gesungen. Die zweite Vorstellung der Oper war ursprünglich auf den 11. festgesetzt, ist aber nun für den 15. bestimmt, da — doch die Periode wird zu lang und der Brief auch, trotz Eurer Liebe zu mir dürfte Euch des Geschwätzes zuviel werden."

„Geliebte Eltern!

Aus meinem Brief an den Onkel werdet Ihr ersehen haben, wie es hier bei einer Festvorstellung zugeht. Die Vorstellung war ganz merkwürdig. Ich war selbst durch die Loewe (Christine) und durch Bertram (Gontran) im zweiten Akt ergriffen, wie noch bei keiner Aufführung. Die Loewe erinnert in der Art ihres Spiels an die Nilsson, alles voll Anmut, jede Bewegung durchdacht und schön. Nach der Vorstellung kam Exzellenz Gunzert zu mir ins Hotel, um mir mitzuteilen, daß der König mich morgen 9 Uhr früh (das ist heute) zu sprechen wünscht. Gunzert holte mich präzise ab. Im Vorzimmer des Königs wimmelte es von Staatsräten, Exzellenzen usw. Bald kam ich an die Reihe. Der König, ein stattlicher, älterer Herr, sagte: „Wer hat Ihnen diese Frisur, diese Zickzackabteilung gemacht? Der Mann muß Hoffriseur werden!" Nein, das sagte er nicht, sondern überschüttete mich mit einem Schwall von Worten, die Komplimente über meine Oper, über die Einfachheit derselben enthielten, sagte mir, daß er sie selber spiele, erkundigte sich nach der zweiten Oper, hielt mich für einen Berliner, sprach mit mir über die einzelnen Sänger und Sängerinnen

Digitized by Google

seiner Bühne und entließ mich in einem Moment, in dem wir beide nicht recht wußten, was tun. Ich komme soeben von ihm, erzähle Euch dies, esse ein Schnitzel und werde dann meine Abschiedsbesuche machen. Adieu! Soeben erschien abermals Gunzert und brachte mir im Auftrag des Königs die Medaille für Kunst und Wissenschaft."

Von Stuttgart ging Ignaz nach Frankfurt. Er erzählte: „Ich fuhr erst nach Karlsruhe; Dessoff traf ich beim schwarzen Kaffee; er sieht gut aus, seine Frau nicht. Beide langweilen sich entsetzlich. In seiner Verzweiflung hat sich Dessoff aufs Schachspielen verlegt. Wir spielten nicht weniger als fünf Partien, von denen Dessoff vier verlor. Seine Frau forderte mich auf, wenn ihr kleines Mädel einmal heiraten würde, eine Festoper zu schreiben. „Sie würden sie mir aber zurücksenden," sagte ich zu Dessoff. In Bayreuth sagte Popper zu Dessoff: „Wollen Sie mich in Ihrem Orchester aufnehmen?" Darauf Dessoff: „Nee, wir haben schon einen ekelhaften Kerl im Orchester." Nach der fünften Schachpartie sagte ich Dessoff Lebewohl und fuhr nach Frankfurt. Ich kam gerade zu einer „Goldenen-Kreuz"-Probe und wurde äußerst liebenswürdig empfangen. In Darmstadt macht, wie man mir hier erzählt, der Opernkapellmeister die Torheit, statt des von mir komponierten Opernschlusses im „Kreuz" die Melodie aus dem ersten Akt: „Dies goldne Kreuz ..." vom ganzen Chor singen zu lassen!"

Auch in Frankfurt gab es großen Erfolg. Er schrieb über die zweite Vorstellung: „Gestern war im Theater derselbe Spektakel wie bei der ersten Vorstellung. Man rief mich nach beiden Aktschlüssen so lange, bis ich aus der Loge des Präsidenten auf die Bühne kraxelte. Gestern vormittag war Probe meines zweiten Konzertes. Das Orchester las vortrefflich vom Blatt, es ging sehr gut. Auch mein Flügel, liebe Mutter, ist sehr schön. Da ich in nächster Woche keinen Tag zum Konzertieren bekommen kann, so reise ich Samstag abends nach München und Montag nachts nach Wien."

An Onkel und Tante schrieb er auch von dort: „Ich schreibe Euch diese Zeilen unter dem Siegel des tiefsten Briefgeheimnisses, wie man es bei der Familie Brüll versteht — hoffe also, daß Ihr recht bald meinen Eltern und Geschwistern den Brief zeigen werdet. Ich spielte gestern im Museumskonzert. Man empfing mich, nach meinem Klavierkonzert rief man mich zweimal (was hier schon Ausnahme ist), nach den Solostücken aber nur einmal, obwohl ich gut spielte. Das H-Moll-Scherzo von Chopin war den Leuten zu ungebärdig. Meine Komposition gefiel ihnen besser! Nach dem Konzert waren ich und eine Sängerin, die auch mitwirkte, Gäste der Museumsdirektoren. Ich habe wieder „geredet"!!! — Die Museumskonzerte sind ein Zeugnis von der Wohlhabenheit dieser Stadt. Zweitausend Personen, also der fünfzigste Teil der Bevölkerung, hören zu. (Sind in dem zehnmal größeren Wien mehr Leute bei den Philharmonischen Konzerten?) Das Orchester ist so groß wie bei uns, der Saal elegant, die Solisten anders honoriert als in Wien! Auch das Theater ist gewöhnlich sehr voll; man baut, da das alte oft zu klein ist, ein neues im Stile unseres Opernhauses. Auch bei meinen Kollegen hier merke ich's, daß hier

Digitized by Google

Geld ist; sie leben in eigenen Häusern und lassen sich nichts abgehen. Sie haben das aber weniger ihrem Einkommen zu danken als — ihren Frauen. Es gibt im Überfluß reiche Mädchen.

Daß die Oper hier so gut besucht ist, wundert mich eigentlich, da die Kräfte teils mittelmäßig, teils schlecht sind, und die Frankfurter dies auch wissen. Ein eigenes Konzert in kurzer Zeit hier zustande zu bringen, ist mir leider nicht möglich. Es hätte was getragen, denn ich bin augenblicklich populär. In Musikalienhandlungen nehmen alle möglichen Kompositionen von mir die Front der Auslagen ein (die abscheuliche Photographie von Luckart von mir ist in der Mitte), im „Palmgarten" spielt man die Ouvertüre zum „Goldenen Kreuz", in der Restauration hörte ich erzählen, daß ich einen Orden bekommen hätte für mein „Stück"! Singer berichtete mir über den glänzenden Erfolg der zweiten Vorstellung in Stuttgart. Der König war abermals bis zum Schluß ..."

In dem darauffolgenden Sommer 1876 ging Ignaz mit unserer Schwester Riki in die Fusch, wo sie vergnügte Tage verbrachten. Auch Eugen, unser jüngster Bruder, gesellte sich zu ihnen, und da wurde lustig gekegelt und tarockiert, Almen bestiegen und der Hof gemacht.

Meine Schwester Riki, die seit 1877 mit Bernhard Strisower, einem ungewöhnlich gütigen und gebildeten Manne, verheiratet war, führte ein geselliges Haus, und reizend war es, als an einem Abend einmal Sarasate anwesend war und mit Ignaz musizierte. Unter anderem spielte er auch die Suite von Ignaz — dabei erinnere ich mich an eine Stelle in Goldmarks Brief (es war später, schon im Jahre 1882), als er auf der Reise nach Rom sich befand, um seine „Saba" einzustudieren; er schreibt: „Nach einer fieberhaft schlechten Nacht fuhr ich von Wien ab, diesmal nicht in so hoffnungsfreudiger Stimmung wie sonst, sondern recht sehr, sehr gedrückt. Alsbald gesellte sich mir eine liebliche Reisegesellschaft, die gar lieblich plauderte und nur den einen Fehler hatte, daß sie mir bis Rom immer dasselbe sagte: es war ein schmeichlerisches Thema aus der Suite Ignaz." — Als Sarasate noch nach dem Souper von Ignaz einen Schumann hören wollte, behauptete er, der gute Rheinwein habe eine ganz merkwürdige Wirkung auf ihn: „Ich komme nicht auf die schwarzen Tasten hinauf."

Der große Erfolg des „Goldenen Kreuzes" ermutigte Ignaz, eine neue Oper zu schreiben. Auch diesmal war Mosenthal der Textdichter, der den „Landfrieden" von Bauernfeld umarbeitete. Ignaz erwärmte sich sehr für den Text und komponierte die Oper ganz im altdeutschen Stil. Zwei Figuren, der Raubritter Bofesen und sein Knappe Kapaun, sind musikalisch köstlich gezeichnet. In der Wiener „Sonn- und Montags-Zeitung" schrieb der Musikschriftsteller Robert: „Man ist gewöhnt, bei Brüll immer bloß an den Komponisten des „Goldenen Kreuzes" zu denken. Mit Unrecht. Wir verdanken seiner leichtfließenden Feder eine ganze Reihe der anmutigsten und reizvollsten Werke verschiedenen Genres. Und selbst unter seinen Opern befinden sich einige, die ihrer berühmten Schwester kaum nachstehen und deren Wiederaufführung nicht

Digitized by Google

laut genug das Wort geredet werden kann. So würde der „Landfriede" nach einer textlichen Revision gewiß in der Oper gute Figur machen. Enthält er doch eine Fülle des Schönsten und Besten, was Brüll geschrieben. Man denke nur an die prächtige große Szene des ersten Aktes, an das ungemein lebendig und kunstvoll gestaltete Terzett, an das entzückende Sopranduett von geradezu Schubertscher Anmut und Lieblichkeit, an den rhythmisch pikanten und melodisch ganz originellen Mädchenchor und den in holdester Grazie dahinschwebenden „Fackeltanz" . . ."

Am 4. Oktober 1877 wurde die Oper in der Wiener Hofoper zum erstenmal und fast gleichzeitig in Berlin und München aufgeführt. Der Erfolg war ein guter, aber kein nachhaltiger. Der darin enthaltene „Fackeltanz", ein effektvolles Orchesterstück, hatte bei der Erstaufführung einen minutenlangen Applaus bei offener Szene, so daß man einen Teil davon wiederholte. Dieses Stück wurde oft im Konzertsaal und in Kurorten gespielt. Auch diese Oper haben Bote und Bock verlegt sowie vieles andere von Ignaz.

Ignaz schrieb über den Erfolg des „Landfriedens" in Berlin: „Das Haus war sehr voll. Gleich das erste Duett wurde anhaltend applaudiert, ebenso das Duett der beiden Lumpen. Im zweiten Akt wurde jede Nummer stürmisch applaudiert. Im dritten Akt steigerte sich's noch, der Fackeltanz mußte wiederholt werden. Eckert sagte, das sei ihm bei einem Ballettstück noch nicht passiert. Nach der Wiederholung mußte ich noch erscheinen. Ausgezeichnet waren die Lilli Lehmann und die Hofmeister."

Im November darauf spielte Ignaz sein Klavierkonzert in München. Der „Landfriede" hat dort in der zweiten und dritten Vorstellung mehr gefallen als in der ersten, sagte man ihm.

Inzwischen hatte Bock mit Rosa in London einen Kontrakt abgeschlossen, der Rosa für drei Jahre das Recht gab, das „Goldene Kreuz" in ganz England aufzuführen. Außerdem wurde Ignaz von Chappell für eine Konzertsaison zu den Monday and Saturday popular Concerts engagiert. Im Januar 1878 fuhr er nach London.

Für die Jahre 1878/79 und 1881 war Ignaz in London engagiert, wo er mit großem Erfolg jede Woche in den „Saturday concerts" und „Popular concerts" allein und mit Joachim spielte. Er musizierte dort viel mit Sarasate und kam in reizende Kreise wie Alma Tadema, Dr. Semon, dessen Frau, eine frühere Konzertsängerin, gern und oft seine Lieder sang.

Ignaz berichtete seinen Eltern: „Heute lerne ich den englischen Nebel kennen. Es ist 1/2 10 Uhr morgens, aber so finster, als wenn die Morgendämmerung erst anbrechen sollte. Ich fange an, mir die interessantesten Merkwürdigkeiten Londons zu besehen und fing mit dem Museum an, bin aber noch nicht weit gekommen. Heute abend gehe ich mit Semon zu Schlesinger. Überhaupt dürfte mein Leben sehr gesellig werden. Rosa will meine Oper schon Mitte März geben, ich spiele ihm und dem Regisseur Mittwoch die Oper vor, damit alles, wie ich es wünsche, geschehe. Montag spiele ich Monday popular

Digitized by Google

und Samstag in Saturday popular die As-Dur-Ballade Chopins und das D-Moll-Trio von Schumann mit Strauß und Piatti ..."

Danach (er hatte im ersten Konzert die Sonate von Rubinstein mit Wieniawsky und die symphonischen Etüden gespielt): „Mein Erfolg war wohl der bedeutendste Klaviererfolg, den ich noch hatte. Ich wurde sehr freundlich empfangen, nach dem ersten Satz der Sonate war bereits langer Beifall, nach dem zweiten Satz aber ein wahrer Sturm. Man sagte mir allgemein, daß ein so erfolgreiches Debüt seit vielen Jahren nicht erlebt wurde. Semon war außer sich vor Freude und meint, wie auch meine hier wohnenden Kollegen, die nach Mitternacht zu mir stürmten, daß ich mit einem Schlage mir eine Position errungen habe. Vedremo! Allerdings sind die Monday die feinsten, vom musikalischsten Publikum Londons besuchten Konzerte, und dieses hört auch die größten Virtuosen. Mein Erfolg war also wertvoll. Im Kristallpalast spiele ich am 23. Februar mein zweites Klavierkonzert und zwei kleine Solostücke. Benedikt gefällt meine Serenade sehr, ich werde sie selber dirigieren und fahre Montag mit ihm nach Liverpool. Mit Wieniawsky zu spielen, war mir eine große Freude. Was ich mit Joachim spielen werde, weiß ich noch nicht. Chappell hat mir versprochen, ihm Goldmarks Suite oder Sonate vorzuschlagen, doch zweifle ich, wie ich Joachim kenne, daß er folgen wird, da weder Suite noch Sonate von — Brahms sind. — Henschel ist vorgestern angekommen, um dauernd hierzubleiben. Henschel ist — und mit Recht — hier wie auch in Petersburg und in ganz Deutschland als Lieder- und Oratoriensänger sehr beliebt. Gestern war ich zum Diner bei Schlesinger und trank den besten Rheinwein, den ich je geschlürft! Dieser Tage habe ich mich dunkel erinnert, daß ich einst komponierte, und die vor meiner Abreise begonnenen Variationen vollendet."

Vom 24. Februar schreibt Ignaz seinen Eltern: „Gestern wurde ich den Londonern im Kristallpalast als Komponist präsentiert; in dem Analysenbuch stand eine ausführliche Analyse meines Konzerts und meine Biographie. Mein Konzert, das viele aus der Klavierpartitur mitlasen, gefiel sehr."

Von einem Abend bei Tadema, wo auch Joachim zugegen war, erzählt uns Ignaz: „Wir machten viel Musik. Ich spielte Chopins Barcarole, dann mit Joachim eine Händelsche Sonate, dann wollte Joachim durchaus die Variationen aus der Kreutzer-Sonate spielen. Die Noten waren aber nicht da, so spielten wir auswendig, und ich hoffe, Beethoven wird mir verzeihen, was ich in seine Variationen hineinkomponierte, da ich das Stück so lange nicht gespielt habe. Indes, wir kamen glücklich zu Ende. — Ich habe bereits die Korrektur von drei Klavierstücken und von der Sinfonie (vierhändig) erhalten. Hier hat alles Eile ..."

In einem Brief an Onkel schrieb er vom 20. Februar 1878: „Deinen guten Rat, Geld zu verdienen, befolge ich bis jetzt, da ich in Liverpool und von Chappell gut honoriert wurde. Gestern und vorgestern hörte ich Proben des „Kreuzes". Rosa hat nichts ersten Ranges, doch dürfte die Aufführung

Digitized by Google

gut werden (für London gut!), da Rosa sehr gewissenhaft einstudiert — er dirigiert auch selber — und ein tüchtiges Ensemble hat. Jedenfalls ist seine Oper besser als die andere in Her Majesty's theatre. Die große italienische Oper kommt erst im Sommer, doch höre ich, daß dort wohl einige Partien ausgezeichnet, die andern aber ganz elend besetzt sein sollen, so daß eine gerundete Vorstellung nicht existiert. Ich spiele in Konzerten übermorgen und Samstag im Kristallpalast mein zweites Klavierkonzert und Montag mit Joachim und Dienstag Goldmarks Suite u. a. Außerdem habe ich früh und abends gesellschaftliche Engagements. Heute zu Pauer, dem bekannten Pianisten ..."

Ein anderer Brief berichtet: „Aus der Vermutung, daß der arme Nazi vollständig vergessen sei, riß mich aufs angenehmste Dein Brief, geliebter Onkel. Ich habe Euch keinen Extrabericht gesandt, da ich voraussetzte, daß meine Eltern Euch aus meinen Briefen kein Geheimnis machen. So wißt Ihr denn, wie es mir geht. Ich finde die Menschen sehr liebenswürdig und entgegenkommend. So z. B. Tadema, von dem ich bei Schlesinger ein wundervolles kleines Bild sah. Ich machte ganz flüchtig seine Bekanntschaft in einem Monday popular, und daraufhin besuchte er mich gestern und lud mich zu sich. Ich spreche mehr Deutsch als Englisch, da fast alle, mit denen ich in häufigere Berührung komme, nicht Engländer sind. Da ist der Porträtmaler Lehmann (der den Hof und die Aristokratie malt), Schlesinger (Schwiegervater von Tadema), Tadema (er ist Holländer), Rosa, Holle, Benedict, Ries usw.... die letzteren lauter Deutsche. Gestern war große Soiree bei Schlesinger. Man kommt nach dem Diner zu ihm — gegen 1/2 10 — bekommt etwas Tee, Bier, Wein, Torte — plaudert und musiziert. Rubinstein spielte jeden Freitag, als er in London war, bei ihm. Gestern sang die Friedländer zwei Lieder von mir, ich spielte, die Redeker sang Lieder von Semon (ihrem Bräutigam). Semon ist Hans Dampf in allen Gassen. Heute Komponist, morgen Arzt, übermorgen Redner, nächstens wird er Regisseur. Er und ich waren nämlich bei Rosa geladen, und Rosa wollte die Kostüme im „Goldenen Kreuz" beschrieben haben. Da fand er an mir den Rechten — ich wußte gar nichts zu erklären, doch Semon beschrieb bis aufs kleinste Detail, wie er's in Berlin gesehen hatte (wo die Kostüme sehr hübsch sind), und wußte genau die Inszenierung. Rosa hat ihn deshalb auch zu den Bühnenproben geladen ..."

In einem anderen Brief schreibt er: „Ich glaube, Ihr wißt alles über mich von den Meinen, wie oft ich in Monday popular gespielt, wie mein zweites Klavierkonzert im Kristallpalast gefallen, von den guten Kritiken Davisons, alle Details der ersten Aufführung des „Kreuzes", das von der ganzen Presse sehr freundlich aufgenommen wurde. Gestern war die zweite Aufführung vor einem weit englischeren, kälteren Publikum als die erste. Es wurde indes auch gestern ein Stück (Lied des Gontran im zweiten Akt) encored und alles applaudiert usw. — Ich bin jetzt mit Chappell wegen des Verlages meines Manuskripts in Verbindung getreten und vermute, daß es mich viele Pfunde

Digitized by Google

kosten wird, da weder Du, lieber Onkel, noch Vater hier sind. Indes bin ich ja doch praktischer geworden. — Ich habe wieder viel zu spielen in nächster Zeit. Samstag im Saturday popular mit Joachim, der heute zu mir kommt, um mit mir zu probieren, am 14. in der Old Philharmony, am 15. muß ich mit Henschel umsonst ein Konzert im deutschen Athenäum geben, auch Joachim muß das tun — jeder gute deutsche Künstler — am 27. spiele ich im Rezital der Krebs auf ihre Bitte meine zweiklavierige Sonate und noch was mit ihr, am 3. April soll mein Rezital mit Henschel sein. Das öffentliche Spielen würde mich nicht genieren. Aber das um 10 oder 11 Uhr nachts in Gesellschaft gehen und stets an einem anderen Tag nach Hause kommen, als man von Hause fortgegangen, das ist ermüdend und abspannend, und doch kann ich mich dem nicht entziehen. Teils sind die Leute so nett, teils behauptet Semon, es ist notwendig usw. — Man macht mir die mehr schmeichelhafte als angenehme Prophezeiung, daß ich in der Sommerseason würde „zerrissen" werden. Ich will aber noch ganz bleiben und vermutlich gegen Ostern nach Hause kommen."

Über sein Konzert, das er mit Henschel im April gegeben, teilt er mit: „Es war das vollste Konzert der Season und das Publikum viel wärmer als sonst bei solchen Gelegenheiten, in denen man stets eine tüchtige Erkältung riskiert. Ärgern tut's mich aber doch, wenn man nach Beethoven op. 110 ein bißchen klatscht und nach Sommernachtstraumparaphrase einen Heidenlärm macht! Ich spiele morgen wohl für diesmal in London zum letztenmal Goldmarks Suite und Fis-Moll Scherzo a capriccio von Mendelssohn. In zehn bis zwölf Tagen gedenke ich nach Paris zu reisen und werde wahrscheinlich Sarasates freundliches Anerbieten, dort in seiner Wohnung zu wohnen (groß und schön, ein Erard drin), annehmen. Das „Kreuz" in Paris anzubringen — die Mutter schreibt, daß Du es rätst, lieber Onkel, geht wohl über meine Talente. Ich kann höchstens dem Direktor — welcher Oper? Komique? Lyrique? — einen Besuch machen. Von der Existenz und den Erfolgen der Oper wissen sie ohnedies. Auch einen Text kann ich nicht zu finden hoffen. Alle französischen Operntexte der letzten zehn Jahre sind schlecht. Rubinstein ließ sich dort einen „Nero" schreiben, der ganz unmöglich ist! Auch dort ist jetzt kein Scribe. Ich komme hier viel in reizende Kreise und finde die liebenswürdigsten Frauen. Vorgestern war ich bei einem der ersten englischen Advokaten, Lewis, seine Frau ist eine Deutsche, schön, musikalisch. Sarasate und ich musizierten. Die zu Engländerinnen verwandelten deutschen Frauen haben etwas besonders Pikantes, auch tragen die Damen die reichsten, schönsten und mannigfaltigsten Toiletten, die ich noch gesehen. Wenn's schon mir auffällt! . . ."

Ein Stückchen aus einem Briefe, den Ignaz an die gesamte Familie richtete, will ich noch hineinschmuggeln, da er seine gute Laune widerspiegelt: „Der arme Nazi muß Beefsteak mit unmöglichen Erdäpfeln essen, hat keine Tarockpartie und Ihr schreibt ihm nicht! Mit dem Beefsteak wird es zwar anders, denn heute bekam ich zu Hause zum Luncheon — denkt Euch mein freudiges Erstaunen — gutes ähnliches Rindfleisch — zum erstenmal, seit ich in London.

Digitized by Google

Sogleich befahl ich, mir dieses seltene und delikate Gericht täglich zu verabreichen. Ich sollte jetzt eigentlich Besuche machen — dazu hat Gott den Sonntagnachmittag erschaffen (in London). Doch das Wetter ist zu schlecht. Man spürt nämlich, daß der Frühling im Anzug ist — die Luft ist voll weißer Blütenflocken — nein — ich irre — es ist Schnee. Es schneit heute zum erstenmal, eine gute Gelegenheit, mit einem Regenschirm zu paradieren. Ich habe nämlich einen sehr merkwürdigen Schirm. Ich kaufte ihn in den ersten Londoner Tagen. Semon, der mir als Rater beistand, wollte mich zu einem feinen Schirm, der nur etwas unter einer Million kostete, bereden. Ich versicherte ihm aber, daß er in drei Tagen verloren sein würde und dazu auch ein billiger gut genug sei. Ich kaufte sehr teuer den Billigen und besitze ihn noch heute! Nun glaubt aber nicht, daß ich etwa ein ordentlicher Mensch geworden bin, gar keine Idee — oder daß der Schirm so schlecht ist, daß er mir gestohlen werden könnte — dann wäre das Nichtstehlen natürlich, nein, der Schirm ist noch wie neu! Ich lasse ihn noch lange nicht wenden. Ich habe ihn zwanzigmal stehen lassen, im Klub, im Café, überall, wo ich zu Besuch war. Der Regenschirm stellte sich stets wieder ein. Es ist ein Zauber dabei. Natürlich wird er mir nach Wien folgen und ich verehre ihn einem Museum. Der Abend bei Joachim letzten Sonntag war sehr angenehm. Ich spielte Beethovens Sonate op. 109. Joachim ist sehr kollegial und nett mit mir. Ich werde mit ihm im Klub die D-Moll-Sonate von Schumann und etwas allein spielen. — Gestern war „my last appearance this season". Publikum bei allen Nummern enthusiastisch. Ich schreibe nicht mehr, da ich übermorgen abend reisen will. Ich habe Lust, mich einen Tag in Köln aufzuhalten, des Domes wegen."

In Paris lernte Ignaz an einem Abend bei der Viardot Turgenjew kennen.

Auch im Jahre 1881 hatte Ignaz viele Engagements in London, und er schrieb: „Vorgestern kam Scharwenka hier an und fand in dem ungeheuren London gerade mein kleines Haus, sein Piano drin zu plazieren. Grüßet Goldmark, der mir lieb geschrieben, und sagt ihm, daß Hallé diesen Samstag abend nochmals „By desire" seine „Ländliche Hochzeit" aufführt. Ich spiele Samstag im Popular u. a. Schumanns Phantasie, die nicht sehr beliebt ist! Never mind ..."

Als Ignaz von seiner Londoner Reise zurückkam, ging er mit den Eltern nach Ischl und schrieb uns: „Es ist die süße Stunde des Malers „dolce far niente", und wäre Brahms heuer nicht in Preßbaum, so säße ich jetzt mit ihm im Café Walter. Allein traue ich mich nicht hin, denn es sind dort gesprächige alte Herren, die einen nicht einmal Zeitung lesen lassen. Ich habe von meinem Zimmer aus eine wunderschöne Aussicht auf Berge, Wälder, Wiesen — nur ein Operntext ist nicht zu erblicken!"

Wie immer wanderten die drei Freunde in diesem Sommer in die geliebten Fuscher Berge, die stets den gleichen Zauber auf sie ausübten. Das freie, ungebundene Leben, die herrliche Gletscherwelt, die kräftige Luft, alles das wirkte

Digitized by Google

wie Champagner auf alle Gemüter und erhöhte die Lebensfreudigkeit — und da knüpften sich gar oft zarte Liebesbande. In diesem Jahre trafen sie dort ein Schwesternpaar, Marie und Hermine Schosberg, zwei blühende junge Mädchen, die durch ihre Schönheit und Anmut die kleine exklusive Musikerkolonie bezauberten. Bald wurden sie der Mittelpunkt derselben, und „Onkel Brüll" erschöpfte sich in lustigen geselligen Arrangements und reizvollen Picknicks auf den Almen. Bei diesen Partien fanden sich immer Ignaz und Marie zusammen, und als er die Fusch verließ, blieb sein Herz dort zurück. Er wurde noch stiller und in sich gekehrter und vertiefte sich ganz in seinen Operntext, der sich doch noch gefunden hatte. Zell und Genée schrieben ihm nach einem Lustspiel von Scribe die „Königin Mariette" — der Name, scheint es, hatte es ihm angetan. (Fortsetzung folgt)

England und Flandern

Von

Professor Dr. Fr. Wilh. Freiherr v. Bissing (München)

Seitdem Julius Cäsar 55 und 54 v. Chr. Britannien unterworfen hatte, blieb die Insel römische Provinz bis zu dem Tag, da Kaiser Honorius auf die flehentlichen Bitten der Bevölkerung um Schutz gegen die Sachsen die Antwort gab, sie möchte sich selber helfen wie sie könnte. Britannien war römische Provinz geworden durch jene staatsmännische Folgerichtigkeit, die die Römer auch noch in der Verfallszeit auszeichnete: „Wenn die so gut wie unverbrüchlich festgehaltene Regierungsmaxime, daß das römische Reich seine Grenzen zu erfüllen, nicht aber auszudehnen habe, allein in betreff Britanniens dauernd gerade von den weitsichtigsten Regierungen beiseite gesetzt worden ist," sagt Mommsen, „so liegt die Ursache darin, daß die Kelten, so wie Roms Interesse es erheischte, auf dem Kontinent allein nicht unterworfen werden konnten."

Mit dem Eindringen der Germanen war zunächst das Band zerrissen, das die gemeinsame römische Herrschaft zwischen der gleichartigen keltischen Bevölkerung zu beiden Ufern des Kanals geknüpft hatte. Aber bald reichten neue Einflüsse herüber und hinüber: von den britischen Inseln aus wurde seit dem 6. Jahrhundert die französisch-niederländische Küste zum Christentum bekehrt, Karl der Große berief 781 Alkuin von York zum Lehrer des Frankenreichs. Die Hand seiner Tochter ihm auszuschlagen, fühlte sich der britische König Offa stark genug.

Als dann mit Wilhelm dem Eroberer 1066 ein normannischer Herzog den englischen Königsthron bestieg, wurden beide Seiten des Kanals wieder politisch geeint. Es war die Zeit, von der Macaulay sagt: „Selbst in Asien ist kaum je ein Volk von einem anderen grausamer unterjocht worden, als die Briten

Digitized by Google

von den Normannen." Gegen den Willen des Siegers machte die Schlacht von Bouvines, in der Philipp August von Frankreich im Bunde mit der Hohenstaufenpartei den deutschen Kaiser Otto IV. und seinen Bundesgenossen Johann von England schlug — 1214 —, der Normannenherrschaft ein Ende. Nicht der Kronprinz von Frankreich, sondern Johanns Sohn Heinrich wurde zum englischen König gekrönt, die Normandie aber ging England verloren. Auf englischer Seite hatte der Graf von Flandern gefochten. Er war gleichzeitig für den französischen Teil seiner Lande Vasall der Krone Frankreichs, für das kaiserliche, deutsche Flandern des deutschen Kaisers. Das deutsche Schwert hatte 891 bei Löwen die Normannen abgewiesen, aber im Heer Stephans, des Enkels Wilhelms des Eroberers, hatten flämische Söldner die Kerntruppe gebildet. Nach der Niederlage Ottos IV. und in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit trat der deutsche Einfluß, dessen Ausdruck die Parteinahme des Grafen von Flandern gewesen war, immer mehr hinter dem französischen zurück. Beim Reich war kein Schutz gegen die Übergriffe Philipps des Schönen zu finden. Um so mehr wandten sich die Blicke der Flamen auf England, das gerade unter dem mächtigen Eduard I. aufblühte. In Flandern bildeten sich zwei Parteien, die Lilienmänner, vornehmlich die stolzen Ritter des Landes, die der Glanz des französischen Hofes blendete und die dort ihr Heil suchten, und die Klauenmänner, die unter dem Zeichen des Löwen von Flandern die Volkspartei bildeten, auf die Kraft der Städte gestützt und im Vertrauen auf Englands Beistand. Veit von Dampierre, Graf von Flandern, schloß mit dem englischen König ein Bündnis, sah sich aber im Stich gelassen und rief, in offener Feldschlacht geschlagen, nun vergebens die Gnade des Königs zu Paris an. Philipp erklärte das flandrische Lehen der Krone Frankreich für verfallen. Da erhoben sich im folgenden Jahr 1302 unter Führung der Brügger Peter de Koningk und Johann Breydel die flämischen Städte. In Brügge mußten 5000 Franzosen und Französlinge ihr Leben lassen. In wenigen Wochen war Flandern von den Fremden frei. Vergebens rüstete Philipp ein gewaltiges Heer, bei Kortrijk fanden in der Sporenschlacht 20 000 Franzmänner den Tod. Freilich hat es dann an Rückschlägen nicht gefehlt, aber im Frieden zu Paris 1320 anerkannte der französische König die Unabhängigkeit und die Freiheiten der Flamen. Leider stellten innere Zerwürfnisse das Ergebnis wieder in Frage: gegen die unbotmäßigen Ostflamen rief der Graf von Flandern, Ludwig von Nevers, den Nachfolger Philipps des Schönen, Philipp von Valois, zu Hilfe, und in der Schlacht bei Cassel wurde 1328 der Anführer der Empörer, Nikolas Zannekin, geschlagen: mit 12 000 Genossen erlitt er den Heldentod.

Noch immer war der englische König als Herr der Gascogne und von Teilen Guiennes Vasall des Königs von Frankreich. Als nun Philipp VI. in den schottischen Wirren gegen den Kandidaten Englands zum schottischen Thron Partei ergriff, beschloß Eduard III., Philipps Recht auf den französischen Thron zu bestreiten, da er selbst als Sohn der Tochter Philipps IV.,

Digitized by Google

seines Oheims, bessere Ansprüche habe. Vor allem sah Eduard mit Besorgnis den wachsenden Einfluß Frankreichs an der flämischen Küste. Doch er besaß das Mittel, ihn zu brechen. Flanderns ganzer Wohlstand beruhte auf seiner Weberei, die aber bedurfte zu ihrer Entwicklung der Wollausfuhr aus England. Wohl konnte nur ein geringer Teil der englischen Wolle im Lande verarbeitet werden, wohl war London durch den Export reich geworden, flossen dem König jährlich 30 000 Pfund aus dem Ausfuhrzoll zu. Dennoch drohte er mit einem Ausfuhrverbot, um Flandern zur Parteinahme für England zu nötigen. Man erkannte in Flandern die Gefahr, in ihrer Not wandten sich die Genter an den Zunftmeister der Weber und aller Handwerker, Jakob von Artevelde. Zwischen der Skylla der englischen und der Charybdis der französischen Bundesgenossenschaft suchte er einen Ausweg, indem er von beiden Teilen die Anerkennung der flämischen Neutralität errang. Als aber im folgenden Jahr 1339 der Krieg ausbrach, erklärte Eduard seine Zusage für ungültig, das Ausfuhrverbot trat in Kraft, die flämischen Weber wurden brotlos. Artevelde beugte sich, Eduard ließ sich in Gent zum französischen König ausrufen und gewann bald danach die Seeschlacht bei Sluys so glänzend, daß 30 Jahre lang kein französisches Kriegsfahrzeug sich innerhalb der englischen Machtsphäre zu zeigen wagte. Der englische König wußte sich aber auch noch anderen Beistand zu sichern.

Im September 1338 erschien er zu Koblenz bei Kaiser Ludwig dem Bayern und erlangte von ihm in Gegenwart von vier Herzögen, drei Erzbischöfen, vielen Grafen und einigen tausend Rittern die Bestallung zum Reichskommissar für Niederdeutschland unterhalb Kölns. Auch heiratete er die Schwester der Gemahlin Ludwigs, jener Margarethe von Holland, die nach dem Tod des letzten Grafen von Holland, Wilhelm, 1299 die Erbin von Seeland, Friesland, Hennegau war. Das hinderte Eduard indes später nicht, als Margarethe mit ihrem Sohn Wilhelm V. in Streit geriet, seinerseits auf Seeland Anspruch zu erheben. Diese Verhältnisse aber brachten es mit sich, daß in dem nun beginnenden hundertjährigen Krieg Frankreichs und Englands die deutschen Fürsten von Jülich, Hennegau, Brabant mit den niederländischen Städten auf englischer Seite standen und Kaiser Ludwig wenigstens Hilfe zugesagt hatte. Dieser hundertjährige Krieg begann nun mit der Verletzung jener Neutralität durch England, die der belgische Geschichtschreiber Kurt eine Skizze des künftigen Belgiens, gezeichnet vom Genie eines einfachen Genter Bürgers, genannt hat. Anfangs entwickelte sich im Schutze Englands unter Artevelde Landwirtschaft, Handel und Wandel wieder. Damals wurde der Bau des Kanals der Lieve, der Gent mit Eccloo und weiter dem Meere verband, in Angriff genommen. Als aber Eduard ohne Rücksicht auf seine Bundesgenossen, um seinen Säckel zu füllen, eine neue Abgabe auf Wolle legte, der die flandrische Volkswirtschaft aufs schwerste bedrohte, da ermordeten die erzürnten Genter den eben von einer Besprechung mit Eduard III. zurückkommenden Artevelde 1345. Man hatte ihn im Verdacht, Eduards III. Sohn zum Grafen von Flandern machen zu wollen.

Digitized by Google

An dem Bündnis Flanderns mit England änderte sich zunächst nichts. Die Flamen fielen in die Pikardie ein, und bei Crécy schlug Eduard die Franzosen aufs Haupt, Ludwig von Nevers kam in der Schlacht um. Calais wurde von den Engländern eingenommen und blieb nun über 200 Jahre in ihrem Besitz. Eduard wünschte, so bemerkt ein englisches Schulbuch, einen Hafen nahe bei seinen flämischen Bundesgenossen und bei England. Rodin hat die Schmach der Bürger von Calais, von denen sechs ihren heldenhaften Widerstand mit dem Leben büßen sollten und die nur auf Bitten der Königin der Rache des grausamen Engländers entgingen, in Bronze verewigt.

Inzwischen verzehrten sich die Flamen in inneren Fehden. Arteveldes Sohn Philipp schlug an der Spitze der Genter bei Beverhout den Grafen von Flandern, Ludwig von Maale, der durch hohe Steuern den Zorn der Flamen auf sich geladen hatte, 1382. Als Ludwig aber zu seinem Lehensherrn Karl VI. von Frankreich flüchtete, errang noch im gleichen Jahr das französische Ritterheer den Sieg von Roosebeke, in dem Artevelde d. J. und die Blüte des wehrhaften Flandern den Tod fanden. Von England kam keine Hilfe. Schon 20 Jahre zuvor, im Frieden zu Bretigny, hatte Eduard, um Calais und seine südfranzösischen Besitzungen zu retten, auf Flandern verzichtet, 1360. Als 1380 Karl V. von Frankreich mit dem Tode abging, verblieben den Briten nur noch Bordeaux, Bayonne und Calais.

Auf französischer Seite hatte in der Schlacht bei Roosebeke Philipp Herzog von Burgund gefochten, der als Gemahl der Margarethe von Flandern diese Grafschaft seit 1384 mit Burgund und dem Artois vereinigte. Sein Enkel Philipp, „der sich den Guten schelten läßt", schloß 1419 den Vertrag von Troyes mit England, mit seiner Hilfe schien die Herrschaft des englischen Königs in Frankreich wieder aufgerichtet werden zu sollen, da wendete sich im gleichen Jahr, in dem die Grafschaft Namur an Philipp kam, 1429 das Kriegsglück: Die Jungfrau von Orleans führte Karl VII. zur Krönung nach Reims. Philipp von Burgund, dem inzwischen durch Erbschaft auch Brabant und Limburg, der Hennegau, Holland und Zeeland zugefallen waren — das bayerische Fürstenhaus starb dort 1428 aus —, trennte sich 1435 im Frieden von Arras von England. Er wurde der reichste und mächtigste Vasall des Königs von Frankreich und beherrschte, als es ihm gelungen war, 1443 auch noch Luxemburg seinen Staaten einzuverleiben, wenn auch in steter Fehde mit den Städten seines Reiches, das gesamte Gebiet der Niederlande — dieser Name taucht hier zuerst auf. Von all seinen festländischen Besitzungen behielt England einzig Calais. Um sich von Frankreich unabhängig zu machen, nahm Philipp an den Kämpfen der französischen Großen gegen Ludwig XI. teil, nach anfänglichen Erfolgen führte diese Politik Karl den Waghalsigen über Granson und Murten nach Nancy, wo er 1477 nach verlorener Schlacht eines elenden Todes starb. Man fand seine Leiche im Eis eines Teiches von Wölfen angefressen. Sein Reich zerfiel, die Niederlande kamen an das Haus Habsburg. England stand zwar mit den burgundischen Fürsten, insbesondere mit

Digitized by Google

Karl dem Waghalsigen, gelegentlich in einem Bundesverhältnis, aber es konnte in die europäischen Händel nicht eingreifen, der Bürgerkrieg der beiden Rosen lähmte seine Kraft.

Das erstemal, wo England sich wieder auf dem Kontinent betätigte, führte im Grunde zu einem vollen Mißerfolg. Als Maria die Katholische, die Gemahlin Philipps II., mit Spanien gegen Heinrich II. von Frankreich die Waffen ergriff, ging 1558 Calais verloren. Die Frucht der Siege von St. Quentin und Gravelingen, die dem flandrischen Grafen Egmont verdankt wurden, erntete einzig Spanien, dessen Herrschaft in den Niederlanden dadurch befestigt wurde.

Rascher jedoch, als man glauben mochte, kam sie ins Wanken: Die Bedrückung durch die spanischen Besatzungen, die willkürlich auferlegten Steuern, nicht zuletzt der rücksichtslose Kampf gegen den im Lande sich ausbreitenden Protestantismus führte in den Niederlanden zu einer Reihe von Aufständen, die weder die kluge Margarethe von Parma noch ihr glaubenseifriger Berater, der Bischof von Arras, Granvella, nachmaliger Erzbischof und Kardinal von Mecheln, noch auch Herzog Alba mit seinem Blutrat niederhalten konnten. 1576 beriefen sich die Generalstaaten, die von den Spaniern anerkannte Vertretung der niederländischen Provinzen, selbst ein, in der sogenannten Genter Pazifikation wurde vor allem für die Südstaaten Freiheit der Religionsübung ausgesprochen, der Prinz von Oranien als Statthalter anerkannt, Nord und Süd versprachen, gemeinsam die Spanier zu verjagen.

Nicht ohne Grund hat man Karl V. den Schöpfer des niederländischen Nationalgefühles genannt. Freilich war ihm wohl nur zum geringen klar, daß er 1548 und 1549 bei der Zusammenfassung der 17 Provinzen, die ehemals teils dem Deutschen Reiche, teils der französischen Krone untertänig gewesen waren, zu einer staatsrechtlichen Einheit, dem 10. burgundischen Kreise, wohl seine Hausmacht neuerdings verstärkte, aber doch die Abtrennung der Niederlande vom Deutschen Reiche vorbereitete. Durch die Gleichstellung der niederländischen Kaufleute mit den spanischen, durch die natürlichen Eigenschaften des flämischen Kaufmanns, den die Venetianer als kalt, geizig, aber tatkräftig und geschickt schildern, so daß er die Konjunktur gut auszunützen verstand, blühten im Zeichen des neuen überseeischen Verkehrs die flämischen Seestädte mächtig auf. Antwerpen wurde der erste Hafen der Welt. 4500 eigene Schiffe schwammen auf See, 500 Fahrzeuge liefen täglich aus und ein, 2000 Frachtwagen gingen jede Woche nach Deutschland und Frankreich. Neben dem Heringsfang und dem Ackerbau hatte sich seit der burgundischen Zeit auch wieder die Tuch-, Samt- und Spitzenfabrikation gehoben, daneben auch die Bierbrauerei. Bei billigem Gelde war der Preis der Waren doppelt so hoch als in Frankreich. Das alles änderte sich rasch, als Philipp II. die klugen Bahnen Karls V. verließ. Unter dem Druck der geistigen und körperlichen Knechtschaft stellten die Kaufleute ihre Geschäfte ein, die Brauer schlossen ihre Gewölbe, Bäcker und Fleischer öffneten ihre Läden nicht mehr, dafür aber

Digitized by Google

durchstreiften die Wald- und Wassergeusen, wie sie de Coster uns geschildert hat, das Land und das Meer. Jene fanden bei Frankreich, diese bei England Hilfe, Deutschland war leider zu schwach, trieb auch zu wenig völkische Politik, als daß es den deutschen Fürsten, die an der Spitze der antispanischen Bewegung standen, Ludwig von Nassau und Wilhelm von Nassau-Oranien, Unterstützung hätte gewähren können. Und indem Wilhelm von Oranien von der lutherischen Konfession zum Kalvinismus übertrat, durchschnitt er zugleich die Bande, die ihn mit den deutschen Protestanten im Gegensatz zu dem kalvinistischen England und den Hugenotten verknüpften. Trotz seines katholischen Glaubenseifers näherte sich Karl IX. von Frankreich den aufständischen Niederländern. Aber Wilhelm traute ihm nicht recht, so schloß er 1578 mit Elisabeth von England, die sich an Philipp für seine Teilnahme für Maria Stuart rächen wollte, ein Bündnis, demzufolge die Königin ihm 100 000 Pfund Sterling für Rüstungen zahlte. Im selben Jahre riefen die katholischen Wallonen den Bruder des französischen Königs, Herzog Franz von Anjou, herbei, der freilich nicht viel auszurichten vermochte. Zwei Jahre darauf, als im Frieden von Antwerpen 1580 die Abmachungen der Genter Pazifikation noch einmal bestätigt wurden, kam Anjou, diesmal im Einverständnis mit Oranien, wieder, auch die Flamen ordneten sich ihm unter, aber leider konnte er sich nicht entschließen, ihre Freiheiten zu achten, die Franzosen begingen Ausschreitungen; endlich erreichte Oranien durch einen Vertrag 1583 die Räumung Antwerpens und der nördlichen Niederlande. Neuerdings trat nun Elisabeth mit Geldunterstützungen hervor — in ihrem Interesse lag es durchaus, die Dinge nicht zur Ruhe kommen zu lassen, Spanien an einem endgültigen Sieg zu hindern, die trostlose Lage der Niederländer aber auszunutzen, um die reiche niederländische Industrie nach England hinüberzuziehen. Aus dem Grabe der Wohlfahrt Flanderns stieg die wirtschaftliche Kraft Englands auf. Viele Tausende trefflicher flämischer Handwerker, Weber, Gärtner, wanderten zu den britischen Inseln hinüber, in Schottland tat sich die Batistfabrikation auf, in Liverpool die Webereien und Spinnereien. Es ist ganz ähnlich, wie jetzt England planmäßig den Krieg benutzt, um die belgisch-niederländische Diamantenindustrie nach England zu verpflanzen. Natürlich zogen auch die nördlichen Niederlande, insbesondere Amsterdam, aus dem Stand der Dinge Nutzen, in geringerem Maße auch Frankreich, dessen Teppich- und Tuchindustrie unmittelbar an der Grenze Flanderns auf diese Zeit zurückgeht. Aber das war eine Sorge der Zukunft. Mirguet, der belgische Historiker, urteilte 1887 über das Ergebnis der Kämpfe, die zur Befreiung der Niederlande führten, für Flandern: „Alle charakterstarken Männer wanderten damals aus, es blieb im Lande nur eine unwissende, verbrauchte Bevölkerung, unfähig, ihre Gedanken höher zu erheben als auf die Befriedigung der dringendsten leiblichen Bedürfnisse.“ Elisabeth hatte in der Gemeinsamkeit des Glaubens mit den protestantischen Nordstaaten eine willkommene Gelegenheit zum Einschreiten gefunden, namentlich nachdem, um mit Mirguets Worten zu reden, „die wallonischen Provinzen sich nur

Digitized by Google

wenig um den Vertrag von Gent kümmerten, die Südstaaten vielmehr bald mit dem neuen spanischen Statthalter Don Juan d'Austria das „ewige Edikt" eingingen, in dem für die Reformierten die Religionsfreiheit in dem heutigen Belgien wieder aufgehoben wurde. Während in Gent eine kalvinistische Republik sich auftat, schlossen die „Unzufriedenen" 1579 zu Arras einen Bund zur Verteidigung der ausschließlichen katholischen Lehre, demgegenüber sich die Utrechter Union bildete, der bald alle nördlichen Provinzen, aber auch die flämischen Städte Ypern, Brügge, Gent, Antwerpen beitraten." Moralische Vorwände zu finden, wo es politische Zwecke verfolgte, hat England allezeit verstanden. „Ohne Spanien den Krieg zu erklären, hatte Elisabeth schon lange ihre Untertanen ermuntert, dem Volk in den Nordstaaten in seinem Kampf um die Freiheit beizustehen; je verzweifelter der heldenhafte, aber ungleiche Kampf wurde, je mehr wendete sich die öffentliche Meinung in England gegen Spanien. Private Schiffe schwärmten von allen westlichen Häfen aus, um die Küsten und den Handel Spaniens anzugreifen. Endlich beschloß Elisabeth, nicht nur Geld, sondern auch ein Heer auf den Kriegsschauplatz zu senden. Aber dies Expeditionskorps war schlecht ausgerüstet, wurde schlecht unterstützt und war in jeder Beziehung ein Fehlschlag. Es stand unter dem Befehl des Earl of Leicester, des Günstlings der Königin, aber eines ganz und gar unfähigen Generals." So weit ein englisches Schulbuch. Er erschien 1585 in den Niederlanden und bedang sich für seine 6000 Soldaten einen wirksamen Einfluß auf die Geschicke des jungen Freistaats aus. Aber trotz der kalvinistischen Fäden, die von England und Genf her ins Land gingen und die Bevölkerung einer Unterwerfung unter britischen Willen günstig zu stimmen suchten, empörte das willkürliche Regiment der Engländer, die offenbare Absicht, hinter der auch die Königin stand, Hand an die Freiheit der unabhängigen Provinzen zu legen, die Niederländer so sehr, daß sich eine starke antienglische Opposition bildete. Wilhelm von Oranien war am 10. Juli 1584 endlich seinen Mördern zum Opfer gefallen. Johann von Olden-Barnevelde trat an die Spitze der Englandgegner, die Leicester und seine Unterführer zum Verlassen des Festlandes zwangen. Nun wurde Moritz von Oranien der anerkannte Führer, der die Befreiung der Niederlande nördlich von Schelde und Maas von der spanischen Herrschaft zu einer endgültigen machte. Damit trennten sie sich von den Südstaaten, dem heutigen Belgien, die unterdessen Philipps II. Feldherr, Alexander Farnese, wieder unterworfen hatte, so daß Brüssel, Gent, Antwerpen den spanischen Besatzungen und dem katholischen Glauben sich ergaben. Hätte Philipp nach dem Scheitern der Expedition Lord Leicesters sich in Flandern eine Basis für seinen Angriff auf England geschaffen, und wäre er dem Vorschlag Alexanders von Parma und des zur Unzeit gestorbenen Admirals von Santa Cruz gefolgt, erst einige Haupthäfen der Holländer wegzunehmen, damit man dort für den Fall eines Sturmes oder Unglücks sichere Zufluchtsorte besitze, so hätte er nicht umsonst für die Freiheit der Meere seine Armada ausgerüstet. Elisabeth war unvorbereitet, erst im letzten Augenblick rüstete sie

Digitized by Google

mit fieberhafter Eile, unterstützt von dem entschlossenen Sinne ihrer Untertanen. Die Armada wurde 1588 durch die Gewalt widriger Winde und die Beweglichkeit der niedrigen englischen Schiffe im Kanal vernichtet; einer der englischen Helden im Kampfe, Drake, hatte jahrelang vorher als Freibeuter die spanischen und niederländischen Küsten unsicher gemacht, ja er war bis nach Westindien auf Kaperei gefahren. Nach des Brüsseler Historikers Phillippson Wort „trieben die Engländer die Seeräuberei in immer wachsendem Maße mit seltener Unparteilichkeit gegen alle übrigen Nationen". „Hundertmal erließ Elisabeth anstandshalber grimmige Proklamationen gegen die Piraten, aber nicht einmal führte sie sie aus. Denn sie meinte, ihre Untertanen bedürften der Reichtümer, die jene sammelten, der nautischen Erfahrung, des kühnen Mutes und der gut bedienten Kanonen ihres Schiffsvolks. Ja, bisweilen trug sie selbst kein Bedenken, sich mit einer tüchtigen Summe an der Ausrüstung dieser Korsaren zu beteiligen und dafür nach deren Heimkehr einen entsprechenden Anteil am Gewinn in Empfang zu nehmen." Zunächst schien es nicht einmal, als solle England in erster Linie die Frucht des Sieges ernten. Während die Eroberung von Kadix 1596 durch Essex und Howard nur ein Beutezug ohne Folgen blieb — die Engländer plünderten die reiche Stadt, steckten sie in Brand, versenkten die ganze spanische Flotte und führten für 20 Millionen Dukaten Beute heim —, hatte im gleichen Jahr Cornelius de Houtmann, von reichen Landsleuten unterstützt, eine holländische Expedition nach Java ausgerüstet, was 1602 zur Gründung der Holländisch-Ostindischen Kompagnie führte. 1612 hatten die Holländer Neu-Amsterdam besiedelt (das 1664 englisch wurde und den Namen New York erhielt), von 1619 ab faßten sie in Batavia und auf den Sundainseln Fuß, 1651 in Kapstadt, 1656 in Ceylon. Kein Wunder, daß der Brite neidischen Auges auf diese Entwicklung schaute. Der Westfälische Friede hatte 1648 die Oranische Republik der Niederlande, Holland, anerkannt, die evangelische Religion blieb hier herrschend. Die südlichen Niederlande hatte man ziemlich unverblümt für herrenloses Gut erklärt. Noch bedurfte der Engländer der holländischen Hilfe im Kampf gegen Spanien, noch waren nach Elisabeths Tod auch die inneren Verhältnisse Englands nicht befestigt genug. Erst als Oliver Cromwell sich zum Lord-Protektor gemacht hatte und die Generalstaaten durch die Aufnahme des flüchtigen Prinzen Karl Stuart, nachmaligen Karls II., seinen besonderen Zorn erregt hatten — England achtete das Asylrecht niemals bei anderen —, holten die Briten zum entscheidenden Schlag gegen den ehemaligen Bundesgenossen aus. Unter Ausgrabung uralter Erklärungen bestimmte die Navigationsakte von 1651, daß die Einfuhr außereuropäischer Erzeugnisse nach England nur unter britischer Flagge erfolgen dürfte, Waren europäischer Herkunft aber nur auf britischen Schiffen oder auf Fahrzeugen des Erzeugungslandes, und zwar ohne Berührung fremder Zwischenhäfen, nach England gebracht werden dürften. Die Einfuhr gesalzener Fische wurde ganz verboten. Diese Bestimmungen trafen den holländischen Handel, der wesentlich Durchfuhr- und Überseehandel war,

Digitized by Google

so schwer, daß die Niederlande in drei Seekriegen zwischen 1652 und 1674 ihre Handelsfreiheit zu verteidigen suchten. Umsonst. Trotz beträchtlicher Erfolge der Holländer, die 1667 sogar in der Themsemündung erschienen, wichen sie dem überlegenen Druck Englands und des schließlich noch mit ihm verbündeten Frankreich. Das holländische Volk hielt finanziell und militärisch nicht durch, es gab seine amerikanischen Besitzungen auf, im Frieden zu Breda wurde freilich neben Verschärfungen der Navigationsakte auch eine Erleichterung erreicht: die den Rhein herabgekommenen deutschen Waren durften auf holländischen Schiffen nach den britischen Inseln gefahren werden. Die deutsche Schiffahrt war schon längst der holländischen und englischen Konkurrenz erlegen. Im Frieden zu Westminster wurde dann, wesentlich als Folge der dynastischen Verbindung der in Holland wieder zur Macht gelangten Oranier mit den Stuarts, ein Gleichgewichtszustand zwischen England und Holland erreicht, von dem der Wirtschaftshistoriker Dr. Richard Mayr urteilt: „Das reiche, satte Holland verlor seine heldenhaften Antriebe und begnügte sich im unerschütterlichen Bunde mit dem noch vordringenden England, den Übergriffen der in Europa wie in den Kolonien allzumächtig gewordenen Franzosen entgegenzutreten," oder mit anderen Worten, namentlich seit 1689 Wilhelm III. von Oranien den englischen Thron bestiegen hatte, trieb man in Holland englische Politik und verbrauchte auch nach Wilhelms 1702 erfolgtem Tod seine Kräfte im Kampf gegen Frankreich zugunsten Englands.

*

Flandern hatte seit der Vernichtung der Armada nur geringen Anteil an den Kämpfen genommen. Wohl hatte Albrecht, der mit seiner Gemahlin Isabella als souveräner Herrscher der südlichen Niederlande diese katholischen Staaten für die Krone Spaniens bewahrte, an die sie nach dem kinderlosen Tode der Erzherzöge zurückfallen sollten, Moritz von Nassau bei Nieuport angegriffen. Er war geschlagen und verwundet nach Brüssel heimgekehrt. Erfolgreicher war sein Unternehmen gegen Ostende. Nach drei Jahren heldenhaften Widerstandes mußte 1604 die dem Protestantismus treu ergebene Stadt ihre Tore öffnen. Mit Holland schloß er dann 1609 einen zwölfjährigen Waffenstillstand, in dem die Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande anerkannt wurde. Als er unmittelbar nach Albrechts Tod 1621 abgelaufen war, fing der Krieg mit zwei Fronten von neuem an. Der von Isabella nur lässig geführte Kampf rieb dennoch die Kräfte des unglücklichen Landes auf, und als der Friede zu Münster 1648 dem unabhängigen Holland das Recht gab, die Scheldemündung zu schließen, um dem spanisch-flämischen Handel den Todesstoß zu versetzen, da war der Niedergang Flanderns besiegelt. Während der Kriege Ludwigs XIV. gegen Holland verloren Flandern und der Hennegau ein Stück nach dem andern an Frankreich: Französisch-Flandern, Lille, Valenciennes, Douai, Cambrai. Im Frieden zu Utrecht und Rastatt, der Holland die endgültige Anerkennung als selbständigem Freistaat brachte, wurde den österreichischen Habsburgern von den südlichen Niederlanden zugesprochen, was Frankreich nicht behielt. Im

Digitized by Google

sogenannten Barrierenvertrag bekam Holland das Recht der Besetzung der Festungen an der französischen Grenze zum Schutz gegen Frankreich; auf Kosten der südlichen Niederlande, die an Holland einen jährlichen Tribut von 1 200 000 Gulden zahlen mußten, hielten die Holländer und das Deutsche Reich in Belgien eine Armee von 30 000 Mann. Mangelnde politische Einsicht auf beiden Seiten und der religiöse Zwiespalt hatten Holland und Flandern zu völliger Bedeutungslosigkeit verurteilt. Das letztemal, wo man sich der gemeinsamen Abstammung erinnert hatte, war 1673 gewesen, als der tatkräftige Statthalter der spanischen Niederlande, Marquis von Monterey, den Holländern gegen Ludwig XIV. zu Hilfe eilte im Bunde mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg, in dessen Adern selbst oranisches Blut floß, und 16 000 Kaiserlichen, die aber durch die Verräterei von Lobkowitz an jeder kräftigen Anteilnahme behindert wurden: das Deutsche Reich vergaß seine Pflicht, die Stammesbrüder zu schützen.

Die inneren Zustände Flanderns seit dem Ende des 16. Jahrhunderts waren trostlos. Lebon, der belgische Geschichtschreiber des Volksunterrichts, sagt: „Wohl breitete sich der katholische Glaube aus, aber der Laienunterricht fristete in der Bürgerschaft nur dürftig sein Leben, das Volk im allgemeinen war dahin gekommen, zu glauben, der Unterricht sei ein nutzloses, schädliches, ja gefährliches Ding. Die Unwissenheit in Belgien wurde allgemein und entsetzlich, einzig die jungen Leute, die sich dem priesterlichen Beruf weihen wollten, lernten noch lesen und schreiben. Der verworfenste Aberglaube trat an die Stelle der erleuchteten Überzeugung und der Wissenschaft früherer Zeiten. Verfügungen und Strafandrohungen mußten machtlos sein gegenüber der geistigen und sittlichen Verkommenheit des Volks. Nur guter Unterricht hätte helfen können, aber Albrecht und Isabella begriffen das nicht. Unter ihrer Herrschaft verlor das belgische Volk den letzten Schwung, und man kann auf die engherzige Verwaltung dieser Herrscher im wesentlichen den Todesschlaf zurückführen, in den Belgien auf fast zwei Jahrhunderte versenkt wurde." Vor der Revolution des 16. Jahrhunderts war nach Mirguet Belgien, das heißt Flandern, das reichste Land der Welt. Bald danach war es verwüstet und entvölkert. Im Jahre 1586 konnte man zu Antwerpen ehemals wohlhabende Leute abends aus ihren Häusern kommen sehen, um an den Türen zu betteln. Mehr als einmal beobachtete man Arme, wie sie Gemüsereste, die sich in den Kehrichthaufen der Straßen fanden, den Hunden streitig machten. In Antwerpen traf man keine Wagen, keine Reiter, kein Käufer trat über die Schwelle der Läden, und in den ehemals belebtesten Straßen zählte man kaum 20 Leute auf einmal. Gleich verlassen waren alle anderen Städte der spanischen Niederlande. In der Hauptstraße von Gent sah ein damaliger Reisender nur zwei Pferde. Ackerbau, Industrie und Handel, alle anderen Quellen der Wohlhabenheit eines Volkes waren verstopft, die Dörfer waren entvölkert oder zerstört. Aus Gent allein wanderten 12 000 Arbeiter, hauptsächlich Tuchmacher, aus, vorzugsweise nach England. In Amsterdam, Rotterdam, Middelburg gab es ganze Straßen,

Digitized by Google

in denen ausschließlich flämische Auswanderer wohnten. Einzig die Gärtnerei nahm seit dem 17. Jahrhundert in Gent wieder einen Aufschwung.

Kein Wunder, daß der erste österreichische Statthalter, der Piemontese Marquis von Prié, den Eindruck hatte, man müsse die Belgier mit eisernem Willen und mit der Furcht regieren, daß er äußerte: „Entweder dies Volk verliert seine Freiheiten, oder es geht durch seine Freiheiten verloren." Die weitsichtigen Maßnahmen der österreichischen Zeit blieben ohne unmittelbare Folgen oder wurden durch Englands und Hollands Neid unterbunden, so die Gründung der Compagnie Générale, die von Ostende aus den Handel mit Amerika, Afrika, Indien wieder aufnehmen sollte und in zwei Tagen ein Kapital von 6 Millionen Gulden aufbrachte. Nach fünf Jahren mußte sie ihre Schiffahrt auf Englands und Hollands vereinten Druck einstellen, 1727. Der Statthalter Maria Theresias, Karl von Lothringen, tat sein Bestes, um durch Gründung von höheren Schulen, Kunst- und Gewerbeschulen, der Brüsseler Akademie der Wissenschaften, durch die Fürsorge für Industrie und Arbeiterschaft dem Lande aufzuhelfen. Insbesondere suchte er die Wagen-, Tuch- und Spitzenfabrikation wieder zu heben. Die Flamen haben seiner und der Kaiserin allezeit dankbar gedacht, während sie den Übereifer Josefs II. mit Undank gelohnt haben. Mit Recht hat man gesagt, fast alle Gedanken Josefs II. sind heute in Belgien durchgeführt: die Gewissensfreiheit, die dann von den Franzosen aufgenommene Einteilung des Landes in die noch heute bestehenden neun Provinzen, die Reorganisation der Gerichte, die Übertragung der Standesregister an die Zivilbeamten statt an die Geistlichkeit, die Einführung der Zivilehe und das Verbot, Kirchhöfe im Innern der Ortschaften anzulegen. Aber Josef wollte alles auf einen Schlag machen, und er verbot die Abhaltung der volkstümlichen Umritte, die alten Kirmessen, die Prozessionen. Er suchte die Einzelheiten des Kultus in kleinlicher Weise zu regeln, unterdrückte die Orden und Klöster, die alten Zunftverbände, wollte alle Geistlichen zwingen, in den beiden Staatsseminaren zu Löwen und Luxemburg zu studieren. So griff er dem Volk an die Seele, bedrohte es in seinen kleinen Freiheiten und brachte die bis dahin ganz unabhängige Geistlichkeit gegen sich auf. Die Folge war die Brabanter Revolution von 1789 und nach Josefs Tod 1790 das Eingreifen der Franzosen, die nach den beiden Siegen bei Jemappes und Fleurus (1792 und 1794) die spanischen Niederlande, nunmehrigen vereinigten Staaten von Belgien (der Name wurde von den Revolutionären aus alten Erinnerungen herausgekramt) der französischen Republik einverleibten. Der Einfall der Franzosen machte auch dem noch immer zum Deutschen Reich gehörigen Fürstbistum Lüttich ein Ende. Das Reich erwies sich zu schwach, um die Rechte des letzten Bischofs, Cäsar von Hoensbruch, gegen seine nach schrankenloser Freiheit lüsternen Untertanen zu schützen. Die ersten Taten der Sansculotten waren nicht dazu angetan, ihre Herrschaft beim Volk, von einigen Ehrgeizigen abgesehen, beliebt zu machen. Im Gefolge der französischen Heere kamen eine Menge elender, grausamer und räuberischer Leute, die sich auf Belgien als auf eine gute Beute

Digitized by Google

warfen, das ganze Land wurde geplündert, Adlige und Priester verfolgt und zu Tode gebracht, ihre Güter eingezogen, die Ausübung der Religion verboten, die Kreuze in Stücke geschlagen, die Glocken zu Kanonen umgegossen. Leib und Seele wurden aufs entsetzlichste gemartert. Endlich schaffte Napoleon Ordnung, führte den Code civil ein, aber auch die Auslosung der Wehrpflichtigen. Während Maria Theresia die Zensur abgeschafft hatte, unterdrückte Napoleon die Freiheit der Presse; auch in der von Maria Theresia eingeführten allgemeinen Schulpflicht für Kinder beiderlei Geschlechts vom sechsten bis dreizehnten Lebensjahr und in der Ausbildung der Lehrer, die sehr viel zu wünschen übrig ließ, trat ein Rückschritt ein. Andererseits tat Napoleon viel im Bereich der öffentlichen Arbeiten, denn er wollte von Flandern aus den entscheidenden Angriff auf England vorbereiten und betrachtete Antwerpen als die gegen England gerichtete Pistole. England hatte 1793 die Franzosen zur Räumung Belgiens aufgefordert, hatte dem geflüchteten holländischen Erbstatthalter Asyl gewährt und den holländischen Kolonialbesitz am Kap und auf Ceylon zum „Schutz" besetzt. Der Umwandlung der von Napoleon geknechteten batavischen Republik in das Königreich Holland sah es tatenlos zu, erst als Preußen im Bund mit Österreich und Rußland Napoleon geschlagen hatten, in Holland ein Aufstand ausgebrochen war, der die Franzosen verjagte, meldete England seine Ansprüche an, obwohl es am Krieg eigentlich nur ganz nebensächlich auf der Iberischen Halbinsel teilgenommen hatte. Es ließ sich den Besitz des bis 1813 dänischen Helgoland, von Kapstadt und Ceylon, dazu von Malta bestätigen, willigte vorläufig in die Einverleibung Belgiens in Frankreich, empfahl eifrig für das Deutsche Reich den Verzicht auf alle Ansprüche auf den burgundischen Kreis und auf Rückgabe der geraubten Kunstschätze, verurteilte alle Entschädigungen. Dafür lud es Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. samt dem alten Blücher, dem dabei gar nicht wohl war, zu festlichem Empfang nach London ein. Zum Glück hatte dieser auf die Versöhnung Frankreichs gestellte Verzichtfrieden keine Dauer, Napoleon zerriß das Gespinst, und im zweiten Pariser Frieden wurden wenigstens einige der Forderungen Preußen-Deutschlands erfüllt. Freilich, weder die auf Elsaß-Lothringen, noch die auf den burgundischen Kreis gehenden, obwohl selbst der Bevollmächtigte des Prinzen Wilhelm von Oranien ihre Berechtigung anerkannte. England ließ die alten Wilhelminischen Überlieferungen wieder aufleben, wünschte Holland für den Raub seiner Kolonien mit der Aufgabe deutscher Ansprüche zu entschädigen, wie es Dänemark für Helgoland das ehemals schwedische Vorpommern versprochen hatte. Schon nach der Einnahme von Antwerpen 1814 hatte Hardenberg, der leider der englischen Politik ein unbeschränktes Vertrauen entgegenbrachte, zugelassen, daß die von Preußen und Russen erbeuteten Kriegsschiffe kurzerhand nach England überführt wurden. England hoffte aus Antwerpen einen wohlgedeckten Brückenkopf für seine Festlandskriege zu machen. Auf dem Wiener Kongreß pflegte man von Gebieten, die an die Niederlande kamen, zu sagen, das wird englisch. Aber Wilhelm I., König der vereinigten Nieder-

Digitized by Google

lande, hielt nicht ganz, was er zu versprechen schien. England hatte die vereinigten Niederlande befürwortet als Schutzwehr gegen Frankreich, stark genug, um ein Damm zu sein, zu schwach, um eigene Ziele zu verfolgen. Nun hob sich aber das Land erstaunlich rasch ökonomisch: Napoleons Kontinentalsperre war für Holland ein schwerer Schlag gewesen, für das jetzt im wesentlichen ackerbautreibende Flandern und Belgien war sie zum Segen ausgeschlagen. Dazu kam, daß allmählich auch die Industrie sich hob: schon in den Zeiten der Maria Theresia hatte sich in Verviers eine neue Wollindustrie herausgebildet, Glas- und Papierfabriken waren entstanden. Es begann jene Verschiebung der industriellen Zentren aus Flandern in die Wallonei, die dem Lande so verhängnisvoll geworden ist. Brüssel wurde der Sitz für die Herstellung von Kattunen, Hüten, Wagen und Drucktypen. Die Fischerei hob sich wieder, selbst in Flandern regte es sich, ein Beweis für die unerschöpfliche Kraft dieses Volkes. Schiffsbau und Leinenweberei wurden betrieben, Liewin Bouwens errichtete um 1800 in Gent eine Baumwollspinnerei. Wilhelm I. berief nun die Gebrüder Cockerill. Ihr Vater, ein Irländer, war nach Schweden ausgewandert, um dort die in England erfundenen, aber von den Briten aufs sorgfältigste geheim gehaltenen neuen Spinnmaschinen unter Benutzung der schwedischen Wasserkräfte auszubauen. Aus Furcht vor Englands Rache wies man ihn — zur Zeit der größten Macht Napoleons — aus. Cockerill ging nach Hamburg, wo ihn der Zufall mit dem Vorsteher des Einkaufsbureaus einer Firma aus Verviers zusammenführte. Der veranlaßte Cockerill zur Übersiedlung nach dem wasserreichen Verviers, und hier entwickelte sich nach anfänglichen Mißerfolgen bald jene Wollindustrie, die heute einen großen Teil des Marktes beherrscht. Cockerills Schwiegersohn, ein junger Engländer, gründete dort die erste Fabrik für Spinnmaschinen. 1817 siedelte der jüngere Cockerill auf Veranlassung Wilhelms I. nach Lüttich über, eröffnete in dem alten fürstbischöflichen Schloß Seraing eine Maschinenfabrik, die der englischen Industrie zum guten Teil das Wasser abgraben sollte. 1824 richtete er den ersten Kokshochofen mit mehrzylindrigen Gebläsen ein, führte das Bessemerverfahren zur Herstellung von Stahl ein und lieferte bereits 1829 jährlich 200 000 Feuerwaffen. In den Cockerillwerken wurden die ersten gewalzten Eisenbahnschienen und die erste auf dem Kontinent gebaute Lokomotive (1835) fertiggestellt. Gleichzeitig brachte der Kohlenbau in den Provinzen Lüttich und Hennegau reichen Ertrag, gedieh die Maschinenbauanstalt „Phönix“ in Gent. So schien der Bestand des jungen Königreichs, dem Wilhelm durch Einführung der niederländischen Staatssprache und einheitlichen Rechts auch die innere Geschlossenheit geben wollte, aufs beste gesichert. Aber eben diese Blüte erregte die Unzufriedenheit Englands. „In der Geschichte der Belgier,“ sagte später Goblet d'Alviella, „hat es zwei Unglücke gegeben: daß sie im 16. Jahrhundert sich den Holländern nicht anschließen konnten und im 19. sich von ihnen trennen mußten.“

Dies „Muß“ war viel weniger begründet in gewissen Fehlern der inneren Politik König Wilhelms, der ähnlich wie Josef II. in manchem zu radikal

Digitized by Google

vorging, auch nicht ausschließlich in der Verschiedenheit der Konfession; beide Momente sind von den Drahtziehern der Revolution von 1830 nur geschickt ausgenutzt worden. Die Annäherung Frankreichs an England, der gemeinsame Gegensatz zu Österreich ließ England das alte Ziel der Barriere gegen Frankreich nun weniger wichtig erscheinen als die Beseitigung oder Schwächung des lästigen Konkurrenten am anderen Ufer des Kanals. Die belgische Revolution ist das Werk französischer Emissäre gewesen, aber England hat auf den Londoner Konferenzen das selbständige Belgien erst geschaffen. In Belgien selbst war die Volksstimmung keineswegs einmütig, und die Partei der Orangisten war in Flandern wie in den deutschen Teilen zahlreich und ist bis auf den heutigen Tag nicht erloschen. Aber dem Druck der Westmächte, der beiden Spießgesellen, wie Zar Alexander sich ausdrückte, mußte Holland weichen, und man gewinnt den Eindruck, als ob weniger der König als sein holländisches Volk froh waren, die Störenfriede im Süden los zu sein und weiteren Konfliktsmöglichkeiten mit den Großmächten aus dem Wege zu gehen. Freilich verzichtete damit Holland auch auf jede Machtstellung; der Ausgang der belgischen Revolution war die letzte Ursache des erhöhten Steuerdrucks in Holland und der Verstimmung zwischen König und Volk, die diesen 1840 zum Rücktritt von der Regierung bewogen.

An die Spitze des auf Preußens Vorschlag „neutralen" Staates — wir erinnern uns, daß der Gedanke der Neutralität Flanderns nicht zum erstenmal hier auftaucht — trat, nachdem Ludwig Philipp die Kandidatur seines Sohnes abgelehnt hatte, Leopold von Koburg-Gotha, der 1816 sich mit Charlotte von England, der Thronerbin, vermählt hatte und seit deren frühem Tod (1817) in England gelebt hatte. Den ihm 1830 von den Mächten angebotenen griechischen Thron schlug er aus, die belgische Krone nahm er bereitwillig in Empfang. Frankreich und England blieben die Schutzmächte Belgiens, was England nicht hinderte, 1839 mit Preußen den Geheimvertrag von 1818 zu erneuern, demzufolge Preußen und England bestimmte Festungen ohne weiteres im Zustand der Kriegsgefahr besetzen durften. Freilich sollte diese Besetzung nur im gegenseitigen Einvernehmen geschehen. Wellington hatte 1830, um den englisch-holländischen Einfluß zu wahren, die Festungen an der Südgrenze des Landes einfach besetzen wollen. Leopold ließ die Festungen zum größten Teil schleifen, auch dann noch, als General Brialmont von 1859 ab Antwerpen zu einer der ersten Festungen der Welt machte, derselbe Brialmont, der zehn Jahre zuvor eine Schrift hatte erscheinen lassen, Lob des Krieges oder Widerlegung der Lehren der Friedensfreunde, und der zu einer Art Nationalheros der neutralen Belgier wurde, dessen Tätigkeit sich bis nach Rumänien hin erstreckte, wo die Befestigung von Bukarest sein Werk war, und der nach 1870, als die Welt sich so sehr verändert hatte, die Maasbefestigungen anlegte. Richtete sich die Festung Antwerpen gegen jeden Angreifer der freien, seit 1863 auch von den holländischen Durchgangszöllen befreiten Schelde, so zielten die Maasbefestigungen einseitig auf einen deutschen Angriff, und in diesem Sinne ist ihre weitere

Digitized by Google

Ausgestaltung immer wieder gefordert und durchgeführt worden. Die Vernachlässigung der französischen Front demgegenüber ist um so wunderbarer, als Frankreich nicht weniger als sechsmal im vorigen Jahrhundert, wenn wir belgischen Geschichtschreibern folgen, 1840, 1848, 1855, 1866, 1868 und 1870, Anschläge auf die belgische Unabhängigkeit gemacht hat. Dennoch liegt Lüttich 30, Namur aber 60 Kilometer von der Grenze, obwohl der natürliche Grenzschutz gegen Deutschland ungleich stärker ist als gegen Frankreich. Bei der letzten Krisis, als die Möglichkeit der Verletzung der belgischen Neutralität durch einen der Kriegführenden bestand, deckte England mit seiner ganzen Truppenmacht die Unabhängigkeit Belgiens. Es trat in diesem Fall den Wünschen mindestens des wallonischen Teils der Bevölkerung entgegen, deren Sympathien so sehr auf französischer Seite standen, daß Bismarck bekanntlich die gute Behandlung unserer Verwundeten erzwang mit der Drohung: „Noch ein einziger solcher Vorfall, so hat das Königreich Belgien als Königreich aufgehört zu existieren!" Die Flamen, die die deutschen Siege begeistert feierten, haben nicht ohne Grund es sich zum Verdienst angerechnet, wenn damals Belgien nicht wagte, offen für die Franzosen Partei zu nehmen. England, das in diesem Fall so energisch für Belgiens Neutralität sich einsetzte, hätte im Krimkrieg gar zu gern belgische Truppen in seinen Reihen fechten sehen und stand 45 Jahre später dem Wunsche Belgiens, sich an der Chinaexpedition zu beteiligen zum Schutz der belgischen Handelsinteressen, offenbar nicht fern. Am Widerspruch Deutschlands scheiterte die Waffenbrüderschaft. In der Zwischenzeit hatte England durchaus nicht Belgien immer mit jener Freundlichkeit behandelt, die man von ihm seinem Schützling gegenüber erwarten sollte. Dort wenigstens nicht, wo englische Interessen den belgischen gegenüberstanden. Es hat am längsten mit der Anerkennung des Kongostaates gezögert, hat den niedrigsten Verleumdungsfeldzug gegen die belgischen Kolonialbestrebungen geführt. Drei Jahre nach der Gründung des Kongostaats, als unter General Boulanger in Frankreich die Kriegsbegeisterung hoch ging (es scheint auch, als liefen von Boulanger zu Brialmont manche Fäden), war die öffentliche, von der Regierung gebilligte Meinung in England die, daß man die Neutralität Belgiens nie mit den Waffen zu verteidigen verpflichtet sei, den Durchzug einer fremden Armee nicht zu hindern brauche. Nur die dauernde Besetzung des Landes durch eine fremde Macht könne man nicht gestatten. Man hielt in London noch immer an jenen Anschauungen fest, die der Franzose Bignon in seiner berühmten Rede auf dem belgischen Nationalkongreß entwickelt hatte: „Seit vielen Jahrhunderten ist es ein Axiom in London, daß England an dem Tage dem Untergang geweiht ist, wo das französische Gebiet auf belgischer Seite irgendeine Erweiterung erfährt. Daher die langen und blutigen Kriege, deren Hauptergebnis die Schaffung einer Schranke gegen Frankreich sein sollte. Daher die berüchtigten Barrierenverträge, die gleichzeitig dem Hause Österreich die Nutznießung von Brabant ließen und holländische Garnisonen in die Festungen legten. Vergebens haben die Revolutions-

Digitized by Google

kriege diese Verträge vernichtet, England hofft immer noch, sie wieder aufleben zu lassen. 25 Jahre hat es um Belgien gekämpft, in den glanzvollsten Tagen Napoleons hat es stets den Gedanken verfolgt, Belgien aus seinem Reich zu lösen. Dieser Gedanke ist der Beweggrund für alle von ihm geschlossenen und mit Geld unterstützten Bündnisse gewesen." Von einem unabhängigen Belgien hofft er das Ende des französisch-englischen Gegensatzes und den Weltfrieden. Hätte Bignon weiter in die Zukunft blicken können, er hätte vielleicht seinen Gedanken anders formuliert: mit dem Augenblick, wo Frankreich schwach genug war, um für England keine Gefahr mehr zu sein, aber noch stark genug, um ihm in seinen Plänen dienstbar zu werden, war die Verständigung der beiden uralten Gegner möglich. Das Opfer dieser Verständigung aber wurde Belgien, Flandern. Die allen bekannten Einzelheiten der englisch-belgischen Verhandlungen der letzten 15 Jahre will ich hier nicht ausbreiten. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß, nachdem König Leopold ins Grab gesunken war, der englische Einfluß unter seinem unfähigen Nachfolger so stieg, daß aus jenen militärischen Unterhaltungen von 1906 die Besprechungen des Generals Jungbluth mit dem englischen Militärbevollmächtigten Oberstleutnant Bridges von 1912 wurden, daß auf die von England gegen Leopolds Wunsch erzwungene Übernahme des Kongostaats durch den belgischen Staat die Abtretung der Enklave Lado an England folgte (also die Abdrängung des Kongostaats vom Nil) und daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht von 1909, nach der jede Familie einen Soldaten zu stellen hatte, sich 1913 wandelte in die mit allen Mitteln der Reklame betriebene Heeresreform von 1913, nach der jeder wehrfähige Belgier auch wehrpflichtig war. Wer den Abscheu der Belgier, namentlich auch der Flamen, vor der allgemeinen Wehrpflicht kennt, das Streitwort „niemand gezwungen Soldat" im Gedächtnis hat, der mußte ob dieser Entwicklung in dem parlamentarisch regierten Lande den Kopf schütteln. Jetzt wissen wir aus den serbischen Archiven, daß diese Reform, die sowohl der bisherigen belgischen Politik als auch dem Geist der belgischen Nation nach dem Urteil des serbischen Gesandten in Paris widersprach, auf den Rat, fast auf das Verlangen der englischen Regierung geschah. England, das öffentlich den preußischen Militarismus zu bekämpfen nicht müde wurde, das die allgemeine Wehrpflicht sich selbst so lange ersparen wollte als irgend anging, drängte um so lieber bei seinen Bundesgenossen, denn als solchen müssen wir Belgien 1912 schon bezeichnen, auf ihre Durchführung.

Die Hoffnung Bignons hat sich nicht erfüllt: die Verständigung Frankreichs und Englands und das unabhängige Belgien brachten der Welt den ersehnten Frieden nicht. Vielmehr wurde Belgien der Schauplatz der heftigsten Kämpfe, die die Welt je gesehen. Und in Belgien wieder Flandern. Verödet wie zu Zeiten der traurigsten Tage spanischer Herrschaft liegt der Hafen von Antwerpen, den Englands Handelskrieg von der See abschneidet. In Blut getränkt liegen die gesegneten Fluren Westflanderns, das von den Engländern freigelassene Wasser der Kanäle hat weite fruchtbare Striche überflutet. Nirgends

Digitized by Google

hat die englische Hilfe, so oft sie versprochen wurde, Rettung gebracht, nicht in Antwerpen, nicht an der Yser, nicht im Kanal. Ypern und Dixmuiden, Furnes und Gott weiß wie viel andere flandrische Orte sind in Asche gesunken — aber aus ihren Ruinen ist neues Leben erblüht. Englands Sorge in Flandern hat allemal, treu seiner geschichtlichen Auffassung als Schirmherr der kleinen Völker, nur den eigenen Interessen gegolten: der Sicherung seiner Seeherrschaft im Kanal, der Sicherung seiner Handelsherrschaft auf dem Weltmeer. Um die germanischen Brüder, die Flamen, in ihrem jahrhundertealten Kampf um die eigene Sprache und Kultur hat sich England weniger gekümmert als um die Freiheit der Griechen und Araber. Denn hier war unmittelbarer Vorteil nicht zu holen. Der neubelgische Staat hatte sich der flämischen Sache am allerwenigsten angenommen. Sein an die Kohlenwerke der Wallonei anknüpfender industrieller Aufschwung, seine weltkapitalistische Entwicklung hatte die Flamen so gut wie unberührt gelassen, sie waren zu Parias geworden, und wer von ihnen zu Wohlstand und Ansehen gelangte, suchte durch Annahme der äußeren französischen Lebensformen seine flämische Abstammung so rasch wie möglich in Vergessenheit zu bringen. Den mutigen Männern, die im Lauf des letzten Jahrhunderts Träger der flämischen Bewegung gewesen waren, sank mehr und mehr jede Hoffnung dahin. Da kam mit dem Krieg auch der stammverwandte Eroberer ins Land. Halb ungläubig machte er die Erfahrung, daß 4 Millionen Belgier keine Welschen waren, daß unser deutsches Ohr fast mühelos die Rede der Männer und Frauen an der belgischen Wasserkante verstand, wie unser gutes Deutsch dort leicht und nicht unwillig verstanden wurde. Unsere Landsturmleute, unsere Matrosen vor allem, fühlten sich bald heimisch, wurden bald nicht mehr als Fremde betrachtet. Und während draußen an der Front Tausend und Tausende Flamen im Kampf wider uns ihr Leben ließen und den Unsern den Tod brachten, fanden sich im besetzten Lande deutsche und flämische Männer zusammen, die die Gemeinsamkeit der Interessen erkannten, und eine gemeinsame Arbeit begann, wie sie zwischen Engländern und Flamen niemals bestanden hat. Es war, als sei sich Deutschland plötzlich bewußt gewesen, wieviel es versäumt habe in seiner langen Geschichte.

Es entstanden Sprachenverordnungen, Schulgesetze, die Genter Hochschule, tief ins Volk herein griff die soziale Fürsorge, und endlich wurde der ganze Bau gekrönt durch die Durchführung der von Flamen wie Wallonen seit langem geforderten Verwaltungstrennung. Wohl ging manchem in Deutschland wie unter den Flamen die Entwicklung noch nicht rasch genug, man vergaß, daß, was ein Jahrhundert verabsäumt hatte, nicht in wenigen Monaten gutgemacht werden konnte, nicht durfte, sollte das Neue ausgereift sein. Wenn aber, was bisher von der deutschen Verwaltung geleistet worden ist, mehr und mehr auch die Anerkennung der ursprünglichen Gegner findet, so wird das in erster Linie dem Vertrauen gedankt, das alle Teile dem Manne entgegengebracht haben, dessen Namen mit der Auferweckung Flanderns untrennbar verbunden ist, dem zweiten Generalgouverneur Freiherrn v. Bissing. In seine

Digitized by Google

Gerechtigkeit setzten Flamen wie Wallonen gleiches Vertrauen. Und eine rechte Verwaltungstrennung läßt sich nur durchführen, wenn man nicht in den umgekehrten Fehler des belgischen ehemaligen Staates verfällt, der den Wallonen alles, den Flamen nichts gab. Auch die Wallonen und ihre französische Kultur haben ihre Berechtigung, wenn sie das Recht der flämischen Mehrheit nicht verkürzen. So sind wir wirklich unter diesem Generalgouverneur zum Schutzherrn der kleinen Völker geworden, und das Bewußtsein, daß wir es sein wollten, hat die Belgier auch über die härtesten Notwendigkeiten des Krieges hinweggetragen. Die Flamen vor allem, denn sie durften und mußten sich sagen, daß der Kampf, für den auch das besetzte Gebiet Opfer bringen mußte, auch für sie, um ihrer Zukunft willen ausgefochten wurde. Diese Erkenntnis legt uns aber auch eine besondere Verpflichtung für die Zukunft auf, die Vollstreckung gleichsam des Testaments des zweiten Generalgouverneurs: wir sind zu Bürgen für die Zukunft des Flamentums geworden. Nicht wie im einzelnen die Dinge sich gestalten sollen, will ich hier ausführen. Aber das eine muß mit voller Deutlichkeit ausgesprochen werden: Alle aufgewendete Mühe ist umsonst, alle gegebenen Versprechen sind in den Wind geredet, wenn wir in einem wiederhergestellten Belgien mit oder ohne Teilnahme in zwei Staaten die Flamen sich selbst überlassen. Unsere Flamenpolitik darf kein „flämisches Zwischenspiel" sein. Aus eigener Kraft können sie sich noch auf lange nicht halten. Der Wille des deutschen Volkes, nicht Verträge und Paragraphen, muß hinter ihnen stehen, ihre Volkskraft muß sich auf die unsere stützen, der niederdeutsche Flame und der Deutsche im Reich müssen einander die Hand reichen zum Bunde, der darum nicht loser sein darf, weil er in Blut und Kriegesnot entstanden ist aus dem freien Bewußtsein zweier freier Völker.

Aus Fejérvárys Nachlaß. Auffassung der Weltlage

Von

Bartholomäus v. Lányi,
k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, k. ungarischer Justizminister a. D.

Als Baron Géza Fejérváry am 18. Juni 1905 die Leitung der Geschäfte übernahm, befanden sich die Parteiverhältnisse des ungarischen Abgeordnetenhauses im Zustande höchster Verwilderung. Bereits seit einer Reihe von Jahren war die Tätigkeit der Gesetzgebung fast vollständig lahmgelegt und die regelmäßige Führung der Regierungsgeschäfte beinahe zur Unmöglichkeit gemacht. Strömungen und Bestrebungen hatten sich Geltung verschafft, welche geeignet waren, die verfassungsmäßige Ordnung des Staates zu zersetzen. Nicht durch die Macht wurde dieser Zustand herbeigeführt, sondern durch den zügellosen Wettbewerb der Parteien, welcher durch die unausgesetzte

Digitized by Google

Beunruhigung der Gemüter die öffentliche Stimmung in eine solche Richtung drängte, welche auf das notwendige Gleichgewicht der verfassungsmäßigen Faktoren der Staatsgewalt störend wirken mußte.

Die Tätigkeit des staatlichen Organismus war gehemmt. Zuvörderst wurde das Mehrheitsprinzip angegriffen, welches den grundlegenden Gedanken und die Vorbedingung des Parlamentarismus bildet. Die Minderheit des reichstägigen Abgeordnetenhauses verhinderte zu wiederholten Malen das Geltendwerden des Mehrheitswillens, und infolgedessen waren schon die früheren Regierungen (Bánffy, Széll, Khuen-Héderváry, Tisza) bemüßigt, behufs Befriedigung der unaufschiebbaren Staatsbedürfnisse zu solchen Maßnahmen zu greifen, die, vom Standpunkte der strikten Verfassungsmäßigkeit aus gesehen, von dem Normalen abweichen.

Wenn man aber nach den Ursachen geforscht hätte, die die Obstruktion der Minderheitsparteien heraufbeschworen und rege hielten, so hätte man zu dem Schlusse gelangen müssen, daß es nicht etwa das Staatsinteresse gefährdende Verfügungen oder für das Land unerträgliche Belastungen waren, deren Vereitelung die Anwendung der parlamentarischen ultima ratio rechtfertigen könnte, sondern daß der Beweggrund zum größten Teil in den parteipolitischen Machtaspirationen lag. Es hatte den Anschein, als würde es sich um nichts anderes handeln, als denjenigen Regierungsmännern, die mit strenger Einhaltung der parlamentarischen Regierungsmethode aus dem Schoße der Majorität des Abgeordnetenhauses zu Ministern ernannt wurden, das Regieren und das Verbleiben im Amte unmöglich zu machen und dem König Verfügungen abzuzwingen, welche dem Kreise der verfassungsmäßigen Herrscherrechte angehören. Den Angriffsgegenstand bildeten jedesmal die unumgänglichen Staatsnotwendigkeiten. Die Obstruktionsmanöver der Opposition machten es der Legislative des öfteren unmöglich, daß sie der Regierung die Mittel der ordnungsmäßigen Staatsverwaltung zur Verfügung stelle, und entzogen auf diese Weise dem Lande selbst die unentbehrlichen Elemente der staatlichen Lebensbetätigung. So geschah es dann, daß das Land mehrere Male in den budgetlosen Zustand geriet, und daß das Heer die zur Aufrechterhaltung der Wehrfähigkeit erforderlichen Ergänzungen entbehren mußte. Im Sinne der ungarischen Gesetze hängt nämlich die zwangsweise Eintreibung der Steuern von der Bewilligung des Jahresbudgets ab, und die Feststellung des Rekrutenkontingents sowie die Bewilligung der jährlichen Rekrutenaushebung erfordert auch eine entsprechende legislatorische Verfügung; es ist daher leicht zu ersehen, welche Unzukömmlichkeiten und Verwicklungen daraus entstanden sind, daß in dem erwähnten Belange die rechtzeitige Beschlußfassung zufolge des obstruktionellen Zuwiderhandelns unterblieb.

Was insbesondere die militärischen Fragen anbelangt, wurden den Regierungsvorlagen, die eine mäßige Erhöhung des Rekrutenkontingents sowohl für das gemeinsame Heer als auch für die Honveds zum Gegenstande hatten, eine Reihe von nationalen Forderungen und Gegenbedingungen entgegen-

Digitized by Google

gestellt, und obwohl sich die Krone in dieser Frage zu namhaften Zugeständnissen herbeiließ und später in dem Elaborat der sog. Neunerkommission der liberalen Partei ein derartiges militärisches Programm festgestellt wurde, welches geeignet war, die sachlich begründeten nationalen Aspirationen zu befriedigen, nahm ein bedeutender Teil der Opposition in den militärischen Fragen auch weiterhin einen starren, intransigenten Standpunkt ein. Man beharrte dabei, daß das ungarische Heer selbständig gemacht oder zumindest, daß in den ungarischen Truppenteilen anstatt der deutschen Kommandosprache die ungarische Kommandosprache eingeführt werde: beides solche Forderungen, welche der damaligen herrschenden Auffassung gemäß als mit der im Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 ausgesprochenen Einheitlichkeit der Leitung, Führung und inneren Organisation des gesamten Heeres unvereinbar, in der Form, wie sie vorgebracht und angestrebt wurden, als gegen das dortselbst anerkannte verfassungsmäßige Herrscherrecht verstoßend, jedenfalls aber als praktisch undurchführbar galten.

Behufs Sanierung der politischen Lage wurde am 4. Januar 1905 der Reichstag aufgelöst. Die Neuwahlen ergaben die entschiedene Niederlage der Majoritätsregierung Tisza. Im neuen Abgeordnetenhause hatte keine Partei die absolute Mehrheit. Die Koalition der oppositionellen Parteien, die vor den Wahlen nur in negativer Richtung, bloß um die Regierung Tisza zu stürzen, zustande kam, blieb auch weiter aufrecht und verfügte zusammengenommen über die absolute Stimmenmehrheit, ohne jedoch imstande zu sein, auf Grund eines einheitlichen und vom Gesichtspunkte der königlichen Rechte annehmbaren und daher durchführbaren Programms die Regierung übernehmen zu können. Alles Mögliche geschah, damit die obwaltenden Differenzen ausgeglichen würden. Der König hörte der Reihe nach die leitenden Männer der Parteien an. Er betraute Delegierte, um mit den Parteien zu verhandeln. Und als dieses alles ohne Erfolg blieb und die politische Stimmung immer mehr darauf drängte, daß das demissionierte und bloß mit der einstweiligen Führung der laufenden Geschäfte betraute Kabinett Tisza endgültig enthoben werde, wurde es zur dringenden Notwendigkeit, eine solche Regierung einzusetzen, die übergangsweise die Geschäfte übernähme und, außerhalb der Parteien stehend, in der Lage sein sollte, die auf die Bildung einer Majoritätsregierung abzielenden Verhandlungen mit mehr Nachdruck zu vermitteln.

Zu diesem Zwecke wurde die sowohl bei Hofe als auch in den politischen Kreisen angesehene Persönlichkeit Fejérváry's in Aussicht genommen. Baron Fejérváry hat es nicht unterlassen, sowohl in Briefen, die er zum Zwecke mündlichen Vortrages dem gewesenen Sektionschef der Kabinettskanzlei Freiherr v. König zusandte, später aber im Laufe des Monats Mai und anfangs Juni 1905 auch noch in Form schriftlicher Memoranden auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, wegen welcher man seiner Ansicht nach von der ihm zugedachten Mission kaum einen Erfolg erwarten könne, weshalb es ratsam wäre, von seiner Person abzusehen. Da jedoch die damalige Lage keine andere Lösung zuließ und da sich

Digitized by Google

nebstbei Fejérváry überzeugen mußte, daß man höheren Ortes in vollem Vertrauen auf seine bewährte Ergebenheit und Umsicht ein besonderes Gewicht darauf legte, daß die Entwirrung der Lage seinen Händen anheimgestellt werde, so durfte er nicht mehr zaudern, mußte sich der schweren Aufgabe unterziehen und solche nach besten Kräften zu lösen trachten.

Es wäre hier nicht am Platze, die sämtlichen Phasen der Fejérváryschen Regierungsepoche zu schildern. Ich habe diese für die Verfassungsgeschichte Ungarns so hochwichtige Regierungsära in einem ausführlichen Werke dargestellt und damit auf Grund authentischer Beiträge ein zuverlässiges Quellenmaterial geliefert, welches die gerechte Beurteilung der damaligen Geschehnisse ermöglicht.[1]) Hier möge ein spezieller Zug der damaligen Regierungstendenz hervorgehoben werden, wonach es sich nicht bloß darum handelte, in der innerpolitischen Konstellation einen ephemeren Wandel zu schaffen und sich dann von der undankbaren und unpopulären Aufgabe des Regierens loszumachen, sondern auch darum, die Anforderungen der Weltlage zu berücksichtigen und die Krise derart zu lösen, daß die schädlichen Auswirkungen der innerpolitischen Zwistigkeiten nach außen paralysiert und für die Zukunft die Grundlagen und Garantien einer solchen Volkswillensbildung und Volkswillensbetätigung geschaffen würden, welche, von der Universalität der menschlichen Daseinsbestimmung durchdrungen, den internen Parteihader und die demselben zugrunde liegenden Absonderungsvelleitäten meidet und die Bedingungen des allgemeinen Wohls und des nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Gedeihens in dem Zusammenschluß der Kräfte und somit auch in der richtigen Auffassung und Würdigung der zwischenstaatlichen Verknüpfungen erblickt. Wohl hat auch Fejérváry unter dem momentanen Eindrucke der Schwierigkeit seines Unternehmens nicht nur einmal Veranlassung finden müssen, seine Enthebung anzusuchen, noch bevor er die ihm gestellte Aufgabe erfüllt hätte; als es jedoch die jeweilige politische Lage nicht gestattete, daß seinem Ansuchen gewillfahrt werde, und er bemüßigt war, auch weiterhin im Amte zu verbleiben, unterließ er es nicht, die der wechselnden Sachlagegestaltung entsprechenden Entwirrungsmöglichkeiten jedesmal von neuem ins Auge zu fassen und wirksam zu fördern, bis es ihm endlich gelang, den verfassungsmäßigen Lebensgang des Staates in normale Bahnen zu leiten.

Gleich am 21. Juni, als das Kabinett in den beiden Häusern des Parlaments erschien, fand sich Fejérváry einer Reihe von Ereignissen gegenübergestellt, die ihn veranlaßten, gleich am folgenden Tage seine Demission im Namen des Gesamtkabinetts einzureichen.

„Die Regierung hat die Mission übernommen" — so lautet das diesbetreffende Demissionsdokument —, „daß sie bemüht sein wird, im Verhandlungswege mit den politischen Parteien das Zustandekommen solcher Verein-

[1]) Bartholomäus v. Lányi: Die Regierung Fejérváry (18. Juni 1905 bis 8. April 1906) in regierungspolitischer und verfassungsrechtlicher Beleuchtung. Berlin 1909. Puttkammer & Mühlbrecht, Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

Digitized by Google

barungen zu fördern, auf Grund welcher es Eurer Majestät ermöglicht wäre, eine Regierung aus der Majorität des Abgeordnetenhauses zu bilden. . . .

. . . Am 21. d. M. haben beide Häuser des Reichstages der Regierung Mißtrauen votiert. In Voraussicht dieser Tatsache hat die Regierung ihr möglichstes getan, um dem Mißtrauensvotum vorzubeugen. Deshalb wurde das a. h. Vertagungsreskript rechtzeitig eingereicht. Das Abgeordnetenhaus hat jedoch das Bestreben der Regierung vereitelt, indem es die Eröffnung des a. h. Reskriptes verschob und dasselbe erst dann verlesen ließ, als schon der Mißtrauensantrag eingebracht und der Mißtrauensbeschluß gefaßt wurde. Die Regierung hat gegen diesen die jahrhundertealte verfassungsmäßige Praxis verletzenden Vorgang protestiert und ihrer Verwahrung auch einen äußeren Ausdruck verliehen, indem sie, als man sich dafür entschied, daß das a. h. Reskript nicht sofort zur Verlesung gelange, das Haus unverzüglich verließ. Das Abgeordnetenhaus hat aber auch schon nach erfolgter Verkündigung des a. h. Vertagungsreskriptes einen solchen Beschluß gefaßt, der darauf abzielt, daß die Regierung in der Ausübung ihrer gesetzlichen Pflicht verhindert werde. — Dieses Vorgehen des Abgeordneten- und des Magnatenhauses kann die gesetzliche Position der Regierung nicht berühren, weil der Umstand, daß das Kabinett im Reichstage keine Majorität hat, von Rechts wegen nicht unbedingt die Demission nach sich zieht, weil ferner der nach Verlesung des a. h. Vertagungsreskriptes gefaßte und schon aus diesem Grunde nichtige Beschluß des Abgeordnetenhauses überhaupt kein rechtliches Hindernis dafür bildet, daß die Regierung gemäß der bestehenden Gesetze die exekutive Gewalt ausübe. Das Mißtrauensvotum des Abgeordnetenhauses entstand auch erst nach Überreichung des königlichen Vertagungsreskriptes, und zwar derart, daß man im Widerspruch mit der verfassungsmäßigen Praxis die Verlesung verhinderte, weshalb die rechtliche Wirkung des Mißtrauensbeschlusses bezweifelt werden kann. Was das Mißtrauensvotum des Magnatenhauses anbelangt, so ist dasselbe von keiner regierungstürzenden Wirkung. Nichtsdestoweniger, in Anbetracht dessen, daß die Regierung — obwohl sie kein eigentliches Regierungsprogramm brachte — ihre Aufgabe in der Hoffnung übernahm, daß die politischen Parteien ihre Mission zumindest mit nachsichtiger Neutralität unterstützen werden, ferner in Anbetracht dessen, daß das Verhalten des Abgeordnetenhauses ein solches Symptom bildet, welches es als zweifelhaft erscheinen läßt, ob die Regierung imstande sein wird, ihre Mission zu erfüllen, das Mißtrauensvotum des Magnatenhauses aber die Gestaltung der öffentlichen Meinung gegenüber der Regierung wesentlich beeinflussen dürfte, schließlich in Anbetracht dessen, daß voraussichtlich eine weitangelegte Agitation einsetzen wird, um das Verfahren der Regierung als ein verfassungswidriges zu brandmarken, in welchem Falle die Regierung in der erfolgreichen und gehörig autoritativen Ausübung der ordnungsmäßigen Regierungsaufgaben gelähmt wäre: aus allen diesen Gründen erachtet es die Regierung für notwendig, nicht nur den im strengen Sinne genommenen Verfassungsgesetzen, sondern auch den parlamentarischen Ge-

Digitized by Google

bräuchen und den verfassungsethischen Gesichtspunkten zu entsprechen und ihre Demission a. u. zu unterbreiten."

Nachdem jedoch der König im Sinne der Allerhöchsten Entschließung vom 23. Juni dem Ansuchen des Ministeriums nicht Folge leisten und die Demission nicht annehmen konnte, mußte Fejérváry an die Erfüllung seiner Mission schreiten.

Der für den 1. Juli angesetzte Versuch, die koalisierten Parteien zur Übernahme der Regierung auf Grund eines den bestehenden Verhältnissen angepaßten konkreten Friedensangebotes zu bewegen, scheiterte, und auch die Versehung der laufenden Regierungsgeschäfte sowie die Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung stieß zufolge der maßlosen regierungsfeindlichen Agitation auf bedeutende Schwierigkeiten. Der Termin (15. September), bis zu welchem das Parlament vertagt war, nahte heran, und so geriet Fejérváry wieder in die Lage, den Stand der Dinge zusammenfassend darzustellen und über die Aussichtslosigkeit seiner damaligen Mission zu berichten. Er durfte sich jedoch nicht bloß mit der negativen Feststellung dieser Tatsache begnügen; seine Aufgabe war, die sämtlichen sonstigen Entwirrungsmöglichkeiten anzuführen, in Erwägung zu ziehen und hinsichtlich der ferneren Maßnahmen positive Vorschläge zu machen.

Dem Memorandum vom 25. August 1905 entnehmen wir im Zusammenhange mit der hier behandelten Frage folgende Stellen:

„Als das Ministerium am 18. Juni laufenden Jahres die Regierung übernahm, hat es sich nebst der Vermittlung gegenüber den parlamentarischen Parteien die Erhaltung der Kontinuität der Staatsverwaltung zur Aufgabe gesetzt. Hinsichtlich dieser Aufgabe ging das Ministerium von dem Standpunkte aus, daß im Sinne unserer Verfassung eine von der Krone gesetzlich ernannte Regierung, auch wenn sie die Mehrheit des Abgeordnetenhauses entbehren muß, das Recht und die Möglichkeit besitzt, solange es ohne jene Mittel, welche von der ausdrücklichen Zustimmung des Reichstages abhängig sind, insbesondere ohne die Votierung der Steuern und der Rekruten möglich ist, auf Grund der bestehenden Gesetze und mit Übernahme der gesetzlichen Verantwortung die vollziehende Gewalt zu handhaben und für die Befriedigung der dringenden Bedürfnisse zu sorgen. In Kenntnis der damaligen erregten Stimmung rechnete das Ministerium nicht darauf, die eben benannten Mittel der Staatsleitung vom Abgeordnetenhause bei seiner ersten Vorstellung zu erhalten; das eine konnte es aber erwarten, daß die Parteien gegenüber der ihm von der Krone übertragenen Vermittlungsaufgabe wenigstens eine Zeitlang einen abwartenden Standpunkt einnehmen werden. Das trat jedoch nicht ein. Die Ereignisse, die sich in den beiden Häusern des Reichstags am 21. Juni l. J. zugetragen haben und in der Demissionsurkunde vom 22. Juli detailliert wurden, hatten zwar vom rechtlichen Standpunkte betrachtet nicht die Bedeutung, daß die Regierung ihren Platz verlasse, dennoch haben sie die großen Schwierigkeiten aufgedeckt, die der Mission der Regierung im Wege stehen werden. Deshalb

Digitized by Google

sah sich das Ministerium veranlaßt, die ihm zuteil gewordene Betrauung in die Hände Seiner kaiserlichen und apostolisch königlichen Majestät niederzulegen, damit Seine Majestät mit der Lösung der Aufgabe eventuell andere geeignetere Männer betrauen könne. Nachdem S. k. u. ap. k. Majestät laut Allerhöchster Entschließung vom 23. Juni l. J. die Demission der Regierung nicht anzunehmen geruhte, hielt es die Regierung für ihre Pflicht, im Rahmen der bestehenden Gesetze nebst einer den Verhältnissen entsprechenden energischen Anwendung derselben alles mögliche in Angriff zu nehmen, was geeignet sein kann, die Wahrung der Rechte der Krone, als eines der verfassungsmäßigen Faktoren der Staatssouveränität, die Autorität der legitimen Regierungsgewalt, die Herstellung der gesetzlichen Ordnung und die Beruhigung der aufgereizten Gemüter zu fördern und die Chancen der Entwirrung zu steigern. Die hierauf bezügliche Tätigkeit der Regierung hatte insoweit Erfolg, als dadurch der nüchterner denkende, leider noch immer die verschwindende Minderheit bildende Teil des Publikums von der Gesetzlichkeit des Regimes überzeugt und demzufolge die Autorität der Regierung gehoben wurde, andererseits sind jedoch die Schwierigkeiten und Hindernisse, die der Regierung entgegenstehen, so groß und so zahlreich, daß deren Bekämpfung in dem Rahmen, in welchem das Ministerium die Leitung übernahm, mit den Mitteln, über welche die Regierung verfügt, und binnen der Zeit, während welcher es noch möglich wäre, die von der parlamentarischen Bewilligung abhängigen Mittel zu entbehren, völlig ausgeschlossen ist. Deshalb erachtet es die Regierung als ihre Pflicht, die Lage ganz aufrichtig zu enthüllen. — Der am 21. Juni nach Verlesung des Allerhöchsten Vertagungsreskriptes erbrachte Beschluß des Abgeordnetenhauses hat zwar in rechtlicher Hinsicht keine bindende Kraft, nichtsdestoweniger hat derselbe zur Verschlimmerung der Lage wesentlich beigetragen. Abgesehen davon, daß der ins Land geschleuderte Sturmruf, die Verfassung sei in Gefahr, die allgemeine Erregung und regierungsfeindliche Haltung von neuem angefacht hat, wurde durch die im erwähnten Beschlusse enthaltene ungebührliche Weisung die sogenannte passive Resistenz heraufbeschworen, welche darauf abzielt, jede Handlung der Regierung zu vereiteln ... Die passive Resistenz wurde in erster Reihe und hauptsächlich durch die Komitats- und Städtemunizipien in Anwendung gebracht. Mit Berufung auf die erwähnte Weisung des Abgeordnetenhauses entstanden zahlreiche Kongregationsbeschlüsse, in welchen die Munizipien der Regierung, als einer ihrer Ansicht nach ungesetzlichen, jedwede Unterstützung verweigern, und den Munizipalbeamten und -organen verbieten, bei Funktionen, die die freiwillige Erfüllung der öffentlichen Steuer- und Militärdienstpflicht zum Gegenstand haben, mitzuwirken ... Es ist sogar vorgekommen, daß man den Munizipalorganen den Auftrag erteilte, die Reservisten und Ersatzreservisten zu belehren, den militärischen Einberufungen keine Folge zu leisten ... All dem gegenüber säumte die Regierung nicht, die gesetzlichen Retorsionsmaßnahmen in Anwendung zu bringen. Sie tat dies mit entsprechender Schonung und Umsicht, um das irregeführte Publikum zu ernüchtern, zugleich

Digitized by Google

aber mit gehöriger Energie, um die Autorität des Gesetzes zu wahren und die Wirksamkeit der nötig gewordenen Regierungsverfügungen zu sichern ... Im allgemeinen versäumt die Regierung nichts, damit den der staatlichen Ordnung zuwiderlaufenden Handlungen die gesetzliche Staatsgewalt entgegengestellt und den konkreten Regierungsverfügungen Geltung verschafft werde. All dies jedoch kann nur den Charakter und die Bedeutung der Abwehr haben, und nach den bisherigen Erfahrungen kann sich die Regierung kaum der Hoffnung hingeben, daß sie imstande sein wird, die Aktion der Staatsgewalt mit einem solchen Nachdruck und mit einer solchen Wirksamkeit zu entfalten, deren es zur vollen Bekämpfung der widerstrebenden Strömungen bedarf ... Man kann sich nicht davor verschließen, daß die passive Resistenz und die sie anfachende Agitation in den Staatsbürgern das Pflichtgefühl gegenüber dem Staate ins Wanken bringt, die Bereitwilligkeit zur Erfüllung der Staatsbürgerpflichten herabmindert und — was noch bedeutungsvoller ist — die Achtung vor dem Gesetze erschüttert und die Anarchie fördert. Darum ist es an der Zeit, daß das Ministerium mit voller Aufrichtigkeit hinweise auf die Gefahren, die die Lage in sich birgt, und auf die dringende Notwendigkeit einer radikalen Abhilfe ... Es ist unbedingt notwendig, daß schon in nächster Zeit eine Wendung eintrete, welche geeignet ist, die Spannung der gegenüberstehenden Machtfaktoren zu beseitigen oder wenigstens zu mindern ... In der gegenwärtigen Lage ist auch dafür keine Aussicht vorhanden, daß die Regierung, obwohl sie sich auf eigene Verantwortung in die Verhandlung der mit dem Ausland abzuschließenden Handelsverträge eingelassen hat, in jenem Zeitpunkte, wo über diese Frage meritorisch entschieden werden soll, in der Lage sein wird, den getroffenen Vereinbarungen Geltung zu verschaffen ... Eine Änderung der Lage könnte selbstverständlich in erster Linie durch den Zerfall der Koalition als solcher herbeigeführt werden ... Die zweite Modalität wäre ein neuerer Versuch zur Verständigung mit den Parteien ... Eine weitere Modalität würde in der Auflösung des Reichstags und in der Anordnung der Neuwahlen bestehen, was eventuell wiederholt geschehen könnte. In dieser Beziehung muß jedoch bemerkt werden, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die bloße Auflösung des Parlamentes kaum ratsam wäre. Die Neuwahlen könnten nur dann mit Erfolg durchgeführt werden, wenn man sich mit einem solchen Programm in den Wahlkampf einlassen könnte, welches breite Schichten der Bevölkerung befriedigen, ihren wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnissen weitgehend Rechnung tragen und vermöge seines das Gros der Gesellschaft mitreißenden Inhaltes die unfruchtbaren staatsrechtlichen Fragen verdrängen würde ... Ein solches Programm, zumal wenn es auf der Idee der Parlamentsreform aufgebaut wäre, dürfte in den Parteiverhältnissen des jetzigen Abgeordnetenhauses eine namhafte Wandlung bewirken, und auf diesem Wege könnte es dann auch die Entwirrung fördern. Mit dieser Frage befaßt sich übrigens eine besondere Denkschrift ..."

Digitized by Google

Das Memorandum hatte einen Anhang, welcher unter anderem folgendes enthielt:

„Sollte das Ministerium Allerhöchst beauftragt werden, positive Vorschläge zu machen, so würde sich der Ideengang des Ministeriums nur im folgenden bewegen können:

1. Verhandlungen mit der oppositionellen Koalition sind vollkommen zwecklos, weil selbst bei eventuellen Konzessionen die Ruhe nur auf ganz kurze Zeit gesichert erschiene, da die auf verschiedene Prinzipien basierten Fraktionen in allernächster Zeit miteinander im Kampfe stünden und mit neuen Forderungen auftreten würden.

2. Eine Vereinigung der Parteien auf der 1867er Grundlage ist aus persönlichen Rücksichten sowohl wie auch mit Bezug darauf, daß Graf Andrássy, Baron Bánffy und die Volkspartei in nie bekanntgewordenen geheimnisvollen Verpflichtungen an die Koalition gebunden sind, nicht zu erreichen; keine ist imstande, eine regierungsfähige Majorität zu bilden.

Es ist demnach nach einer anderen Entwirrung, die den verfassungsmäßigen Formen entspricht, zu forschen. Diese wäre der Ansicht des Ministeriums nach wie folgt:

3. Vorausgesetzt, daß Seine Majestät gegen die in der Beilage proponierte Parlamentsreform auf Grund des allgemeinen Wahlrechts dem Prinzipe nach Allergnädigst keine Einwendung machen würden, würde die Regierung am 15. September mit der Erklärung hervortreten, daß, nachdem bei der koalierten Majorität des Hauses die Geneigtheit bisher nicht vorhanden war, irgendwelches Regierungsprogramm vorzulegen, die Entwirrung nach der Seite gesucht werden muß, daß eine auf neuem, konkretem, zu neuer Parteigruppierung geeigneten Programme stehende Regierung sich die Majorität des Hauses sichere. Die Regierung hält dafür, daß dies nur auf der Basis einer entsprechenden, mit erweitertem wirtschaftlichem und sozialem Untergrunde aufgebauten Parlamentsreform zu erreichen sei. Die Regierung will die erforderlichen Vorlagen vorbereiten, um sie der Legislative zu unterbreiten ... Die Regierung ist der Überzeugung, daß, nachdem keinerlei Vorlage im Abgeordnetenhause akzeptiert werden wird, es früher oder später zu Neuwahlen kommen muß, und verspricht sich vom obigen Programm das erwünschte Resultat."

Nach Überwindung der zwischendurch entstandenen Hemmnisse, die auch die abermalige Demission der Regierung zur Folge hatten, wurde am 18. Oktober 1905 das Kabinett Fejérváry reaktiviert, und zwar auf Grund des in Vorschlag gebrachten neuen Programms, an dessen Spitze die Einführung des allgemeinen, geheimen, gemeindeweise und unmittelbar auszuübenden Wahlrechtes gestellt wurde.

Gegen dieses Programm wurde damals eine Unmenge von Einwendungen erhoben, um die Intentionen der Regierung zu diskreditieren und auf diese Art den ins Auge gefaßten Parlamentarisierungsversuch zu vereiteln.

Digitized by Google

Auf die eingehende Erörterung der in diesem Zusammenhange seinerzeit diskutierten Fragen kann natürlich hier nicht eingegangen werden; es sei bloß in Kürze erwähnt, daß die Grundlosigkeit der damaligen Ausstellungen und Beschuldigungen nunmehr erwiesen ist. Jetzt gibt es wohl niemand, der behaupten könnte, daß es gegen den Geist der Verfassung verstoße, wenn die Feststellung eines Regierungsprogramms von der Initiative der Krone ausgeht; heute wird es schon allgemein anerkannt, daß im Sinne der Lehre von der heiligen ungarischen Krone die königliche Gewalt das Gleichgewichts- und Ausgleichszentrum bildet und daß laut der Theorie und der Praxis des ungarischen Parlamentarismus die Regierungsrichtung nicht immer die parlamentarische Majorität zu bestimmen habe, sondern daß auch der König berechtigt ist, die Regierungsaufgaben programmatisch anzudeuten, wozu dann die Zustimmung der Majorität gesucht und nötigenfalls im Wege von Kompromissen gefunden werden soll. Es wurde ja doch auch das demokratische Programm der gegenwärtigen Regierung vom König angeregt.

Der Vorwurf, als wäre die Aufstellung des demokratischen Programms bloß darum beschlossen, um die ungarischen Nationalwünsche zu unterdrücken, sowie die Beschuldigung, daß diese Lösungsart dem Kabinett Fejérváry durch die Wiener Kreise suggeriert worden sei, entbehren auch jeder Begründung. Im Gegenteil, Fejérváry stieß eben bei den Wiener Regierungskreisen auf Hindernisse, welche beseitigt werden mußten, um die Wahlrechtsreform proklamieren zu können. Der damalige Ministerpräsident Gautsch glaubte gegen den Fejérváryschen Plan Einsprache erheben zu können, damit in Ungarn kein solcher Kurs eingeschlagen werde, der seiner Ansicht nach auf die Verhältnisse des österreichischen Bruderstaates verwirrend einwirken möchte. So hat sich dann die Kunde verbreitet, daß auf die Entscheidung einer internen ungarischen Frage fremde Elemente Einfluß nähmen, was die hiesigen parlamentarischen Kreise veranlaßte, dagegen schon im vorhinein zu protestieren. Diese und die in Verbindung mit den der Programmfeststellung vorangehenden Verhandlungen in die Öffentlichkeit geschleuderten sonstigen Insinuationen veranlaßten die Mitglieder des Kabinetts, den in Wien weilenden Ministerpräsidenten von diesen Vorfällen zu verständigen und die Notwendigkeit entsprechender Rektifikation zu betonen. Zu diesem Zwecke wurde am 27. September 1905 folgendes Telegramm abgesendet:

„Ministerpräsident Fejérváry, Wien, Bankgasse. Gegenüber dem durch die Koalition am heutigen Tage herausgegebenen Manifest halten wir es für notwendig, daß die staatsrechtlichen Mißverständnisse, die bezüglich der den Führern der Koalition in Wien übergebenen Punktationen entstanden sind, in dem gelegentlich der Ernennung der neuen Regierung zu erlassenden Dekrete aufgeklärt werden. Auf welche Art dies zu geschehen habe, wäre der Gegenstand einer weiteren Besprechung und späteren Unterbreitung, — dieser Umstand sollte aber auch schon jetzt angedeutet werden.

L. V. K."

Digitized by Google

Hierauf erschien am 28. September ein halbamtliches Kommuniqué folgenden Inhalts:

„An kompetenter Stelle hat es große Überraschung hervorgerufen, wie der über die Revision der 67er Basis handelnde dritte Punkt der durch den König bezeichneten Bedingungen aufgefaßt wurde."

Daran schloß sich eine weitere Erklärung, in der es festgestellt wurde, daß die Krone niemals die Absicht hatte, den durch die Verfassung und die Gesetze gesicherten Rechtskreis der ungarischen Gesetzgebung einzuschränken. Was aber die Verhandlungen über die ungarische Wahlrechtsreform anbelangt, wurde am 6. Oktober ebenfalls eine halbamtliche Erklärung abgegeben, in welcher es u. a. heißt: „Die ungarische Regierung ist sich dessen vollkommen bewußt, daß unter jenen Faktoren, die zur Entscheidung einer Frage berufen sind, welche eine interne Angelegenheit Ungarns bildet, der österreichischen Regierung keine Rolle zufällt, sowie auch dessen, daß der gemeinsame Minister des Äußern laut Bestimmung des § 27 GA. XII: 1867 die Regierungsgeschäfte Ungarns weder führen noch auf dieselben Einfluß üben darf. Dieser Standpunkt wurde seitens der Regierung auch bis jetzt zur Geltung gebracht und wird, solange sie die Geschäfte versieht, bei jeder Gelegenheit gewahrt werden. Auch im gegenwärtigen Falle sind seitens der ungarischen Regierung keinerlei derartige Verhandlungen geführt worden, welche der staatsrechtlichen Selbständigkeit und gesetzlichen Unabhängigkeit Ungarns Abbruch hätten tun können."

Auch der Vorwurf traf nicht zu, daß das allgemeine Wahlrecht bloß als ein Schlagwort zu taktischen Zwecken benützt werde, um die oppositionellen Parteien zu verwirren, und ohne auf die Gefahren zu achten, welche eine übereilte Radikalreform für die Staatlichkeit und den nationalen Charakter des Landes in sich birgt. Im Gegenteil, die geplante Reform wurde im Schoße der Regierung zum Gegenstande eingehender und ernster Beratungen gemacht, und es wurde auch auf die Kautelen Rücksicht genommen. In dieser Frage hatte ich, als Justizminister des Kabinetts Fejérváry, Gelegenheit, in einer am 3. Oktober 1905 stattgefundenen Audienz meinen Standpunkt zu entwickeln, und infolgedessen wurde in das Programm der Satz eingefügt, daß „bei der Verwirklichung dieser Institution die durch die staatlichen und nationalen Interessen gebotenen Kautelen sorgfältig zu erwägen sein werden."

Was aber die nationalen Wünsche anbelangt, so war alles, was die liberale Partei und die späteren Regierungsparteien im Rahmen der Ausgleichsgesetze vom Jahre 1867 für erreichbar hielten und erreichten, in das Programm aufgenommen; was aber damals unerreichbar war und was in die Gesetze vom Jahre 1867 erst kurz vorher hineininterpretiert wurde und eher als ein Mittel der oppositionellen parteipolitischen Taktik zu betrachten war, das hat in der allgemeinen Meinung und insbesondere auch in dem späteren Ansichtenkomplex der damaligen oppositionellen Kreise die Bedeutung einer

Digitized by Google

solchen Kontroverse verloren, wegen welcher man die Harmonie zwischen König und Nation stören müßte.

Die in Fejérváry's Regierungsprogramm ins Auge gefaßte Demokratisierung des Landes war eine zielbewußte Aktion, um dem nach nationalen Scheinerrungenschaften haschenden Wettkampf der Parteien und der infolgedessen entstandenen Zerklüftung der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände ein Ende zu machen und durch Aussteckung das öffentliche Leben befruchtender Ziele die Kraftenergie der Volksgesamtheit zu vereinigen und in Bewegung zu setzen, die Harmonie zwischen den Faktoren der Staatsgewalt, zwischen der Krone und der Nation herzustellen und auf diese Weise die Konsolidierung des Staates und der Nation zu fördern.

Neben diesen den eigenen Bestand und das eigene Gedeihen des Staates betreffenden Erwägungen war aber auch auf die Anforderungen der Weltlage Rücksicht genommen, die für Ungarn maßgebend sind und maßgebend sein müssen. Ungarn hat die Bestimmung, sich mit seinem ganzen Daseinswesen der mitteleuropäischen Völkergemeinschaft anzuschließen. Dies erheischt nicht nur sein eigenes Interesse, welches auf Sicherung seiner staatlichen Integrität und einheitlichen Nationalentwicklung hinausgeht, sondern es steht dies auch im Interesse der weltpolitischen Konzeption, welche der mitteleuropäischen Kräftegruppierung zugrunde liegt und für welche das Zusammenwirken mit dem festgefügten, lebensfähigen ungarischen Staate eine der wesentlichsten Vorbedingungen bildet. Der Gedanke der mitteleuropäischen Interessenkonstruktion erfordert aber auch den Bestand der dualistisch aufgebauten Donaumonarchie, welche für den ungarischen Staat nicht nur die Quellen des internationalen Sicherheitsbewußtseins erschließt, sondern vermöge des paritätischen Verhältnisses ihrer beiden Staaten zueinander in der Einheitlichkeit und Lebenskraft Ungarns eine feste Stütze besitzt. Diese Sätze widerspiegeln den weltpolitischen Gedankengang Fejérváry's mit Rücksicht auf die internationale Stellung Ungarns. Es konnte jedoch seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß sich im Kreise der ihm gegenüberstehenden parlamentarischen Majorität solche Strömungen Bahn brachen, die mit der oben angedeuteten Auffassung der Weltlage in unversöhnlichem Widerspruche stehen und für die künftigen Schicksale des Landes imminente Gefahren in sich bergen.

Es ist nicht immer ein Zeichen antipatriotischer Gesinnung, sondern es ist oft nur eine Ausartung der parteipolitischen Kampfweise, daß Parteien, die machtpolitischer Zwecke halber die Lockerung der bestehenden Staatseinrichtungen anstreben und überhaupt separatistische Tendenzen verfolgen, in der Wahl ihrer Verbündeten nicht sehr gewissenhaft sind. So geschah es auch während der Fejérváryschen Regierungsepoche, daß gewisse Elemente der Opposition kein Bedenken hatten, mit den Tschechen Fühlung zu nehmen, trotzdem — wie es sich jetzt herausstellt — die Bestrebungen der Tschechen nicht nur gegen den Dualismus, sondern auch gegen die territoriale Integrität Ungarns gerichtet sind. Ein ähnliches Beispiel staatszersetzender Waffen-

Digitized by Google

gefährtschaft bot die sog. Fiumaner Resolution, in welcher es sich darum handelte, den Kampf gegen Krone und Dualismus im Einklang mit den großserbischen Aspirationen fortzusetzen. — Als es zufolge der in der marokkanischen Frage zwischen Deutschland und Frankreich entstandenen Differenzen zur unerläßlichen Notwendigkeit wurde, die Algeciraskonferenz zusammenzuberufen, wurden die Beratungen und Beschlüsse der Konferenz, denen es zu verdanken war, daß damals der Kriegsausbruch vermieden wurde, im deutsch- und monarchiefeindlichen Sinne kommentiert, so daß sich Fejérváry veranlaßt fühlte, die entsprechende Retorsion anzuregen. Am 14. Februar 1906 erhielt ich von ihm folgendes Telegramm:

„Das heutige Abendblatt der „Neuen Freien Presse" berichtet, daß die Koalition anläßlich der Konferenz zu Algeciras monarchie- und dynastiefeindliche Erklärungen publiziert. Ich bitte sogleich festzustellen, ob das wahr ist, und im bejahenden Fall bitte ich um Einleitung des Strafverfahrens."

Es war daher die höchste Zeit, das Land von den Aufregungen der staatsrechtlichen Uneinigkeiten und von dem damit verbundenen Drucke des Parteiterrorismus zu befreien und zur Erkenntnis seiner wahren Bedürfnisse und Aufgaben zu bringen.

Auf dieser Basis hat dann die Koalition die Regierung am 8. April 1906 übernommen. In dem bei dieser Gelegenheit zustande gekommenen sog. Pakte hat sich die Koalition verpflichtet, die Wahlrechtsreform im Sinne des Fejérváryschen Programms durchzuführen und die mit dem Auslande am 1. März abgeschlossenen Zoll- und Handelsverträge zu inartikulieren. Und obzwar es der Lehren und Erfahrungen des Krieges bedurfte, um das Demokratisierungsproblem, welches im Fejérváryschen Programm angedeutet war, einem solchen Stadium zuzuführen, wo die endliche Lösung gewärtigt werden kann, darf man nichtsdestoweniger nicht vergessen, daß es letzten Endes dem patriotischen Eifer, dem europäischen Überblick und der Ausdauer Fejérvárys zu verdanken ist, daß Ungarn die Übel einer zeitweiligen Verirrung überstanden, die Mittel und Wege seiner Regenerierung und den richtigen Platz in der mitteleuropäischen Staatengemeinschaft gefunden hat und daß es dort den ihm gebührenden Platz würdig behauptet.

Deutsche Gesundheitspflege[1]

Von

M. v. Gruber

Die Wissenschaft ist international. „Die Geschichte der Wissenschaft ist eine Fuge, bei der die Stimmen der einzelnen Völker zu verschiedenen Zeiten einfallen," abwechselnd führen und zurücktreten, erst alle zusammen den

[1]) Vortrag, gehalten in Stuttgart am 23. Februar 1918 für den Landesverband Württemberg des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien.

Digitized by Google

Schlußakkord geben. Das Gebäude der heutigen Wissenschaft steht noch auf den Grundmauern, welche die Griechen gelegt haben. Alle Völker des europäischen Kulturkreises haben auf dieser gemeinsamen Grundlage weiter gebaut und jedes hat so viel Steine zu dem Baue herbeigetragen, daß man nicht von einer deutschen Wissenschaft sprechen kann, gerade so wenig wie von einer italienischen oder niederländischen oder französischen oder englischen, sondern nur von einer europäischen. Je mehr sich die Wissenschaft von Vorurteilen und Irrtümern reinigt, von der Herrschaft des Willens befreit, um so einheitlicher wird sie. Dies gilt wie von jeder anderen Wissenschaft auch von der Hygiene. Wenn ich von deutscher Gesundheitspflege erzählen soll, so kann ich es nur in dem Sinne tun, daß ich an der Hand der Geschichte der Hygiene zeige, welchen Anteil die Deutschen an ihrem Aufbau gehabt haben.

Hygienische Ratschläge und Vorschriften gehören zu den ältesten Überlieferungen der Menschheit. Mit ein wenig Übertreibung kann man sagen: Gesundheitspflege, private und öffentliche, hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegeben. Hygiene als exakte Naturwissenschaft dagegen gibt es allerdings erst seit wenig mehr als fünfzig Jahren.

Daß die Gesundheitspflege so alt ist, darf uns nicht wundern. Das ganze Leben ist ununterbrochene Notwehr des Lebendigen; Erhaltung von Leben und Gesundheit das oberste Ziel seiner Tätigkeit.

Das Wunderwerk des Lebendigen ist fortwährend von Vernichtung bedroht. Inmitten mächtiger Naturvorgänge muß diese verwickeltste und zarteste aller Maschinen sich selbst in ganz genau geregeltem Gang erhalten, wenn nicht alsbald das Ganze der Zerstörung verfallen soll. Kein Wunder, daß jede einzelne dieser Maschinen in kurzer Zeit, etwas früher oder später, versagt; ein Wunder vielmehr, daß dieses unfaßbar verwickelte Ineinanderspiel von Kräften auch nur eine Minute lang in Ordnung bleibt.

Unbewußt und bewußt dienen alle Lebensvorgänge der Erhaltung des Lebens; der zeitweiligen Erhaltung des Individuums und der dauernden Erhaltung jenes zweiten, zu unbegrenzter Dauer bestimmten Lebendigen, dessen vergänglicher Träger und Diener das Individuum ist, der Erhaltung der Keimstoffe, aus denen immer wieder neue Generationen hervorgehen. Der Fortdauer des Lebens dient jene „Reizbarkeit“ durch äußere Einwirkungen, die so auffallend das Lebendige vom Unbelebten unterscheidet, jenes Vermögen, äußeren Einwirkungen zweckmäßig, d. h. im Sinne der Erhaltung von Leben und Gesundheit entgegenzuarbeiten; der Lebenserhaltung dienen die Triebe, ihr dient das Bewußtsein.

Alles in der Welt steht im Verhältnis gegenseitiger Bedingtheit. Kein Vorgang, der nicht alle anderen Vorgänge mehr oder weniger beeinflussen würde. Und das Lebendige steht in einer noch viel engeren Abhängigkeit von seiner Umgebung als das Unbelebte. Denken Sie nur an den beständigen Stoffaustausch des Organismus. Beständig muß Luft ein- und ausgeatmet werden — in 24 Stunden etwa 10000 Liter —, immer wieder müssen Wasser,

Digitized by Google

feste und flüssige Nahrung aufgenommen werden — 2 Kilogramm und mehr im Tage, fortdauernd müssen die Abfälle des Stoffwechsels aus dem Körper hinausgeschafft werden. Alle in der Natur gegebenen Umstände und alle vom Menschen willkürlich geschaffenen, alles, was der Mensch tun oder lassen mag, alles wirkt, wenn auch sehr verschieden rasch, wenn auch sehr verschieden mächtig, auf den Gang der Lebensmaschine ein, ist der Gesundheit förderlich oder schädlich.

Manche Wirkungen treten so unauffällig und langsam ein, machen sich erst bei fortgesetzter Wiederholung der Einwirkung so allmählich geltend, daß sie selbst der aufmerksamen Forschung mit ihren verschärften Sinnen lange Zeit entgehen können —, es gibt gewiß auch heute noch gar manches zwischen Himmel und Erde, von dem unsere Weisheit sich nichts träumen läßt! — Andere Wirkungen dagegen sind so heftig, daß sie selbst dem stumpfesten Bewußtsein nicht verborgen bleiben können, wie z. B. die Giftigkeit gewisser Früchte oder die Gefährlichkeit eines vom Aussatz befallenen Menschen.

So mußten schon in den Urzeiten der Menschwerdung Erfahrungen über Lebensgefährliches, Gesundheitsschädliches und Gesundheitsförderliches gemacht werden, mußten sie als wichtigster Erwerb, so bald die Entwicklung der Sprache dies ermöglichte, von Generation auf Generation weitergegeben, zu Ratschlägen verdichtet, zu Abwehrvorkehrungen verwertet werden.

Je weiter die Vergesellschaftung der Menschen fortschritt, je fester sich die Gruppen zu gemeinsamer Arbeit und Abwehr zusammenschlossen, um so mehr mußte zutage treten, welche Bedeutung das Verhalten jedes einzelnen für die Gesundheit aller besitzt, um so deutlicher mußte die Notwendigkeit erkannt werden, zum Schutze der Gesamtheit die Lebensführung des einzelnen unter hygienische Verbote und Gebote zu stellen. Um so deutlicher wurde es aber auch, daß der einzelne vielfach außerstande ist, allein aus eigener Kraft für seine und der Seinigen Lebenssicherheit und Gesundheit zu sorgen, daß die organisierte Gesamtheit eingreifen, mit vereinten Kräften das Erforderliche schaffen müsse. So entstanden früh Vorschriften und Gesetze, deren hygienischer Zweck deutlich erkennbar ist, auch wenn sie im Kleide der Religion als Gebote der Gottheit erscheinen; so entstanden, lange bevor man imstande war, ihre Wirksamkeit richtig zu deuten, jene zum Teil großartigen hygienischen Bauten, deren Überreste wir noch heute bewundern; Wasserleitungen, Kanalisationen, Bäder, Heizanlagen u. a.

Je rascher und stärker ein Ding oder Vorgang wirkt, um so sicherer mußte er auch von einem ungeschulten Geiste als Krankheitsursache erkannt werden; je schleichender seine Wirkung ist, um so leichter konnte diese Wirkung verkannt, übersehen, ein unschuldiger Begleitumstand an seiner Stelle für das Wirksame gehalten werden. Bei der ungeheuren Zahl, bei der überaus dichten Verflechtung der Dinge und Vorgänge in unserer Umwelt ist die sogenannte Empirie, d. h. die gelegentliche, im Gegensatze zur Wissenschaft nicht nach bestimmten Regeln planmäßig forschende Beobachtung ein sehr unsicherer Führer. Daher ist es nicht verwunderlich, daß der Schatz des Wissens, den

Digitized by Google

die bloße Empirie zusammenträgt, stets ein seltsames Gemisch von Kostbarem und Wertlosem, von Wahrheit und Irrtum, von männlicher Einsicht und kindlicher Torheit bleibt; Albernstes neben Weisestem umschließt. Und die religiöse Weihe der Vorschriften, welche in primitiven Zeiten vielleicht notwendig war, um ihnen Nachdruck zu geben, wird bald zum Hemmnis ihrer Sichtung, der Scheidung von Richtigem und Verfehltem auf Grund der fortschreitenden Erfahrung; ja nicht selten zur Ursache ihrer Verzerrung zu leeren Zeremonien, zu wirkungslosem Hokuspokus, in dem Maße, als ihr ursprünglicher Zweck aus dem Bewußtsein der Menschen entschwindet.

Immerhin finden wir, daß sich schon die Gesundheitsregeln der Alten um fast alle jene Dinge kümmerten, die wir heute als die gesundheitlich wichtigsten betrachten. Wenn wir die Gesundheitspflege der alten Mittelmeervölker überblicken, treffen wir auf Regeln für den Geschlechtsverkehr und für die Erzeugung einer quantitativ und qualitativ ausreichenden Nachkommenschaft, für die Pflege der körperlichen Übung und Abhärtung, Mahnungen und Gesetze zur Einfachheit der Sitten, das Gebot der Reinlichkeit, Regeln für das Waschen und Baden des Körpers, für die Reinigung der Kleidung, Wohnung und Ansiedlung, Reinhaltung des Wassers, Beseitigung der Exkremente und anderen Unrats, Beseitigung der Leichen, Speisegesetze, Fleischbeschau, Absonderung von Personen, die an gewissen für ansteckend gehaltenen Krankheiten leiden, Reinigung der Genesenen, Reinigung oder Vernichtung der von den Kranken gebrauchten Gegenstände.

Mit dem Untergange der alten Welt verfiel auch fast alles, was sie an hygienischen Einrichtungen geschaffen hatte. Das Christentum, das im Kampfe mit der im Materialismus, Luxus und Sinnenlust verkommenden Antike emporgestiegen war, verachtete den Leib und alles Irdische, betrachtete die Erde als ein Jammertal, aus dem bald herauszukommen, weitaus das Beste sei. Es ist klar, daß diese Stimmung einem Neuaufblühen der Gesundheitspflege nicht günstig war. Die durch die Nächstenliebe gebotene Krankenpflege war daher das einzige Gebiet, auf dem das Mittelalter das Altertum überragte. In seltsamem Gegensatz dazu stand freilich die Härte, mit der man die Aussätzigen aus der menschlichen Gesellschaft ausschloß.

Die Ärzte hatten mit der Gesundheitspflege im Altertum und Mittelalter fast nichts zu tun gehabt. In den ältesten Zeiten betrieb der Prophet, später der Staatsmann die Gesundheitspflege. Nur spärlich waren die Versuche der Ärzte, das von hygienischen Erfahrungen und Kenntnissen Vorhandene von ihrem Standpunkte aus kritisch zu sichten und wissenschaftlich zu ordnen. Das hervorragendste Werk des Altertums über diesen Gegenstand, das wir besitzen, ist die Abhandlung des Vaters der Medizin, Hippokrates' „Über die Luft, das Wasser und die Gegenden". Sie enthält viele wertvolle Beobachtungen; aber der Stand der Medizin und der Naturwissenschaften machte zur Zeit des Hippokrates und noch auf zwei Jahrtausende hinaus das Entstehen einer hygienischen Wissenschaft unmöglich.

Digitized by Google

Wir überspringen diese Jahrtausende! Das Jahr 1779 macht in der Geschichte der Hygiene insofern Epoche, als in ihm der erste Band des „Systems einer vollständigen medizinischen Polizei“ erschien, ein Werk, mit dem zum ersten Male ein Arzt, ein Deutscher, der in Rothalben in der Rheinpfalz 1745 geborene, später weltberühmt gewordene Kliniker Johann Peter Frank den Versuch machte, die Gesamtheit der Vorschriften der öffentlichen Gesundheitspflege systematisch geordnet zusammenzufassen. Welches Bedürfnis nach einem solchen Werke bestand und wie gut es Frank verstanden hatte, dieses Bedürfnis zu befriedigen, lehrt die Tatsache, daß eine Neuauflage des ersten Bandes nötig wurde, bevor noch der zweite erschienen war, und daß eine dritte schon drei Jahre später zugleich mit dem dritten Bande ausgegeben werden mußte, daß Übersetzungen in alle Sprachen besorgt wurden. Wenn wir den Inhalt der ersten drei Bände des sechsbändigen Werkes, die für uns die wichtigsten sind, überblicken, müssen wir anerkennen, daß hier in wohldurchdachter Weise das ganze Gebiet dessen, was wir heute zur Gesundheitspflege rechnen, in Ordnung gebracht worden ist. Vor allem überrascht es, wie eingehend und mit wieviel Einsicht die gesellschaftlichen Einflüsse auf die Gesundheit behandelt werden. Ehe, Kinderproduktion, Kinderpflege und -aufzucht, Schulhygiene, Leibesübungen, Frauenschutz, Berufshygiene werden ausführlich erörtert. Die stärkste Wirkung des Werkes ging wohl von dem Nachdruck aus, mit dem Frank die Gesundheitspflege als Aufgabe des Staates hingestellt hatte.

Die Kriegsnot in den Zeiten der französischen Revolution und Napoleons, die Armut der nachfolgenden Jahrzehnte und der geistige Rückschlag durch die Naturphilosophie bewirkten, daß die praktischen Bestrebungen dieses verdienstvollen Mannes keine bleibenden Wirkungen hatten. Man darf aber auch nicht übersehen, daß das, was Johann Peter Frank, geleistet hat, noch keineswegs die hygienische Wissenschaft unserer Zeit war.

Ich habe früher darauf aufmerksam gemacht, daß der Organismus von sich aus auf das Erhaltungsmäßige eingestellt ist, in sich selbst die Regulatoren trägt, welche ein gedeihliches Nebeneinander der Lebensvorgänge aufrechtzuhalten suchen. Die Hauptaufgabe der Hygiene besteht daher in der Prophylaxe, im Vorausschutz, in dem Fernhalten von Schädlichkeiten, von äußeren Störungen der natürlichen Harmonie des Organismus. Es ist klar, daß die Versuche in dieser Hinsicht so lange ein höchst unsicheres Tappen bleiben müssen, als man die Schädlichkeiten nicht genau kennt, die ferngehalten werden sollen; solange man noch nicht die Bedürfnisse des Organismus genauer erforscht hat und daher vielfach zwischen Nützlichem und Schädlichem gar nicht zu unterscheiden vermag. Die wissenschaftliche Hygiene hat die Physiologie, d. h. die Lehre von den Lebensvorgängen zur Voraussetzung und ebenso die Krankheitsätiologie, d. h. die Lehre von den Krankheitsursachen. Es ist verständlich, daß der erste in wissenschaftlicher Weise gepflegte Zweig der Hygiene die Gewerbehygiene war, weil viele gewerbliche Schädlichkeiten klarer als

Digitized by Google

andere Schädlichkeiten zutage liegen. Mit Ramazzinis' im Jahre 1700 erschienenen Buche „De morbis artificum diatribe" (Verhütung der Gewerbekrankheiten) fängt die moderne Hygiene tatsächlich an. Auch gewisse soziale Einrichtungen, Dinge, die der Mensch selbst nach seiner Willkür gestaltet hat, vermochte man oft leicht als gesundheitsschädlich oder gesundheitsgefährlich zu erkennen und bei gutem Willen zu beseitigen, ohne daß man tiefer in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung eindringen mußte. Dies ist auch der Grund, warum Johann Peter Frank die gesellschaftlichen Einrichtungen so ausführlich behandelte. Im übrigen aber, so weit es sich um natürliche Dinge handelt, konnte man erst vorwärts kommen, nachdem Physik und Chemie die Möglichkeit für die physiologische Forschung geschaffen hatten, und nachdem es gelungen war, die Krankheitsursachen aus ihrer Verborgenheit hervorzuziehen. Bis dahin beruhte alles auf einem sehr unsicheren und unzuverlässigen Meinen. Ich will Ihnen dies an ein paar Beispielen klarzumachen suchen.

Der Körper steht beständig im Wärmeaustausch mit seiner Umgebung. Seine Wärmeabgabe muß genau gleich groß sein wie seine Wärmeerzeugung, wenn seine Temperatur unverändert erhalten bleiben soll. Sowohl ein Zuviel als ein Zuwenig wird leicht zum Schaden. Es war unmöglich, diesen Vorgang wissenschaftlich richtig zu beeinflussen, bevor man Temperatur und Wärmemenge zu messen verstand, bevor die Tatsachen der Wärmeleitung und des Wärmefassungsvermögens, der Wärmebindung durch Verdunstung und anderes ermittelt waren; bevor die Wege der Wärmeabgabe vom Körper: Strahlung, Leitung, Verdunstung von der Haut, die Wärmeabgabe aus den Atmungsorganen erkannt waren. Ohne all dies gibt es kein klares Verständnis für den Einfluß von Witterung und Klima. Erst wenn dies alles erkannt war, war die Erforschung der Wirkung der Waschungen und Bäder, der Kleidung, der Heizung usw. möglich und deren rationelle Gestaltung.

Wie wäre es möglich, zutreffende Regeln für die Lüftung unserer Wohnungen aufzustellen, ohne daß man den Luftbedarf kennt, und wie soll dieser ermittelt werden, solange man nicht weiß, was bei der Atmung vorgeht. Eine wissenschaftliche Hygiene der Lüftung war daher erst möglich, nachdem der Engländer Black (1757) entdeckt hatte, daß der Mensch Kohlensäure ausatmet, und der Engländer Priestley — neben dem Schweden Scheele der Entdecker des Sauerstoffs — (1776), daß wir aus der eingeatmeten Luft Sauerstoff aufnehmen; erst nachdem der große Franzose Lavoisier, der als Opfer der Schreckensherrschaft der Kanaille 1794 hingerichtet wurde, den Stoffwechsel als Verbrennungsprozeß erkannt und zusammen mit Séguin zum ersten Male Kohlensäure und Sauerstoff auch ihren ein- und ausgeatmeten Mengen nach bestimmt hatte.

Es gibt kein wichtigeres Kapitel der Hygiene als die Ernährungslehre; an ihren wissenschaftlichen Aufbau war nicht zu denken, solange man die Bestandteile des Körpers, der Nahrungsmittel, der festen und flüssigen Aus-

Digitized by Google

scheidungen nicht zu unterscheiden, ihre Mengen nicht zu bestimmen vermochte. Dies dürfte auch dem Laien ohne weiteres einleuchten. Erst nachdem nachgewiesen war, daß im Körper wie in den Nahrungsmitteln dieselben drei Gruppen von organischen Substanzen, die Eiweißkörper, Fette und Kohlehydrate sich vorfinden, konnte ihre Rolle für die Ernährung erfaßt werden, konnte der große deutsche Chemiker Justus v. Liebig seine Theorien über den Stoffwechsel aufstellen. Erst mit der Entdeckung des Gesetzes der Erhaltung der Energie durch den genialen Württemberger Julius Robert Mayer (1842) war der Schlüssel für das volle Verständnis der Mengenverhältnisse des Stoffumsatzes gefunden.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß jene Forscher, welche sich mit der Physiologie des Stoffwechsels beschäftigten, sich sogleich auch an die hygienischen Fragen machten. In kurzer Zeit war der Grundstein der Ernährungshygiene gelegt, und wir dürfen mit Stolz feststellen, daß auf diesem Gebiete deutsche Forscher, vor allem C. v. Voit, vom Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ab, und M. Rubner die Führung hatten und haben.

Ebenso wie hier an die physiologischen sogleich die hygienischen Untersuchungen anschlossen, so fing man auch auf anderen Gebieten alsbald an, die physikalischen Entdeckungen und Methoden in den Dienst der Gesundheitspflege zu stellen. Der berühmte Bericht von Lavoisier, Laplace, Coulomb und Tenon über den Krankenhausbau (1768), Lavoisiers Experimente über Desodorisation und Fäulnishemmung, die Untersuchungen von Dumas, Boussingault, Leblanc, Péclet und Andral über die Assanierung des Zellengefängnisses von Mazas aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die ausgezeichneten Untersuchungen von Grassi über die Lüftung des Krankenhauses Lariboisiere in Paris 1856, gehören zu den grundlegenden Anfängen der experimentellen Hygiene. Neben ihnen müssen auch die messenden Versuche des Grafen Rumford, eines ausgezeichneten Physikers aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, angeführt werden, durch die einige wertvolle Tatsachen über die physikalischen Eigenschaften der Kleidungsstoffe, über die Leuchtkraft von Kerzen und Lampen, über den Zug im Schornstein u. a. zutage gefördert wurden.

Man hat vielleicht schon bemerkt, daß ich bei meinem Bericht über diese Arbeiten immer wieder besonderen Nachdruck darauf gelegt habe, daß bei ihnen die beobachteten Dinge und Vorgänge auch gemessen wurden. In der Tat unterscheidet sich hauptsächlich dadurch die laienhafte und die wissenschaftliche Auffassung. Der Laie denkt bloß qualitativ, aber Zählen, Messen und Wägen erschließen uns erst die Geheimnisse der Natur.

Dadurch, daß er als erster den Plan faßte, alle Dinge in der Umwelt auf ihre Bedeutung für unsere Gesundheit quantitativ zu untersuchen und durch die Erfolge, die er dabei in kurzer Zeit erzielte, wurde der Bayer Max v. Pettenkofer zum Begründer der wissenschaftlichen Hygiene.

Digitized by Google

Durch Zufall war er, der bis dahin hauptsächlich chemische Technologie getrieben hatte, 1851 dazu geführt worden, sich mit einer hygienischen Frage zu beschäftigen. Die Luftheizung in der neuen Residenz in München befriedigte nicht, und Pettenkofer sollte herausbringen, woran das Übel läge. Eine Frage gab die andere, bis die berühmten Abhandlungen über den Luftwechsel in Wohngebäuden 1858 fertig waren. Die köstlichste Frucht dieser Studien über Ventilation war wohl der große Respirationsapparat, mit dessen Hilfe es Voit und Pettenkofer zum ersten Male möglich war, den Gasstoffwechsel des Menschen unter den Bedingungen des gewöhnlichen Lebens im Zimmer während langer Zeiträume zu messen.

Es fehlt die Zeit, um mehr von Pettenkofers chemischen und physikalischen Arbeiten und von denen seiner Schüler und Nachfolger auf diesen Gebieten zu erzählen. Binnen weniger Jahrzehnte war überall ein sicherer Grund des Wissens gelegt. Aber seine epidemiologischen Forschungen über Cholera und Typhus kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Einmal deshalb, weil seine Abhandlung über die Verbreitungsart der Cholera in Bayern (1854) in unübertrefflicher Weise die Statistik zur Aufhellung epidemiologischer Erscheinungen heranzog und zeigte, daß durch die zahlenmäßige Erforschung auch auf diesem Gebiete Regelmäßigkeiten ans Licht gezogen und Zusammenhänge angedeutet werden können, von denen man sonst nichts ahnen würde. Dann aber, weil diese Forschungen Pettenkofer zu Ansichten über die beste Bekämpfungsweise der ansteckenden Krankheiten brachten, die höchst folgenreich waren und einen unvergänglichen Wert besitzen, wenn man auch sich ihnen nicht ganz und gar anschließen darf.

Beim Überblick über die Verbreitung der Cholera in Bayern ergaben sich zeitliche und örtliche Unterschiede bezüglich der Intensität der Epidemie, welche mit der einfachen Annahme, daß derjenige an Cholera erkranke, der den — damals noch völlig unbekannten und nur vermuteten — Cholerakeim in sich aufnehme, unvereinbar war. Während einzelne Gebiete völlig verschont blieben, obwohl Gelegenheit zur Einschleppung der Krankheit vorhanden und nichts zu ihrer Abwehr geschehen war, während in anderen nur wenige Personen erkrankten, dichte Anhäufungen von Menschen in Gefängnissen, Krankenanstalten usw. verschont blieben, obwohl mitten unter ihnen ein Cholerafall die Keime ausgestreut haben mußte, wurden andere Orte auf das heftigste ergriffen, allen Abwehrmaßregeln der Absonderung und Desinfektion zum Trotz. Die letzteren waren also wertlos — wie sie damals geübt wurden, wollen wir hinzusetzen —, und zum Krankheitskeim, der verschleppt wird, müssen Hilfsursachen hinzukommen, damit die Krankheit zum Ausbruche kommen, eine Epidemie entstehen kann. Die Disposition, der Grad der Empfänglichkeit der Individuen oder der Orte, wo sie leben, spielt also eine entscheidende Rolle.

Der Keim der Cholera war damals der Forschung noch völlig unzugänglich. So mußte versucht werden, der Disposition beizukommen. Mit

Digitized by Google

Feuereifer suchte daher Pettenkofer zu enträtseln, worauf die Disposition beruhe. Neben individuellen Verhältnissen glaubte er sie in einer bestimmten Beschaffenheit des Erdbodens gefunden zu haben. Wir wollen dies auf sich beruhen lassen, aber jener Grundgedanke Pettenkofers ist durchschlagend richtig, den er bildlich so ausdrückte: Wenn bei einem großen Brande die Funken sprühen, wird es niemals gelingen, alle Funken zu fangen; es wird daher mit größter Wahrscheinlichkeit der Brand sich ausbreiten, wenn Strohdächer in der Nähe sind. Die feuersichere Eindeckung der Häuser ist daher unendlich wichtiger als die beste Feuerspritze.

Ebenso unumstößlich richtig und bahnbrechend war der zweite Grundgedanke der Pettenkoferschen Seuchenbekämpfung: Da es unmöglich ist, stets rechtzeitig zu erkennen, wo Krankheitskeime sind und ebenso unmöglich, alle zu erwischen und zu vernichten, so dürfen wir uns nicht auf solche Maßregeln verlassen, welche erst zur Anwendung kommen, wenn das Vorhandensein einer ansteckenden Krankheit festgestellt ist, sondern wir müssen ständige Einrichtungen treffen, welche ununterbrochen und selbsttätig die auftauchende Gefahr beseitigen. Hiermit war klar und umfassend ein Gedanke ausgesprochen, der schon den Engländern dunkel vorgeschwebt hatte, als sie nach der furchtbaren Choleraepidemie von 1831 in ihren Städten mit den „Sanitary Works" der Wasserversorgung und Kanalisation begannen, die bald der ganzen Welt zum Vorbild wurden. Es muß solches Wasser so herangebracht werden, daß vor seinem Gebrauch niemals Krankheitskeime hineingelangen können. Es muß reichlich Wasser herangebracht werden, so daß stets und überall Straße und Haus rein erhalten werden können, und es muß stets so rasch und vollständig als möglich aller Unrat fortgespült werden. Gelingt dies, dann wird es nicht schaden können, wenn gelegentlich Krankheitskeime darin sind.

Kaum waren dem gelehrigen und tatkräftigen deutschen Volke diese Gedanken vorgetragen, so begann es auch danach zu handeln und überall zu assanieren; so bemühte sich die deutsche Technik, die ihr gestellten Aufgaben so vollkommen als möglich zu lösen. Wer deutsche Städte und Dörfer vor 40 und 50 Jahren gekannt hat und heute im deutschen Lande herumkommt, muß bewundern, was in der Zwischenzeit geleistet worden ist, und wer die hygienischen Einrichtungen anderer Länder kennt, darf mit gutem Gewissen aussprechen, daß unsere Gesundheitstechnik ihre Lehrmeisterin, die englische, längst erreicht und vielfach übertroffen hat. Die enge Verbindung zwischen Wissenschaft und Technik, der wir zum großen Teil unsere Erfolge auf wirtschaftlichem Gebiete verdanken, wurde auch hier zum Segen. Die Erfolge dieser Pettenkoferschen Gesundheitspflege blieben nicht aus, allen voran die rasche Gesundung Münchens vom Typhus bewies schlagend, wieviel auf ihrem Wege zu erreichen ist.

Dieses Prinzip des automatischen und kontinuierlichen Gesundheitsschutzes beschränkt sich natürlich nicht allein auf die Versorgung mit Wasser

Digitized by Google

und auf die Beseitigung der Abfallstoffe; auch nicht allein auf die Abwehr der ansteckenden Krankheiten. Pettenkofer erhob es zum Leitsatz der gesamten Gesundheitspflege. Sicherung ausreichender Ernährung, Übung und Abhärtung des Körpers, Vermeidung von Überanstrengung, Vorsorge für gute Wohnung und so manches andere gewähren einen gewissen Generalschutz, beseitigen Schädlichkeiten und machen uns unempfindlich gegen Schädlichkeiten, um die wir uns im einzelnen nicht kümmern, die wir im einzelnen aufzusuchen und abzuwehren gar nicht imstande sind, schon weil es uns an Zeit und Muße dazu fehlt. Während man sich früher in oft kleinlichen Polizeimaßregeln erschöpft hatte, brachte Pettenkofer auf diese Weise einen großen Zug in die Gesundheitspflege.

Aber trotzdem und so gewaltig die Fortschritte waren, welche die Hygiene unter der Führung von Physik, Chemie und Physiologie gemacht hatte, war ihr Zustand doch noch nicht befriedigend. Solange es nicht gelang, der Erreger der ansteckenden Krankheiten habhaft zu werden, blieb eine klaffende Lücke in unserem Wissen und dadurch auch eine klaffende Lücke in unserer Schutzwehr. Denn so nützlich sich auch bei einzelnen Krankheiten die Abwehr durch allgemeine Assanierung und durch Hebung des Gesundheitszustandes der Individuen im allgemeinen erwiesen hatten, bei anderen Krankheiten leisteten sie nichts oder doch nichts Genügendes. Man mußte den Krankheitserregern unmittelbar wirksam zu Leibe zu gehen suchen. Um dies zu können, mußte man sie aber kennen!

Schon längst hatten scharfsichtige Ärzte erkannt, daß bei den ansteckenden Krankheiten ein Etwas im Spiele sei, dem man mit physikalischen und chemischen Methoden nicht nahekommen kann. Daß hier etwas Vermehrungsfähiges, daher etwas Lebendiges tätig sei. Man hatte auch schon zwischen der Mitte der dreißiger und der Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bei gewissen Hautkrankheiten, die gleich den fieberhaften Infektionskrankheiten ansteckend sind, pflanzliche Parasiten, Pilze, als Ursache entdeckt. Aber bei den eigentlichen Infektionsprozessen war lange alles Mühen vergeblich gewesen.

Ganz ähnliche Verhältnisse wie bei den Infektionskrankheiten gab es bei Gärung und Fäulnis. Erst wenn hier unter einfacheren Bedingungen ein Erfolg erzielt war, durfte man hoffen, bei den Krankheiten vorwärts zu kommen. Diesen entscheidenden Erfolg errang der große französische Chemiker Pasteur. Schon der Deutsche Theodor Schwann hatte 1837 entdeckt, daß die Alkoholgärung des Zuckers mit dem Wachstum des Hefepilzes enge verknüpft sei. Aber erst die Forschungen Pasteurs zwischen 1850 und 1870 über die Alkoholgärung, über die Milchsäure- und Buttersäuregärung, über die Fäulnis, über die allgemeine Verbreitung der Gärungs- und Fäulniserreger in der Natur, erst seine Widerlegung der Lehre von der sogenannten Generatio aequivoca, der Lehre von der Entstehung des Lebendigem aus Unbelebtem, schufen volle Gewißheit darüber, daß alle jene Zersetzungsprozesse

Digitized by Google

durch Mikrobien, unsichtbar kleine Lebewesen bestimmter Art, verursacht sind, die von außen in die gär- und fäulnisfähigen Substanzen hineinkommen.

Diese Feststellungen nützten alsbald nicht allein der Herstellung und Konservierung von Nahrungs- und Genußmitteln, sondern auch der Heilkunst. Auf Pasteur gestützt, erdachte der ausgezeichnete englische Chirurg Lister 1867 die antiseptische Wundbehandlung, die seither Millionen Menschen das Leben gerettet und Operationen gefahrlos gemacht hat, die früher der reine Mord gewesen wären. Hier muß übrigens eines deutschen Vorläufers Listers gedacht werden, des Deutschungarn Ignaz Philipp Semmelweis, der, überzeugt, daß das Wochenbettfieber auf Ansteckung beruhe, schon 1847 eine vortreffliche prophylaktische Behandlung der Wöchnerinnen erdacht und ausgearbeitet hatte, aber dem Unverstande und der Mißgunst der Fachkollegen unterlegen war, trotzdem er mit seinem Verfahren die größten Erfolge dem Wochenbettfieber gegenüber erzielt hatte, das damals im Wiener Gebärhause auf das gräßlichste hauste.

Durch Pasteurs Methoden war der Weg zum Studium der Infektionskrankheiten eröffnet. Er selbst beschritt ihn und erzielte bald auch hier ganz außerordentlich wichtige Erfolge, von denen ich gleich sprechen will. Es ist aber der Ruhm eines Deutschen, des Arztes Robert Koch, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Methoden gefunden zu haben, die mit einem Schlage das Gebiet, das bis dahin selbst für den hervorragendsten Forscher fast unzugänglich geblieben war, jedem halbwegs geschickten Experimentator eröffneten. Gestützt auf die Leistungen zweier anderer deutscher Forscher, Weigert und Abbe, vermochte er plötzlich die Mikrobien nicht allein im Wasser, Nahrungsmitteln und anderen toten Dingen, sondern auch in den Geweben des infizierten menschlichen und tierischen Körpers durch künstliche Färbung deutlich sichtbar zu machen, und bald darauf gelang es ihm, durch den Kunstgriff der Verwendung von gelatinierenden Nährböden, die rasch aus dem festen in den flüssigen und aus dem flüssigen wieder in den festen Zustand versetzt werden können, eine Methode zu finden, mit Hilfe deren man eine sehr große Zahl von Mikrobien mit Leichtigkeit aus ihren Gemischen in Reinkultur herauszüchten und so einem ungestörten Studium ihrer Eigenschaften zuführen konnte. Wieder einmal war es gelungen, der Natur etwas abzuzwingen, was sie hartnäckig uns nicht offenbaren wollte. In rascher Folge wurden nun eine große Reihe von Krankheitserregern entdeckt, unter ihnen von Koch selbst 1882 der furchtbarste Feind der Menschheit, der Tuberkelbazillus.

Sofort verwertete Koch seine Entdeckungen für die Bekämpfung der Infektionskrankheiten. Sein Weg war dem Pettenkofers völlig entgegengesetzt. Er sagte: Ohne Infektionskeim keine Infektionskrankheit! Der infizierte Mensch verbreitet die Infektionskeime durch seine Ausscheidungen. Wenn man ihn absondert, seine Ausscheidungen und alles, was mit ihnen verunreinigt sein kann, sorgfältig sammelt und in allem, was die Krankheitskeime enthalten

Digitized by Google

kann, diese durch geeignete Behandlung vernichtet, dann ist weitere Ansteckung ausgeschlossen, dann muß die Infektionskrankheit erlöschen. Es kommt nur darauf an, daß man alle infizierten Personen so rasch und sicher als möglich herausfindet, absondert und desinfiziert. Wenn dieses Verfahren bisher keinen genügenden Erfolg hatte, so lag dies bloß an der Fehlerhaftigkeit und Unvollkommenheit seiner Ausführung.

Mit echt deutscher Gründlichkeit und deutschem Organisationsvermögen arbeitete Koch eine Methode der Seuchenbekämpfung aus, die seither alle Völker zum Vorbild genommen haben. Ihr ist es ohne Zweifel zum größten Teile zu verdanken, daß in diesem Kriege die Seuchen, welche in früheren Zeiten zum Verderben der Heere geworden sind, in bescheidenen Grenzen gehalten werden konnten.

Die Kochsche Seuchenbekämpfung hat, rechtzeitig angewendet, namentlich dort durchschlagenden Erfolg, wo es sich um eine ernste Einschleppung des Krankheitskeims in ein von ihm bis dahin verschontes Gebiet handelt, wie z. B. die Verhütung von Cholera-Epidemien im Deutschen Reiche während der letzten 25 Jahre bewiesen hat.

Die Kochsche Methode genügt aber für sich allein nicht, wenn es sich um eine Krankheit handelt, welche alt eingesessen und weit verbreitet im Lande ist, weil es dann unmöglich ist, auch nur annähernd alle Keime abzufangen und zu vernichten, geradeso unmöglich wie der Fang aller Funken bei einem Brande. Dies haben die Versuche der Typhusbekämpfung im linksrheinischen Deutschland bewiesen. Der größte Teil der Erfolge, die hier erzielt worden sind, ist wohl der Zuhilfenahme der Pettenkoferschen Prophylaxe zu danken. Und bei der Tuberkulose macht es jetzt der Krieg aller Welt offenbar, daß ihr Rückgang nicht der Verhütung der Ansteckung, sondern der Verringerung der Empfänglichkeit zuzuschreiben ist, die durch die Verbesserung der Ernährung, der Wohnung und der sonstigen Lebensbedingungen erreicht worden war. Angesteckt mit dem Tuberkelbazillus werden wir auch heute noch fast alle, aber der Körper der meisten von uns vermag sich seiner heute besser zu erwehren.

Viele Wege führen nach Rom, alle müssen begangen werden! Erst Isolierung und Desinfektion, Assanierung und Beseitigung der individuellen Disposition im Vereine werden uns endlich von der Geißel der ansteckenden Krankheiten befreien.

Zur Beseitigung der individuellen Disposition gehört auch die künstliche Immunisierung. Hierher gehört die von dem Engländer Jenner entdeckte Vakzination, durch die wir der furchtbaren Pockenkrankheit Herr geworden sind, und hierher gehören andere Verfahren, die als Früchte der neueren mikrobiologischen Forschung auf Wegen errungen worden sind, die Pasteur um 1880 eröffnet hat. Hier sei nur der Deutsche Emil v. Behring genannt, dem wir das unschätzbare Diphtherie-Heilserum und das Tetanus-Heilserum verdanken, das sich in diesem Kriege als so segensreiches Schutzmittel gegen den Wundstarrkrampf erwiesen hat.

Digitized by Google

Der Entdeckung der krankmachenden Bakterien folgte die Entdeckung der krankmachenden Mikrozoen oder Protozoen, die in den Tropen und Subtropen eine so große Rolle spielen. Um diese Entdeckungen haben sich vor allem Engländer und Franzosen verdient gemacht.

Auch noch in einer ganz anderen Richtung ist der wissenschaftlichen Hygiene in den letzten Jahrzehnten Neuland erschlossen worden. Lange hatte sie sich nur um die Individuen bekümmert, hatte sie die Verschiedenheit und Ungleichwertigkeit der Individuen als das Ergebnis ungleicher Umweltseinflüsse auf ursprünglich gleichartige Anlagenbestände betrachtet und angenommen, daß diese Ungleichwertigkeit durch Gleichmachen der Umweltsbedingungen beseitigt werden könne. Jetzt aber, unter der mächtigen Wirkung der Ideen des Engländers Darwin brach die Überzeugung durch, daß die Ursachen dieser Verschiedenheiten teilweise viel weiter zurückliegen als der Tag der Geburt, und daß die Beschaffenheit der Keimstoffe, aus deren Vereinigung das Individuum hervorgeht, der weitaus mächtigste Faktor seiner Besonderheit und seines Schicksals ist. Der Engländer Galton und die deutschen Ärzte Plötz und Schallmayer waren es, die als erste den Gedanken einer Hygiene der Keimstoffe aussprachen und damit der Hygiene eine neue Wendung gaben. Dieser Gedanke lockt die Forschung mehr und mehr an und wird ohne Zweifel in der Zukunft die öffentliche Gesundheitspflege beherrschen, denn in der Tat nicht Lebensverlängerung und Gesunderhaltung der einzelnen Individuen oder der wenigen gerade gleichzeitig nebeneinander lebenden Generationen kann das letzte Ziel der öffentlichen Gesundheitspflege sein, sondern nur das dauernd gesunde Fortleben des Volkes durch die Jahrhunderte, die Sicherung der fortdauernden Erzeugung und Aufzucht einer zahlreichen, gesunden und tüchtigen Nachkommenschaft.

Die statistische Beobachtung und das Experiment auf der sicheren Unterlage jener Vererbungsgesetze, die der geniale Deutschösterreicher Gregor Mendel 1865 zuerst zu erfassen vermochte, geben uns die Mittel an die Hand, um auch der Lösung dieser Fragen näherzukommen. Leider ist in England und in Amerika das Verständnis für die Wichtigkeit der „Eugenik“ und der „Rassenhygiene“ schon viel weiter verbreitet als bei uns und geben dort reiche Geldmittel der Forschung einen gewaltigen Vorsprung.

Erst jetzt nach allen diesen Fortschritten können wir sagen, daß das Gebäude der wissenschaftlichen Hygiene geräumig genug angelegt und wenigstens im Rohbau in allen Teilen unter Dach gebracht ist, so viel auch noch zu tun übrig bleibt, bis das Gebäude fertig wird. In diesem Gebäude der exakten Wissenschaft werden die Werkzeuge angefertigt, mit denen die Übel aufgefunden, hier werden die Waffen geschmiedet, mit denen sie bekämpft werden können. Mit dieser Rüstung der Wissenschaft versehen, kann die öffentliche Gesundheitspflege mit unendlich größerer Aussicht auf Erfolg ihre praktische Arbeit fortführen als in den vergangenen Zeiten der Empirie und des Vermutens und Glaubens. Möge die Gesundheitspflege nie vergessen, daß sie ohne treue Anlehnung an die exakte Naturwissenschaft nichts Dauerndes zu erreichen imstande ist!

Digitized by Google

Lange Zeit hat sich die öffentliche Gesundheitspflege überwiegend mit solchen Fragen beschäftigt, welche die Gesamtheit der Individuen betreffen, deren Lösung allen einzelnen mehr oder weniger zugute kommen muß, wie Wasserversorgung, Kanalisation, Isolierung und Desinfektion, wenn sie sich auch nebenbei immer schon um die Gesundheitsverhältnisse einzelner Gruppen bekümmern mußte, die, wie Soldaten, Gefangene, Zöglinge ihre Lebensbedingungen nicht selbstwillig gestalten können.

Aber schon Ramazzini, Frank, Rumford und andere hatten die Notwendigkeit erkannt, auch für bestimmte Gruppen der freilebenden Bevölkerung besondere Schutzvorkehrungen zu treffen, wie für die Angehörigen bestimmter Gewerbe, für Schwangere und Stillende, für Haltekinder.

Einen mächtigen Anstoß zur Weiterentwicklung der Hygiene in dieser Richtung, der sog. sozialen Hygiene oder Gruppenhygiene, gab das Aufkommen der kapitalistischen Produktionsweise, der Großindustrie, zuerst in England. Die neuen einzelgewerblichen Schädlichkeiten, die Ausbeutung der Arbeitskraft, der Mißbrauch der Frauen und Kinder, die hygienischen Mißstände, die unter dem Zustrom der Arbeiterfamilien in den rasch wachsenden Städten und Zentren der Industrie entstanden, machten eine eigene Gewerbe- und Arbeiterschutzgesetzgebung notwendig, die zum großen Teil hygienischen Motiven entspringt.

Entsprechend dem späteren Eintritt dieser wirtschaftlichen Entwicklung ist das Deutsche Reich auf diesem Gebiete verhältnismäßig spät dem englischen Vorbilde nachgefolgt. Bahnbrechend wurde aber das Reich, wie allgemein bekannt ist, im Versicherungswesen.

Die großartigen Einrichtungen der Versicherung bei Unfall, Krankheit, Invalidität und Alter haben eine geradezu ungeheure hygienische Bedeutung; nicht nur unmittelbar, weil die rechtzeitige und ausgiebige Versorgung mit Arzt, Arznei, Pflege, Nahrung an sich geeignet ist, viele Leben zu erhalten, Siechtum zu verhindern, dem Entstehen neuer Krankheiten vorzubeugen, sondern vielmehr noch mittelbar, weil nichts mehr als die Versicherung die Einsicht in die gewaltige wirtschaftliche Bedeutung von Krankheit und Invalidität verbreitet und vertieft und dadurch den guten Willen geweckt hat, zunächst die gewaltigen Geldmittel der Versicherungsanstalten selbst in den Dienst der Krankheitsverhütung, der Prophylaxe, der öffentlichen Gesundheitspflege zu stellen. Ohne Zweifel sind wir darin allen anderen Völkern voran.

Dieser Gedanke einer großzügigen sozialpolitischen Prophylaxe, einmal lebendig geworden, ergreift immer weitere Gebiete, wird immer gründlicher durchdacht. Der Schutz für Schwangere, Wöchnerinnen und Stillende, Säuglinge, Kleinkinder, Schulkinder, kindliche und jugendliche Arbeiter wird in System gebracht und wird hoffentlich in einem alles zusammenfassenden und gedeihlich rassenhygienisch lenkenden Schutz der kinderreichen Familie seine Krönung finden. Die durchgreifende Umgestaltung des Wohnungswesens wird als die notwendige Grundlage hierfür immer klarer erkannt, immer energischer verlangt, um nur das Wichtigste zu nennen.

Digitized by Google

Schon sind die Aufgaben, die damit dem Staate gestellt werden, so groß geworden, daß sie kaum mehr nebenbei im Rahmen der allgemeinen inneren Verwaltung erledigt werden können. Man hat die Errichtung eines Reichswohlfahrtsamtes in Aussicht genommen. Möge man dabei nicht vergessen, daß Wohlfahrtspflege und Gesundheitspflege nicht zu trennen sind, ja daß die Gesundheitspflege die Führung haben muß, wenn Mißgriffe vermieden werden sollen. Ohne Volksgesundheit gibt es keine Volkswohlfahrt! Es gibt keine vernünftige Sozialpolitik, die nicht im wesentlichen Rassenhygiene wäre! Nach dem Weltkriege ist diese Erkenntnis noch viel dringender notwendig als vor ihm.

Meines Erachtens ist es das einzig richtige, so wie es ursprünglich in Österreich geplant war, aber leider aus Gründen der politischen Taktik wieder aufgegeben worden ist, die Gesundheitspflege mit der Wohlfahrtspflege in einem Gesundheitsministerium, in einem einheitlich geleiteten Reichsamt für Gesundheits- und Wohlfahrtspflege zu vereinigen. Wenn aber die Wohlfahrtspflege für sich allein ein Reichsamt erhalten sollte, dann müssen wir verlangen, daß daneben ein selbständiges Reichsamt für Gesundheitspflege errichtet wird, ähnlich wie jetzt in Österreich neben dem Wohlfahrtsministerium ein Gesundheitsministerium errichtet werden wird. Sonst besteht die große Gefahr, daß die gesundheitlichen Belange hinter solche von viel zweifelhafterem Wert zurückgesetzt werden!

Mit diesem Ausblick auf die Zukunft will ich meinen Bericht über die Vergangenheit schließen.

Dieser furchtbare Krieg hat uns wieder die harte Wahrheit vor Augen gestellt, daß nicht Raum für alle auf der Erde ist. Lebendiges muß Lebendiges angreifen und sich gegen Lebendiges wehren. Der Kampf ums Dasein zwischen Wesen gleicher Art ist schärfer als jeder andere. Dies gilt auch für die Menschenwelt. Jedes Volk, das seine Kräfte gebraucht und wächst, ist allein schon durch sein Dasein eine Bedrohung für die anderen. Die Völker müssen sich bekriegen, sei es in jenem Wirtschaftskriege, den man schönfärbend als friedlichen Wettbewerb bezeichnet, sei es im blutigen Kriege mit den Waffen. Daran läßt sich nichts ändern. Aber es gibt Güter, die allen gleichzeitig zugute kommen, durch deren Hervorbringung jeder allen etwas gibt, von denen jeder nehmen kann, ohne daß es für die anderen zu wenig wird. Ein solches herrliches Gut ist die Wissenschaft. Sie rückt für alle Menschen die Grenzen der Erkenntnis weiter hinaus, sie gibt allen Menschen neue Mittel an die Hand, um die vermeidbaren Lasten, Nöte und Schmerzen des Lebens zu vermindern. Indem ein Volk solches leistet, tilgt es wenigstens zum Teil die „Schuld", die es allein schon durch sein Dasein auf sich geladen hat; indem es solche Werke vollbringt, verdient es sich das „Recht auf Dasein".

Ich hoffe, in diesem Sinne für meinen Teil dargelegt zu haben, daß unser deutsches Volk des Lebens nicht ganz unwürdig ist!

Digitized by Google

Unsere Ernteaussichten im Jahre 1918 und die intensivere Gestaltung der deutschen Landwirtschaft

Von

Geheimen Regierungsrat Professor Dr. F. Wohltmann-Halle a. d. S.

Je länger der Krieg währt, um so sorgsamer verfolgt das ganze deutsche Volk die Arbeiten und Leistungen der deutschen Landwirtschaft; dabei wird nachgerade allgemein anerkannt, daß die Landwirte es persönlich nicht an Eifer und Scharfsinn fehlen lassen und daß auch die Landwirtsfrauen namentlich dort, wo die Männer fehlen, fast Übermenschliches leisten. Aber alle Mühen und Sorgen bleiben immer vergeblich, wenn die Natur versagt oder stiefmütterlich ihre Kräfte den Feldfrüchten zur Verfügung stellt. So war es im Jahre 1917, das uns in Sommergetreide einen außerordentlich starken Ausfall brachte. — Wenn man bedenkt, daß wir vor dem Kriege ein Viertel aller landwirtschaftlichen Stoffe, welche Deutschland nötig hatte, aus dem Auslande beziehen mußten, so ist es kaum zu fassen, daß wir trotz der schlechten Getreideernte 1917 es doch noch ermöglichen, durchzuhalten. Zum Glück kommt uns das vorliegende Jahr dadurch in erfolgreicher Weise zu Hilfe, daß die neue Ernte eine recht frühe zu werden verspricht. Während 1917 die Kirschblüte hier erst am 9. Mai vor sich ging, war sie in diesem Jahre am 21. April bereits beendet. Die nachfolgende warme Witterung und günstige Gewitterregen brachten es dann ferner mit sich, daß die Vegetation in diesem Mai gegen andere Jahre um fast vier Wochen voraus ist. So steht denn heute schon der Roggen in Blüte, die Wintergerste hat bereits abgeblüht und der Raps reiche und gut entwickelte Schoten angesetzt. Weizen, Sommergerste und Hafer stehen so üppig wie sonst zuweilen erst Mitte Juni. Die Rüben wachsen vorzüglich, und auch die Kartoffeln sind kräftig aufgelaufen.

Mit Sicherheit kann man bereits heute schon sagen, daß die Winterfrucht sehr strohreich ausfallen und auch eine gute Körnerernte bringen wird, selbst wenn die nächste Zeit arm an Niederschlägen sein sollte. Auch ist ferner mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Roggenernte in manchen Gegenden bereits Ende Juni beginnen dürfte, mindestens jedoch Anfang Juli hierzulande einsetzen kann, das ist etwa drei bis vier Wochen früher als sonst, und verbürgt uns eine baldige Aufbesserung unserer Broternährung.

Das zeitige Frühjahr hat auch die Futterverhältnisse in günstiger Weise beeinflußt. Vielfach hatte das Vieh unter der Futterknappheit des Winters bereits außerordentlich gelitten, und zusehends erholt es sich jetzt bei der Grünfütterung und dem Weidegang, so daß auch die Milcherträge wieder ansteigen. Aber für die Futtergewinnung haben wir in diesem Sommer besonders große Regenmengen nötig, weil die Winterfeuchtigkeit des Bodens vielerorts nur eine geringe ist.

Digitized by Google

Wenn uns nun obendrein in diesem Jahre frühzeitig Getreide aus Ungarn, Rumänien und den östlichen Randstaaten zugeht, dann sind wir jeder Gefahr der Volksernährung, wenigstens was die Brotversorgung betrifft, überhoben. Unsere Fleischernährung wird freilich in diesem Jahre und in dem kommenden Winter sehr knapp ausfallen, wenn der Krieg noch länger dauert und uns Fleischzufuhren verschlossen bleiben.

Wie sich nun nach dem Kriege die Ernährung unseres Volkes und Viehstandes gestalten wird und inwieweit wir imstande sein werden, bei großer Einschränkung von der eigenen Scholle zu leben, und fremde Zufuhren noch nötig haben, ist eine noch offene Frage. Jedenfalls ist bei ihr auch die fernere Bevölkerungszunahme Deutschlands zu berücksichtigen, und diese hängt wiederum ab von dem wirtschaftlichen Gedeihen des Landes.

Ein hervorragender Vertreter der landwirtschaftlichen Betriebslehre, Herr Geheimrat Professor Dr. Aereboe, hat behauptet, Deutschland könne sehr wohl auf eigener Scholle 100 Millionen Menschen ernähren, und ein anderer hervorragender Landwirt Deutschlands nennt sogar 150 Millionen. Solche Ansichten können leicht irreführen, weil sie die Entwicklungsmöglichkeit der heimischen Landwirtschaft und die Vorbedingungen für ihre weitere Ausgestaltung und Intensivierung nicht genügend berücksichtigen und zur gleichzeitigen Kenntnis bringen.

Wenn man die ungeheuren Fortschritte, welche die deutsche Landwirtschaft in den letzten drei Jahrzehnten gemacht hat, überschaut und gleichzeitig erkannt hat, daß die deutsche Landwirtschaft die französische, englische, österreichische und amerikanische — von der russischen, spanischen, südamerikanischen usw. gar nicht zu reden — ganz bedeutend an Leistungsfähigkeit der Ernten übertrifft, dann könnte man freilich mit allergrößtem Vertrauen auf einen schnellen weiteren Fortschritt ihrer Leistungsfähigkeit rechnen.

Die Ernteſteigerungen unserer hauptsächlichsten Kulturpflanzen machten im Mittel der Erntejahre 1886/90 bis 1909/13 in Deutschland für ein Jahr aus:

bei Roggen	2,7 %	bei Weizen	1,75 %
„ Gerste	1,6 %	„ Hafer	1,6 %
das macht im Mittel bei Getreide			1,9 %
bei Kartoffeln			1,4 %
beim Zuckergehalt der Rüben			0,2 %

Unser Viehstand vermehrte sich in der Zeit von 1883 bis 1913 alljährlich:

bei Pferden um	0,95 %	bei Schweinen um	6,0 %
„ Rindern um	1,1 %	„ Ziegen um	1,2 %

wohingegen der Schafbestand um 2,4 % für das Jahr abnahm.

Auf Stück Großvieh berechnet, nahm unser Viehstand in der genannten Zeit um 1,1 % alljährlich zu und an Verkaufswert alljährlich um 2,7 %, das ist eine derartig ungeheure Leistung, wie sie innerhalb 30 Jahren kein anderer

Digitized by Google

Kulturstaat der Erde aufzuweisen hat, und läßt erkennen, daß unsere Landwirte ihre Schuldigkeit getan haben. Wenn gleichwohl das deutsche Volk mit den Erzeugnissen der heimischen Scholle nicht auskam, so beruht das darauf, daß Menschen und Vieh anspruchsvoller wurden, und daß insbesondere die Entwicklung der deutschen, auch für das Ausland arbeitenden Fabriken gewaltige Mengen Rohstoffe benötigte, für deren Gewinnung die Flächen der heimischen Scholle nicht mehr ausreichten.

Malthus hatte bekanntlich das Gesetz aufgestellt, daß die Bevölkerungszunahme eine verhältnismäßig weit größere sei als die Nahrungsmittelerzeugung auf der Erde, und das ist sicherlich auch dort der Fall, wo die Entwicklung der Landwirtschaft stillsteht, trifft jedoch für Deutschland nicht zu. Die deutsche Bevölkerung nahm in den Jahren 1883 bis 1913 um 21 Millionen Köpfe zu, das ist um 1,5% alljährlich, während wir vorhin die Getreideernte um 1,9 und den Wert des Viehstandes um 2,7% alljährlich anwachsen sahen. So hat also bei uns die Nahrungsmittelerzeugung die Volksvermehrung überflügelt und das Malthussche Gesetz Lügen gestraft.

Es ist anzunehmen, daß, wenn nach dem Kriege wieder geordnete Verhältnisse eingetreten sind, die deutsche Landwirtschaft auch fernerhin ihre Leistungen weiter steigern wird, und sicherlich können die deutschen Äcker noch wesentlich höhere Erträge und bessere Ernten liefern als in dem reichen Erntejahr 1913, aber doch immerhin nur dann, wenn neben günstigen Witterungsverhältnissen auch die Bedingungen einer Intensivierung der Landwirtschaft erfüllt werden; indessen diese Erfüllung, wenigstens ihre schnelle Erfüllung, hat immerhin noch mancherlei Bedenken.

Für eine wesentliche Steigerung der heimischen Ernten und Vieherzeugnisse ist, abgesehen von einer verhältnismäßig geringen Erweiterung des Ackerlandes aus Moor- und Ödländereien sowie aus Waldland, folgendes erforderlich: in erster Linie mehr menschliche und tierische Arbeitskräfte, mehr Mittel- und Kleinbetriebe, reichlichere Düngemittel, mehr Meliorationen, in vielen Gegenden mehr Acker- und Hackkultur, leistungsfähigere und gesundere Kulturpflanzen und Haustiere, mehr landwirtschaftliche Maschinen, mehr Trockenanlagen und nicht zum mindesten nicht nur hohe Intelligenz in den großen und Mittelbetrieben, sondern auch allgemein auf dem platten Lande, die nur durch Erweiterung und Förderung des landwirtschaftlichen Unterrichtswesens erzielt werden kann, und schließlich auch mehr Betriebskapital und mehr Kanal- und Eisenbahnbau. Wenn dazu eine gesunde Volkserziehung, Arbeitskraft und Arbeitslust sich gesellen, dann kann die deutsche Scholle so veredelt werden, daß sie schließlich auch 100 Millionen Menschen zu ernähren vermag, aber das geht niemals von heute auf morgen, sondern erfordert die Zeit von einer bis zwei Generationen.

Bis dahin müssen wir jedoch damit rechnen, daß uns unmittelbar nach dem Kriege und die folgenden Jahrzehnte die Zufuhr landwirtschaftlicher Stoffe aus dem Auslande nicht verschlossen bleibt. Zum Glück sind die neu entstehenden östlichen Randstaaten sowie die Ukraine, Rumänien, die Balkanstaaten und

Digitized by Google

auch die Türkei in der Lage, uns in Getreide, Hülsenfrüchten, Geflügel, Eiern und Schweinevieh in der nächsten Zukunft sicherzustellen und auch Ölfrüchte, Faserpflanzen und Wolle leidlich zu liefern. Aber auch hier müssen unerläßliche Vorbedingungen erfüllt werden: in erster Linie Ruhe und Sicherheit für die wirtschaftliche Tätigkeit jener Länder und schleunigste Verbesserung der Verkehrsverhältnisse. So sollen z. B. die drei Ostseeprovinzen bei 94 000 Geviertkilometer Grundfläche nur insgesamt 2100 Kilometer Bahnnetz besitzen, während Ostpreußen über rund 7800 Kilometer verfügt. Auch Polen, Rumänien und die Ukraine müssen durch bessere Verkehrsverhältnisse erst richtig erschlossen werden, dann sind sie in der Lage, die doppelten Ernten zu erzeugen und dementsprechend das Mehrfache von dem an uns alljährlich zu liefern, was sie vor dem Kriege ausführten. Die landwirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit der neuen Staaten im Osten ist eine sehr große. Mit ihnen in richtige Wechselwirkung zu treten, wird uns für die Handelsverluste, welche wir über See erlitten und die zu überwinden noch viel Zeit und Arbeit kosten wird, zunächst entschädigen müssen. Indessen das Bestreben, den Osten wirtschaftlich zu entfalten, darf uns nie davon ablenken, unsere im Westen gefährdete Weltwirtschaft wiederherzustellen.

Am 24. Mai 1918.

Eine neue Phase in der Geschichte der Ostjuden

Von

G. Baron v. Manteuffel-Szoege

Wenn wir uns über die Vergangenheit irgendeines Volkes orientieren wollen, so greifen wir zu einem Geschichtswerk, in welchem uns erzählt wird, wie sich die mannigfachen Schicksale eines Landes, das von diesem Volke bewohnt wurde, das sich zu einem Staat zusammenschloß, gestaltete. — Es gibt englische, französische und deutsche Geschichte, d. h. die Geschichte Englands, Frankreichs und Deutschlands, oder seiner Glieder. Dies ist aber in Wirklichkeit nur ein Teil der Geschichte des englischen, französischen oder deutschen Volkes. Wenn Mazarin mit Recht eine große Bedeutung in der Geschichte Frankreichs, Katharina II. in der Rußlands zuerkannt wird, so müssen die Genannten ebenso gründlich in derjenigen des italienischen und deutschen Volkes behandelt werden, wenn sie auch auf die Gestaltung des Schicksals Italiens bzw. Deutschlands keinen Einfluß gehabt haben. Die Fähigkeit gar manchen Volkes, und nicht zum mindesten des deutschen, bedeutende Männer hervorzubringen, würde sich in einem weit glänzenderen Lichte zeigen. Allerdings haben diese Großen ihrem Volke keine direkten Dienste erwiesen, wie unsere nationalistische Zeit es verlangt, um ihnen überhaupt einen ethischen Wert

Digitized by Google

zuzuerkennen. Die Menschheit aber haben sie gefördert und damit indirekt, wenn auch unbewußt, das eigene Volk. Man wird einwenden, daß die Rassentheoretiker von Gobineau bis Chamberlain nichts anderes getan hätten, als, sich über die politischen Grenzen hinwegsetzend, Rassengeschichte zu treiben. Der Unterschied liegt aber darin, daß die Völkergeschichte, wie sie hier gemeint wird, gar nicht so weit gehen soll und sich zum Beispiel nicht mit der Frage beschäftigen (da sie eben in das rassentheoretische Gebiet hinein gehören), inwieweit die bis zur Revolution herrschenden Schichten Frankreichs eigentlich Germanen waren, wie der Rückgang Frankreichs aus dem Untergang dieser Schichten zu folgern sei, sondern feststellen, welche Deutsche, die selbst aus Deutschland eingewandert oder wenigstens von eingewanderten Eltern stammten, französische Berühmtheiten geworden sind. So hat der General Rapp den Kriegsruhm Frankreichs erhöht. Aber wenn man die deutschen militärischen Talente aufzählt, so wird sein Name nicht zu umgehen sein. Man wird mir entgegenhalten, daß der Unterschied zwischen dieser Anschauung und der der Rassentheoretiker ein bloß zeitlicher sei. Die von den Franken und anderen Germanen abstammende Aristokratie Frankreichs war um 1500 der Blutmischung nach vielleicht noch vorwiegend germanisch, und Mazarin, als Sohn italienischer Eltern, war natürlich erst recht Italiener, der Unterschied also nur ein zeitlicher. Was hier Jahre sind, gilt für die Rassenforscher für Jahrhunderte. Praktisch aber ist der Unterschied doch ein gewaltiger, vor allen Dingen, weil die Rassenlehre bei der so weit zurückliegenden Zeit, die ihrer Bearbeitung unterliegt, sich auf viele anfechtbare Untersuchungen (Schädelform usw.) und Betrachtungen allgemeiner Art (Sitten und Gebräuche) stützen muß. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß eine von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgehende Völkergeschichte auch den Anhängern der Rassentheorie wertvolle Erkenntnisse liefern müßte.

Bei einem einzigen Volk war man seit langem gezwungen, nicht Landes- oder Staatsgeschichte, sondern Völkergeschichte zu treiben. Ich meine die Juden seit ihrer Austreibung aus dem Gelobten Lande. Niemals seit der Zeit haben sie ausschließlich ein Land bewohnt oder gar einen Staat gebildet, und doch haben die Juden eine Geschichte als Volk und als Einzelindividuen, die manchmal, nicht mehr sich ihres Volkstums bewußt, doch Offenbarer seines Charakters sind und als solche gewertet werden müssen. Wollte man die Weltgeschichte unter diesem Gesichtspunkte behandeln, wie viele verborgene Fäden träten zutage, wie viele scheinbare Widersprüche im Leben der Völker erklärten sich logisch und natürlich! — Daß, wie schon erwähnt, die Größe Frankreichs durch den germanischen Einschlag seiner höheren Stände zu erklären sei, welcher, wie die Anhänger Gobineaus und seiner Nachfolger behaupten, in sehr erheblichem oder sogar dominierendem Maße vorhanden war, läßt sich vielleicht im allgemeinen beweisen, im speziellen wird es doch nicht mehr möglich sein, weil die Entstehung seiner Geschichte zu weit zurückliegt. — Nehmen wir dagegen unseren östlichen Nachbar Rußland, und betrachten wir nur die letzten 200 Jahre,

Digitized by Google

so können wir — und das wäre die Aufgabe des Völkerhistorikers, wenn man ihn so nennen darf — ganz leicht beweisen, daß seine Entwicklung im höchsten Grade von Deutschen beeinflußt war, und dabei spielten die sogenannten Kolonien in Südrußland oder die Ostseeprovinzen an sich, als geschlossene Masse, eine verschwindende Rolle gegen die vielen einzelnen Individuen, die in jeden Teil des Staatsorganismus eindrangen. Wer in dieser Weise die Geschichte des deutschen Volkes schildern will, wird ein ganz besonderes Kapitel „den Deutschen in der russischen Geschichte" widmen müssen. Dieses Kapitel wird deshalb ganz außerordentlich interessant sein, weil es sich wahrscheinlich um eine völlig abgeschlossene Episode handelt. Die Zeit des politischen Einflusses der Deutschen in Rußland — wohlverstanden, nicht Deutschlands auf Rußland — ist unwiederbringlich vorbei. Wenn es sich hier somit um eine, wenn auch glänzende Vergangenheit handelt, so hat scheinbar in der Gegenwart ein anderes Volk die politische Führerrolle in Rußland übernommen. Den Befähigungsnachweis hierfür wird es aber noch erbringen müssen. Seit einem halben Jahrhundert ungefähr wurde in Rußland ein unerbittlicher Kampf gegen das Deutschtum geführt. Der Weltkrieg sollte ihm den Todesstoß geben, und Rußland wollte zeigen, was es ohne „deutsche Bevormundung" leisten könne. Nachdem es sich durch die Maßnahmen der Jahre 1914, 1915 und 1916 von ihr befreit glaubte, brach das Staatsgebäude kläglich zusammen, und durch die Revolution kam ein anderes Volk zur Herrschaft, welche von den Russen eigentlich als noch schimpflicher empfunden werden müßte wie die frühere deutsche. Zugleich aber zeigte sich die ausgleichende, wenn auch langsam wirkende Macht der Gerechtigkeit, indem gerade das verfolgteste und geknechtetste der russischen Fremdvölker einen wunderbaren Einfluß erlangte.

Die Nachrichten, welche wir aus Rußland erhalten, sind verworren und rätselhaft. Am wenigsten hören wir über die führenden Personen. Die Besetzung der meisten Posten ist unbekannt. Trotzdem ist es möglich, festzustellen, daß sich unter den maßgebenden Persönlichkeiten verschwindend wenig Nationalrussen befinden. Ob Lenin wirklich Russe ist, kann man nicht mit Sicherheit behaupten. Es wird erzählt, daß er früher „Cederblum" genannt worden wäre. Daß Trotzky in Wirklichkeit „Bronstein" hieß, ist oft genug hervorgehoben worden. Daß Kamenew „Rosenfeld", Suchanow „Zimmer", Gorow „Goldmann" usw. geheißen haben, dürfte weniger bekannt sein. Krylenko-Abrahamow war vor zehn Jahren Spitzel. Jetzt ist er zum obersten Heerführer avanciert, wie der frühere Inhaber einer kleinen Warschauer Wechselstube, Fürstenberg, als Direktor der russischen Staatsbank „Ganetzki" sich jetzt nennt. Petrow, welcher die Ratifikationsurkunden im Auftrag der Sowjetregierung überbrachte, und Litwinow, zur Zeit Botschafter in London, haben aus „taktischen Gründen" diese Namen angenommen. Letzterer gab zu einer Anfrage im englischen Unterhause, ob der Botschafter mit dem Tifliser Bankräuber Finkelstein identisch sei, Anlaß. Die Namensgleichheit konnte die Regierung nicht in Abrede stellen.

Digitized by Google

Moses Solomonowitsch Sobelson, Adolf Joffe, Kamenew (Rosenfeld) und vielleicht auch Karachan sind, wie der Kommissar für Justiz Steinberg,[1]) nicht Russen. Es steht fest, daß fast alle Kommissare bei den Armeen sowie die meisten Vorsitzenden der örtlichen Sowjets nicht russischen und vorzugsweise ostjüdischen Ursprungs sind. Schon Kerenski war kein Vollblutrusse. Alle, die den russischen Charakter kannten und des ehemaligen Diktators ungewöhnliche Tatkraft und Energie anerkannten, mußten daran zweifeln. Seine Mutter war eine geborene „Adler", einer deutsch-jüdischen Familie entstammend. Aus praktischen Gründen haben, wie gesagt, die meisten ihre vorzugsweise deutsch klingenden Namen abgelegt und damit dem Nationalismus auf Kosten ihrer internationalen Anschauungen eine große Konzession gemacht, wohl wissend, daß auch die radikalsten russischen Elemente zu leicht einem Juden oder Deutschen die Gefolgschaft versagen könnten. Im größten Teil des früheren russischen Reiches lebten infolge der Gesetzgebung keine Juden. Sie waren dort so gut wie unbekannt. Durch die Ausweisung von Zehntausenden um 1915 aus dem Ansiedlungsrayon, der damals Kriegsschauplatz war, kamen sie zuerst ins Innere des Reiches. Das ist wohl ein Hauptgrund, weshalb auch in den lokalen Sowjets immer wieder jüdische Führer auftauchen. Der Sturz des Zarismus brachte natürlich die Freizügigkeit und allen politisch Verschickten die Rückkehr aus Sibirien. Darunter befand sich ein hoher jüdischer Prozentsatz, der aber nicht in seine Heimat Polen, Litauen, Kurland und Wolhynien zurückkehren konnte, sondern gleichfalls eine rege Tätigkeit in Zentralrußland entwickelte. Dieselben Russen, welche 1905 und 1906 bereitwillig in von der Regierung geduldeten oder inszenierten Pogromen einen Vernichtungskrieg gegen das Judentum führten, schlachten nun mit demselben Eifer unter Führung des Ghetto ihre gesamte Intelligenz. Die Zahl der Opfer ist so ungeheuer, daß Rußland mehr denn je auf fremde Führung angewiesen ist, auch wenn man vom Volkscharakter, der zu selbständigen Handlungen unfähig ist, absieht.[2]) Ob diejenigen Leiter, welche äußerlich ein soziales, nicht de facto bis zu einem sehr erheblichen Grade ein nationales, wenn auch nicht gerade ein nationalrussisches Ziel verfolgen, ist eine andere Frage. Es besteht deshalb die Möglichkeit, daß sich nicht nur sogenannte reaktionäre Kreise, sondern auch solche, die sich auf einer mittleren Linie und sogar ziemlich weit links bewegen, diese Tatsachen — welche in Rußland zu offenkundig sind, um nicht von jedermann gekannt und geglaubt zu werden — benutzen, um die aufgewühlten Volksleidenschaften in echt russischer

---

[1]) Es wäre sehr wohl möglich, daß Steinberg Lette ist. Wie den lettischen Bataillonen als zuverlässigsten Bolschewikitruppen die Bewachung des Smolny-Institutes, des Sitzes der Sowjet-Regierung, oblag, so befinden sich auch viele Letten in wichtigen Stellungen.

[2]) Die einzige, wirklich positive Leistung der letzten Jahrzehnte, die „Agrar-Reform", ist aufgehoben und durch ein kommunistisches Landanteilgesetz, das dem Mir aus der Zeit des Selbstherrschers Alexander III. verzweifelt ähnlich sieht, ersetzt worden. „On revient toujours ....."

Digitized by Google

Weise vermittelst eines groß angelegten Pogroms gegen das zur Zeit herrschende Fremdvolk zu richten und auf diese Weise auch die soziale, auf Blut und Trümmern aufgebaute Neuordnung zu zerstören.

Historische Prophezeiungen sind stets schlecht angebracht. Für die russische Geschichte trifft dies besonders zu, und bei Revolutionen kann man vielleicht bezüglich des Endresultates gewisse Vermutungen anstellen. Aber die zwischen Anfang und Ende liegenden Episoden lassen sich nicht voraus bestimmen. Was auch kommen möge, die Bewohner des früheren russischen Reiches gehen einer neuen, ungewissen Zukunft entgegen. Was die Bewohner westlich der neuen Grenze anbetrifft, so wird ihr Schicksal hoffentlich in erster Linie von Deutschland und nach deutschem Interesse geregelt werden. Wenn nun zahlreiche jüdische Einzelindividuen in Rußland zu ungeahnter politischer Macht gelangt sind, so lebt doch die große Masse in jetzt von Rußland abgetrennten Gebieten. Ihr ferneres Schicksal zu beobachten wird von größtem Interesse für die Beurteilung der Menschheitsgeschichte sein.

In Westeuropa haben sich die Juden zum Teil mit den anderen Bewohnern der betreffenden Länder vermischt, und wo dies nicht der Fall ist, doch viele ihrer charakteristischen Sitten und Gebräuche verloren und mehr oder weniger aufgehört, ein nationales Ganzes zu bilden. Die vorrevolutionäre russische Gesetzgebung drängte die Juden auf ein bestimmtes Gebiet zusammen, an welches sich Galizien und weiterhin Rumänien schloß, so daß ein breiter Streifen Landes vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere einen viel höheren Prozentsatz jüdischer Bewohner aufweist als wohl irgendein anderes gleichgroßes Gebiet der Welt. Nun unterscheidet sich der kurländische Jude vom litauischen, dieser vom polnischen und so fort recht wesentlich. Immerhin können wir sie zu einem einheitlich abgeschlossenen Begriff, den „Ostjuden", zusammenfassen. Man kann schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß diese Vorstellung vom ostjüdischen Volke in absehbarer Zeit der Vergangenheit angehören wird. In Kurland und Litauen, die früher zum sogenannten Ansiedlungsrayon gehörten, wird die kommende demokratische Verfassung unbedingt alle Bürger gleichstellen. Rumänien wird das gleiche tun müssen, soweit nicht schon entsprechende Garantien hierfür im Friedensvertrage mit den Mittelmächten vorgesehen sind. In welchem Umfange auch Kongreßpolen wiedererstehen mag — die Juden werden dort keiner Sondergesetzgebung mehr unterliegen. Zweifellos hat gerade das ostjüdische Volk unter dem Kriege schwer gelitten und viele sind zugrunde gegangen. Die russische Gesetzgebung, welche die Juden auf einer bestimmten Fläche zusammendrängte, ihren Bildungsdrang durch die sogenannte Prozentnorm hemmte und sie dabei habsüchtigen Beamten oder den Pogromen des Pöbels auslieferte, machte ihr Leben zu einer Kette unendlicher Leiden. Durch die Gleichberechtigung wird dies alles anders werden, und es ist daher anzunehmen, daß die starke Abwanderung nach Deutschland aufhören wird. Da die Erwerbsmöglichkeiten in Osteuropa leichter und die Konkurrenz geringer ist, werden sich viele, die bis jetzt nach

Digitized by Google

Westen zogen, ins Innere Rußlands wenden oder sich gleichmäßiger über ihre Heimat verteilen. Allmählich werden sich die mit jüdischem Proletariat überschwemmten Städte und Flecken Westrußlands leeren, und dieselben Verhältnisse werden entstehen, wie sie uns in Mitteleuropa seit Beginn des vorigen Jahrhunderts vertraut sind. Ohne Zweifel ist diese Entwicklung eine durchaus normale. Die einen werden sie begrüßen, weil sie uns vor der Überflutung mit bettelarmen, ungebildeten, geldhungrigen Massen schützt, die das Niveau unserer Großstädte drücken, die anderen, weil Millionen geknechteter Menschen aus Jammer und Elend erlöst werden.

Trotz allem muß aber darauf hingewiesen werden, daß dabei Werte verloren gehen, die kaum zu ersetzen sind. Seit langem haben die Westjuden keine genialen Persönlichkeiten mehr hervorgebracht. Ihr letztes großes Können lag merkwürdigerweise auf philosophischem (Spinoza) und staatsmännischem (Disraeli) Gebiet. Man vergleiche hingegen die Leistungen der Ostjuden. In allen Zweigen menschlichen Könnens — die beiden obengenannten allerdings ausgenommen — haben sie Hervorragendes geleistet. In der Staatskunst aber sind sie vorzugsweise doch nur als regierendes Element hervorgetreten, am auffälligsten vielleicht während der ersten und zweiten russischen Revolution. Es muß zugegeben werden, daß diese ohne jüdische Hilfe nicht möglich gewesen wäre, weil sie die handelnde und organisatorische Kraft im Gegensatz zu den passiven Slawen darstellte. In der Fähigkeit, freudig zu leiden, und im Entsagen sind sich wohl beide Völker ziemlich gleich, allerdings leider auch in der Verständnislosigkeit für historisch Gewordenes, sowie in der Neigung, lieber einzureißen als aufzubauen.

Die russische Regierung ist, so paradox es klingen mag, eine Förderin des jüdischen Volkes gewesen. Wenn man zurückschauend die Geschichte eines Volkes kritisch betrachtet, so fragt man nicht, waren möglichst viele seiner Glieder möglichst lange glücklich, sondern was hat es an bleibenden Werten sich und der Menschheit gegeben? Sicher gibt es in Westeuropa mehr glückliche Juden als im Osten, ganz besonders, wenn man einen materiellen Maßstab zugrunde legt. Nimmt man aber die Leistungen auf geistigem Gebiete als Wertmesser, so kommt man in der Gegenwart zu ganz anderen Schlüssen. Die russische Regierung hatte die Juden zu einem Volk — wider ihren Willen allerdings — zusammengepreßt, dem einzigen Volk, das keinen Grund und Boden besitzt und kein Land bebaut. Zu einem Volk, das in unendlicher Not lebte und den denkbar härtesten Kampf ums Dasein führte. Aber das Ghetto war ein fruchtbarerer Boden für Genie und Talent als die ungehemmten Entwicklungsmöglichkeiten des Westens. Vielleicht ist das Ghetto dem Juden das gewesen, was der Bauernstand den anderen Völkern ist: die Quelle ständiger neuer Lebenskraft, deren Versiegen die Gefahr des Unterganges mit sich bringt. Wenn jüdische Sitten und Gebräuche verschwinden, so ist es eine religiöse Frage und als solche vielleicht zu bedauern. Wenn kein Geist mehr in ihnen lebt, so ist es besser, sie gehen zugrunde. Viele Gewohnheiten anderer Völker sind in

Digitized by Google

Vergessenheit geraten, sie sind der Zeit unterworfen, die Grundeigenschaften haben die Zeit überdauert. Es ist aber zu beklagen, wenn die Geschichte Bedingungen schafft — mögen sie auch noch so glänzend erscheinen —, die die Wahrscheinlichkeit, daß unter ihnen etwas Hohes und Großes entstehe, in Frage stellen. Damit einzelne gedeihen, wird der Begriff „Volk" vernichtet werden müssen. So sehr man sich als Mensch vom Standpunkt einer individuellen Nächstenliebe darüber freuen kann, wenn für Millionen bessere Zeiten anbrächen, so sehr wird die Freude derjenigen eine geteilte sein, die die Höchstleistungen des jüdischen Volkes nicht bei der Masse seiner Angehörigen, sondern in den Taten seiner Großen sehen.

Die innere russische Politik bezweckte die Vernichtung einer fremden Rasse, und der Erfolg war eine Stärkung derselben. Jetzt, wo diese der russischen Gewalt entzogen wird, werden die Ostjuden aufhören, ein geschlossenes Ganzes zu bilden, und es beginnt somit eine neue Phase in der jahrtausendealten Geschichte der Juden.

Der Kern des irischen Problems[1])

Von

Prof. Dr. M. J. Bonn, Direktor der Handelshochschule München

Die Behauptung, der Weltkrieg werde im Interesse der kleinen Nationen geführt, hat nicht nur im Lager der Gegner leicht erkennbare Widersprüche zur Folge gehabt, er hat auch bei uns zur Verwirrung geführt, wo man das Verhalten der Gegner durch Hinweise auf Irland und Indien mit Recht lächerlich gemacht hat. Ein eigenes indisches Volk gibt es überhaupt nicht, sondern nur eine Anzahl von Völkern, die in der Tat vom englischen Staate in Abhängigkeit gehalten und durch Beamte regiert werden. Ganz anders in Irland. Das wahre irische Problem ist nicht das Verhältnis von England zu Irland, sondern das Verhältnis der beiden irischen Völker zueinander. Irland ist die älteste englische Kolonie. Sie ist immer von englischen Kolonisten regiert worden. Diese Kolonisten waren Protestanten; sie sind in ganz Irland die Herren des Landes gewesen. Sie haben die oberste Schicht der Städte gebildet. Sie haben manches von der keltisch-katholischen Bevölkerung angenommen, sie sind aber stark englisch geblieben. Mit Ausnahme von Ulster sind sie eine dünne Oberschicht; nur dort in den vier Grafschaften Antrim, Down, Armagh und Derry bildet das Kolonistentum eine

[1]) Der Leser findet eine eingehendere Darstellung der historischen Entwicklung in meiner Schrift „Die englische Kolonisation in Irland", 2 Bde., Cotta 1906, und der gegenwärtigen Lage bis zum November des vorigen Jahres in „England und die irische Frage", Duncker & Humblot.

Digitized by Google

geschlossene presbyterianisch-anglikanische Majorität. In den anderen Landesteilen überwiegen überall die Iren mit gewaltigen Ziffern.

Das irisch-keltisch-katholische Volk im Gegensatz zu den protestantischen Kolonisten britischer Abkunft verlangt seit dreißig Jahren durch seine Vertreter im Parlament zu Westminster Selbstregierung. Seine Mehrheit war mit weitgehender Autonomie innerhalb des britischen Reichs zufrieden. Eine radikale, zahlenmäßig sehr schwache Minderheit verlangte eine irische Republik. Die Bewegung fand nachhaltige Unterstützung in den britischen Kolonien und vor allem in Amerika, wo Millionen ausgewanderter Iren in den Städten ansässig sind.

Die Gewährung einer gemäßigten Form von Selbstverwaltung hätte zweifelsohne der Tradition Englands seit Mitte des 19. Jahrhunderts entsprochen. Wenngleich die Rücksicht auf die revolutionäre Gruppe, die Irland nicht durch konstitutionelle Methoden, sondern durch Gewalttaten befreien wollte, ein gewisses Mißtrauen gegen Irland zur Folge hatte, so wäre doch die öffentliche Meinung Englands leicht für die Gewährung der Selbstregierung zu gewinnen gewesen, wenn nicht die Kolonisten immer und immer wieder eingegriffen hätten. Man war sich in England vollkommen klar darüber, daß die tiefgehende Wesensverschiedenheit zwischen Iren und Engländern eine erfolgreiche Regierung Irlands durch England ausschließt. Man wußte, daß England jahrhundertelang durch Mißregierung gesündigt hatte, man wäre gern die schwere Verantwortung losgeworden und hätte gern auf der Nachbarinsel das Experiment der Selbstregierung versucht, das in den überseeischen Tochterstaaten so glänzend geglückt war. Der Gegensatz zwischen Kolonisten und Iren hat das unmöglich gemacht.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Kolonisten die Selbstregierung Irlands mit bewaffneter Hand erstritten. In den Jahren 1782 bis 1800 hat Irland weitgehende Selbstregierung gehabt. Das waren die Jahre, wo die unterworfenen Eingeborenen noch nicht zu politischem Denken und nationalen oder religiösen Bestrebungen erwacht waren und ihren anglo-irischen Herren in blinder Treue zur Wahlurne folgten, wie sie ihren Häuptlingen in die Schlacht gefolgt waren. Noch lange nach der Vereinigung Irlands mit England (1800) forderten die Kolonisten Selbstregierung. Sie wechselten ihre Stellung erst, als die moderne religiöse, agrarische, politische Bewegung ihre Vorrechte bedrohte.

Da erkannten sie, daß sie nicht länger englische Garnison in Irland waren, sondern daß ihre Stellung nur durch die Macht der größeren Nachbarinsel geschützt werde. Sie wurden ebenso begeisterte Unionisten, wie ihre Ahnen Sezessionisten gewesen waren. Sie waren in Irland als englische Garnison angepflanzt worden, um Irland zu regieren. Sie forderten jetzt von England, daß es sie aus Dankbarkeit für erwiesene Dienste schütze. Sie eiferten gegen jede Lostrennung und wurden dabei von der konservativen Partei Englands unterstützt, die sich in ihrem Interesse in die unionistische Partei verwandelte.

Digitized by Google

Dreißig Jahre lang konnten sie die Gewährung der Selbstregierung (Homerule) verhindern. Sie mußten dafür den Preis weitgehender agrarischer Reform zahlen, denn nur durch Übergang ihrer Ländereien auf die Eingeborenen ließ sich die agrarische Revolution eindämmen, die der nationalen Bewegung in den breiten Massen Schwung gegeben hatte. Damit war aber das wichtigste Argument gegen Homerule gefallen: Angst vor Plünderung der Kolonisten durch die Eingeborenen. Die Befriedigung ihrer agrarischen Wünsche mäßigte auf der einen Seite die nationale Bewegung nach Homerule, sie verminderte auf der anderen Seite den Widerstand gegen dieselbe, soweit die eigentliche Aristokratie in Frage kam. Sie war ohne Einfluß auf die geschlossene Siedlung in Ulster, die die Loslösung von England und damit die Auslieferung Ulsters an die Herrschaft der Iren als bitterste Schmach fürchtete, der sie sich unter keinen Umständen unterwerfen würde.

Solange das Oberhaus die Macht hatte, jedes Gesetz zu verwerfen, war die Durchführung von Homerule ausgeschlossen. Die konservative Partei, die die überwältigende Mehrheit im Oberhaus besaß, unterstützte die Sache der Kolonisten. Die Gesetzgebung des Jahres 1911 beseitigte diese Sicherung. Im Unterhaus waren die notwendigen Mehrheiten für Homerule vorhanden. Sie konnten ein solches Gesetz im Sommer 1914 ohne Rücksicht auf das Oberhaus zur Annahme bringen.

Die Ulsterleute hatten sich jedoch zusammengetan und zur bewaffneten Rebellion gerüstet. Sie schufen eine freiwillige Armee, die bereit war, sich mit bewaffneter Hand der Einführung von Homerule zu widersetzen. Sie vermochten zwar die Annahme des Gesetzes nicht zu verhindern, aber sie erzwangen ein Versprechen, daß es gegen ihren Willen nicht auf Ulster angewendet werden würde. Da man sich über die Trennung Ulsters von dem übrigen Irland nicht zu einigen vermochte, konnte das keltisch-katholische Irland die ersehnte Selbstregierung nicht erhalten. Das ist der Kern des irischen Problems. Zwei irische Völker stehen einander gegenüber, von denen das eine Autonomie von ganz Irland fordert, während das andere diese Autonomie verwirft und zum mindesten den Ausschluß von Ulster verlangt. Englands Schuld ist es, daß es dieses zweite Volk durch Kolonisation in Irland angesiedelt hat.

Aus diesem Gegensatz ist die Osterrevolution des Jahres 1916 entstanden. Die bewaffnete Selbsthilfe, die Ulster als sein Recht betrachtete, wurde von den Heißspornen des keltischen Irland nachgeahmt. Wenn Ulster von England das Recht erhielt, seine Nationalität mit den Waffen zu verteidigen, so nahm sich Irland das Recht, die seine mit den Waffen zu erobern. So ist es gekommen, daß Sinn Fein, ein Häuflein literarischer Enthusiasten, die Irland aus eigener Kraft befreien wollten, die alterprobte parlamentarische Partei, die konstitutionellen Methoden huldigte, aus dem Sattel heben konnte. Und so ist es geschehen, daß Irland in diesen Tagen wieder vor der Revolution stand. Die Kolonisten hatten die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht

Digitized by Google

auf Irland verlangt, da Irland in diesem Kriege seine Pflicht tun müsse, wenn es loyal sei. Das keltische Irland hat mit Leidenschaft dagegen protestiert, daß ein fremdes Parlament das Leben seiner Söhne anfordern dürfe. Die englische Regierung hat ein besonders glänzendes Kunststück machen wollen: sie hat die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, aber gleichzeitig versprochen, ein neues Homerulegesetz vorlegen und durchsetzen zu wollen. Sie hat es so mit beiden irischen Völkern verdorben. Die Loyalisten behaupteten, die Drohung mit einem solchen Gesetz verletze das Versprechen, man werde ihnen Homerule nie aufzwingen. Die nationalen Parteien, Parlamentarier sowohl wie Sinn Feiner, betrachteten es als Verneinung der Selbstregierung, daß Irlands Söhne durch Verfügung eines fremden Parlaments ins Heer eingestellt werden sollen. Ein Sturm der Entrüstung ist durchs ganze Land gegangen, vor dem die Regierung zurückgewichen ist. Sie hat bereits zu verstehen gegeben, daß sie sich auf freiwillige Anwerbung beschränken wird. Um ihr Ansehen zu retten, hat sie den Versuch gemacht, die Sinn-Fein-Bewegung als deutsche Verschwörung hinzustellen. Sie hat dabei vollkommen vergessen, was jedes Kind in Irland weiß, daß Englands Verlegenheiten immer Irlands Gelegenheiten gewesen sind, und daß die republikanischen und sozialistischen Sinn Feiner weder Liebe noch Verständnis für Deutschland empfinden. Das einzige, was sie mit Deutschen gemein haben, ist der Haß gegen England.

Man hat diesen Tatsachen in Deutschland nicht genügend Gewicht beigelegt, wie man überhaupt das irische Problem nicht als das sieht, was es heute ist: ein Kampf zwischen einer an Herrschaft gewöhnten Siedlerbevölkerung und den ehemals beherrschten Eingeborenen. Man täte gut daran, dieses Problem gerade auch vom deutschen Standpunkt aus mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen, nicht nur, weil Irland stets die Achilles-Ferse Englands gewesen ist, oder weil man auf eine deutsche Partei in Irland rechnen darf, sondern weil wir heute an unserer Ostfront Völkerprobleme zu lösen haben, die dem irischen Kolonialproblem wesensgleich sind. Seit Jahrhunderten hat England alle denkbaren Wege zur Lösung des irischen Problems beschritten, es ist immer gescheitert. Werden wir, die wir vor ungleich schwereren Fragen stehen, eine glücklichere Hand haben?

Der Krieg als Neuschöpfer von Industrien

Das Hauptargument für die Befürworter eines unbedingten Verständigungsfriedens mit unseren Gegnern liegt auf wirtschaftlichem Gebiet. Man verweist auf unsere völlige Abhängigkeit von den Rohstoffquellen unserer Feinde. Das beweise ein Blick auf die Einfuhrstatistik der letzten Friedensjahre: Von den über 10 Milliarden eingeführter Waren sind allein fünfviertel Milliarden auf Textilstoffe vorwiegend aus den englisch-amerikanischen Weltreichen gekommen; Nahrungsmittel für Mensch und Tier mußten wir für einige Milliarden ebenfalls vorwiegend von Übersee beziehen;

Digitized by Google

Kupfer kam für ungefähr 350 Millionen, in der Hauptsache aus den Vereinigten Staaten; für Petroleum war ebenfalls Amerika der Hauptlieferant usw. Das ist richtig, und kein nüchtern denkender Mensch wird gerade nach diesem Kriege eine Abschließung von den uns jetzt feindlichen Wirtschaftsgebieten für erwünscht halten. Im Gegenteil, gerade in einer Zeit, in der die Welt mehr denn je verarmt ist, wäre ein sogenannter selbständiger Handelsstaat, der alles auf eigenem Boden erzeugen möchte, eine recht kostspielige Sache. Gerade im Hinblick auf diese Verarmung wird es künftig notwendiger denn je sein, die Dinge von dorther zu beziehen, wo sie am billigsten und vorteilhaftesten hergestellt werden können, also mehr denn je wäre eine internationale Arbeitsteilung von denkbar größtem Vorteil für die gesamte Menschheit. Allein wenn man auch in weitestgehendem Maße das alles zugibt, so kann man auf der andern Seite doch nicht genug betonen, in welch überraschender Weise die lange Dauer des Krieges eine Unabhängigkeit unseres Wirtschaftslebens vom Ausland auch auf solchen Gebieten gezeitigt hat, auf denen man das früher für ganz unmöglich gehalten hätte. Nichts liegt uns ferner als zu behaupten, die Ersatzindustrien seien alle oder auch nur zum vorwiegenden Teil für eine spätere Zukunft lebensfähig. Das ist nicht der Fall. Es sind zum erheblichen Teil Kinder der Not. Wohl aber darf man auf der andern Seite die Zahl der Industrien, die bei richtiger Förderung eine gewaltige Zukunft haben, nicht unterschätzen, und je länger der Krieg dauert, desto mehr scheint die Zahl dieser entwicklungsfähigen neuen Industrien zu wachsen und uns immerhin für schlimme Fälle eine derartige Unabhängigkeit zu geben, daß wir namentlich den Amerikanern gegenüber viel selbstbewußter auftreten können, als gerade in den Kreisen mancher pessimistischer Beurteiler unserer weltpolitischen Zukunft angenommen wird. Ziemlich allgemein ist diese Erkenntnis heute schon in bezug auf den Stickstoff geworden. Die schon vor dem Kriege ziemlich bedeutende Erzeugung von Stickstoff namentlich nach dem Haberschen Verfahren hat nach der Abschnürung Deutschlands von der Zufuhr des Chilisalpeters und durch den gewaltigen Bedarf der Munitionsfabriken einen so ungeheuren Umfang angenommen, daß wir nach dem Kriege, wenn einmal der Bedarf der Munitionsindustrie aufhört, förmlich in Stickstoffprodukten schwimmen werden. Ist man doch schon so weit gegangen, für später die Organisation der Stickstoffausfuhr aus Deutschland zu erwägen. Die Bedeutung der neuen Stickstoffindustrie liegt nun nicht darin, daß wir die Einfuhr von Chilisalpeter nicht mehr benötigen; das ist erstens zweifelhaft, und zweitens fällt der dafür aufgewandte Betrag — im letzten Friedensjahr waren es rund 175 Millionen Mark — nicht so sehr ins Gewicht. Wohl aber wird bei weiterer Verbesserung der Technik durch die erhöhte Stickstofferzeugung unserer Landwirtschaft eine unvergleichlich intensivere Düngung ermöglicht und damit eine Steigerung unserer Ernten in einem Umfange vorbereitet, der uns in weitgehendem Maße von den Sorgen um genügende Nahrungs- und Futterzufuhr befreit. Da wir alle Aussicht haben, die landwirtschaftlich nutzbare Fläche an unserer Ostgrenze ganz außerordentlich zu steigern, da Rumänien als Großgetreidelieferant in erster Linie für Deutschland in Betracht kommt, so ist also auf diesem Gebiete die Abhängigkeit vom anglo-amerikanischen Weltreich kaum mehr vorhanden.

Nehmen wir dann den Bezug von Metallen, so hat sich auch hier außerordentlich viel geändert. Es gibt einzelne kleinere Metalle, die früher fast ausschließlich aus dem Ausland bezogen wurden und ohne deren genügende Zufuhr man eine Kriegführung für unmöglich hielt. In der Gewinnung und noch mehr in der Ersetzung dieser Metalle sind wir heute so weit, daß wir sogar mitten im Kriege in Spezialitäten zum Ausfuhrland geworden sind. Hier spielt neben einer geschickten Art, Kupfer durch andere Dinge zu ersetzen, heimische Gruben aufzuschließen, vor allem die Entwicklung einer deutschen Aluminiumindustrie eine große Rolle. Bekanntlich hatten wir vor dem Krieg überhaupt keine Aluminiumerzeugung. Heute hat diese bei uns einen Um-

Digitized by Google

fang erreicht, der geradezu erstaunlich ist. Ob sie für den Frieden konkurrenzfähig ist, sobald einmal der freie Wettbewerb wiederhergestellt ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Aber selbst wenn diejenigen recht behalten sollten, die das bezweifeln, so muß auch hier darauf verwiesen werden, daß Amerika, dem heute sein Kupfer förmlich aus der Hand gerissen wird, später sehr gern wieder auf den deutschen Abnehmer zurückgreifen wird, wenn einmal der Munitionsbedarf der uns feindlichen Länder aufhören wird; denn allein für kriegerische Zwecke liefert zurzeit Amerika gut und gern 600 000 Tonnen Kupfer jährlich nach Europa.

Wie sich in bezug auf Petroleum die Dinge seit dem Friedensschluß mit Rumänien von Grund auf geändert haben, wie gleichzeitig die früher so unbedeutende Petroleumerzeugung Deutschlands sich im Krieg entwickelt hat, ist ja gerade in letzter Zeit ausführlich erörtert worden, und auch in der letzten Nummer der „Deutschen Revue" war davon die Rede.

Diese heimische Gewinnung von Oel und Oelderivaten führt uns zu einem Gebiet des technischen Fortschritts, das vielleicht die allergrößte Bedeutung für die Wiedergesundung unseres stark geschwächten Wirtschaftskörpers verspricht. Das ist die Kohle. Wir sind überzeugt, daß man in wenigen Jahrzehnten schon auf die Ausnutzung der Kohle, wie sie heute noch vor sich geht, mit Lächeln und Achselzucken zurückblicken wird und sie als die schlimmste Verschwendung eines ungemein wertvollen Nationalgutes ansehen wird. Man wird nicht verstehen, daß man bis zum Ausbruch des Weltkrieges und noch während dieses Krieges den allergrößten Teil der Kohle ohne weitere Veredlung der Kohle verbrannt und damit für einen geradezu lächerlichen Gewinnprozentsatz die in der Kohle ruhenden, überaus wertvollen Bestandteile vernichtet hat. Selbst der gerade bei uns in Deutschland gut ausgebildete Verkokungsprozeß wird später einmal als eine nur sehr unvollkommene Ausnutzung der Kohle gelten, trotzdem wir aus diesem Prozeß bekanntlich so überaus wichtige und heute unerläßliche Produkte wie Benzol, Teer, Ammoniak usw. gewinnen; denn bis zum Ausbruch des Krieges ist nur ein knappes Fünftel der Kohle auf diese Weise verarbeitet worden. Zudem ist auch die Verkokung, wie gesagt, noch nicht die annähernd richtige Technik, die in der Kohle schlummernden Reichtümer auszunutzen. Es sei hier nur an die in der Steinkohle ruhenden wertvollen schweren Oele erinnert. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird eine nicht mehr gar zu ferne Zeit dazu übergehen, die Kohle an Ort und Stelle zu vergasen, durch Fernleitungen das Land mit den nötigen Kraftquellen zu versorgen und den verbleibenden Rest an Ort und Stelle zu verwerten.

Wenn man alle diese Dinge jenen pessimistischen Beurteilern unserer Zukunft vor Augen hält, so haben sie immer noch einen großen Trumpf in der Hand, das ist die fast völlige Abhängigkeit unserer Textilindustrie vom ausländischen Rohstoffmarkt. Wir haben zwar in beschränktem und immer wieder kleiner werdendem Umfang Wolle in Deutschland erzeugt, auch etwas Flachs angebaut, wir waren aber in dem weitaus wichtigsten Faserstoffe, der Baumwolle, bis auf das letzte Pfund von überseeischen Ländern und namentlich von Amerika abhängig. Schon zu Friedenspreisen handelte es sich dabei um eine Summe von 500 Millionen Mark, bei den heutigen Preisen würde ein Mehrfaches dieser Summe zu bezahlen sein. Und, so wird jeder Pessimist sagen, der außerordentlich fühlbare Mangel an Kleidungsstoffen jeglicher Art sei der beste Beweis, wie wir ohne Amerika auf diesem Gebiete hilflos seien. Wenn man an die heute bei uns zu zahlenden Preise für Gewebe jeglicher Art denkt, wenn man die drohende Beschlagnahme von Kleidern ins Auge faßt, so ist man versucht, diesen Stimmen recht zu geben. Und trotzdem ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß wir bei einigermaßen geschickter Organisation allmählich diesen Rohstoffmangel mildern und für spätere Zeiten sogar Rohstoffquellen erschließen, an die heute die wenigsten denken. Wir haben dabei nicht etwa die Verspinnung und Verwebung von Papier im Auge. Denn

Digitized by Google

um das vorweg zu nehmen, beurteilen wir diese ganze Entwicklung trotz der auf Ausstellungen uns gezeigten Potemkinschen Dörfer als recht zweifelhaft. Wer heute über diese Dinge mit den auf diesem Gebiet sehr sachverständigen Detailkaufleuten spricht, der wird hören, daß das Publikum mit Recht von den ebenso teuren wie schlechten Papierkleidern, Papierschürzen usw. nichts mehr wissen will. Die Verspinnung von Papier dürfte nur für ein beschränktes Gebiet eine Zukunft haben, wie etwa für die Herstellung von Teppichen, Wandbekleidungen, Einlagen, Tischläufern, vor allem auch Säcken usw. Dagegen ist sie als Ersatz für Feinbaumwoll- oder Wollgewebe kaum geeignet, besonders nicht da, wo die Stoffe der Nässe ausgesetzt sind. Es mag sein, daß neuere Wege, die aber nicht mehr als Papiergarnverarbeitung gelten können — wir denken dabei an die Zellulose, eine aus dem nassen Holzbrei gewonnene Faser, u. ä. —, eher gangbar sind. Aber auch hier scheint einstweilen die Verwendungsmöglichkeit noch einigermaßen beschränkt zu sein. Um so hoffnungsvoller sind wir für die sich jetzt anbahnenden chemischen Methoden. Schon lange wird in freilich recht beschränktem Umfange in Deutschland die Kunstseide gewonnen, ein Produkt, das als Rohmaterial besonders Holzfaser vorsieht, die mit verschiedenen Chemikalien verarbeitet, aufgeschlossen und vor allem dehnbar gemacht wird. Allem Anschein nach ist es nun auf verschiedenen Wegen in einigen Fabriken Deutschlands gelungen, die Kunstseide auch waschbar zu machen, womit ihre Verwendbarkeit als Ersatz für Wolle und Baumwolle gegeben ist. Selbstverständlich verbietet schon die Neugierde, mit der unsere Gegner auf alle technischen Errungenschaften Deutschlands lauern, Näheres über diese Dinge hier auszuführen. Nur soviel darf gesagt werden, daß wir bereits in diesem Augenblicke in ganz gewaltigem Umfange der Kunstseide ähnliche Produkte für Dinge herstellen, die man früher für unmöglich gehalten hätte. Und was die Hauptsache ist, die Herstellungsverfahren sind keineswegs übermäßig teuer. Trotzdem kann man annehmen, daß auch heute noch die Methoden sehr ausbaufähig sind und daß auf diesem Gebiete für kapitalkräftige und erfindungsreiche Chemiker noch Gewaltiges zu holen ist. Die Rohstoffe sind vorhanden. Wir selbst verfügen über einen durch den Krieg überhaupt nicht angegriffenen Holzbestand, und wir haben durch unsere neuerliche Ostpolitik die besten Verbindungen mit den gewaltigsten Holzlieferanten Europas, mit Finnland und Rußland. Von den einstweilen notwendigen Chemikalien ist namentlich die Essigsäure durch eine ebenfalls im Krieg ausgebaute Erfindung in Deutschland in beliebiger Menge herzustellen, und andere Chemikalien sind bei richtiger Einteilung ebenfalls zu beschaffen. Somit ist auch für nüchterne Betrachter eine sehr große Hoffnung vorhanden, daß zum allermindesten ein bedeutender Teil unseres früheren Faserstoffbedarfes im Inland wird erzeugt werden können.

Zweck dieser Zeilen war es, gerade den Skeptikern zu zeigen, daß jenes Schlagwort von der unbedingten Abhängigkeit von Nordamerika doch nicht so ohne weiteres nachgebetet werden sollte, daß wir vor allem nicht auf Gnade und Ungnade den Wünschen Washingtons ausgeliefert sind. E. K.

Literarische Berichte

Das törichte Herz der Julie von Voß. Eine Hofgeschichte aus der Zopfzeit von Annemarie von Nathusius. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Geh. M 5.—, geb. M 6.50.

Die Geschichte des schönen Hoffräuleins Julie von Voß, die, von König Friedrich Wilhelm II. leidenschaftlich geliebt, diesem zur linken Hand angetraut wurde, nach kurzer Ehe aber von einem frühen Tod hinweggerafft wurde, hat kein Geringerer als Theodor Fontane, der sonst so skeptische Betrachter der irdischen Dinge, als dankbaren, ergreifenden Stoff für einen echten Dichter bezeichnet. A. v. Nathusius hat die Anregung Fontanes aufgenommen und die seltsam anziehende Gestalt des preußischen Edelfräuleins zum Mittelpunkt eines

Digitized by Google

Werkes gemacht, das zugleich eine rührende Herzensgeschichte und ein farbenreiches, stimmungssechtes Zeitgemälde geworden ist. Mit tiefer Teilnahme folgt der Leser dem Leidensweg der edlen Frauengestalt, deren innerliche Beseelung der hochbegabten Verfasserin nicht minder gelungen ist wie die Charakterisierung all der anderen Menschen des figurenreichen Romans, besonders des gutherzigen, aber doch selbstsüchtigen und schwachen Königs, und die Wiedergabe der Zeitstimmung in ihrem prickelnden Gemisch von frivoler Weltlichkeit, schwärmerischer Gefühlsseligkeit und jener innerlich verlogenen Bigotterie, die in der späteren Zeit Friedrich Wilhelms II. immer stärker hervortreten sollte. Zierliche Illustrationen schmücken das Buch und verstärken den Eindruck der lebensvollen Echtheit, den die Milieuschilderung bei dem Leser hervorruft.

Lieder in der Heimat. Von Theodor Haering. Tübingen, Laupp, 1915. Geb. M. 0.60.

Vaterländische Begeisterung, heiliger Zorn und Schmerz darüber, daß er am Krieg nicht teilnehmen konnte, spricht aus diesen ernsten, schlichten Gedichten des jungen Tübinger Privatdozenten der Philosophie. Immer sind seine Gedanken im Felde. Es geht ihm wie Carl Weitbrecht, den auch unfreiwilliges Zurückbleiben in der Heimat im Jahre 1870 zu seinen Kriegsliedern „Von einem, der nicht mit darf" begeisterte. Haerings Gedichte gehören mit zu den besten der Kriegsliteratur.

Dr. Ernst Müller.

Alois Graf Aehrenthal. Sechs Jahre äußere Politik Oesterreich-Ungarns. Von Berthold Molden. Stuttgart u. Berlin 1917, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 6.—.

Die Erkenntnis, daß unsere zukünftige weltpolitische Stellung zur notwendigen Voraussetzung die innerliche Festigung unseres Verhältnisses zu Oesterreich-Ungarn hat, dringt heute in immer weitere Kreise. Erreichbar ist dieses Ziel aber nur auf dem Wege der Vermehrung unseres Wissens von dem eigentlichen Wesen, den äußeren und inneren Lebensbedürfnissen unseres Verbündeten. Dies Wissen stand ja bisher leider im allgemeinen auf recht niedriger Stufe; ist es doch Tatsache, daß das feindliche Ausland zahlreichere und wertvollere Literatur über die Zustände Oesterreich-Ungarns hervorgebracht hat als wir. Diesem Mangel an seinem Teil abzuhelfen, ist das Buch Moldens wohl geeignet. Es stammt aus der Feder eines ruhigen Beurteilers, der sich stellenweise auf ausgezeichnete persönliche Information berufen kann.

Natürlich kann heute noch nicht das letzte Wort über die Politik Aehrenthals gesprochen werden, den Pichon als den größten Minister Oesterreich-Ungarns seit Metternich bezeichnet hat. In ihren Grundrissen ist sie aber durchaus erkennbar. Den Höhepunkt seiner Tätigkeit bildet unzweifelhaft die Annexion Bosniens, die ihr gewidmeten Kapitel machen auch den größten Wert des Buches aus. Wir besaßen bisher noch keine so eingehende, zuverlässige Zusammenfassung. Bei der ungeheuren Bedeutung der Krisis von 1909 wird jeder, der sich die Vorgeschichte des Weltkrieges klar machen will, zu Moldens Buch Stellung nehmen müssen. Seinem Gesamturteil, das die Aehrenthalsche Politik als „Zeit vorbauender und aktiver Verteidigung" kennzeichnet, kann die volle Zustimmung ausgesprochen werden. W. W.

Das Deutschland von morgen. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Halle (o. J.), Richard Mühlmann.

Das vorliegende Werk enthält ohne Zweifel viel Wahres und Packendes über die Fragen, welche gegenwärtig alle deutschen Herzen bewegen, und die Notwendigkeit eines kraftvollen Friedens und die Gefahren einer „Mediatisierung des Volkes durch die Berufspolitiker" werden eindringlich dargetan. Leider ist der Stil Heycks unnötig und oft unerträglich geziert, so daß man häufig gar nicht versteht, was er sagen will. Daß auf dem Titel die Jahreszahl fehlt, ist ein, jeder auf sich haltenden Firma direkt unwürdiger, Jahrmarktsbluff, den wir im Interesse des Buchs selbst bedauern. E.

Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben. Von Eduard Engel. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker. M. 3.—.

Mit großer Freude haben wir Engels „Entwelschung" durchgesehen. Das Buch hält das, was wir nach seinem früher erschienenen Buche „Sprich deutsch!" von Engel erwarten durften. „Entwelschung" ist insofern das vollständigste Verdeutschungswörterbuch, als es die tatsächlich in wissenschaftlichen Werken, Zeitungen, Reden häufig vorkommenden Fremdwörter und fremdsprachlichen Redensarten ohne Ausnahme enthält und nur die seltenen Fachwörter der Sonderwissenschaften ausscheidet. Sodann bietet das Buch die sehr willkommene geschichtliche Belehrung über das erste Eindringen der meist gebrauchten Fremdwörter in den allgemeinen Sprachgebrauch. Was aber den Hauptwert dieses

Digitized by Google

neuen Fremdwörterbuches ausmacht, ist der überwältigende Reichtum an brauchbaren Verdeutschungen. Wir haben viele Fremdwörter nachgeschlagen in der Voraussetzung, daß deren Verdeutschung nur spärlich ausfallen würde, und waren angenehm enttäuscht, eine ganze Reihe Wörter zu finden, an die wir nicht gedacht hatten. Sollen wir es leugnen: Engels „Entwelschung" ist uns ebenso wie sein Buch „Sprich deutsch!" unentbehrlich. Beide Bücher gehören auf den Schreibtisch jedes Deutschen, der das ehrliche Bestreben hat, rein Deutsch zu sprechen und zu schreiben.

Vom Tode. Blätter aus dem Tagebuche eines Sanitätskraftfahrers. Mühlau, Kiel 1917. 3 M.

Eine der eigenartigsten Erscheinungen der mannigfaltigen Kriegsliteratur ist dieses gutgedruckte, vornehm ausgestattete Buch. Nicht leicht findet man sich hinein in die neuartige Ausdrucksweise. Bald aber merkt man, welch unerbittlich grausiger Ernst es dem Verfasser um das Problem ist, mit dem er in Gedanken ringt. Und der innere Kampf geht weiter, indem die Gedanken mit der Sprache ringen, die in ihrem bisherigen Wörterschatz nicht ausreichen will, das Grauen der modernen Riesenschlacht zu malen. Streift auch wohl vereinzelt die ergreifende Poesie und Kunst an Künstlichkeit, sind doch die Abschnitte, die zum Teil auf dem Steuer des Kraftwagens entstanden sind, wie sonst kaum etwas geeignet, auch der Heimat einen Einblick in das furchtbare Geschehen der Front und Schlacht zu geben. Graß ist alles, aber nur so graß wie die Wirklichkeit selbst. „Nur Ehrfurcht ziemt," sagt der Verfasser; aber ob er recht hat, wenn er fortfährt: „Wer Lösung sucht, muß irren?" Jedenfalls wird keiner, der das Buch zur Hand nimmt, es ohne die tiefste Ergriffenheit wieder beiseite legen.

Dr. W.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Der Tag des Deutschen. Schriftenreihe, herausgegeben von Martin Hobohm. Heft 6: Vaterlandspolitik. Jena, Eugen Diederichs. M. 3.50.

Friedenspflichten des Einzelnen. Gerechtigkeit, Duldsamkeit und Menschenliebe im internationalen Verkehr. Sechs Preisarbeiten von Georg J. Plotke, Wilhelm Jerusalem, Imanuel Lewy, Ismar Elbogen, Max Seber und Max Golde. Gotha, F. A. Perthes. M. 4.—.

Gattermann, Eugen Ludwig, Gottfried Perlebergs bitterer Weg. Roman. Die Wende, Verlag, Berlin. Einf. Ausg. M. 4.50, Geschenkband M. 6.80.

Gaudig, Dr. Hugo, Deutsches Volk — Deutsche Schule! Wege zur nationalen Einheit. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 4.20.

Greupner, Richard, Das Geheimnis der deutschen Kraft. Das werktätige Volk Deutschlands und die Kriegsziele unserer Feinde. Mit 27 bildlichen Darstellungen im Text. Berlin-Zehlendorf-West, Reichsverlag Hermann Kalkoff. Geh. M. 1.20.

Guthe, Dr. th. u. ph. Hermann, Luther und die Bibelforschung der Gegenwart. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr. M. 1.35.

Hawel, Rudolf, Patrioten. Schauspiel in vier Aufzügen. Wien-Warnsdorf-Leipzig, Verlag Ed. Strache.

Heyck, Prof. Dr. Ed., Parlament oder Volksvertretung? Halle, Richard Mühlmann (Max Grosse). M. 1.80.

Hoeber, Dr. Karl, Englands Kriegs- und Blutschuld vor dem Richterstuhl der Geschichte. Köln a./Rh., Verlagsbuchhandlung J. P. Bachem. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Englands neueſter Kriegsplan

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

„Dunkle Vielverbandsgelüſte langen nach der Murmanküſte," reimt Peter im „Roten Tag" vom 7. Juli d. J. Englands neueſter Kriegsplan iſt darauf gerichtet, das einſt zariſtiſche Rußland, welches mit den Mittelmächten den Frieden von Breſt-Litowſk geſchloſſen hat und mithin gegenwärtig „neutral" iſt, wieder in den Vielverband gegen die Mittelmächte hineinzuziehen. Man könnte Rußlands Menſchendampfwalze gut brauchen. Das iſt aber nicht ſo einfach. Die Zwangsmittel, welche den ſkandinaviſchen und anderen neutralen Staaten gegenüber verſucht werden, beſonders die Abſchneidung überſeeiſcher Zufuhr von Rohſtoffen und Verpflegung, welche dem kleinen Griechenland gegenüber gewirkt hat, iſt Rußland gegenüber nicht ſo wirkſam. So verſucht man es gegenwärtig damit, die Parteikämpfe im weiten Rußland auszunützen. Man hilft Englands alten Freunden gegen die Anhänger des geſchloſſenen Friedens. Während Herrn Kerenſki Gelegenheit gegeben wird, zunächſt in Frankreich und England zu wirken, benützt man in Rußland Sozialrevolutionäre und Kadetten, um für Aufhebung des Friedenszuſtandes zu ſorgen. Die gerade von England in dieſem Kriege oft benützte Macht der ſilbernen Kugel wird angewendet. 265 Millionen Rubel haben die ruſſiſchen Sozialrevolutionäre von England angewieſen erhalten, und von jener Summe ſollen 40 Millionen bereits eingetroffen ſein. Auf Englands Veranlaſſung iſt das Hauptquartier der tſchechiſch-ſlowakiſchen Bewegung in Petersburg errichtet, iſt der England recht unbequeme deutſche Geſandte in Moskau ermordet. Ob die in Petersburg erfolgte Ermordung des Bolſchewiſtenführers und Volkskommiſſars Wolodenki gleichfalls auf engliſchen Einfluß zurückzuführen iſt, weiß man noch nicht. Welche Rolle bei dem Moskauer Verbrechen die Hoffnung geſpielt hat, Deutſchland mit der Sowjet-Republik zu entzweien, iſt bekannt.

Es kommen bei Beſetzung der Kareliſchen und Murmanküſte als militäriſche und weltwirtſchaftliche „Baſis" des neueſten engliſchen Kriegsplanes zwei Geſichtspunkte in Betracht. Einmal ſoll den Sozialrevolutionären militäriſche Hilfe gegen die Sowjet-Regierung als dem einen der Kontrahenten des Breſter Friedens gebracht werden, dann aber will man die beiden ſkandinaviſchen Königreiche veranlaſſen, aus ihrer Neutralität offen an die Seite des Vielverbandes zu treten. Auf dieſe Weiſe glaubt man den Frieden von Breſt-Litowſk zu vernichten und Rußland unter Englands Herrſchaft zu bringen.

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Daß Deutschlands Stelle an der Seite der Sowjet-Republik sich befindet, ist nicht zweifelhaft. Der Friede ist mit dieser geschlossen. Die Einigung mit ihr hat Deutschland ermöglicht, seine Machtmittel im Westen zu vereinen. Ihr Sturz würde mindestens unklare Verhältnisse schaffen, sowenig an eine machtvolle Beteiligung russischer Kräfte am Verbandskriege gegen Deutschland erneut zu denken ist. Geschähe es, dann würde uns die Verstärkung der Chinesen, Japaner, Afrikaner, Indianer, Franzosen, Engländer, Nordamerikaner durch russische Sozialrevolutionäre ebensowenig verhängnisvoll werden, wie es die Beteiligung der Heere des Großfürsten gewesen ist. Deutschland wird seinen finnischen Kriegsschauplatz also gegen die Murmanküste ausdehnen müssen. Sollten auch dann die skandinavischen Reiche sich nicht für eine Beteiligung an der Seite Deutschlands entscheiden, dann werden sie wenigstens gehindert sein, als Englands Kampfgenossen die Neutralität aufzugeben. Besser freilich wäre es für sie, sich von dem Vasallentum Englands und der Vereinigten Staaten loszumachen und an Deutschlands Seite für die Freiheit der Meere und das Kriegsende zu kämpfen, wenn freilich auch ihre Kaufleute und Reeder dann keine so glänzenden Geschäfte machen würden wie in der gegenwärtigen sogenannten Neutralität.

Die neue Front, welche sich aus einer Hilfe für Rußland und Finnland deutscherseits ergeben würde, brächte das Gegenstück zur Kriegführung auf der Sinaihalbinsel, in Mesopotamien und gegenwärtig in Palästina. Wohl mag unter dem 64. Breitengrad, nahe dem nördlichen Polarkreise, die Kriegführung in manchen Punkten (die Sonne verschwindet im Hochsommer nicht) eine andere sein als unterm 32. — der Gegner, der weiße und farbige Engländer, ist derselbe! Zu ihnen sind am 28. Juni auch 10000 Franzosen und Serben gekommen, deren kommandierender General erklärt hat, er wolle Archangelsk und das Land vor einem Überfall deutscher Kriegsgefangener schützen. Um sich beliebt zu machen, ließ er Lebensmittel an die Bevölkerung verteilen.

Falls, was aus politischen Ursachen nicht unwahrscheinlich ist, das Expeditionskorps der Entente von der Küste des Golfes von Archangelsk, wo bereits am 3. Juli dreizehn englische Kriegsschiffe eingetroffen waren, zunächst Petersburg zu erreichen suchen sollte, hätte es einen Landweg von 750 Kilometer (Luftlinie) zurückzulegen. Es würde für Nachschub jeder Art aus der Bahnstrecke Wologda—Archangelsk Nutzen ziehen können. Buchanan wird in Wologda erwartet, wohin sich der französische Botschafter Noulens und der frühere russische Kriegsminister Sawinkow einige Tage nach Ermordung des Grafen Mirbach begeben haben. Wologda ist Sitz der Ententevertretungen und Zentrum der antibolschewistischen Bewegung. Lenin ließ in Archangelsk 300 Offiziere aus Ententeländern verhaften. Englisch-amerikanische Truppen marschierten von dort landeinwärts, besetzten auch Kjem an der Murmanbahn und versuchen bis zur Station Sorocki vorzurücken. Die Umgehung des Onegasees würde beim Marsche auf Petersburg zu einem Umwege nötigen. Das englische Expeditionskorps wird, wie dasjenige von Saloniki, auf der Flotte

Digitized by Google

fußen müssen. Die Schiffraumnot wird die Truppenstärke beschränken. Ob die einheimische Bevölkerung den Eindringlingen helfen wird, dürfte von der ersteren Stellungnahme zur Sowjet-Republik abhängen. Möglich, daß auch hierbei der Rubel aus englischer Hand eine Rolle spielen wird, wie das jetzt schon in den Gouvernements Wologda, Wjatka, Perm und Jekaterinenburg durch die dortigen amerikanischen und englischen Konsulate zu dem Zwecke geschieht, die Heimbeförderung deutscher (nicht österreichisch-ungarischer) Kriegsgefangener durch Bestechung der russischen Behörden zu verhindern.

Zusätzlich sei bemerkt, daß Engländer auf einer Reise zur Auffuchung der nördlichsten Durchfahrt im Jahre 1533 den Seeweg nach der Dwinamündung, an welcher Archangelsk liegt und dessen Hafen infolge des Golfstroms während eines großen Teiles des Jahres eisfrei ist, gefunden haben. Nach dem damals einzigen russischen Hafen brachten die Engländer später westeuropäische Waren. An diesen Vorgang wird englische Politik des 20. Jahrhunderts wohl dermaleinst im Friedensschluß, bei der Weigerung abzuziehen, anknüpfen, wenn Waffengewalt sie nicht vorher zur Entfernung nötigen sollte. Solches aber wird hoffentlich durch die vereinigten deutschen und Sowjet-Truppen geschehen.

Holland und die skandinavischen Länder in ihrer Schiffahrt als Vasallen Englands und Amerikas

„Schutz der kleinen Staaten und des Völkerrechts gegen eine Vergewaltigung durch Deutschland" ist das Schlagwort, das England und Amerika als führende Mächte in der Entente zur Rechtfertigung ihrer Kriegführung geprägt haben. Würde ein solches Programm wirklich befolgt, so hätten in erster Linie davon den Vorteil die neutralen, Seefahrt treibenden Völker, deren Gebiete die für den Unterhalt ihrer Bevölkerung erforderlichen Lebensmittel und Verbrauchsgegenstände nicht selbst erzeugen können und darauf angewiesen sind, das Fehlende über See auf ihren Schiffen herbeizuschaffen. Diese Staaten sind insbesondere daran interessiert, daß die völkerrechtlichen Bestimmungen über Seerecht und Behandlung des Privateigentums auf See aufrechterhalten und somit ihre Existenzbedingungen sichergestellt werden. Betrachtet man nun objektiv die tatsächlichen Verhältnisse, so zeigt sich, daß weder Holland noch die skandinavischen Länder in obiger Richtung Garantien besitzen, denn England hat ihnen gegenüber das Völkerrecht ebenso außer Kraft gesetzt, wie es dies gegen seine Gegner im Kriege getan hat, und von einer freien Schiffahrt der Neutralen ist keine Rede mehr. Jedes von Amerika auslaufende holländische, norwegische, schwedische oder dänische Handelsschiff ist gezwungen, auf seiner Fahrt nach dem Heimathafen einen englischen Hafen anzulaufen und sich eine genaue Untersuchung gefallen zu lassen, und kürzlich hat England unter Beihilfe Amerikas die erwähnten Neutralen durch die

Digitized by Google

Drohung, sie von aller Lebensmittelzufuhr abzuschneiden, zum Abschluß der sogenannten Tonnageabkommen gedrängt, durch die der größte Teil ihrer Handelsmarine den Engländern und Amerikanern für deren Kriegszwecke abgetreten werden mußte. Und zwar erfolgt die Gegenleistung, nämlich die Lieferung der Zufuhren, nicht etwa Zug um Zug, sondern in dem Abkommen mit Norwegen gestattet beispielsweise Amerika den Export des Getreides nach erfolgter Herausgabe der Schiffe erst dann, wenn die eigene Versorgung und die der Verbündeten gesichert ist, d. h. es stellt in Wirklichkeit die Ausfuhr ganz in sein Belieben. Selbst über den Rest der Schiffe, der den Neutralen noch für ihre eigenen staatlichen Bedürfnisse verblieben ist, haben sie kein freies Verfügungsrecht mehr, wie in Holland an den Tag kam; als neulich die holländische Regierung einen Geleitzug mit Waren für die niederländisch-indischen Kolonien unter dem Schutze holländischer Kriegsfahrzeuge absenden wollte, verbot England die Ausfahrt, die tatsächlich vorderhand unterbleiben mußte, worauf der holländische Marineminister seinen Abschied nahm. Sogar innerhalb ihrer eigenen Gebiete sind die Neutralen nicht mehr Herren im Hause; aus den Spionageprozessen in Bergen ging hervor, wie englische Konsuln die von See heimkehrenden Kapitäne und Mannschaften zur Spionage zu mißbrauchen pflegten, und in den schwedischen Territorialgewässern wurden ohne jegliche Benachrichtigung der Landesbehörden englische Minenfelder angelegt, wodurch schwedische Fischerfahrzeuge zugrunde gingen. Die Neutralen werden eben von der Entente in einem tatsächlichen Zustand der Rechtlosigkeit gehalten, und je mehr sie sich gefallen lassen, um so stärker prägt sich ihr Abhängigkeitsverhältnis aus.

Fragt man nun, was denn die Neutralen für Vorteile gegen ihre Brutalisierung eintauschen, so ist zuzugeben, daß manche Reedereien und viele Kaufleute, die Englands und Amerikas Geschäfte besorgen, viel Geld verdienen und die Bevölkerung der neutralen Länder während des Krieges wohlhabender geworden ist. Allein, kann dieser Umstand dafür entschädigen, daß ihre Souveränitätsrechte mehr und mehr in die Brüche gehen und dadurch ihre staatliche Existenz ernstlich in Frage gestellt wird? Weder hat England den Holländern als Entgelt für ihre Willfährigkeit den ungestörten Besitz ihrer Kolonien gewährleistet, noch hat es ihnen oder den anderen Neutralen bindende Zusagen für die Wiederherstellung der Freiheit der Schiffahrt und des Handels nach dem Kriege gemacht. Was die Neutralen für die Zukunft von einer etwaigen englischen Weltherrschaft zu erwarten haben, zeigen die Berichte, die kürzlich von den wirtschaftlichen Kommissionen des britischen Handelsministeriums erstattet worden sind. Letztere hatten im Jahre 1916 den Auftrag erhalten, Vorschläge für die Wirtschaftsführung nach dem Friedensschluß auszuarbeiten, und sie befürworten, den Neutralen Baumwolle und ähnliche Rohstoffe für die Gewebefabrikation erst dann abzugeben, wenn der volle Bedarf Englands, seiner Kolonien und der mit ihm gegenwärtig verbündeten Länder vollauf gedeckt sein würde, und für die Einfuhr von Textil-

Digitized by Google

waren nach England empfehlen sie, den Verbündeten einen Zoll von 15%, den Neutralen von 25% und den heutigen Feinden von 40% aufzuerlegen. Die Neutralen sollen demgemäß nach allen im Kriege erlittenen Unbilden in der Friedenszeit noch zollpolitisch differenziert werden.

Je mehr in England Tendenzen ähnlicher Richtung die Oberhand gewinnen, um so bedenklicher wird die Lebensmöglichkeit der kleinen neutralen Staaten gefährdet, und je länger der Krieg dauert, um so unhaltbarer wird ihr heutiger Zustand, weil die drohende Hungersnot ihre Regierungen immer zu erneuten Konzessionen an England und Amerika zwingen wird. Aus dieser Zwangslage gibt es für sie nur die einzige Rettung, aktiv dazu beizutragen, daß der Krieg ein baldiges Ende nimmt, und die Bestrebungen Deutschlands zu unterstützen, das die Freiheit der Meere für sämtliche Nationen als Kriegsziel aufgestellt hat. Auf diesem Gebiete decken sich die Interessen der Neutralen mit denjenigen Deutschlands, und wollen die Holländer und Skandinavier nicht vollständig zu englischen Vasallen herabsinken, so müssen sie an das Deutsche Reich Anschluß suchen und mit ihm gemeinsam gegen die völkerrechtswidrige Handlungsweise Englands und Amerikas Stellung nehmen. *Wollte Holland die Initiative ergreifen und eine Schiffahrts- oder Seekriegskonferenz nach dem Haag berufen*, um über die Möglichkeiten einer Einschränkung der Blockade und die Erleichterungen in den Zufuhren der notwendigsten Lebensbedürfnisse zu beraten, so würde es sicherlich auf die Zustimmung der übrigen Neutralen rechnen können. Auf alle Fälle dürfen die Neutralen nicht länger verkennen, daß gegenwärtig ihre ganze Zukunft als unabhängige Staatswesen auf dem Spiele steht, und daher hat für sie heute die Parole zu lauten:

Klar zum Gefecht für die Freiheit der Meere.

Reichs- und Weltwirtschaft nach dem Kriege

Im Juniheft der „Deutschen Revue" war vom Wiederaufbau unserer Wirtschaft die Rede.[1]) Dort wurde ausgeführt, welche Schwierigkeiten die Kapitalbeschaffung für Industrie, Handel und Gewerbe mit sich bringen müsse, wenn nicht ganz besondere Maßnahmen ergriffen würden. Denn auf der einen Seite sind riesenhafte und äußerst kostspielige Aufgaben zu bewältigen, auf der andern wird der Staat kaum in der Lage sein, von sich aus die nötigen Mittel zu beschaffen. Aus diesem Grunde war vorgeschlagen worden, ein eigenes Organ zu schaffen, um dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, und zwar in der Form einer *Reichswirtschaftsbank*. Diese Reichswirtschaftsbank sollte nach jenen Vorschlägen die wichtigste Quelle werden für alle geld-

[1]) „Der wirtschaftliche Aufbau nach dem Weltkrieg und die internationale Deckung der Weltkriegskosten als Kriegsentschädigung."

Digitized by Google

bedürftigen Unternehmungen und die dazu nötigen Mittel durch Emission von Anteilscheinen sich sichern. Es wäre nun noch in Ergänzung jener Ausführungen die Frage zu beantworten, ob denn dieses neue Unternehmen so rentabel arbeiten könne, daß seine Anteile einen genügenden Anreiz für die Kapitalistenwelt bilden. Man könnte leicht den Einwand erheben, daß die von der Reichswirtschaftsbank zu finanzierenden neuen Unternehmungen voraussichtlich gar nicht genug abwerfen, daß also die Anteile keine genügende Verzinsung bringen würden. Dieser Einwand dürfte sich bei näherer Betrachtung als nicht stichhaltig erweisen. Wohl werden unter den vielen Aufgaben, die mit Hilfe des Geldes der Reichswirtschaftsbank zu finanzieren sind, auch niedrig rentable sein, man denke an den Bau mancher Kanäle oder aber an die Errichtung zunächst schlecht rentabler Eisenbahnen. Indessen handelt es sich hier erstens um einen relativ geringen Teil der zu finanzierenden Projekte, dann aber würde ja der Staat gerne gewisse Zinsgarantien bewilligen, sofern er überhaupt nur die nötigen Gelder erhält. Um zunächst vom ersten zu sprechen, so sei daran erinnert, welche enormen Bedürfnisse Handel und Industrie selbst haben werden, es sei nur als ein besonders bezeichnendes Beispiel auf den Schiffsbau verwiesen. Jeder, der für derartig werbende Zwecke Kapitalien braucht, wird froh sein, wenn er von der Reichswirtschaftsbank die erforderlichen Mittel zugewiesen erhält, und wird sogar gerne über das bisher übliche Maß der Zinsen hinaus zahlen; er wird es vorziehen, sieben Prozent bei der Reichswirtschaftsbank zu zahlen, als überhaupt außerstande zu sein, die Verwirklichung seiner Projekte vorzunehmen. Aber selbst die Mittel, die der Staat selbst für nötig hält, werden keineswegs alle schlecht rentierlich oder gar unrentabel sein. Es sei hier nur darauf aufmerksam gemacht, daß man von dem Betrieb wichtiger Kanalstrecken, sobald einmal der Betrieb voll im Gange ist, auch entsprechende Gewinne erwarten darf. Auch die Gelder, die für den Bau von Lokomotiven, die Reparaturen des Eisenbahnparks usw. dienen, sind ja für recht gut verzinsliche Zwecke angewandt. Sollten aber trotzdem Bedenken wegen der Verzinsung bestehen, so wird sich der Staat eben zu einer gewissen Zinsgarantie verpflichten müssen, die er gerne leisten wird, wenn man auf der anderen Seite die außerordentlichen Vorteile bedenkt, die ihm aus dem Wirken der Reichswirtschaftsbank entstehen.

Wenn man aber statt dessen vorzieht, alle die neuen Projekte durch die staatliche Maschinerie erledigen zu lassen, so wird man jene Erfahrungen in verschärfter und verstärkter Form wiedererleben, die man immer und immer wieder mit dem Staat als Unternehmer hat machen müssen. Es läßt sich nun einmal nicht wegleugnen, daß ein bureaukratischer Mechanismus auch nicht annähernd so schnell arbeiten kann wie ein Privatunternehmen, und daß zudem im Zusammenhang mit diesen Verzögerungen der Staat als Unternehmer außerordentlich teuer wirtschaftet. In dem Augenblick aber, wo man die hier skizzierten Aufgaben der Reichswirtschaftsbank überträgt, wird man alle jene Nachteile aus dem Wege räumen, ohne der Vorteile des Staatsbetriebes

Digitized by Google

entraten zu müssen. Gerade aus diesem Grunde sollte sie ja eine gemischtwirtschaftliche Unternehmung darstellen. In der Zeit nach dem Kriege können wir uns nicht den Luxus erlauben, die dringendsten Dinge einer Staatsmaschinerie zu überlassen, die oft viele Jahre, wenn nicht Jahrzehnte benötigt, um neue große Betriebe und Unternehmungen in Gang zu bringen — Unternehmungen, welche durch Privatinitiative in kürzester Zeit und unvergleichlich billiger zur Ausführung gebracht werden können. Beharrt man aber darauf, dem Staat alle diese Aufgaben zu überlassen, so entsteht die Gefahr, daß die wichtigsten Erwerbszweige nach Beendigung des Weltkrieges die notwendige Arbeit entbehren werden, weil es ihnen an Rohstoffen usw. fehlt. Umgekehrt aber würden große und baldige Emissionen der Reichswirtschaftsbank dem entleerten Wirtschaftskörper neues Blut zuführen und unendliche Werte schaffen helfen.

Schließlich sei daran erinnert, daß die Reichswirtschaftsbank auch Filialen im Ausland errichten soll, die einmal zur politischen und sonstigen Unterstützung der deutschen Vertreter dienen sollen, darüber hinaus aber auch durch Einfluß bezw. durch größere Beteiligungen von Auslandsunternehmungen für die Hebung unserer Valuta sorgen und einen bedeutenden Einfluß auf die Wiederbelebung unseres Außenhandels gewinnen sollen. Die Reichswirtschaftsbank würde eine der größten Banken der Welt werden und auf das gesamte Wirtschaftsleben sowie auf den Welthandel den größten Einfluß ausüben.

In diesem Zusammenhang sei noch darauf verwiesen, daß in dem erwähnten großen Artikel auch der Vorschlag gemacht wurde, durch den Austausch internationaler Schatzscheine die für die Belebung der Ausfuhr nötigen Mittel zu beschaffen. Es ist bemerkenswert, daß in der Zwischenzeit dieser theoretische Vorschlag ganz unabhängig davon auch anderswo aufgetaucht ist und, was noch mehr ist, sogar in die Praxis umgesetzt wurde. Bei den Verhandlungen nämlich, die wegen der Finanzierung des ukrainischen Außenhandels geführt wurden, spielen derartige internationale Schatzscheine bereits eine erhebliche Rolle; noch interessanter aber ist es, daß ein so bekannter Volkswirtschaftler wie der Franzose Edmond Théry im „Economiste Européen" vom 31. Mai einen ganz ähnlichen Vorschlag unterbreitet. Auch er denkt an eine internationale Anleihe bezw. internationale Schatzscheine zur Tilgung der Kriegsschulden. Dieser Vorschlag von französischer Seite ist darum so beachtenswert, als fast sämtliche feindliche Mächte den Krieg doch nicht zuletzt darum in die Länge ziehen, weil sie immer noch in dem Wahn leben, die Schuldenlast des Krieges oder einen großen Teil davon uns aufbürden zu können. Fast scheint es also, als ob auch aus den Reihen unserer Gegner der hier kurz skizzierte Plan von den wirklich nüchternen Elementen recht ernsthaft erwogen wird.

Digitized by Google

Die Anstifter des Krieges in Italien

Von

Freiherrn v. Macchio, k. u. k. Geheimer Rat und Botschafter a. D.

Viel ist in den letzten Jahren über die Gründe des italienischen Treubruchs gesprochen und geschrieben worden, so daß es vielleicht als Anmaßung erscheinen mag, nochmals auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Wenn ich es trotzdem tue, so geschieht es unter dem Eindrucke, daß man sich mancherorts besonders schwer mit dieser Enttäuschung abzufinden schien, ja daß nicht wenige noch lange nach Ausbruch des Weltkrieges der Illusion eines aktiven Eintretens Italiens an der Seite der damaligen Bundesgenossen nachhingen. Gab es doch Kreise, welche meinten, eine solche Beihilfe wäre das Aufgeben des „bißchen Trentino" seitens Österreich-Ungarns schon wert gewesen. Daß ich mich dieser — verzeihen Sie das harte Wort — recht oberflächlichen Auffassung nicht anschließen kann, wird niemand wundern. Zu verwundern wäre es höchstens, daß man in jenen Kreisen so wenig Verständnis für die Verstümmelung eines so kerndeutschen Landes wie Tirol aufbrachte, so wenig Erkenntnis für die dadurch bedingte Zurückschiebung der deutschen Sprachgrenze und deutscher Sitte und Kultur, so wenig Vertrautheit mit den speziellen Erfordernissen eines Nationalitätenstaates wie Österreich, so wenig Einsicht in den wahren Charakter der irredentistischen Schlagworte, die immer nur je nach Bedarf der momentanen Politik in das leicht erregbare italienische Publikum geworfen wurden, ohne in der Forderung nach nationaler Einheit mehr zu bedeuten, als etwa der Schrei nach Elsaß-Lothringen in Frankreich.

Fast möchte ich sagen, noch weniger; denn historisch betrachtet hat jenes kleine Gebiet, in dem speziell der seit Jahrhunderten bodenständige Bauernstand durchaus kaisertreu ist, nie zu Italien gehört, vielmehr war ehemals der Fürstbischof von Trient deutscher Reichsfürst.

Wie wenig übrigens die italienischen territorialen Ansprüche mit dem Einheitsgedanken zu tun hatten, erhellt schon aus deren erster Bekanntgabe, welche sowohl in Tirol wie in Istrien weit über denkbare nationale Wünsche hinausgriff und sich sichtlich und zugestandenermaßen in strategische und Eroberungsziele verlor.

Hier möchte ich nur die Frage streifen, ob man denn ernstlich einer etwa abgerungenen widerwilligen militärischen Hilfe irgendeinen konkreten Wert beimessen konnte und nicht viel eher in ihr eine Quelle steter Beunruhigung und Störung der strategischen Konzeptionen, vielleicht sogar der Operationen befürchten mußte. Denn selbst der schon viel bescheidenere Wunsch nach einer italienischen Diversion beziehungsweise drohenden Konzentrierung an der französischen Grenze konnte nur so lange Wert haben, als sie so ehrlich und entschieden durchgeführt wurde, wie es die Bindung größerer französischer Kräfte von Anfang an erfordert hätte.

Digitized by Google

Ich begreife indes, daß man, was Deutschland betrifft, die italienische Neutralität — vom Abfall gar nicht zu reden — um so schmerzlicher empfand, als man sich dort seit Dezennien tiefgreifender Sympathien im Königreiche sicher glaubte und dieselben auch tatsächlich bestanden, während das österreichisch-ungarisch-italienische Verhältnis immer nur eine Vernunftehe und allen Fährlichkeiten einer solchen ausgesetzt war.

In der Tat glaube auch ich, daß die überaus regen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Italien, vor allem auf wissenschaftlichem, kulturellem und kommerziellem Gebiete, die beiläufige Gleichzeitigkeit der nationalen Einigung und die Bewunderung des raschen Machtaufstieges des neuen Deutschen Reiches dessen Stellung in Italien so lange zu einer überragenden machten, als die italienischen Staatslenker dem Dreibunde ein größeres Gewicht im europäischen Gleichgewichtsverhältnisse zuerkennen mochten. Daß sie diese Wage aufmerksamst beobachteten, daß sie sich vermöge der lateinischen Rassenverwandtschaft schon lange für die berufenen Mittler bei allen Gegensätzen mit der anderen europäischen Mächtegruppe hielten, daß in ihnen aber schon seit dem Eingreifen König Eduards VII. in die europäische Festlandspolitik leise Zweifel in die unbedingte Suprematie des Dreibundes sich einschleichen mochten, dafür legt ihre Haltung in Algeciras und Racconigi das sprechende Zeugnis ab. Daß aber die Nachkommen eines Machiavelli in ihrer Politik von etwas anderem als rein praktischen Erwägungen geleitet werden könnten, daß sie auch heute noch, wie zu Möros' Zeit, den Dolch im Gewande führen, darüber durfte doch auch der idealst angelegte Italienschwärmer sich keiner Täuschung hingeben.

Seinerzeit kam den Mittelmächten die italienische Demütigung in Tunis, der Wirtschaftskrieg mit Frankreich, die kolonialpolitischen Mißerfolge zustatten — Italien hoffte mit deren Hilfe seine Revanche zu nehmen. Es litt aber immer unter dem Gefühle, den stärkeren, reicheren Genossen gegenüber die Rolle des armen Verwandten zu spielen. Daher sein Bestreben, sich um jeden Preis nach außen zur Geltung zu bringen. Seine Finanzen waren unerwartet schnell reorganisiert, sein Bevölkerungsüberschuß wies es hinaus aus den engen Grenzen der schmalen Halbinsel. Wo immer suchte es ein Betätigungsfeld, ging es nicht *mit* den Verbündeten, dann *ohne* dieselben. Als die Zukunft der Türkei nach dem Sturz des Hamidschen Systems in Wolken gehüllt schien, war es rasch dabei, neben Frankreich, England und Rußland sich eine sogenannte Interessensphäre zu sichern, nur um ja nicht zu spät zu kommen. Als die Situation am Balkan eine andere Wendung nahm, trachtete es, seinen Expansionsdrang in Tripolis zu befriedigen und später durch Besetzung des Dodekanos sich für alle Eventualitäten ein Faustpfand zu sichern. Bekanntlich brachte aber das Tripolisunternehmen, dessen Einleitung mitten im Frieden einem Bruche des Völkerrechts verzweifelt ähnlich sah, unvorhergesehen große Aufwendungen und recht prekäre Resultate. Der Drang nach Weltgeltung konnte also dadurch auch nicht befriedigt werden.

Nun blitzte das Weltgewitter auf!

Digitized by Google

Ist es da zu verwundern, daß auch das damals gerade durch das Tripolisabenteuer geschwächte Italien auf die billigste und sicherste Art sann, bei einem solchen Großfeuer das Möglichste zusammenzuraffen, ohne selbst von der Glut ergriffen zu werden? Man wartete also zunächst vorsichtig und vorbereitend den Gang der Ereignisse ab. Von dem Moment an, wo England in die Reihe der Gegner trat, festigte sich in Italien immer mehr die Überzeugung, daß die Partie für die Mittelmächte nicht zu gewinnen sei, und die Marneschlacht im Westen wie das rastlos wiederholte Anrollen der russischen Dampfwalze im Osten und endlich die unglücklichen Ereignisse am serbischen Kriegsschauplatz waren nicht dazu angetan, im Herbst 1914 diese Überzeugung zugunsten der damaligen Verbündeten Italiens zu modifizieren.

Man darf nicht übersehen, daß der ganze Dreibundvertrag in einer anderen Zeit geschlossen wurde, daß er auf eine kriegerische Anteilnahme Englands nicht eingestellt war und daß in Italien die englische Weltbeherrschung längst zum politischen Axiom geworden war, welches jeder Kombination seinen Stempel aufdrückte und vor dem selbst die völlige Anerkennung deutscher Kraft in den Köpfen italienischer Politiker verblaßte. Wenn seinerzeit die Möglichkeit, England im feindlichen Lager zu sehen, überhaupt hätte ins Auge gefaßt werden können, wäre es selbst Bismarck kaum gelungen, Italien dem Zweibund anzugliedern — das vergißt man jetzt nur allzuleicht. Daß für diese Vorzugsbewertung Englands durch Italien alte Traditionen, geographische und kommerzielle Tatsachen, stets sorgfältig gepflegte Beziehungen maßgebend waren, daß man in England immer den geeignetsten Beistand gegen französische Rücksichtslosigkeit suchte, daß schließlich in der Situation bei Ausbruch des Weltkrieges das Menschenmögliche seitens der Westmächte geschah, um diese dort bekannte, alteingewurzelte Hinneigung Italiens zu England auszuschroten und in die Praxis umzusetzen, das möchte ich hier nur nebenbei berühren. Die ganze bewunderungswürdig geschickte, konsequente, dem italienischen Temperament und Charakter so wohl angepaßte Kleinarbeit, um das Königreich mehr und mehr in die Netze der Entente zu verstricken, ist ja hinlänglich bekannt; daß es wenig Aussicht bot, eine solche seit Jahren geübte, mit den reichsten Mitteln rücksichtslos wirkende Vorbereitung durch eine verspätete Gegenaktion in ein paar Monaten zu paralysieren, leuchtet jedermann ein.

Ich kann also hier von der Kriegsanstiftung, insofern sie von außen kam, absehen. Schließlich ist jeder seines Glückes Schmied, sowohl im Privatleben wie im Völkerleben. Fremder Zwang ist immer nur ein relativer und könnte sogar die den erstrebten entgegengesetzten Wirkungen erzielen, wenn er nicht den psychologischen Moment trifft und es nicht versteht, die eigenen Argumente dem gegnerischen Willen mundgerecht zu machen. Der Wille der italienischen Staatslenker war aber nur allzu bereit, diesen Lockungen Gehör zu schenken, speziell das Schicksal der österreichisch-ungarischen Monarchie als besiegelt zu betrachten und daher die klügste Politik darin zu sehen, unter der Ägide der Entente einen möglichst saftigen Bissen aus dem angeblich zerfallenden Leibe des

Digitized by Google

früheren Bundesgenossen zu reißen. Man folgte dabei natürlich ohne Rücksicht auf nationale Velleitäten, die nur ein willkommenes Mäntelchen für den territorialen Heißhunger abgaben — demselben Rezept, das ich oben bezüglich des früheren Verhaltens Italiens zur Türkei skizziert hatte. Auch jetzt war wieder die Hauptsorge, nicht zu spät zu kommen. Und in dieser Hinsicht kann man nur mit Befriedigung konstatieren, daß unserem Exalliierten häufige Rechenfehler unterliefen!

Daß aber eine solche kurzsichtige Raubpolitik überhaupt möglich war, daß es den äußeren Einflüssen gelang, sie in Gang zu bringen, daß gerade den sonst so skrupellos, aber klug und kühl wägenden italienischen Politikern jedes Maß und jede Vorsicht abhanden kam, das möchte ich eben darauf zurückführen, daß gerade jetzt dem Königreich jene zielbewußten, klaren, nur dem Wohle ihres Landes dienenden Köpfe fehlten, welche dessen wahre Interessen zu hüten berufen gewesen wären.

Ist es doch zu auffallend, daß Italien wie hypnotisiert nur auf die österreichisch-ungarischen Grenzen blickte und sich selbst durch den Mund seiner Staatslenker einreden wollte, daß seine künftige Großmachtstellung von der Beraubung des Nachbars und Freundes, von der Aquisition deutscher oder slawischer Grenzgebiete abhänge; denn die von italienisch sprechender Bevölkerung bewohnten verschwanden gegenüber den anderen.

Davon, daß die Zukunft Italiens auf dem Wasser liege, daß es eine Mittelmeermacht ist, die nur dort zu größerer Bedeutung gelangen kann, daß dort seine Interessen mit denen der österreichisch-ungarischen Monarchie parallel laufen, daß beide dort das Vordringen der anglo-französischen Macht gegen Osten zusammen zu verhindern berufen und auch stark genug wären, das scheinen Gesichtspunkte zu sein, die den italienischen Politikern von heute ganz verloren gingen! Einzelne Stimmen, die sich in dieser Richtung erhoben, verhallten wie die Rufer in der Wüste!

Es wurde vielfach behauptet, daß Italien sich schon vor dem Kriege in bindende Abmachungen mit den Ententemächten eingelassen habe. Ich möchte diese Vermutungen — denn mehr ist bisher nicht nachweisbar — nur für bestimmt verklausulierte Neutralitätsversprechungen in gewissen Eventualitäten gelten lassen.

Um es bis zu direktem Übergang zum Feinde kommen zu lassen, dazu bedurfte es jener Männer, welchen die persönliche Ambition über alles ging, welche, durch Zufälligkeiten emporgetragen, die Festigung ihrer Stellung nach innen von der Mehrung des Reiches nach außen erwarteten.

Ich meine damit zunächst den damaligen Ministerpräsidenten Salandra und den Kolonialminister Martini. Ersterer, von Giolitti in die politische Arena eingeführt, dann von seinem Lehrmeister zu dessen Nachfolger vorgeschlagen, hatte von da an nichts anderes im Auge, als sich, von grenzenlosem Ehrgeiz beseelt, die erste Stelle auch zu erhalten. Er wollte die Gefahr, dereinst wieder Giolitti weichen zu müssen, dadurch bannen, daß er nach Mitteln sann, die Popu-

Digitized by Google

larität des italienischen Gladstone durch das Blendende seiner eigenen Politik zu übertrumpfen.

In außerpolitischen Dingen ein vollkommener Neuling, fand er anfangs ein Korrektiv in der sachkundigen, gewiegten Persönlichkeit des Ministers des Äußern San Giuliano, der das volle Vertrauen Giolittis genoß. Wenn auch dieser schon durch mehrjährigen Aufenthalt in London dem englischen Einflusse sich nicht entzog, so war er doch viel zu sehr praktischer Staatsmann, um nicht die Vorteile, die Italien aus dem Dreibunde gezogen, abzuwägen und im bisherigen Rahmen, je nach Entwicklung der Dinge, weitere anzustreben. Damit sind auch Hinterhältigkeiten, wie sie im bekannten Augusttelegramm des Königs Viktor Emanuel an Kaiser Franz Joseph lagen, wohl nicht ganz unvereinbar. Von da bis zum offenen Verrat war noch ein weiter Weg, und es ist immerhin der Zweifel gestattet, ob San Giuliano einen solchen Weg bis zu Ende mit seinen Grundsätzen und seiner Auffassung von den wahren Interessen der italienischen äußeren Politik vereinbar gefunden hätte. Leider wurde er bereits im Oktober 1914 vom Tode ereilt. Von da ab fehlte Salandra ein erfahrener Berater gegenüber den tückischen Verlockungen des fortschreitenden Weltkrieges. Er war zunächst dem verderblichen Einfluß Martinis, eines offenen Ententefreundes und mancherlei Argumenten zugänglichen Charakters, ausgesetzt; nicht minder dem Drängen der Militärpartei, die, von Cadorna temperamentvoll repräsentiert, den Moment gekommen sah, billige Lorbeeren auf Kosten der, wie dort geglaubt wurde, dem Tode geweihten Donaumonarchie zu ernten, der man ihre italienischen Erfolge im Jahre 1866 noch immer nicht vergessen hatte. Aus den Einflüsterungen dieser Männer mochte Salandra schon damals den Gedanken schöpfen, durch glanzvolle Ausnutzung der außenpolitischen Konjunktur jenes Piedestal zu schaffen, auf dem er zum modernen Cavour heranzuwachsen gedachte.

Da fand er in der Person des Baron Sidney-Sonnino einen Ministerkollegen, der seinen Plänen ein besonders geeignetes Werkzeug schien. Ein halber Engländer von Geburt, in starren Theorien eingesponnen, gegenteiligen Argumenten unzugänglich, eine Gelehrtennatur, die hieraus ein gewisses Prestige schöpfte, war Sonnino wie gemacht, auf den in äußerer Politik fremden Ministerpräsidenten autoritativ einzuwirken. Salandra hoffte und glaubte wohl auch zu führen, wurde aber immer mehr der Geführte. Noch dazu von einem Manne, dessen wahre Absichten sich anfangs unter dem Rufe des überzeugten Triplizisten, der ihm anhaftete, verbergen ließen. Dem Kabinett Crispi zur Zeit der Schaffung des Dreibundes angehörend, hatte er noch später, wohl opportunistischem Gebote folgend, dreibundfreundliche Reden in der Kammer gehalten, war in deutscher Wissenschaft wohl bewandert und mit der deutschen Sprache ziemlich vertraut. Die wenigsten wußten, daß dieser Mann schon vor Jahren zu den Intimen des französischen Botschafters Barrère gehört hatte, daß sein einziger Umgang in letzter Zeit mit Leuten bestand, welche von glühendem Hasse gegen Österreich erfüllt waren, und daß er seine Kenntnisse über letzteres

Digitized by Google

Land nur aus solchen Quellen oder Büchern einseitigen Charakters zog. Im übrigen unabhängig, ja reich, konnte Sonnino jeder anderen Beeinflussung gegenüber als erhaben erscheinen und mit seiner tiefen Überzeugungstreue paradieren.

Dieses würdige Paar mußte sich trefflich ergänzen und eine aus greifbar praktischen Erwägungen persönlicher Art und weltfremden Theoremen zusammengesetzte Mischung abgeben, der nichts Gutes zuzutrauen war.

Bei solchen Dispositionen der führenden Männer konnte es nicht schwer fallen, ein immer präziseres Zusammenwirken derselben mit den von außen kommenden, solid fundierten Einwirkungen und Lockungen zu erzielen und allmählich ängstliche Elemente zu beseitigen, skeptische mitzureißen, bis es ein Zurück nicht mehr gab. Überall, besonders aber bei so impressionabeln, den momentanen Eindrücken unterliegenden phantasiereichen Völkern wie dem italienischen, vermag eine tätige, geschickt mit vielfachen, eindrucksvollen Mitteln wirkende, immer neu den beweglichen Geist aufpeitschende Minorität führender Männer über die Majorität derer die Oberhand zu gewinnen, welche das Führen und Denken allzugern anderen überlassen.

Wieviel hierzu eine längst verkaufte Presse, wieviel auf das Gemüt wirkende Schlagworte, wieviel Größenwahn und Eitelkeit, wieviel schließlich die Unschlüssigkeit der im Herzen seit langem ententefreundlichen Krone die endliche Entscheidung erleichterte, wie sehr zum Schlusse rücksichtsloser Terrorismus die letzten Widerstände zu brechen wußte, ist hinlänglich bekannt.

Als dann noch die käufliche Muse d'Annunzios aus ihrem französischen Exil im Triumph zurückgeführt und den sangesfrohen, aber gedächtniskurzen Italiener zu begeistern wußte, hatten die offiziellen Kriegshetzer ihren Zweck erreicht.

Seither ist allerdings vieles anders gekommen, als dieselben sich vorstellen mochten. Die Eroberungsziele sind ferner denn je, der russische Zusammenbruch, das Ausscheiden des damals noch als Reserve winkenden Rumänen verdarben noch mehr das italienische Konzept.

Jetzt wird dem empörten und enttäuschten Volke der Zwang, sich vor feindlicher Invasion zu schützen, vorgegaukelt, um es bei der Stange zu halten.

Wie weit die Abhängigkeit von England in finanzieller und wirtschaftlicher Beziehung gediehen, darüber dürften wohl nur die Herrschenden eine klare Vorstellung haben; der misera plebs zeigt sie sich nur in Form fremder Truppenkontingente, die rechtzeitig dort auftauchen, wo es gilt, Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten.

Wenn auch Salandra seine hochfahrenden persönlichen Träume längst zurückstellen mußte und wohl froh war, die Zügel des argen Schwankungen ausgesetzten Staatskarrens anderen Händen abgeben zu können, der finster blickende, wortkarge Sonnino ist verbissener denn je in Verfolgung seiner utopischen Ideen und profitiert von der Erfahrung des Weltkrieges, daß im Zeitalter der Maschinengewehre und Handgranaten die Macht des Staates gegenüber

Digitized by Google

der eigenen Bevölkerung ins Ungemessene gewachsen ist. Mag die Welt darüber in Trümmer gehen!

Erst bis die stärkere lateinische Schwester zur Einsicht gelangen wird, daß ihr Widerstand gegen die Hammerschläge Hindenburgscher Strategie aussichtslos ist, wird auch die Fata Morgana zerfließen, die gewissenlose Fanatiker dem armen italienischen Volke vorzutäuschen wußten. Dann wird auch für Sonnino die Götterdämmerung anbrechen, und die Wahrheit über die verhängnisvollen Irrgänge der römischen Politik wird siegreich ans Licht treten und das namenlose Elend beleuchten, das sie über das unglückliche Land gebracht.

Einige Worte über Admiral v. Hintze

Von

Hermann Diez

Mann über Bord! Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Dr. v. Kühlmann ist von seinem Posten zurückgetreten, nicht infolge von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der politischen Reichsleitung, nicht, weil die Reichstagsmehrheit vom 19. Juli 1917, auf die er ebenso wie der Reichskanzler Graf Hertling sich stützte, in die Brüche gegangen wäre, auch nicht wegen des sachlichen Inhalts seiner vielumstrittenen Reichstagsreden vom 24. und 25. Juni, dem der Reichskanzler selbst in seinen Erklärungen im Hauptausschuß völlig beigetreten ist, sondern weil das persönliche Verhältnis des Staatssekretärs zu der Obersten Heeresleitung in einem Maße gestört worden war, das mit einer befriedigenden Fortführung der Geschäfte unverträglich schien. Auch das nicht wegen des Inhalts der Rede, sondern weil sie überhaupt ohne Fühlung mit der Obersten Heeresleitung gehalten worden war. Man kann diese Entwicklung bedauern oder begrüßen und wird je nach dem politischen Standpunkt das eine oder das andere tun. Aber an dem Geschehenen ist nichts zu ändern, und das deutsche Volk hat weniger denn je die Zeit und das Recht, Fragen nachzuhängen, die unabänderlich entschieden sind. Es gilt auch mehr denn je, daß das Interesse an der Einigkeit des deutschen Volkes, die ohne ein inniges und vertrauensvolles Zusammenarbeiten der politischen Reichsleitung mit der Obersten Heeresleitung ganz undenkbar ist, unendlich viel höher steht als das Interesse an jeder einzelnen Person, so hochbegabt und hochverdient sie sein möge. Es kommt also nicht darauf an, ob der Name v. Kühlmann, der unter den Friedensverträgen von Brest-Litowsk und Bukarest steht, zum Schaden oder zum Heile des Reichs unter den kommenden Verträgen fehlen wird, selbst nicht darauf, ob sein zeitweiliges Verschwinden vom politischen Schauplatz überhaupt das Kommen dieser Verträge zu beschleunigen oder zu verzögern geeignet ist, sondern einzig und allein darauf, ob sein Nachfolger, der bisherige

Digitized by Google

Vertreter des Reichs in Christiania, Admiral v. Hintze, der Mann dazu ist, diese Einigkeit herzustellen, wenn nicht in idealer Vollständigkeit, dann doch wenigstens so weit, wie es die eherne Notwendigkeit des Zusammenfassens all unserer Kräfte für die bevorstehende letzte Entscheidung fordert.

Wenn es zunächst den Anschein hatte, als ob Herr v. Hintze sein neues, schweres Amt geradezu im Zeichen schärfster Parteigegensätze antreten müßte, so haben sich die daraus hervorgehenden Befürchtungen glücklicherweise inzwischen zerstreut. Der Reichskanzler seinerseits hat mit aller Entschiedenheit erklärt, daß er allein der verantwortliche Leiter der Reichspolitik sei und daß Herr v. Hintze sich bereit erklärt habe, die Politik des Kanzlers zu machen und keine eigene. Damit sind die Parteigegensätze allerdings nicht verschwunden, aber sie sind von der Persönlichkeit des Staatssekretärs in erfreulicher Weise abgelenkt. Man hat aufgehört, seine politische Vergangenheit zu durchstöbern, ob nicht vielleicht in ihr Hinneigung zu der einen oder anderen Partei zutage träte, und insbesondere haben diejenigen Parteien, als deren Sieg man seine Berufung bezeichnen wollte, völlig darauf verzichtet, den neuen Staatssekretär mehr oder weniger ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Die Frage ist somit einzig und allein die, ob er der Mann ist, die großen Aufgaben zu bewältigen, die an ihn herantreten werden, der Mann, das Vertrauen des Kaisers, des Reichskanzlers, der Obersten Heeresleitung, des Reichstags und des deutschen Volkes zu rechtfertigen oder zu erringen.

Die Antwort auf diese Frage darf menschlichem Ermessen nach zuversichtlich sein. Es kann zunächst keinem Zweifel unterliegen, daß Paul v. Hintze mit den, auch nicht zu unterschätzenden, äußeren Eigenschaften eines Staatsmannes in ungewöhnlichem Maße ausgestattet ist. Eine stattliche und zugleich gewinnende Erscheinung, ein Weltmann von vollendeten Formen, ein vortrefflicher Redner, wird er dem weithin sichtbaren Platze, auf den er gestellt ist, sicherlich zur Zierde gereichen. Daß diese wertvollen Eigenschaften noch nicht ausreichen, versteht sich von selbst. Es wird aber auch ziemlich allgemein und rückhaltlos anerkannt, daß Herr v. Hintze in den diplomatischen Ämtern, die er bisher bekleidet hat, unter zum Teil recht schwierigen Verhältnissen seinen Mann gestellt und beträchtliche Proben seiner Geschicklichkeit wie seiner Tatkraft abgelegt hat. Die Marinelaufbahn, in die er im Jahre 1882 eingetreten war, hatte ihn im Herbst 1901 in den Admiralstab, drei Jahre später als Marineattaché nach Petersburg geführt. Im Jahre 1908 wurde er geadelt und bald darauf zum Militärbevollmächtigten am russischen Hofe ernannt und der Person des Kaisers Nikolaus zugeteilt. Insgesamt blieb er fast sieben Jahre in Petersburg, die ohne Zweifel ausgereicht haben, ihm eine gründliche Kenntnis der russischen Verhältnisse zu schaffen, wie sie jetzt zum wesentlichsten und notwendigsten Rüstzeug des Staatssekretärs des Auswärtigen Amts gehört. Im Jahre 1911 wurde er nach Berlin zurückgerufen und zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt. Noch in demselben Jahre nahm er als Konteradmiral seinen Abschied aus der Marine, um als Gesandter des Reichs nach Mexiko zu gehen, ein unebener

Digitized by Google

und heißer Boden, der einen umsichtigen und entschlossenen Mann erforderte. Die dortige Tätigkeit des Gesandten v. Hintze wirkt zweifellos in der für uns nicht unfreundlichen und nicht unerfreulichen Haltung der Republik der Vereinigten Staaten von Mexiko bis zum heutigen Tage nach. Vom Ausbruch des Weltkriegs bis zu dem von der Entente erzwungenen eigenen Eintritt Chinas in den Krieg vertrat Herr v. Hintze das Reich dann am Hofe in Peking, auch dort, wie sich von selbst versteht, unter ganz besonders verwickelten und mannigfach erschwerten Verhältnissen. Wie ein durch die Tagespresse laufender Bericht aus dieser ostasiatischen Zeit des neuen Staatssekretärs erkennen läßt, haben ihm die Kriegswirren Gelegenheit gegeben, die Eigenschaften des Seemanns und des Diplomaten in einer Weise zu vereinigen, die seiner Findigkeit wie seiner Entschlußkraft alle Ehre macht. Der letzte Auslandsposten, den Herr v. Hintze bekleidete, ehe der Ruf des Kaisers zur Übernahme der Leitung des Auswärtigen Amtes an ihn erging, die Gesandtschaft in Christiania, war auch keine Sommerfrische oder Ferienkolonie, sondern eine sehr harte und strenge Schule. Man weiß, wie vollkommen die norwegische Presse unter dem Einfluß Englands steht und wie wenig der Kaiser und das deutsche Volk Dank ernten in dem Lande, das beiden so viel zu danken hätte. Auch dort aber hat Herr v. Hintze sein Amt in einer Weise geführt, die ihm einen Anspruch darauf gibt, seine Fähigkeiten nunmehr in der ersten, aber freilich auch unangenehmsten und undankbarsten Stellung des auswärtigen Dienstes zu erproben.

Was das Deutsche Reich und Volk von dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts erwarten und verlangen müssen, das sind große und klare Ziele, ein scharfes Auge für die Wege, die zu diesen Zielen führen können, und Tatkraft, diese Wege zu gehen. Dazu kommt eine Kunst der Menschenbehandlung, die dem Staatssekretär ermöglicht, die Parteien seinerseits zu führen, statt sich von ihnen bald rechts, bald links drängen zu lassen. Wenn dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts die großen Linien vom Reichskanzler vorgezeichnet werden, so muß er doch sehen, wie er mit den Parteien des Reichstags sich abfindet, denen er so oft Rede und Antwort stehen muß, und in denen ihm so viel Besserwisserei und Besserkönnerei gegenübertritt. Denn es ist nun einmal so und es wird leider immer so sein, daß die auswärtige Politik des Reichs den bevorzugten Tummelplatz des übelsten Dilettantismus bildet. Aber der Leiter des Auswärtigen Amts hat es nicht nur mit den deutschen Menschen zu tun. Da sind insbesondere auch unsere Verbündeten, deren Behandlung außerordentlich viel Sorgfalt und Weisheit erfordert. Die überragende Stellung des Reichs im Vierbund hat auch ihre Schattenseiten, denn es gibt keine Verstimmung innerhalb dieses Bundes, die sich nicht letzten Endes gegen uns entlüde, und wenn Türken und Bulgaren sich nicht einigen können, so haben sie Neigung, das in gleicher Weise dem Deutschen Reich zu verübeln. Dr. v. Kühlmann hat es wiederholt als seine vornehmste Aufgabe bezeichnet, das Bündnis mit Österreich-Ungarn durch die mancherlei Klippen des Koalitionsfriedens unversehrt durchzusteuern, und er hat gerade auf diesem Gebiet ebenso zielbewußt wie erfolgreich

Digitized by Google

gearbeitet. Man darf hoffen, daß sein Nachfolger in diesen wichtigen Zukunftsfragen seine Wege gehen wird.

Dann kommt aber noch die ganze große Welt der feindlichen Menschen. Mit ihnen spricht in erster Linie unser Schwert, und man hat es Herrn v. Kühlmann schwer verübelt, daß er zu einer Zeit, wo England noch von einem ungemilderten Vernichtungswillen gegen unsere politische und wirtschaftliche Weltstellung erfüllt erscheint, Worte über den Kanal hinübergerichtet hat, die von der Absicht geleitet schienen, auch über diesen weltweit klaffenden Abgrund hinweg Fäden einer künftigen Verständigung zu knüpfen. Aber es gibt nichts Selbstverständlicheres, als daß der Tag für diese Verständigung einmal kommen muß und daß er schon gekommen wäre, wenn Verstand und Besonnenheit zurzeit die Geschicke des Britenreichs lenkten. Niemand kann im Zweifel darüber sein, daß England und Amerika die Waffen erst dann aus der Hand legen werden, wenn sie zu der Überzeugung gekommen sind, daß es kein Erlahmen der deutschen Widerstandskraft und Angriffsfähigkeit gibt und daß keine Macht der Erde den Krieg mehr in eine Niederlage Deutschlands und seiner Verbündeten wandeln kann. Aber dieser Überzeugung müßten sie jetzt schon sein, und so mochte es wohl als Pflicht und Recht der Staatskunst erscheinen, mitten im Lärm der Waffen wieder einmal ihre Stimme zu erheben. War es diesmal noch zu früh, so wird die Stunde doch kommen.

Freilich, die dringendste Aufgabe ist jetzt eine andere. Es gilt den Frieden von Brest-Litowsk sicherzustellen gegen die Versuche der Entente, ihn mit Hilfe der „Linken Sozialrevolutionäre" in Trümmer zu schlagen. Es gilt dann weiter, ihn, so es irgend möglich ist, zu einer Sache der großen Masse des russischen Volkes zu machen, die sich ehrlich und aufrichtig nach dem Frieden und der friedlichen Arbeit des Wiederaufbaues sehnt. An dieser Aufgabe wird Herr v. Hintze zuerst seine Kraft zu erproben haben, und seine tiefe Vertrautheit mit den russischen Verhältnissen wird ihm bei ihrer Lösung eine starke Hilfe sein. Eine noch stärkere aber muß er von der Vaterlandsliebe des deutschen Volkes und von der Selbstlosigkeit seiner Parteien erwarten und fordern. Es handelt sich immer noch um alles. Mit dem freien Meer müssen wir von England und Amerika das Recht und die Möglichkeit zu atmen erkämpfen. In diesem Kampfe darf es keine Uneinigkeit des deutschen Volkes geben. Wer sich aber darüber klar ist, der wird es auch für seine Pflicht erkennen, das große Werk des Ostfriedens, diese erste Hälfte unseres Sieges gegen die tückischen Untergrabungsabsichten unserer Feinde, zu sichern. Indes, diese Aufgabe wird doch nur eine von vielen sein, und jede von ihnen wird einen ganzen Mann erfordern, einen Mann namentlich, der nicht seine besten Kräfte an innere Zwistigkeiten zu verzetteln braucht. Möge dem deutschen Volke in Paul v. Hintze dieser Mann beschieden sein; möge das deutsche Volk aber auch das Seine dazutun, daß er dieser Mann sein könne!

Digitized by Google

Vom Fels zum Meer, vom Meer zum Fels

Von

Freiherrn v. Schoen, Botschafter z. D.

Wenn wir, erfüllt von Bewunderung und Dankbarkeit, der Millionen von Helden gedenken, die nun nahezu vier lange Jahre hindurch in hartem Kampf mit Mensch und mit Natur ihr Leben zum Schutze der Heimat einsetzen, pflegen unsere Gedanken vor allem bei denen zu verweilen, die im Schützengraben und Granatentrichter dem feindlichen Geschoßhagel und den Unbilden des Wetters trotzen oder in mörderischer Feldschlacht den Gegner siegreich zurückdrängen. Seltener wandern die Gedanken zu denen, die draußen auf dem Meere den Feind angriffsweise bekämpfen oder an der heimischen Küste starke, treue Wacht halten. Das ist verständlich, denn die große Mehrzahl unserer Kriegsmacht bilden die feldgrauen Kämpfer des Heeres, die Minderzahl gehört der Streitmacht zu Wasser an, und ebenso ist die Zahl der im deutschen Binnenland Heimischen, die das Meer nicht kennen, bedeutend größer wie diejenige der Leute „von der Waterkant", die auf und an der See Bescheid wissen und sich eine zutreffende Vorstellung davon zu machen vermögen, was Leben und Kämpfen zu Wasser bedeutet, welche Summe von Mühsalen und Gefahren diejenigen auf sich zu nehmen haben, deren Leben ein steter harter Kampf mit den feindlichen Machtmitteln und mit den Elementen ist. Unser Gedenken, unser Sorgen sollte mehr, wie es geschieht, auch den wackeren Kämpfern zur See zuteil werden. Ihr Verdienst um das Vaterland ist nicht geringer, ihr Heldentum nicht kleiner wie das der feldgrauen Krieger zu Lande.

An Bord der großen, beweglichen Festungen vergleichbaren Schlachtschiffe gibt es auch im Kriege Zeiten verhältnismäßiger, dem Tatendrang des Seemannes übrigens schwer erträglicher Ruhe. Wenn aber das Schlachtschiff zur Erfüllung seiner großen Aufgabe gelangt, wenn es herankommt an den Feind und der Kampf entbrennt, wenn in seinem Innern alles in fieberhafte Bewegung gerät, wenn die eigenen Riesengeschütze den schweren Schiffsleib in allen Fugen beben und stöhnen machen, wenn feindliche Geschosse mit furchtbarem Getöse an Wänden und Deck pochen, wenn Sprenggranaten verheerend in lebenswichtige Teile schlagen, Eisen- und Holzsplitter umherfliegen, Rauch, Dampf, Gase und Feuer eine Hölle erzeugen, wenn das stolze Schiff von einem tückischen Torpedo tödlich getroffen wird und, einen gewaltigen Strudel aufwirbelnd, hinuntersinkt in die grausige Tiefe, Hunderte von Leben mit sich reißend in den nassen Abgrund — dann ist ein Geschehnis eingetreten, so riesengroß, so furchtbar, wie die heißeste Feldschlacht es kaum zu bringen vermag. Es mag wenige geben, die, einer ernsten Seeschlacht, einem Schiffsuntergang entronnen, nicht eine tiefe und lang andauernde Erschütterung der Gesundheit erfahren. Derartige, große, schwere Opfer fordernde, aber auch schwerwiegende Erfolge bringende Ereignisse sind im bisherigen Verlauf des Krieges infolge

Digitized by Google

des Verhaltens des Feindes nicht häufig gewesen. Mit steigender, spannender Ungeduld sehen unsere Kämpfer zur See dem Tag entgegen, der ihnen erneute Gelegenheit bringt, sich mit dem übermächtigen Gegner zu messen, von neuem zu zeigen, was die deutsche Flotte zu tun vermag.

Anders, meist unruhiger und damit anstrengender, gestaltet sich der Kriegsdienst auf den kleineren Einheiten der Flotte, den leichten Kreuzern und Hilfskreuzern, den Kanonen-, Torpedo- und Minenbooten und mannigfachen sonstigen Aufklärungs- und Sicherheitsfahrzeugen. Sie sind fast ununterbrochen in Bewegung, draußen auf der See, auf der Suche nach dem Feind oder nahe der Küste auf der Wacht. In nie rastender Tätigkeit haben sie mit den Fährlichkeiten der See und den Unternehmungen des Feindes, offenen und versteckten, zu kämpfen. Gewisse besonders gefahrvolle Aufgaben, so namentlich das Aufsuchen und Wegräumen von Minen, stellen die inneren Kräfte von Führern und Mannschaften auf Proben, wie sie härter und aufreibender kaum gedacht werden können.

Und nun die jüngsten und eigenartigsten Glieder der deutschen Streitkraft zur See, die Unterseeboote, die in wachsender Zahl und mit steigender Leistung den Krieg führen und ihm nachgerade ihr starkes Gepräge gegeben haben. So klein diese Kampfeinheiten sind, eine so wichtige, eine so scharfe Waffe sind sie in den Händen erprobter Führer geworden, eine Waffe, die den Feind an seinem Lebensnerv trifft. Aber auch eine schwer zu führende, eine zerbrechliche und gefahrvolle Waffe. Der Uneingeweihte vermag sich nicht leicht eine richtige Vorstellung zu machen, was kriegerisches Leben und Handeln auf den Unterseebooten und den sie unterstützenden Torpedobooten, Minenbooten und Flugzeugen bedeutet, welche fast übermenschliche Anforderungen ihr Dienst an Führer und Mannschaften stellt, die unausgesetzt, Tag und Nacht, in gespanntester, nervenaufreibender Tätigkeit stehen, stets mit den ernstesten Gefahren der Elemente und des Feindes zu rechnen haben und unzählige Male kalten Blutes dem Tod — einem grauenvollen Tod — ins starre Angesicht schauen müssen.

Schließlich ist nicht zu vergessen, daß unsere Marine nicht nur auf, sondern auch an der See das Vaterland schützt, in zahlreichen Küstenstellungen starke Wacht hält und den sich heranwagenden Feind blutig und siegreich bekämpft.

Es ist verständlich, daß dieses kriegerische Leben auf und an der See an der menschlichen Kraft von Leib und Seele in nicht minderem Maße, vielfach in höherem, zehrt wie das Leben im Schützengraben und im Feldkriege, daß die Fälle zahlreich sind, immer zahlreicher werden, wo Führer und Mannschaften, ganz abgesehen von äußeren Verletzungen, dringend der Erholung bedürfen. Das Bedürfnis hat dazu geführt, wie für das Heer so auch für die Marine Stätten zu errichten, wo den Geschädigten Gelegenheit geboten wird, sich von den Mühsalen gründlich zu erholen, neue Kräfte für den schweren Dienst zu sammeln. Prinz Adalbert von Preußen, der dritte Sohn des Kaisers, Seemann mit Leib und Seele, hat es sich, im Verein mit seiner warmherzigen Gemahlin, zur besonderen Aufgabe gestellt, den Gedanken der Schaffung von Ge-

Digitized by Google

nesungsheimen für Angehörige der Marine zu verfolgen und zu verwirklichen. Dem unermüdlichen Wirken des prinzlichen Paares ist es gelungen, in kurzer Zeit in der „Holsteinischen Schweiz", am Kellersee, ein musterhaft eingerichtetes Genesungsheim für etwa 120 Mannschaften und 20 Offiziere ins Leben zu rufen und lebensfähig zu erhalten. Eine weitere Schöpfung dieser Art soll das Prinzessin-Adalbert-Marine-Genesungsheim bei Berchtesgaden werden. In dem schönen Gebirgsort des bayrischen Hochlandes haben Prinz und Prinzessin Adalbert wiederholt mit Vorliebe geweilt und bei einem kurzen Aufenthalte während des Krieges den Plan gefaßt, an diesem von einer gütigen Natur mit Schönheiten und gesundheitlichen Vorzügen verschwenderisch ausgestatteten Erdenfleck eine Genesungsstätte für die wackeren Seeleute entstehen zu lassen. Wer je das Glück gehabt hat, das Berchtesgadener Ländchen, die Perle des bayerischen Berglandes, zu besuchen, dem wird das vielgestaltige, zauberische Bild der hehren Gebirgswelt, die erhebende, kraftspendende Eigenart der Natur unvergeßlich bleiben. Unvergeßlich der Blick, der sich auf dem Oberen Salzberg, einer Vorstufe des schneebedeckten Felskolosses des Hohen Göll, in das unten blühende und grünende Tal, auf die stattliche Reihe der umgebenden Berghäupter, auf Auen, Wälder, Flüsse und Seen bietet, unvergeßlich die würzige, heilbringende Luft, die den dichten, die Bergabhänge bedeckenden Tannenwäldern entströmt. Dort oben auf dem Salzberg — so geheißen, weil sein Inneres reiche, seit Jahrhunderten ausgebeutete Schätze an Salz birgt — dort oben, auf einer Meereshöhe von etwa 1000 Metern, in freier, sonniger Lage, weit über dem Dunst der Täler, haben Prinz und Prinzessin Adalbert den Platz gewählt, wo unsere verdienten Seeoffiziere jetzt im Kriege und weiterhin im Frieden Erholung und Genesung finden sollen und, wie bei den überaus günstigen Vorbedingungen mit Sicherheit zu erhoffen, finden werden. In weiter Entfernung von der See, entrückt allem, was an die Mühsale und Gefahren des Dienstes gemahnt, in einer anderen Welt, in anderer Luft, in ländlicher Stille, im engsten Anschluß an eine Erquickung spendende Natur sollen da oben die Erholungsbedürftigen an Leib und Seele gesunden, wieder frische, tatkräftige, willensstarke Menschen werden. Der Sinnspruch soll zur Wirklichkeit werden, den Prinz Adalbert seinem Werke gewidmet hat: „Im Weltkrieg gegründet den Kameraden als Heim. Eine Heilstätt' für Körper und Geist soll es sein. Vergesset die Sorgen, genießt die Natur, die Gott uns bescherte als beste Kur!"

Die Anstalt ist im Werden begriffen, geht aber der Vollendung entgegen. Sie umfaßt mehrere Wohnhäuser, von denen der größere Teil bereits als Fremdenheime gedient hat, und ziemlich umfangreichen Grund an Wiesen und Wald. Sie hat eigene Meierei und Almwirtschaft. Fertiggestellt, soll sie bis zu 120 Offizieren behagliche Unterkunft zu bieten vermögen. Sie liegt auf einer sanft geneigten Hochfläche, deren klimatische Vorzüge — strahlende Sonne, staubfreie, ozonreiche Höhenluft — schon lange bekannt und benützt waren. Die Gebäude bilden, wenn auch zerstreut liegend, mit Park, Wiesen

Digitized by Google

und Wald ein geschlossenes Ganzes. Die nähere und weitere Umgebung bietet eine unerschöpfliche Fülle von Gelegenheiten zu bequemem Ergehen und zu ausgedehntem Wandern in den angrenzenden großen Waldungen, zu aussichtsreichen Punkten und auf die anliegenden Berge. Eine Fahrstraße verbindet den Oberen Salzberg mit dem Berchtesgadener Tal, den Hilfsquellen und Unterhaltungen des Kurortes Berchtesgaden.

Es bleibt freilich noch viel zu tun, um das Prinzessin-Adalbert-Marine-Genesungsheim auf dem Salzberg zu dem werden zu lassen, was es werden soll. Bauliche Veränderungen und Neueinrichtungen, wobei dem bodenständigen Charakter sowie den neuzeitlichen sanitären Erfordernissen Rechnung getragen werden soll, haben sich als unumgänglich erwiesen und erfordern in den jetzigen Zeiten, wo Menschenkraft und Material zwei-, dreimal höher bezahlt werden müssen wie im Frieden, namhafte Summen. Den ersten finanziellen Grund zu dem Unternehmen haben hochherzige Spender geschaffen in dankbarer Anerkennung dessen, was unsere Marine zum Schutze des Vaterlandes gegen einen übermächtigen Feind geleistet, zugleich in richtiger Erkenntnis dessen, was nottut, um unsere hochverdienten Seeleute zu befähigen, auch fernerhin in gestärkter Gesundheit ihr schweres und gefahrvolles Werk zu vollbringen. Aber es bleibt noch viel zu tun übrig, damit die Anstalt ihre segensreiche Tätigkeit entfalten kann, nicht nur im Kriege, sondern auch weit hinaus in friedlichen Zeiten. Es gilt, die Mittel, reichliche Mittel, zu beschaffen, nicht nur zum einmaligen Ausbau des Heims, sondern auch zur Begründung eines Kapitals, dessen Zinsenertrag den Betrieb auf lange Zeit sicherstellt. Prinz und Prinzessin Adalbert sind unermüdlich tätig, um dieses weitgesteckte schöne Ziel zu erreichen. Mit eingehender Fürsorge ums Kleinste sich kümmernd, haben sie die ersten Anordnungen für die Entstehung des Werkes getroffen, mit regem Eifer gehen sie voran auf den Wegen, die zu seiner Vollendung führen sollen, mit warmem Dank begrüßen sie persönlich jeden, der ihnen Gefolgschaft leistet. Bei dem stets wachsenden Verständnis, das sich im deutschen Volke für die Bedeutung unserer Seemacht und ihre glänzenden Leistungen im Weltkriege entfaltet, bei der bewundernden Anerkennung, die die Taten unserer Flotte, die kühnen Unternehmungen der waghalsigen Hilfskreuzer, die trotz aller feindlichen Gegenmaßregeln sich steigernden Erfolge unserer unvergleichlichen Unterseeboote mit vollem Rechte finden, bei dem Gefühle tiefer Dankbarkeit, das sich zu dieser Bewunderung gesellt, ist zu erwarten, daß sich noch mehr Herzen und Hände öffnen, um das Prinzessin-Adalbert-Marine-Genesungsheim in den bayrischen Bergen zu dem werden zu lassen, was seinen Gründern vorschwebt, zu einem lebendigen, dauernden Denkmal des Dankes des deutschen Volkes an seine Helden zur See. Wer tatkräftig dabei hilft, tut ein schönes vaterländisches Werk. In der Tat, nicht schöner, nicht erhabener, nicht nützlicher kann der schuldige Dank des Vaterlandes wie den Kriegern zu Land so auch den Kämpfern zur See abgestattet werden, als durch alsbaldige praktische Fürsorge für die, gesundheitlich Geschädigten. Ohne Verzug, schon jetzt im Kriege muß das

Digitized by Google

geschehen, in dem Vertrauen, daß jeder Genesene wieder eintritt in die Reihen der Kämpfenden und sein Teil heldenhaft beiträgt, den endgültigen Sieg und einen starken Frieden zu erringen.

Nicht nur Denkmäler des fürsorgenden Dankes an die Lebenden sollen die Genesungsheime werden, sondern auch Stätten des dankbaren Gedenkens an die Dahingegangenen, der ehrenden Erinnerung an all die bekannten und die vielen ungenannten Helden, die draußen im Weltmeer, an der Küste, in den Lüften oder unter der Meeresoberfläche für das Vaterland gelitten, geblutet und ein ungeschmücktes Grab in den Tiefen des Meeres gefunden haben. Lebende Denkmäler sollen sie sein, in denen der Geist des im Feuer des Weltkrieges stahlhart geschmiedeten deutschen Siegeswillens sich verkörpert, die felsenfeste Zuversicht sich kundgibt, daß unsere Seemacht im Verein mit dem von Sieg zu Sieg schreitenden Landheere den starren Nacken des mächtigen Feindes beugen wird, Denkmäler des in Not und Tod treu bewährten Zusammenstehens aller Deutschen in Nord und Süd, im Flachland und im Hochland, an der Küste und in den Bergen, vom Fels zum Meer, vom Meer zum Fels!

Der Egoismus im Staate

Von

Friedrich Fürst Wrede

Ich weiß nicht, trotzdem ich jetzt revolutionär-demokratisch-republikanische Gesinnungen habe wie einer, so fühle ich doch, daß ich an der Stelle des Grafen Lavagna ebenso gehandelt und mich nicht damit begnügt hätte, Genuas erster Bürger zu sein, sondern nach dem Diadem meine Hand ausgestreckt hätte. Daraus ergibt sich dann, wenn ich die Sache bei Licht betrachte, daß ich bloß Egoist bin. Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein. So aber, da ich bloß ein schlichter Bürgerssohn bin, werde ich zu seiner Zeit Demokrat sein."

Diese Rousseausche Selbstanalyse zeigenden Sätze schrieb am 19. Juli 1841, nach einer Aufführung des „Fiesko" im Leipziger Stadttheater, ein sechzehnjähriger Handelsschüler in sein Tagebuch. Der Jüngling hat Wort gehalten. Er hieß Ferdinand Lassalle. Als man 23 Jahre später „was von ihm sterblich war" auf dem Breslauer jüdischen Gottesacker bestattete, gab der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein seinem Gründer und mit nahezu diktatorischer Vollmacht bekleideten ersten Präsidenten das Trauergeleite. Seine beispiellosen agitatorischen Erfolge verdankt Lassalle großenteils dem durchdringenden Scharfblick für das Reale, mit dem er, fast noch ein Knabe, bereits den Egoismus als Keim der eigenen politischen Gesinnung erkannte.

Digitized by Google

Weder vor noch nach Lassalle hat es an Denkern gefehlt, die sich nicht der Einsicht verschlossen, das Individualinteresse bilde letztens das Samenkorn, aus dem sich allmählich der weitverästelte Baum unserer Lebensanschauung entwickelt. Allein die Folgerungen, die sie auf diesem Fundamente aufbauten, sind grundverschieden. Als drastisches Schulbeispiel sei hier nur an zwei Männer erinnert: an den Engländer Hobbes, der im 17. Jahrhundert aus der Erkenntnis der dem Menschengeschlecht angeborenen Selbstsucht die Notwendigkeit des absoluten Staates als Allheilmittel gegen den Krieg aller gegen alle herleiten zu müssen meinte, und an den Deutschen Stirner — Lassalles Zeitgenosse — der, von derselben Voraussetzung ausgehend, den theoretisch folgerichtigsten und radikalsten Anarchismus predigte. Die Marxische materialistische Geschichtsauffassung, derzufolge die ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Basis bildet, auf der sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, besteht für das Einzelwesen — und sei es auch ein Philosoph — sicherlich in noch weit höherem Maße zu Recht als für die Vielheit, und so mag die Verschiedenheit der äußeren Lebensumstände — Hobbes sonnte sich als Erzieher Karls II. im Glanze des englischen Hofes, während Stirner zeitlebens mit den mißlichsten Verhältnissen zu kämpfen hatte — viel dazu beigetragen haben, daß diese beiden Denker vom gleichen Ausgangspunkte zu einem so diametral entgegengesetzten Ziel gelangten.

Nicht auf das, was sie trennt, sondern auf das, was ihnen gemeinsam ist, kommt es hier an: die Erkenntnis der Selbstsucht als unausrottbarer Naturanlage der Menschen.

Allein der Egoismus macht bei dem Einzelwesen nicht Halt. Der Mensch ist nicht nur ein Geschöpf, sondern auch ein, allerdings stümperhafter, Schöpfer. Er hat nach seinem Ebenbilde eine Welt von Kollektivindividuen geschaffen, denen er psychologische Funktionen andichtet und die das luftige Reich der Begriffe bevölkern. In all diesen Gruppen, mögen sie nun wie die Gemeinde, die Provinz, der Staat an das Territorium gebunden oder wie die Familie, die Partei, die Nationalität von der Scholle losgelöst sein, kreist die Selbstsucht gleich dem Blut in den Adern des Organismus; unter normalen Verhältnissen kaum sichtbar, in Zeiten der Not jedoch mit elementarer Kraft zutage drängend. Gerade aus den Jahren des Weltkrieges ließen sich leicht hundert Beispiele anführen, wie jedes dieser gesellschaftlichen Gebilde, winkte die Möglichkeit eines Sondervorteiles, mit munterer Sophistik und geradezu verblüffender Unverfrorenheit sich selbst über die Satzungen hinwegzusetzen versuchte, die es für den lieben Nachbarn als bindende Moralverpflichtung erachtet. Den Egoismus aus den menschlichen Beziehungen ausschalten zu wollen, wäre daher ein ebenso aussichtsloses Unterfangen als etwa der Versuch, ein festes Gebäude aus flüssiger oder gasförmiger Materie errichten zu wollen. Es wäre obendrein, und das ist das Tröstliche, ganz zwecklos, da die Allgemeinheit es trefflich versteht, früher oder später die Früchte auf dem vom Sonderinteresse bestellten Acker einzuheimsen. Der Egoismus ist der Schnitter, der die Garbe

Digitized by Google

schneidet und säuberlich bindet, der Altruismus aber die Scheuer, in der die Ernte geborgen wird.

Eine uralte Rätselfrage lautet:

Zeitigt der Held die Geschichte oder nicht vielmehr umgekehrt die Geschichte den Helden?

L'homme fait l'époque, erklärte Napoleon I., und die meisten erfolgreichen Genies dürften seine Ansicht teilen. Aber damit ist das Änigma nicht aus der Welt geschafft. Denn die Zeugen der Gegenpartei, die unbekannten Begabungen, die aus Mangel an Gelegenheit, sich zu betätigen, im Dunkel verkümmerten, kamen ja nicht zu Wort. Hätten wir während des letzten Jahrzehnts einen Staatsmann von der Größe und Voraussicht Bismarcks an der Spitze des Reiches gesehen, der Weltbrand wäre vielleicht nicht zum Ausbruch gelangt, der schimmernde Ruhm eines Hindenburg, Mackensen, Ludendorff auf eine glänzende Beschreibung in den verschwiegenen Personalakten des Großen Generalstabs beschränkt geblieben. Und andererseits: die Großtaten dieser Nationalhelden mußten damit erkauft werden, daß unter den Millionen Todesopfern dieses unseligen Krieges aller Wahrscheinlichkeit nach mancher Edison, Koch, Pasteur, vielleicht auch ein Bismarck, Goethe oder Shakespeare des zwanzigsten Jahrhunderts im Jünglingsalter vorzeitig verblutete. Selbstredend kann und darf diese grüblerische Erwägung der tiefen Dankespflicht, die wir unseren Heerführern schulden, in keiner Weise Abbruch tun. Und doch, allem legitimen Heroenkultus zum Trotz, der Gedanke an die auf den blutgetränkten Schlachtfeldern gemordeten reichen Möglichkeiten wirkt beklemmend.

Clausewitz nennt den Krieg die „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". Mag sein! Politik aber ist eben letzten Endes ein zwischen den Begabungen ausgefochtener Daseinskampf, in welchem jeder der Streiter zunächst seine eigene Sache durchzusetzen trachtet und sich um die großen Ziele der Menschheit einen Pfifferling schiert.

Manches, die in jedem Talente verborgene egoistische Unterströmung treffend illustrierende geflügelte Wort ließe sich anführen; von Julius Cäsars lapidarem Bekenntnisse, er wolle lieber in einem Dorfe der Erste als in Rom der Zweite sein, angefangen bis zu dem naiv-selbstsüchtigen Wunsche des alternden Fürsten Gortschakow im Jahre 1876:

„Si je me retire, je ne veux pas m'éteindre comme une lampe qui file, je veux me coucher comme un astre."

Wie bereits erwähnt, ist der Staat der vornehmste Vertreter jener Kollektive, die der Mensch nach seinem Ebenbilde geschaffen und mit ungewolltem Sarkasmus gegen die Rechtswissenschaft „juristische Personen" benannt hat. Mit den juristischen Personen hat es nämlich seine seltsame Bewandtnis. Sie besitzen Reichtum und Machtmittel jeder Art: Gold, Gebäude, Ländereien, Soldaten, Kanonen und Schiffe; — jedoch kein Jota Verstand. Sowie der Staat eines Willens, einer Fähigkeit, einer Kenntnis bedarf, muß er auf dem

Digitized by Google

Markte der Begabungen, der gerade wie jeder andere Markt dem Gesetze des Angebots und der Nachfrage unterworfen ist, danach Umschau halten. Je dringender er eines Talentes benötigt, einen desto höheren Preis muß er dafür entrichten. Die Münze, mittels der der Staat in diesem Handel zahlt, ist die Machtbefugnis, die er dem Träger der Fähigkeit einräumt. In Zeiten äußerster Bedrängnis wird ein Wucherpreis gefordert und gewährt: der Egoismus bindet die Maske des Patriotismus vor das Gesicht, das Individuum identifiziert sich mit der Allgemeinheit, der Staatsmann oder Feldherr wird zum Diktator und — was das schlimmste ist — der Erfolg hierdurch zur Lebensbedingung.

Die Geeignetheit, diesen Machthunger der Talente zu zügeln, bildet nicht den schlechtesten der Gradmesser für die Vorzüge der mannigfachen Regierungsformen. Ohne in den Hobbesschen Radikalismus zu verfallen, wird man doch gut tun, das landläufige demokratische Ideal, gewitzigt durch die Lehren des Weltkrieges, kritisch nachzuprüfen. Sind die Gewalten, wie es in den erbgesessenen Monarchien ja in der Regel der Fall zu sein pflegt, weise derart geteilt, daß das Mißgeschick auf dem Schlachtfelde nicht den Sturz des Herrschers nach sich zu ziehen droht, so wird das Eingeständnis einer erlittenen Niederlage wesentlich erleichtert und naturgemäß weit weniger als in Demokratien die Gefahr drohen, in jene verzweifelte Spielerstimmung zu geraten, für die man neuestens den sprachlich und sinngemäß gleich barbarischen Ausdruck „jusqu'au Boutisme" geprägt hat.

In seinen Erinnerungen verzeichnet am 26. Juni 1813 der Kanzler des Vormärz, Fürst Metternich, den für diese Auffassung charakteristischen Ausspruch Napoleons I.: „Ihre Souveräne, auf dem Throne geboren, können zwanzigmal eine Niederlage erleiden und dennoch in ihre Hauptstadt zurückkehren, ich kann es nicht."

Die Staatsmänner der Entente befinden sich heute in derselben Lage wie ein Jahrhundert vorher der französische Soldatenkaiser. Die Poincarés, Clémenceaus, Lloyd Georges sind lauter kleine Napoleone, die nicht in ihre Hauptstädte zurückzukehren wagen. Gewiß — mit dem universalen Genie des großen Korsen kann keiner dieser Herren sich auch nur im entferntesten messen; sie sind indes immerhin ganz ansehnliche Begabungen, die auf einem beschränkten Gebiete Ersprießliches leisteten und sich nun verzweifelt dagegen wehren, die Zügel der Macht fahren zu lassen.

Im Grunde genommen hat der Weltkrieg schon lange aufgehört ein Kampf der Nationen zu sein. Er ist, im Lichte besehen, nur mehr die Reflexerscheinung, das gigantisch vergrößerte Schattenbild des erbitterten Ringens eines halben Dutzend talentierter und in der Technik der Demagogie wohlbewanderter Männer um ihr Ministerportefeuille. Daß für diesen lächerlichen Preis Tausende und aber Tausende verbluten müssen, das ist wohl die größte Tragikomödie der Weltgeschichte und der schlagendste Beweis für den unausrottbaren Herdeninstinkt der Massen.

Digitized by Google

Alle Staatskunst, ja die ganze Zukunft des Menschengeschlechtes kristallisiert sich in dem Probleme: die Talente sich dienstbar zu machen, nicht ihr Diener zu werden!

Dies hat vier Jahrhunderte vor Christus bereits Platon erkannt. Indes — bisher hat es keiner gelöst.

Die Entwicklung der Physik in Deutschland seit Heinrich Hertz [1])

Von

A. Sommerfeld aus München

Die Entwicklung der Physik in Deutschland während einer kurzen Abendstunde zu besprechen, ist ein verwegenes Unternehmen. Abgesehen davon, daß die Entwicklung der deutschen Physik nicht zu trennen ist von der Entwicklung der Physik in den anderen Kulturländern, namentlich in England, bietet der Stoff eine solche Fülle von Tatsachen, verlangt zum Teil so schwierige Abstraktionen und Gedankenbauten, daß der Vortragende nicht nur mit der ihm zur Verfügung stehenden Zeit, sondern auch mit der von ihm zu beanspruchenden Aufnahmefähigkeit seiner Zuhörer ängstlich rechnen muß.

Vielleicht wäre es richtiger gewesen, statt von der allgemeinen Physik von den Anwendungen der Physik auf die Technik, insbesondere von der Elektrotechnik zu sprechen, die Ströme von Kraft zu verfolgen, die von den natürlichen Energiequellen aus, den Wasserläufen und Talsperren, durch kundige Hand geleitet sich über das ganze Land ergießen, überall den Gewerbefleiß befruchtend, Wohlstand und Gesittung hebend. Diese Aufgabe, die den Veranstaltern des heutigen Abends ursprünglich vorgeschwebt haben dürfte, wäre vielleicht die dankbarere Aufgabe gewesen, aber leider nicht meine Aufgabe. Für eine Darstellung der elektrotechnischen Leistungen haben Sie an Ihrer hiesigen Hochschule berufenere Vertreter. Was ich Ihnen aus eigener Erfahrung und Mitarbeit bieten kann, sind die allgemeinen Anschauungen von dem Spiel der Naturkräfte, die allgemeinen Gedankengänge, durch die wir dieses Spiel zu verstehen suchen.

Wir beginnen mit Heinrich Hertz und dem Zustande der Elektrizitätslehre während der achtziger Jahre. Es läßt sich nicht leugnen, daß Deutschland in diesen Jahren ein wenig auf den Lorbeeren einer früheren Epoche ausruhte, auf den Lorbeeren der elektrischen Untersuchungen von Franz Neumann, Wilhelm Weber und Gustav Kirchhoff. Unterdessen aber war in England

---

[1]) Vortrag, gehalten im Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien Landesverband Württemberg, zu Stuttgart am 13. April 1918.

Digitized by Google

eine neue Anschauung von dem Wirken der elektrischen Kräfte entstanden, die durch Maxwell zu einem folgerichtigen Gesamtbilde zusammengearbeitet war. Diese Maxwellsche Theorie verfolgte das Wirken der elektrischen Kräfte von Ort zu Ort und von Zeitpunkt zu Zeitpunkt, sie sprach nicht mehr von unvermittelter Fernwirkung, sondern von einem stetig sich ausbreitenden elektrischen und magnetischen Felde. Volle Aufmerksamkeit hatte der neuen Lehre in Deutschland nur einer geschenkt, der größte unter den deutschen Physikern, Helmholtz, und, durch ihn gewiesen, sein bedeutendster Schüler, Hertz. Hertz glückte es, in einer Reihe berühmter Versuche die Ausbreitung der elektrischen Kräfte im Laboratorium nachzuweisen, die „Strahlen elektrischer Kraft" durch winzige Fünkchen dem Auge sichtbar zu machen. Ihm gelang dadurch zugleich der sichere Nachweis, daß auch das Licht, wie es Maxwell nur vermuten konnte, ein elektrischer Vorgang ist, daß Lichtstrahlen Strahlen elektrischer Kraft, sehr schnelle elektrische Wechselfelder sind. Dadurch war die uns geläufigste Naturerscheinung mit der damals noch geheimnisvollsten unlöslich verbunden und ein großer Schritt zur Einheit der Naturerkenntnis getan.

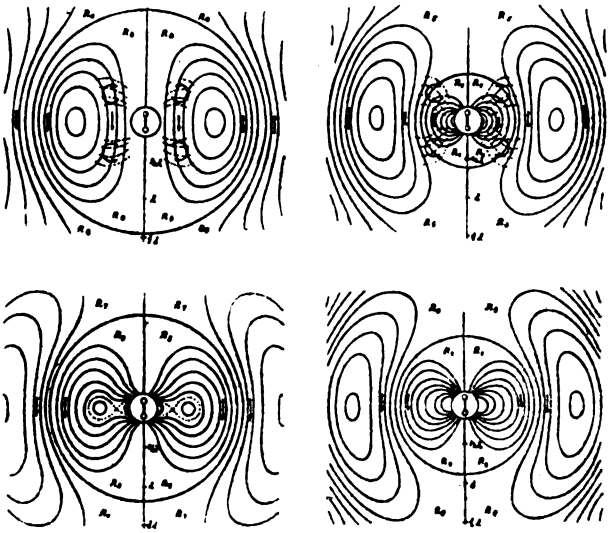


Fig. 1

Um Ihnen von der Ausbreitung der elektrischen Felder ein lebendigeres Bild zu verschaffen, als es bloße Worte vermitteln können, möchte ich Sie bitten, Figuren zu betrachten, die Hertz selbst auf Grund der Maxwellschen Theorie von dem Spiel der Kräfte in der Umgebung eines seiner sogenannten Oszillatoren entworfen hat. Wir sehen hier (rechts oben) die Kraftlinien vom Orte des Oszillators, aus dessen Ladungen, herausschießen, sehen sie sich ausdehnen (rechts unten), sich zusammenschnüren und von ihrem Ursprung loslösen (links unten und oben), wobei sie fortgesetzt mehr Raum nach außen hin gewinnen. Indem derselbe Vorgang von neuem beginnt, werden die losgelösten Kraftlinien weiter nach außen herausgedrängt, und zwar mit der enormen Geschwindigkeit des Lichtes. Bei fortgesetzter Anregung durch den Oszillator wird der Raum in immer weiterer Erstreckung von Kraftlinienbündeln erfüllt, strahlt der Oszillator auf immer größere Entfernung elektrisches Feld aus. Als Hertz diese Figuren zeichnete und diese Wirkungen im kleinen Maßstab des Laboratoriumsversuches zu beobachten

Digitized by Google

bemüht war, konnte er nicht ahnen, daß er damit den Grund gelegt hatte zu einem weltumspannenden Verkehrsmittel und zugleich zu einer wichtigen Waffe der nationalen Verteidigung. In der Tat ist die drahtlose Telegraphie nur die technische Vergrößerung der mit bescheidenen Mitteln angestellten Hertzschen Versuche, und die eben gesehenen Figuren stellen uns zugleich schematisiert die Verteilung der elektrischen Kräfte um eine Funkenstation und das Forteilen des Funkspruchs vom Orte des Senders dar; den kleinen Hertzschen Oszillator wollen Sie sich dabei durch einen ansehnlichen Mast ersetzt denken.

Die Maxwell-Hertzsche Elektrizitätslehre richtet das Hauptaugenmerk auf den räumlichen und zeitlichen Verlauf der Kraftlinien. Der Ursprung der Kraftlinien, die elektrischen Ladungen, bleiben in einem gewissen Halbdunkel und liegen außerhalb der eigentlichen Interessensphäre dieser Theorie. Aber Hertz selbst wies in der letzten experimentellen Arbeit, die ihm zu beenden vergönnt war — er starb 1894 als Siebenunddreißigjähriger — den Weg zu neuen Fragen, die alsbald den Schwerpunkt der Interessen nach der anderen Seite umlagern und die elektrischen Ladungen in den Vordergrund rücken sollten. Hertz begann Untersuchungen über elektrische Entladungen in hochevakuierten Röhren. In diesen treten, als „Kathodenstrahlen", bewegte Ladungen in ihrer reinsten Form auf, von gewöhnlicher Materie unbeschwert und daher mit den größten Geschwindigkeiten begabt. Die Kathode einer Entladungsröhre können wir vergleichen einem Maschinengewehr, welches statt der Geschosse „Elektronen" mit enormer Geschwindigkeit auswirft. Unter einem „Elektron" wollen Sie sich nichts anderes vorstellen als eine Quelle elektrischer Kräfte, einen Ort, von dem aus elektrische Kraftlinien nach allen Richtungen ausstrahlen. Einem Elektron kommt eine gewisse negative elektrische Ladung und eine gewisse sehr kleine Masse (träge und wohl auch schwere Masse) zu, und zwar stets die gleiche Ladung und stets die gleiche Masse (wenigstens sofern wir die letztere als sogenannte „Ruhmasse" messen). Mögen die Elektronen als Geschosse in einem Bündel Kathodenstrahlen dahinsausen, mögen sie in einer Flamme lichterzeugend schwingen (oder „springen", wie man nach neuesten Anschauungen vielleicht sagen sollte), mögen sie im elektrischen Strom gleichmäßig dahinfließen oder als Bausteine aller wägbaren Materie scheinbar ruhen, mögen sie sich in unserem Laboratorium oder auf der Sonne befinden, immer sind es dieselben Individuen, ohne erkennbare Unterscheidungsmerkmale, ihre Identität nachweisend durch gleiche Ladung und Trägheit. Die Elektronen sind die Atome der Elektrizität, die kleinsten unteilbaren Einheiten dieses Stoffes. Ebenso wie ein gleichmäßiger Strom von Wasser für die geschärften Augen des Physikers aus einzelnen Gruppen von Sauerstoff- und Wasserstoffatomen, den Wassermolekülen, besteht, ebenso löst sich der kontinuierliche elektrische Strom, der zu unserer Lampe fließt, für die feinere Betrachtung auf in die Atome der Elektrizität, die Elektronen. Übrigens war es nicht Hertz, sondern Lenard, der bedeutende Schüler von Hertz und Erbe seiner Kathodenstrahlprobleme, dem wir diese Aufschlüsse über die universelle Natur des Elektrons

Digitized by Google

in erster Linie verdanken. Ein Punkt, auf den Lenard besonders nachdrücklich hingewiesen hat und der für die neueste Entwicklung der Dinge von wesentlichem Belang geworden ist, betrifft die löcherige oder luftige Struktur der Materie. Lenard konnte beim Durchgang der Kathodenstrahlen durch verschiedene Körper, z. B. auch durch Metalle, zeigen, daß nur ein verschwindend kleiner Teil ihres Rauminhaltes für die Kathodenstrahl-Elektronen wirklich undurchdringlich ist. Es gibt einzelne Stellen, Kerne wollen wir sie nennen (Lenard nennt sie Dynamiden), in denen die Materie konzentriert ist und die durch weite Zwischenräume voneinander getrennt sind. Diese Zwischenräume können von den Elektronen widerstandslos durchsetzt werden, nur die Kerne fangen die Elektronen auf.

So merkwürdig und bedeutsam die Entdeckung des Elektrons und seiner Reindarstellung in den Kathodenstrahlen war, so sollte sie doch an Merkwürdigkeit und praktischer Bedeutsamkeit noch übertroffen werden durch die Entdeckung ihrer Folgeerscheinung, der Röntgenstrahlen. Indem Röntgen 1895 mit einer Lenardschen Kathodenstrahlröhre experimentierte, fand er eine durchdringende Strahlung, die von dem Orte ausgeht, wo die Kathodenstrahlen auftreffen und gebremst werden, eine Strahlung, die z. B. die Weichteile des menschlichen Körpers mit geringer Schwächung durchsetzt und daher das Innere der Körper im Schattenriß darzustellen vermag. Nicht nur das Innere des menschlichen Körpers, sondern, wie wir neuerdings wissen, auch das Innere der Atome, die alle Körper aufbauen! Das bemerkenswerteste an der Röntgenschen Leistung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus war nicht sowohl der Umstand, daß er die neuen Strahlen zuerst wahrgenommen hat, sondern die Vollständigkeit und Zielsicherheit, mit der er ihre Eigenschaften bereits in seinen ersten Veröffentlichungen erkannt und beschrieben hat. Von Edison erzählt man, daß er, nach dem eigentlichen Ursprung seiner vielen Erfolge befragt, geantwortet habe: das Geheimnis seiner Erfolge liege darin, daß er stets und ausschließlich den praktischen Nutzen seiner Arbeit im Auge gehabt habe. Diese echt amerikanisch anmutende Antwort beruht, wie ich glaube, auf einer Selbsttäuschung. Der Forscher wird zur Überwindung der vielen kleinen und großen Hindernisse niemals durch äußere Rücksichten, sondern stets durch den brennenden Trieb nach eigener Belehrung angespornt. Bei Röntgen war dieser Trieb besonders ausgeprägt. Nicht nur, daß er jeden materiellen Vorteil aus seiner Entdeckung ablehnte, er wollte auch nichts mit der technischen und medizinischen Ausgestaltung der Röntgenröhren zu tun haben, sondern beschränkte sich vorsätzlich auf das eigentliche Gebiet der physikalischen Wissenschaft. Um so befriedigender ist es, daß Röntgen den reichen Strom von wohltätigster Wirkung erleben durfte, der von seiner Entdeckung ausgeht und der jetzt in unseren Lazaretten ungezählten Verstümmelten zugute kommt. Der verehrte Kollege, der in diesen Tagen sein 73. Lebensjahr vollendet hat, schuf nicht nur wie Hertz eine Waffe der nationalen Verteidigung, sondern auch ein wirksamstes Heilmittel, um die Folgen des Krieges zu erleichtern.

Digitized by Google

Die Natur der Röntgenstrahlen — von Röntgen selbst bescheiden als X-Strahlen bezeichnet — ist in der Folgezeit völlig aufgeklärt worden. Wir sprechen heute von Röntgenlicht; wir wissen, daß Röntgenstrahlen und Lichtstrahlen wesensgleich sind und sich nur durch die Feinheit ihrer Struktur unterscheiden. Die Wellenlänge, welche diese Struktur zahlenmäßig mißt, ist bei Röntgenstrahlen noch einige tausendmal kleiner als bei sichtbaren Lichtstrahlen. So wie wir Lichtstrahlen verschiedener Farbe haben, rote und blaue, die sich durch ihre Wellenlänge unterscheiden, so haben wir auch Röntgenstrahlen verschiedener Härte, weiche Röntgenstrahlen von größerer Wellenlänge und harte, durchschlagskräftige Strahlen von kürzerer Wellenlänge. Die Physik der Röntgenstrahlen schließt sich daher als äußerstes und feinstes Glied an die Kette der elektrischen Strahlungserscheinungen an, die in den Wellen der drahtlosen Telegraphie ihren größten und gröbsten Repräsentanten haben und über das unendlich mannigfache und farbenreiche Mittelglied der Wärme- und Lichtstrahlungen zu den härtesten Röntgenstrahlen hinüberleiten.

Der letzte Schleier von dem unbekannten X der Röntgenstrahlen wurde erst im Jahre 1912 gehoben durch einen glänzenden Gedanken von Laue, der unter Mitwirkung der Herren Friedrich und Knipping in meinem Laboratorium zur Ausführung kam. Laue erkannte, daß die feine Struktur der Röntgenstrahlen nicht durch die verhältnismäßig groben Vorrichtungen, die Spalte, Prismen und Gitter, enthüllt werden kann, mit denen wir das Licht analysieren, sondern nur durch die feinste regelmäßige Anordnung, die wir, von den Meisterhänden der Natur selbst hergestellt, in den Kristallen zur Verfügung haben. Ein Kristall ist, wie schon seine äußere Gestalt ahnen läßt, ein regelmäßiger Bau von Atomen in gegenseitigen Abständen, die viel kleiner sind als die Wellenlänge des gewöhnlichen Lichtes und nicht wesentlich größer als die Wellenlänge der Röntgenstrahlen. Während durch ein unregelmäßiges, nichtkristallines

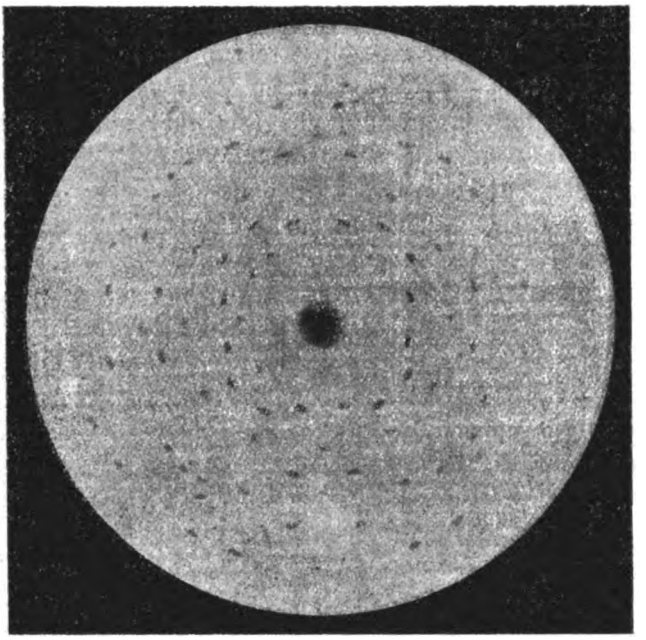


Fig. 2

Digitized by Google

Aggregat von Atomen die Röntgenstrahlen geradlinig durchschlagen, werden sie durch die regelmäßige Kristallstruktur regelmäßig abgelenkt oder abgebeugt, wie der Fachausdruck heißt. Dies der Gedankengang, der zu den Laueschen Aufnahmen geführt hat. Wenn Sie dieselben betrachten, werden Sie verstehen, daß dieselben durch ihre überraschende Schönheit sowohl wie durch die Fülle der darin enthaltenen physikalischen Belehrung berechtigte Berühmtheit erlangt haben.

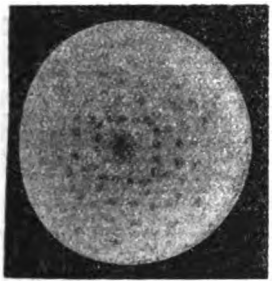


Fig. 3

Die ersten Aufnahmen betreffen Zinkblende, ein regulär kristallisierendes Mineral mit vierzähligen und dreizähligen Symmetrieachsen. Der dunkle Fleck in der Mitte ist auf der photographischen Platte von dem primären, unabgelenkten Röntgenstrahlenbündel aufgezeichnet, die feinen Flecke rundum sind die abgebeugten Strahlen. Durch Bleischirme mit feinen Öffnungen ist von dem gesamten Röntgenlicht der Röhre ein feines Strahlenbündel ausgesondert, welches auf den Kristall auffällt. Bei den ersten beiden Aufnahmen durchsetzen die Strahlen den Kristall in Richtung seiner vierzähligen Achse, weshalb auch die Symmetrie des Bildes eine vierzählige wird, bei der dritten Aufnahme gehen die Strahlen in Richtung der dreizähligen Achse und erzeugen ein Bild von dreizähliger Symmetrie. Die Orginalbilder sind etwa 10 cm groß, der Abstand zwischen Platte und Kristall ist bei der zweiten Aufnahme kleiner als bei der ersten und dritten, woher die verkleinerten Dimensionen dieses Bildes rühren. Jeder dieser Flecke hat uns etwas zu erzählen von seinem Gang im Innern des Kristalls und von der Wellenlänge des Röntgenlichtes, durch die er aufgezeichnet ist. Sie verstehen nun, daß man durch diese und ähnliche Aufnahmen zweierlei erreichen kann. Man kann damit einerseits den Aufbau der Kristalle aus ihren Atomen erschließen und andererseits die Zusammensetzung des Röntgenlichtes aus seinen Wellenlängen ergründen. In der Tat haben wir auf diesem Wege dank den Methoden der Herren Bragg bereits für eine ganze Reihe der einfacheren Kristalle ihre genaue atomistische Struktur kennen

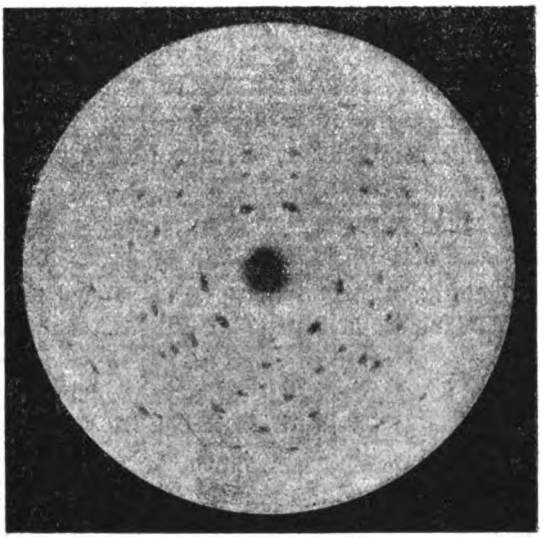


Fig. 4

Digitized by Google

gelernt. Zum Beispiel können wir bei Steinsalz angeben, in welchen Abständen und gegenseitigen Lagen die Chlor- und Natriumatome zueinander sich befinden. Bei Diamant ergibt sich ein tetraedrischer Aufbau der Kohlenstoffatome in wunderbarer Übereinstimmung mit den stereochemischen Forderungen. Die kühnsten Träume der Kristallographen sind dadurch verwirklicht. Andererseits können wir, indem wir einen beliebigen gut gewachsenen Kristall in den Gang der Röntgenstrahlen geeignet einschalten, von jeder Röntgenröhre ihr Spektrum entwerfen, so gut wie wir das Spektrum des Sonnenlichtes im Regenbogen oder im Prisma vor uns sehen.

Ich muß noch eine andere Untersuchungsreihe berühren, die historisch ebenfalls an die Röntgensche Entdeckung angeknüpft hat und die zu Strahlen führt, die in der Tiefentherapie den Röntgenstrahlen Konkurrenz machen, die radioaktiven Untersuchungen. Es gibt eine Reihe von Elementarstoffen, die so schwer mit Materie beladen sind, daß sie, gewissermaßen hypertrophisch, zerfallen und in einfachere Stoffe übergehen. Der radioaktive Zerfall findet statt unter Aussendung von Elektronen, den sogenannten β-Strahlen, unter Aussendung von Heliumatomen, den sogenannten α-Strahlen, und unter Aussendung einer sehr harten Röntgenstrahlung, welche als γ-Strahlung bezeichnet wird. Aus einem Element, z. B. dem Uran, ergeben sich so durch fortgesetzten Zerfall eine ganze Reihe von Abkömmlingen, wir erhalten die radioaktiven Stammbäume, in denen es nicht nur Kinder und Enkel, sondern auch Seitenzweige, also Geschwister gibt. Die berühmteste dieser radioaktiven Familien ist die Familie des Radiums. Die mittlere Lebensdauer der verschiedenen Familienglieder, d. h. die Zeitdauer zwischen ihrer Entstehung und der Umwandlung in das nächste Glied, schwankt bei den einzelnen Stoffen zwischen Jahrmillionen und Bruchteilen einer Sekunde. Die radioaktiven Forschungen sind in erster Linie das Verdienst des genialen englischen (bzw. neuseeländischen) Forschers Rutherford.

Was wir hier vornehmlich aus den Tatsachen der Radioaktivität zu entnehmen haben, ist dieses, daß die chemischen Atome, die Unteilbaren, selbst zusammengesetzt sein müssen aus Elektronen und aus materiellen Bestandteilen. Sehen wir sie doch beim Zerfall unter anderem Elektronen als β-Strahlen aussenden. Es entsteht somit das Problem, den inneren Aufbau des Atoms zu ergründen und auf diese Weise zu einem physikalischen Verständnis der chemischen Eigenschaften zu gelangen. Die radioaktiven Tatsachen, zusammen mit den schon erwähnten Lenardschen Anschauungen von der Verteilung der Materie auf einzelne Kerne haben in dieser Hinsicht zu folgendem Bilde geführt, das wir in erster Linie dem jungen dänischen Physiker Bohr verdanken:

Das Atom irgendeines chemischen Elementes ist ein Mikrokosmus, ein Planetensystem im kleinen. Den Zentralkörper, die Sonne des Systems bildet der Kern. Er wird umkreist von Planeten, den Elektronen. Es gibt so viel Planeten im System, als die Ordnungszahl, d. h. die Stellenzahl des Elementes im natürlichen System der Elemente beträgt. Der Kern ist positiv

Digitized by Google

geladen mit einer solchen Zahl positiver Ladungseinheiten, daß er die negativen Ladungseinheiten der Elektronen kompensiert. Das ganze System wird durch die elektrischen Anziehungen und Abstoßungen und durch die Fliehkräfte der bewegten Elektronen im Gleichgewicht gehalten. Die Elektronen bewegen sich in gewissen ganzzahlig bestimmten Bahnen. Es gibt einen ersten, einen zweiten, einen dritten Bohrschen Kreis. Aber es gibt nicht nur kreisförmige, sondern auch elliptische Bahnen. So wie die Bahnen der Planeten im Sonnensystem Ellipsen sind, in deren Brennpunkt die Sonne steht, so treten auch in unserem atomaren Elektronensystem Bahnellipsen auf, in deren Brennpunkt der Kern steht.

Sie wissen, daß die Eigenart eines Elementes nicht besser charakterisiert werden kann als durch sein Spektrum. Die kleinsten Mengen einer Substanz können durch Flammenreaktionen erkannt werden und von den entferntesten Sternen her bekommen wir durch deren Spektren Kunde von der Anwesenheit derselben Atome, die auch unsere Erdhülle bilden. Die Erklärung der Spektren ist daher die Feuerprobe für unser Atommodell und sein eigentlicher Befähigungsnachweis. Die Spektren, die wir hier meinen, sind eine gesetzmäßige Folge von Linien, die sich von Rot nach Blau hin erstrecken, im Sinne wachsender Schwingungszahlen. Ein typisches Beispiel von der wunderbaren Regelmäßigkeit, in der die Linien eines Spektrums angeordnet sind, liefert das Spektrum von Natrium. Die erste und hellste Linie dieses Spektrums ist die gelbe D-Linie, welche die bekannte gelbe Färbung der Kochsalzflamme hervorruft. Die höheren Linien des Spektrums häufen sich an bei einer Grenze, die im Ultravioletten liegt.

Die genaue Erklärung des Natriumspektrums ist zur Zeit noch nicht gelungen, weil hier nicht weniger als elf Elektronen an der Erzeugung des Spektrums beteiligt sind. Einfachere Aufschlüsse versprechen diejenigen Spektren, die nur von einem Elektron erzeugt werden. Es sind dies die Spektren des Wasserstoffs oder des ionisierten Heliums. Ich zeige Ihnen einzelne Linien des Heliumspektrums in ihrer Feinstruktur. Die betreffenden Aufnahmen sind im Tübinger Laboratorium von Herrn Kollegen Paschen gemacht worden und konnten nur an dieser einzigen Stelle der Welt mit solcher Präzision gewonnen werden, weil nur hier die spektroskopischen Methoden bis zum höchsten Grade der Experimentierkunst ausgebildet sind. Die restlose Deutung des experimentellen Befundes gelang in einem regen Briefwechsel, den Kollege Paschen und ich vor zwei Jahren geführt haben.

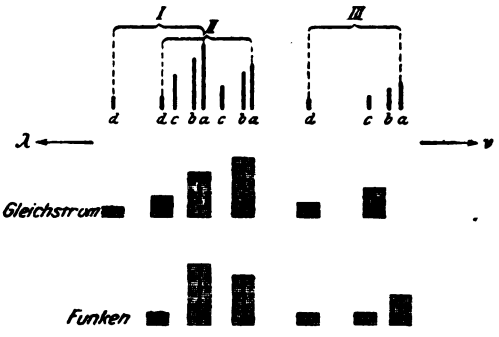


Fig. 5

Das erste Bild entspricht dem Übergange des Elektrons aus der vierten Bahn in die dritte. Die dritte Bahn ist dreifach, sie besteht aus einem Kreise

Digitized by Google

oder aus einer Ellipse geringerer oder aus einer Ellipse größerer Exzentrizität. Die vierte Bahn ist vierfach, sie besteht entweder aus einem Kreis oder aus je einer von drei verschiedenen Ellipsen. Je nachdem nun das Elektron aus einer dieser vier Bahnen in eine jener drei Bahnen übergeht, entsteht jedesmal eine Linie von einer etwas abweichenden Schwingungszahl.

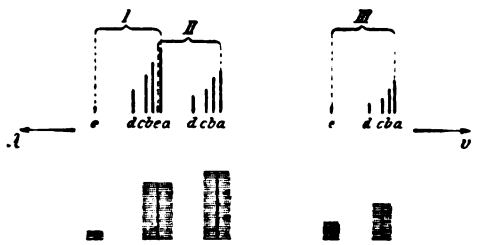


Fig. 6

Wir sehen deshalb in unserem Lichtbilde drei Gruppen, I, II, III, von je vier Linien, die in der Abbildung mit a b c d bezeichnet sind und teilweise übereinander greifen. In der obersten Reihe ist das theoretische Bild wiedergegeben, in den beiden darunter stehenden der empirische Befund bei zwei verschiedenen Arten der Anregung. Die Linien können nicht alle einzeln beobachtet werden, sondern verschwimmen wegen der begrenzten Auflösungskraft der optischen Apparate zu Lichtbändern; einzelne Linien fallen in der Beobachtung auch ganz fort. Trotzdem ist die Übereinstimmung der theoretischen Erwartung mit dem experimentellen Befund schlagend. Durch die Länge der Linien bzw. durch die Höhe der Lichtbänder sind in der Figur gleichzeitig die erwarteten bzw. die gefundenen Lichtstärken angedeutet.

Ebenso ist das nächste Lichtbild aufzufassen als Kombination eines Tripletts I II III mit einem Quintett a b c d e, entsprechend dem Übergang aus der fünften in die dritte Bahn, wobei für die fünfte Bahn fünf Möglichkeiten in Betracht kommen, nämlich ein Kreis und vier verschiedene Ellipsen. Auch hier stimmt das theoretische Bild (obere Reihe) genau mit dem empirischen Befund (untere Reihe), soweit es innerhalb der Grenzen der Beobachtungsmöglichkeit zu erwarten ist. Die gegenseitigen Abstände der Linien des Quintetts sind dabei enger wie die des Quartetts und stehen in theoretisch angebbaren ganzzahligen Verhältnissen zueinander.

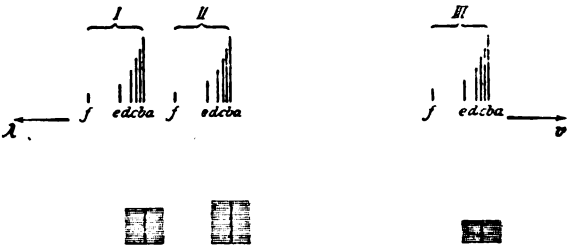


Fig. 7

In dem letzten Lichtbild, welches den Übergang aus der sechsten in die dritte Bahn darstellt, ist das theoretische Sextett angedeutet, welches aber so eng zusammengezogen ist, daß es in der Beobachtung nicht mehr getrennt werden kann. Die Beobachtung läßt daher nur noch das Triplett erkennen, welches von der dreifachen Natur der Endbahn herrührt.

Im ganzen drängt sich uns die Überzeugung auf, daß wir hier der Natur in die geheimsten Winkel ihres Schaffens hineinleuchten können, daß wir einen

Digitized by Google

tiefen Blick ins Innere der Atome gewonnen haben. Von hohem Interesse ist es, daß wir dabei im Mikrokosmus unseres Atoms dieselben Gesetze wiederfinden, die im Makrokosmus des Planetensystems herrschen, daß wir die Bahnellipsen der Planeten in den Bahnellipsen der inneratomistischen Elektronen wiederfinden.

Die letzten Figuren vereinigen wie in einem Brennpunkt die wichtigsten Forschungsrichtungen der neueren physikalischen Theorie, die Elektronentheorie, die Relativitätstheorie und die Quantentheorie. Die Elektronentheorie mit ihrer Vorstellung des Elektrizitätsatomes liefert die Bausteine, aus denen unser Atommodell hergestellt ist. Die Relativitätstheorie liefert das Gesetz, nach dem die Masse des Elektrons bei wachsender Geschwindigkeit, hier bei der Annäherung an den Kern, zunimmt und gestattet, die Abstände der Linien unseres Tripletts, Quartetts usw. voneinander vorherzubestimmen. Die Quantentheorie endlich definiert die kreisförmigen oder elliptischen Bahnen, die in unserem Mikrokosmus allein vorkommen können.

Mit dem Hinweis auf Relativitätstheorie und Quantentheorie komme ich zum Schluß meiner Darlegungen. Während ich bisher an verschiedenen Stellen die wichtige Mitwirkung ausländischer, besonders englischer Geistesarbeit an der Entwicklung der modernen Physik hervorzuheben hatte, möchte ich Relativitätstheorie und Quantentheorie als spezifische Erzeugnisse deutschen Geistes und deutscher Geistesrichtung bezeichnen, die Relativitätstheorie, entsprungen aus dem philosophischen Geiste Einsteins, die Quantentheorie aus der kühnen und über zwanzig Jahre sich erstreckenden folgerichtigen Denkarbeit Plancks. Wenn wir versuchen, diese beiden Theorien mit wenigen Schlagworten zu kennzeichnen, so müssen wir uns naturgemäß an der Oberfläche halten und können auf die tieferen physikalischen Belege für unsere Schilderung nicht eingehen.

Die Relativitätstheorie ist entstanden aus der genaueren physikalischen Analyse unserer allgemeinen Anschauung von Raum und Zeit, also aus der Frage: Wie können wir Raumzeitpunkte in ihrem gegenseitigen Verhältnis bestimmen? Die Fortpflanzung des Lichtes in Raum und Zeit bot den ersten Anlaß für die Handhabung dieser verschärften Analyse. Die landläufige Vorstellung von der Gleichzeitigkeit zweier an verschiedenen Stellen des Raumes stattfindender Ereignisse fiel als ihr erstes Opfer: während wir die Gleichzeitigkeit früher als etwas Absolutes, schlechthin Unbedingtes ansahen, zeigt uns die Relativitätstheorie, daß sie vom Standpunkte des Beobachters abhängt, daß die Aussage „gleichzeitig oder ungleichzeitig" verschieden ausfällt, je nachdem sich der Beobachter gegen die auf ihre Gleichzeitigkeit hin zu beurteilenden Raumzeitpunkte bewegt. Ein weiteres Opfer dieser relativistischen Kritik war das jahrhundertealte, ehrwürdige Gesetz von der Konstanz der Masse. Jede Masse muß nach der Relativitätstheorie zunehmen, wenn ihre Geschwindigkeit sich der Lichtgeschwindigkeit nähert. Die zuletzt gesehenen Figuren enthalten in den gegenseitigen Abständen ihrer feinen Linien den bündigen, ja ich behaupte den bisher bündigsten Beweis für das Gesetz der

Digitized by Google

Massenveränderlichkeit, das die Relativitätstheorie und ihr Herold Einstein prophetisch vorausgesehen hat. Im übrigen hat die Relativitätstheorie das gesamte physikalische Weltbild unter ihre Botmäßigkeit gebracht und hat auch nicht Halt gemacht vor dem alten Rätsel der Gravitation, der Schwerkraft, mit der sich die Himmelskörper anziehen. Schon sehen wir in gewissen Anomalien des Merkur, d. h. in gewissen Abweichungen seiner Bahn vom Newtonschen Gravitationsgesetz, eine Bestätigung der neuen relativistischen Gravitationstheorie. Weitere Bestätigungen sollten Sternbeobachtungen bringen, die bei der Sonnenfinsternis August 1914 in der Krim durch eine deutsche Expedition vorbereitet waren. Das Kriegsgewitter hat diese Hoffnungen vernichtet und der Expedition statt wissenschaftlicher Früchte jahrelange russische Gefangenschaft gebracht. Die nächste Sonnenfinsternis fällt auf den Mai 1919. Wir dürfen sicher sein, daß ihr der Weltfrieden lächeln wird und daß sie die von der Relativitätstheorie aufgeworfenen Fragen zur Entscheidung bringen wird.

Nicht weniger einschneidend und ertragreich ist die Quantentheorie geworden. Geboren im Jahre 1900, hat sie nicht nur ihr ursprüngliches Problem, die Wärmestrahlung, gelöst, sondern hat ein volles Licht geworfen auf die intimsten Eigenschaften des Stoffes, auf den Aufbau der Atome und ihre Strahlung, die Spektrallinien. Nach der Quantentheorie ist nämlich nicht jeder denkbare Zustand, nicht jede mögliche Bewegung physikalisch wirklich; es gibt gewisse physikalisch bevorzugte, gequantelte Bewegungszustände. Die Mannigfaltigkeit des Geschehens ist nicht ein Kontinuum, sondern ein Netzwerk. Der allgemeine Anblick der Linienspektren ist der augenfällige Beweis dieser quantentheoretischen Forderung. Die Schärfe der Spektrallinien entspricht dem Übergange des Elektrons aus einer Quantenbahn in eine andere. Die Bohrschen Kreise, zusammen mit den besprochenen Bahnellipsen, sind notwendige Folgerungen der Quantentheorie. Ende dieses Monats feiert der Schöpfer der Quantentheorie seinen 60. Geburtstag; die deutsche Physik rüstet sich, ihm aus diesem Anlaß ihre dankbare Huldigung darzubringen.

Die Grundsätzlichkeit und Kühnheit der Fragestellung in der Relativitäts- und Quantentheorie dürfen wir als einen Ausfluß des deutschen philosophischen Geistes ansprechen, jenes unveräußerlichen Erbes, das sich im Volk der Dichter und Denker fortpflanzt und das uns keine Nation streitig machen kann.

Die Frage einer japanischen Intervention in Ostsibirien

Von

Freiherrn v. Call, k. u. k. Wirklicher Geh. Rat, Minister und Botschafter a. D.

Wenige Tage noch, und die schwer leidende Menschheit wird die Schwelle des fünften Jahres des größten, schreckenvollsten aller Kriege überschritten haben, der sie grausam zerfleischt. Als in der letzten Juli- und der ersten Augustwoche 1914 die Katastrophe mit der Plötzlichkeit eines Gewitters herein-

Digitized by Google

brach, hoffte man allgemein, daß sie wenigstens ebenso schnell vorübergehen werde, als sie gekommen war; es schien undenkbar, daß die zahllosen, von Staat zu Staat sich schlingenden und sie so eng verknüpfenden Beziehungen aller Art geraume Zeit unterbrochen bleiben sollten, daß Völker der höchsten Kultur imstande sein könnten, länger als etwa einige Monate hindurch die ins Maßlose gesteigerten Opfer an Gut und Blut zu ertragen. Die bekannte alte Prophezeiung Moltkes wurde ebensowenig ernst genommen wie die bald nach Kriegsbeginn bekannt gewordene Voraussage Lord Kitcheners, wonach für England der Krieg eigentlich erst nach zwei Jahren anfangen werde.

Wer immer den nahen Jahrestag eines für alle Zeiten unseligen Datums zum Anlaß nimmt, um den Blick auf das beim Ablauf des vierten Quadriennums sich ergebende Gesamtbild zu werfen, wird, wenn er die Situation auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen sowie die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den beiden großen Lagern unbefangen würdigt, zugeben müssen, daß, mag selbst an einzelnen Fronten noch ein Rückschlag eintreten, die Mittelmächte doch mit voller Zuversicht darauf rechnen dürfen, aus dem ungeheuren Ringen der Völker als Sieger hervorzugehen.

Bei all ihrer haßerfüllten Leidenschaftlichkeit gegen Deutschland und dessen Verbündete sind die führenden Staatsmänner der Entente sicherlich nicht derart mit Blindheit geschlagen, als daß sie die unwiderlegliche Evidenz der Tatsachen ignorieren könnten, wie sie vor allem durch die augenblickliche Kriegskarte mit aller Deutlichkeit veranschaulicht werden. Trotzdem verharren diese Politiker in ihrer Weigerung, dem maßvollen Friedensanerbieten der Zentralmächte Gehör zu geben, sie wetteifern in der Anwendung der verwerflichsten Mittel, um die Bevölkerung ihrer Länder irrezuführen und sie zu neuen Opfern für die Fortsetzung des aussichtslos gewordenen Kampfes aufzustacheln. Auch weitere militärische oder politische Mißerfolge werden die jetzigen feindlichen Machthaber nicht umstimmen; für sie gibt es keine Umkehr auf ihrem unheilvollen Weg. In ihrem Verzweiflungskampf um ihre politische Existenz scheuen sie vor Lüge und Verleumdung ebensowenig zurück wie vor ärgstem Terrorismus und skrupelloser Agitation, zertreten rücksichtslos jede aufkeimende Friedensneigung, weil sie die volle Schwere der auf ihnen lastenden Verantwortung für das von ihnen angerichtete namenlose Unglück fühlen und genau wissen, welch furchtbares Strafgericht ihrer an dem Tage wartet, wo ihre Mitbürger aus dem tiefen, künstlich verlängerten Taumel erwachen, der sie so lange gefangen hält.

Neuestens mehren sich aber doch die Anzeichen dafür, daß das gewissenlose Treiben der leitenden Männer Englands, Frankreichs, Italiens und Amerikas selbst dort auf Widerspruch stößt, daß Lloyd George, Clémenceau, Sonnino und Wilson, diese wahrhaften Schädlinge der Menschheit im ganzen und ihrer Heimatländer im besonderen, ihren Kredit allmählich schwinden sehen. Alle Künste der Dialektik, alle Entstellungen und Verdrehungen der Wahrheit, alle bis zum Überdruß erneuerten und immer wieder als leere Phrasen sich erweisenden Versprechungen für die Zukunft vermögen den ernüchternden Ein-

Digitized by Google

druck nicht wettzumachen, den gewaltige Tatsachen wie die unvergleichlichen militärischen Erfolge der Mittelmächte, ihr Durchhalten im Wirtschaftskampf und der so große Hoffnungen unserer Gegner zunichte machende Friedensschluß mit dem europäischen Osten in den Staaten der Entente hervorrufen müssen. Wie sollten dort weitere Kreise länger sich der Stimme der Vernunft verschließen und nicht erkennen, daß die abenteuerlichen Kriegsziele des Vielverbandes unerreichbar geworden sind, daß es daher nichts Dringenderes gibt, als die berüchtigten Kriegshetzer zu beseitigen, damit unter billigen Bedingungen der allgemeine Friede ermöglicht werde.

Freilich, noch wollen diese Kriegshetzer in den Ententeländern ihr grausames Spiel nicht verloren geben. Da die nach dem Versagen Rußlands als unfehlbarer Rettungsanker ausposaunte Hilfe aus Amerika sich bisher als wenig wirksam erwies, indem sie weder nach der militärischen Qualität noch was das zeitgerechte Eintreffen der Kontingente in erforderlicher Stärke an der Front betrifft, den gehegten Erwartungen entsprach, wandte der geradezu unerschöpfliche Kombinationsgeist des Pariser interalliierten Kriegsrats seinen Blick in allerletzter Zeit wieder einmal nach dem fernen Osten. Es wurde das Schlagwort von dem angeblich geplanten Einmarsch deutscher Truppen nach Sibirien und der hieraus für Rußland und in weiterer Folge selbst für Japan drohenden Gefahr ausgegeben. Hatte der Inselstaat vordem, trotz alles Drängens seiner Verbündeten, sich nur auf maritime Kriegshilfe beschränkt, so sollte die Regierung in Tokio durch das bezeichnete Schreckgespenst veranlaßt werden, eine größere Truppenmacht über Wladiwostok vorzuschieben, um Sibirien von dem, wie behauptet, bevorstehenden deutschen Zugriff zu schützen. Die Moskauer Gewalthaber, doch sicherlich an erster Stelle zu einem Urteil über die Vorkehrungen berufen, welche das russische Interesse in Sibirien erheischt, lehnten den ihnen zugedachten und als solchen leicht erkennbaren Bärendienst in unzweideutiger Weise ab, indem sie erklärten, für Rußland sei in Sibirien wohl Japan, keineswegs aber Deutschland ein gefährlicher Gegner. Es liegt auf der Hand, daß die Entente solche Befürchtungen nur heuchelte und alles eher als eine Unterstützung der jetzigen russischen Regierung im Sinne hatte, daß vielmehr das geplante japanische Aufgebot bestimmt war, jene Elemente, welche Gegner jener Partei sind, welche den Brester Frieden geschlossen hat, zu unterstützen, um womöglich Leute wie Kerenski zur Macht zu bringen, die sich bereitfinden würden, Rußland neuerdings gegen den Vierbund zu mobilisieren.

Es wird abzuwarten sein, ob die Entente entschlossen ist, bis zum Äußersten zu gehen, eine offene Vergewaltigung ihres ehemaligen Verbündeten ins Auge zu fassen, und ferner, welche Stellung Japan und Amerika in der Frage einnehmen werden.

Vor wenigen Wochen war von der Entsendung einer japanischen Streitkraft nach der ostasiatischen Küste Rußlands zum Schutze der dortigen fremden Interessen gegenüber den ausgebrochenen Unruhen die Rede. Der französischen Regierung, welche sich schon längst bemüht hatte, die Teilnahme japanischer

Digitized by Google

Landtruppen an den Operationen zu erreichen, dürfte die Anregung jenes Planes zuzuschreiben sein. Er fand aber weder in Tokio noch in Washington besonderen Anklang, während England eine vermittelnde Haltung beobachtete. Wenn die beiden Großmächte am Stillen Ozean sich reserviert verhielten, so waren doch die Beweggründe, die sie zu ihrer Stellungnahme bewogen, keineswegs übereinstimmend. Das geringe Verlangen Japans, seine Truppen nach Wladiwostok zu entsenden, erklärt sich sehr leicht, wenn man bedenkt, daß nicht Russisch-Ostasien, sondern das Reich der Mitte das Ziel der Aspirationen des Inselstaates bildet. Dort winkt dem Ausdehnungsdrang der Japaner, die sich gern in der Rolle als Führer der gelben Rasse gefallen, ein unermeßliches Feld politischer und wirtschaftlicher Machtbetätigung. In dieser Voraussicht wußte Japan unter dem Vorgeben, es handle sich darum, einer angeblich von deutscher Seite drohenden Gefahr vorzubeugen, die Pekinger Regierung zu einem Abkommen zu bewegen, das dem Inselstaat weitgehende militärische und administrative Privilegien in China zusichert. Sehr zutreffend wird von neutraler Seite — in einem Stockholmer Blatt — zu der betreffenden Meldung bemerkt, daß Japan nach einem förmlichen Protektorat in China strebe; eine bessere Gelegenheit, seine Hegemoniepläne zu verwirklichen, als jetzt, da Amerika und England anderweitig beschäftigt seien, werde sich nie darbieten; ein Einmarsch in Sibirien würde dem Inselreich nicht einmal annähernd solche Vorteile bringen als ein Protektorat über China.

Ganz andere Erwägungen bestimmten die Haltung des Präsidenten Wilson. In ihrem Feldzug gegen Rußland hatten die Japaner sich der werktätigen Sympathie nicht bloß Englands, sondern auch Amerikas zu erfreuen gehabt, doch kaum war unter der Patronanz des damaligen Präsidenten Roosevelt der Portsmouther Friede geschlossen worden, welcher die Liquidierung der russischen Machtstellung in Ostasien einleitete, die alsbald in zunehmender Stärke auf Japan überging, so begann die Freundschaft der Union für ihre bisherigen Schützlinge merklich abzunehmen. Anlaß hierzu gaben Klagen der japanischen Regierung über die Maßregeln, welche in den amerikanischen Küstenstaaten gegen die japanischen Einwanderer ergriffen wurden, deren Anwesenheit als lohndrückendes Element sie mißliebig machte, vor allem aber der Argwohn der Union, daß der Inselstaat dahin ziele, in China festen Fuß zu fassen, um unter Beiseiteschiebung des von Amerika hochgehaltenen Grundsatzes der kommerziellen Gleichberechtigung den Handel für sich zu monopolisieren. Jede Verstärkung japanischen Einflusses auf dem ostasiatischen Festland, daher auch eine japanische Expedition nach Wladiwostok, mußte im Weißen Haus Mißtrauen erwecken. In gesteigertem Maß wird dies dann der Fall sein, wenn die japanische Truppenlandung im russischen Emporium des Ostens nicht — wie vordem geplant war — eine bestimmte, örtlich umgrenzte Aufgabe zu erfüllen hätte, sondern nach den neuesten Absichten der Entente dazu dienen sollte, eine große, heute in ihrer Ausdehnung wie in ihren Folgen gar nicht zu übersehende Aktion einzuleiten.

Digitized by Google

Der klaffende Gegensatz, der bei dieser Sachlage zwischen dreien der gegen die beiden Kaiserreiche verbündeten Großmächte: Amerika, Japan und Großrußland — dieses ist allerdings aus der Allianz bereits ausgetreten — sich auftut, kann dazu beitragen, das Machtgefühl unserer Gegner zu schwächen und sie dem Frieden geneigter zu machen. Jedenfalls scheint man, so gut die Japaner es auch verstehen, ihre Absichten unter einer Flut wohltönender Phrasen zu verbergen, in Amerika ein schärferes Auge für die von Japan her dem Westen drohende gelbe Gefahr zu besitzen, als dies in England und Frankreich der Fall ist, wo eine von blindwütigem Deutschenhaß mißleitete Politik sich nicht scheut, in wahrhaft selbstmörderischer Weise alle Traditionen abendländischer Interessensolidarität hinzuopfern.

Erinnerungen an meinen Bruder Ignaz Brüll, Brahms und Goldmark

Von

Hermine Schwarz

(Fortsetzung)

Als der Frühling kam und die Eltern wieder nach Ischl gingen, suchte Ignaz im Auftrag Brahms' eine Wohnung für ihn und fand das hübsche Häuschen an der Salzburgerstraße, das ganz den Wünschen von Brahms entsprach. Die beiden Musiker waren wieder täglich beisammen. Eines Tages fand Ignaz Brahms sehr verstimmt und schlecht aussehend. Brahms hatte sich nach einem langen Marsch sehr erhitzt ins feuchte Gras geworfen, um auszuruhen, und sich stark erkältet. Mit Fieber und furchtbarem Ohrensausen kam er zu Tisch zu Onkel und Tante, die gleich einen Arzt holen ließen, der ihm dringend empfahl, sofort nach Wien zu einem Ohrenarzt zu fahren. Ignaz sowie Onkel und Tante ließen ihn nicht mehr allein, fuhren mit ihm nach Hause, einpacken helfen, und brachten ihn zur Bahn, wo er, gerührt von so viel Umsicht, von ihnen Abschied nahm. Bald darauf kam die Nachricht, daß Brahms durch die rechtzeitige energische Behandlung von der schweren Gefahr einer dauernden Störung seines Gehörs errettet worden war. Vierzehn Tage später kehrte Brahms gesund nach Ischl zurück. Er bewies seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit durch seine vielen Besuche in den beiden Häusern Brüll. An einem Abend waren wieder einmal Ignaz, David Popper und Brahms bei Onkel versammelt — da spielte Brahms seine damals noch nicht gedruckte Rhapsodie mit solcher Vollendung, daß alle kaum wagten, Atem zu schöpfen. Brahms las ihnen die Begeisterung von den Gesichtern, da trat er mit einem Scherzwort auf Ignaz zu und sagte: „Solange meine Sachen noch nicht gedruckt sind, können Sie sie nicht spielen — da bin ich Ihnen über."

Digitized by Google

An solchen stillen, warmen Sommerabenden saßen die Freunde im behaglichen Plaudern, und Brahms erzählte oft kleine Erlebnisse aus seiner Jugendzeit. So erinnerte er sich an eine heitere Episode, wie er in Hamburg in eine Gesellschaft kam und jeder ihn mit erstaunten Blicken musterte, was sich Brahms nicht erklären konnte. Als er nach Hause kam, fragte er: „Mutter, was ist mit meinem Anzug los? Alle Leute haben mich so sonderbar angesehen!“ — „O Johannes,“ rief sie ganz erschrocken, „du hast ja den alten Rock angezogen, von dem ich alle Knöpfe abgetrennt habe!“

Wir waren in der Brühl und selbstverständlich in reger Korrespondenz mit den lieben Ischlern; da schrieb mir Ignaz: „Brahms ließ sich Dir gestern durch Tante Josefine empfehlen, als sie sagte, daß sie Dir schreibe. Es geht ihm wieder ganz gut, und er ist sehr liebenswürdig. Ich habe bis jetzt nur drei Klavierstücke fertiggebracht und gebe mir auch gar keine Mühe, mehr zu leisten. Ich lege die Feder in die Scheide, wie Wippchen sagen würde. Meine Faulheit macht den Librettisten große Sorgen. Um mein Wohl bemüht, möchten sie mir zu einer neuen Oper helfen. Bohrmann sandte mir bereits sieben Stoffe, heute bekam ich einen Text aus Dresden, und alles taugt nichts. Brahms bekommt ebenfalls Texte, die bisweilen den lustigsten Unsinn entfalten ...“

Brahms und Ignaz waren in warmer Freundschaft miteinander verbunden, und diese beiden so verschiedenen Menschen stimmten in ihrer Auffassung über Kunstbegriffe und Lebensanschauung fast immer überein. So äußerte sich einmal mein Bruder: „Brahms setzt den Zug der Klassiker fort; er ist der einzige in unserer Zeit. Tiefste Empfindung, kolossales Formtalent, dazu diese so ganz seltene Selbstkritik, die Aufrichtigkeit nicht nur gegen andere, sondern gegen sich selbst machen ihn zu der größten Erscheinung. Und was war Brahms für ein edler, reiner, anhänglicher Mensch! Jeden Sommer in Ischl trafen wir im Café Walter zusammen, er speiste jeden Sonntag bei meinen Eltern, und wir gingen täglich miteinander spazieren. Als ich eine Zeitlang fußleidend war, benahm sich Brahms rührend. Täglich hatte er eine bis zwei Stunden „spazieren gesessen“ bei mir, da er diese liebe Gewohnheit nicht missen wollte. Brahms war in seinem musikalischen Urteil sehr streng, sehr kritisch, aber niemand habe ich trotzdem meine Kompositionen lieber und vertrauensvoller gezeigt als ihm, von dem ich volle Aufrichtigkeit und Sachkenntnis erwarten durfte. Das „Goldene Kreuz“ und „Gringoire“ hatten ihm zu meiner Freude sehr gefallen. Glücklich machte es mich, daß der Meister seine eigenen neuen Kompositionen gern mit mir vierhändig durchnahm. Was ich dabei empfand, darüber konnte ich nicht viel Worte machen. Aber wenig sprechen war in Brahms' Augen kein Fehler. Er wußte, daß wir uns trotzdem gut verstanden.“ Das Gespräch wendete sich dem Klavier als Instrument und der Klaviermusik zu. Ignaz sagte: „Kein Instrument ist geeigneter für den Musiker, sich ganz und voll auszusprechen; wenn es auch nicht so zu singen vermag wie ein Saiteninstrument, so wiegt dafür die herrliche Selbständigkeit durch die Vereinigung von Melodie und Harmonik diesen Mangel weit auf. Liszt hat das Klavier durch seine

Digitized by Google

reformatorische Technik und die Originalität seiner Kompositionen in neue Bahnen gelenkt, sein Genie hat in der Klavierliteratur die außerordentliche Steigerung erzeugt, die endlich in Chopin ihre Kulmination erreicht hat. Ein Klavierspieler kann ohne Effekt auf die große Menge keine Wirkung machen, das wußte Liszt, und ihm verdanken wir die große glänzende Klavierperiode Liszt-Rubinstein-Bülow. Rubinsteins Erfindung war vielleicht größer als die Lisżts, aber er war nicht so originell. Rubinstein aber sagte oft scherzend: „Ich bin daran schuld, daß Brüll Musiker geworden ist!" Denn seiner Entscheidung habe ich es zu danken, daß meine Eltern mich die „dornenvolle Laufbahn" des Musikers ergreifen ließen. Und ihm verdanke ich also mein schönstes Glück, meine größte Befriedigung, denn die Musik und auch mein eigenes Schaffen hat mir die besten Lebensstunden geschenkt."

Ignaz blieb in steter Korrespondenz mit Henschel, und da verabredeten sie, im November eine Tournee in Deutschland zu machen. Am 14. November 1878 gaben sie erst in Wien ein Konzert, das sehr gut ausfiel. Dann ging es lustig hinaus in die Welt, über Brünn und Prag, wo sie mit Erfolg konzertierten, nach Breslau, wo sie einen gedrängt vollen Saal hatten. Am nächsten Tag war die erste Aufführung der „Königin von Saba", und auch das „Kreuz" sollte bald darauf kommen, es war beinahe fertig studiert. Von dort ging es nach Berlin, wo Ignaz einen großen künstlerischen Erfolg hatte, der von Nummer zu Nummer stieg. Nach dem Konzert war — wie gewöhnlich — Souper mit einer Menge von Leuten, darunter Verleger Simrock, Max Bruch, Spitta, der berühmte Biograph Bachs. — Sie kamen auch nach Stettin, und da erzählt uns Ignaz: „Es passiert während des Konzertes manches, was wohl geeignet wäre, heiter zu stimmen. Ein Herr Grünow — wie ich nachher hörte, aus sehr reicher und musikliebender Familie — stellte sich Henschel und mir vor und sagte: „Ihr Programm ist sehr schön; nur finde ich eines daran auszusetzen (zu Henschel), weshalb singen Sie kein Lied von Brüll?" Nach dem Konzert kam ein dicker Herr auf mich zu und überreichte mir ein Notenblatt und sagte ohne jede Vorrede: „Ich habe die Ehre, Ihnen mein letztes Werk zu überreichen." Es war ein Postsekretär, der komponiert. Ein sehr gescheiter und sehr angesehener Herr entpuppte sich als Freund meiner Cellosonate, deren Motive er mir sang. Der Applaus in Stettin war bei dem armen Beethoven (A-Moll-Sonate) gleich Null, bei mir und Chopin stieg das Thermometer, um sich bei Mendelssohn zu erhitzen und bei Liszt ins Sieden zu kommen. So geht's so ziemlich überall. O weises Publikum! Bei Henschel ging's ähnlich in aufsteigender Linie." Von Stettin und Braunschweig ging die Tournee nach Kiel, Hamburg und Hannover, wo er dringend gebeten wurde, sich das „Kreuz" dort anzuhören, was er auch tat. Über Aachen, Koblenz ging es nach Frankfurt. Er schrieb: „Ich wohnte bei Kommerzienrat Wegeler, dem Enkel von dem Jugendfreund Beethovens, sah Brief von Beethoven. Der Mann hat einen berühmten Weinkeller. Ich spielte auf einem wunderbaren Blüthner, und muß jetzt Toilette machen zum Konzert. Heute spiele ich (in

Digitized by Google

Frankfurt) u. a. op. 111 von Beethoven und symphonische Etüden. Gestern Phantasie von Schumann ..."

Am nächsten Tag berichtet er, daß das Konzert nach jeder Richtung glänzend ausgefallen, daß Klara Schumann und Stockhausen im Konzert waren und daß das „Goldene Kreuz" in neuer Besetzung nächstens kommt.

In Wiesbaden hatte Ignaz die Freude, seine Ouvertüre „Im Walde" sehr gut aufgeführt zu hören. „Sie klingt," schreibt er, „außerordentlich glänzend und prächtig, auch mein Konzert ging sehr gut und gefiel. Wir waren in Wiesbaden stets in angenehmer Gesellschaft."

Von Stuttgart schreibt Ignaz: „Das Publikum war gestern in Anbetracht der Weihnachtszeit zahlreich versammelt und wurden wir heftig fetiert. Sogar Beethoven hatte gleich großen Erfolg!!! — Heute ist „Goldenes Kreuz". Ich bin mit Singer zusammen, der bis auf graue Haare ganz der alte ist. — Ich muß wegen des „Goldenen Kreuzes" in der Nacht nach München reisen, denn ich sehe, daß die Leute verletzt wären, wenn ich nicht bei der Aufführung bliebe. In Stuttgart geht man mit der Idee um, den „Landfrieden" aufzuführen. Ich werde weder zu- noch abreden, glaube aber nicht, daß die ganze Oper gut zu besetzen wäre ..."

Von München berichtet er: „Hier fand ich im gestrigen Konzert einen vollen Saal, ein warmes Publikum. Perfall war auch im Konzert. Ich dinierte heute bei Levi, dem Dirigenten meiner Oper ..."

Ein paar Tage später: „Für gestern abend war ich bei Heyse geladen. Kleine gewählte Gesellschaft, Levi, Henschel, Lenbach, Busch und Professor Bernays. Perfall hat mir für die Zeit meines Aufenthalts Anweisung auf einen Parkettsitz gesichert, und so gehe ich heute zu „Aïda". Einer sehr freundlichen Aufforderung Lenbachs, sein Atelier zu besehen, folgte ich heute und sah viele Bilder und Skizzen ausgezeichneter Art bei ihm. Porträts von Bismarck, Moltke, Wagner, Liszt, Frau Gräfin Dönhof u. a. Er sagt, er wolle mich in Wien besuchen, und ich gab ihm die Adresse meines Ateliers, das nicht so interessant ist. — Morgen mittag reise ich nach Stuttgart zurück. Das Abonnementskonzert ist am 25. abends. Ich kann daher erst am 27. bei Euch eintreffen, da ich erst Donnerstag mittags abreisen kann ..."

Im Sommer 1882 verabredete sich Ignaz mit Brahms, Billroth und Widmann, von Ischl aus im Herbst eine Reise nach Italien zu machen — es wurde aber nichts daraus, da sich Ignaz am 28. August mit Marie Schosberg verlobte. Brahms wandte ihr gleich seine volle Sympathie zu und freute sich über das Glück „seines lieben Iganz", Goldmark kam von Gmunden und war über die Lösung nicht überrascht, da er den Beginn des Romans in der Fuschlmiterlebt hatte. Marie wurde mir sofort eine teure, liebe Schwester.

Am 5. November 1882 wurde ihre Hochzeit gefeiert, die Hochzeitsreise führte sie zuerst nach München. Im Hotel sahen sie auf dem Theaterzettel der Oper das „Goldene Kreuz" angezeigt. Da aber schon alle Sitze vergriffen waren, schickte Ignaz ein paar Zeilen an Levi, der die Oper immer dirigierte,

Digitized by Google

und auch gleich „Marignaz", wie wir sie nannten, in seine Loge lud. Den Bombardon sang damals der siebzigjährige Kindermann, der nach jeder Strophe so bejubelt wurde, daß er eine vierte zugab mit dem Refrain: „Je nun, man singt, solang man singen kann." Ignaz mußte dann mit seiner jungen Frau auf die Bühne zu den Sängern, wo herzliche Umarmungen und Begrüßungen stattfanden.

Von der Reise zurückgekehrt, lebte das junge Paar still für sich; einem Komponisten bleiben aber künstlerische Aufregungen nie erspart. Im Frühling 1883 wurde in München „Königin Mariette" aufgeführt. Man schrieb nach Wien: „Ignaz Brülls komische Oper „Königin Mariette" hatte sich eines durchschlagenden Erfolges zu erfreuen, von welchem der zur erstmaligen Aufführung hierher gekommene Kompositeur Zeuge war. Es war seine Anwesenheit durch die Presse bekannt geworden, und das lebhaft animierte Publikum rief ihn nach dem zweiten und dritten Akt stürmisch hervor."

Kalbeck, der auch in München war, schrieb an die damalige „Alte Presse" über die Oper folgendes: „Was die Oper vor anderen ihresgleichen auszeichnet, ist die glückliche Übereinstimmung von Text und Musik. Brülls liebenswürdiges Talent sollte hier wieder einmal einen ihm sympathischen Stoff finden, an welchem es seine eigentümlichen Vorzüge nach Verlangen betätigen konnte. Die Partitur ist reich an gefälligen Melodien und zeigt eine sorgfältige und geschickte Behandlung der Stimmen und Instrumente. Einzelne Nummern versprechen populär zu werden, sie fordern gleichzeitig das Publikum zum Mitsingen auf. Wir prophezeien dieser „Königin Mariette", der in München so freudig gehuldigt worden ist, sobald sie im Herbst ihren Einzug an anderen Opernbühnen halten wird, eine lange und glückliche Regierung."

Leider ist Kalbecks schöne Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen; die Oper ging zwar noch über andere Bühnen (Leipzig usw.), doch konnte sich „Königin Mariette" nicht behaupten.

Im Frühjahr 1883 sollte Ignaz wieder zur Season nach London, da Marie aber nicht mitkonnte, schrieb er ab. „Ich hätte es niemals zugegeben," sagte sie mir später einmal, „hätte ich die Tragweite dieses Schrittes damals verstanden!" Denn von damals an wurden die Konzertreisen immer seltener, da er sich nur schwer von seiner Häuslichkeit trennen mochte. Ignaz ging daher zumeist nur zu neuen Opernaufführungen nach Hamburg, Berlin, Prag und spielte fast nur mehr in Wien im Philharmonischen, bei Rosé und bei Hubermann stets die neuesten Kammermusikwerke von Goldmark und Brahms sowie seine eigenen Kompositionen.

Im Winter 1883 spielte er sein Trio op. 14 im Quartett Rosé mit großem Erfolg, dirigierte selber seine erste Serenade und spielte am 14. März mit dem alten Hellmesberger das H-Dur-Trio op. 8 von Brahms mit so großem Erfolg, daß das Scherzo wiederholt werden mußte.

Brahms war oft als einziger Gast bei Marie und Ignaz zu Tisch und kam auch gern nachmittags zu einer Schale Kaffee, zu welcher er mit Wonne

Digitized by Google

einen Hering verzehrte! Einmal brachte er seine Volkslieder mit, die noch nicht veröffentlicht waren, und spielte und brummte dazu u. a.: „Es war eine schöne Jüdin" — die ihn so rührte, daß Tränen in seine Augen kamen. Die geselligen Abende und kleinen Diners wurden im Hause des jungen Ehepaares fortgesetzt. Musiker, die nach Wien kamen, wie Rubinstein, Popper, Reinecke, die Sänger Gura und Henschel suchten ihn stets auf, Leschetizky, Ilona Eibenschitz, Hubermann, Doors, Epstein gehörten zu ihrem Freundeskreis. Billroth, Brahms, Goldmark, Schytte, Kalbeck und Frau, Karpath, Gustav Walter, Kapellmeister Spöhr und Kapellmeister Gericke und Frau fanden sich zu häufigem Musizieren ein. Es wurde dabei auch viel gesungen, und wenn Brahms mich zum Gesang aufforderte, gab es kein Sträuben, Brahms führte mich heiter lächelnd, feierlich zum Klavier und begleitete mich zumeist selbst zu seinen Liedern. Stets aber verlangte er Lieder von meinem Bruder zu hören. So bekam ich eines Nachmittags mit dem Dienstmann eine kurze Karte von Brahms, den wir des Abends bei Onkel und Tante treffen sollten: „Bringen Sie den Abend einige brüderliche Lieder mit für Ihren herzlich ergebenen J. Br."

Ein andermal schrieb er mir:

„Geehrteste Frau!

Mir fällt nachträglich ein, ob Ihre Speisestunde sich nicht ein wenig nach dem Konzert richtet oder streng 1½ Uhr ist? Ich kann ganz nach Ihrem Befehl die Suppe oder den Schlußchor versäumen und bitte um ein Wort."

Die Lieder meines Bruders waren zumeist volkstümlich gehalten und gefielen Brahms sehr. Wurden sie öffentlich gesungen, so mußten sie meistens wiederholt werden. Als die Kempner aus Berlin in ihrem Konzert in Wien „Polly, liebe Kleine" und die „Meg" sang, mußte sie „Polly" dreimal wiederholen — Slezaks stürmisch verlangte Zugabe ist „Sechse, sieben oder acht", und Walter bevorzugte „Willst du mein sein". Der Musikschriftsteller Richard Specht schrieb gelegentlich über meines Bruders Liederproduktion: „Brülls Bestes, auch in seinen Opern, unter denen noch „Gringoire" einschlug und unter denen „Das steinerne Herz" am reinsten in seinem innig volksliedhaften Märchenton klingt, ist seine Lyrik. Sie wird viel zu selten gehört; Lieder von solch klarer, traumvoller Stille und sehr empfundener Melodik wie „Am Traunsee", „Gerstenähren", „Hohes Lied", „Um Mitternacht", wie vor allem die hold zärtlichen „Schottischen Lieder" und das „Toskanische Liederspiel" — man könnte noch lang weiter aufzählen —, haben wenig Neues als Nachbarschaft zu scheuen und müßten viel häufiger ihre Sänger finden. In ihnen offenbart sich am reinsten das still, herzliche, kontemplative Naturell ihres Schöpfers, der sich friedlich in die Ruhe einer sturmlosen Welt eingesponnen hat." — In Ermanglung eines Operntextes schrieb Ignaz ein hübsches Ballett: „Das Champagnermärchen", Text von Willner, das einige Zeit lang im Wiener Opernhaus aufgeführt wurde. Einzelne Nummern sind davon für Klavier herausgegeben worden.

Digitized by Google

Durch Brahms wurde Ignaz einmal im Gespräch über Operntexte auf J. V. Widmann aufmerksam gemacht. Er setzte sich in schriftliche Verbindung mit ihm, der ihm das Märchen „Das steinerne Herz" vorschlug. Im Jahre 1888 kam es auch unter Pollinis Leitung zur Aufführung. Die Oper gefiel diesem so gut, daß er Ignaz für alle Bühnenrechte und Verlag eine bestimmte Summe anbot. Ignaz aber ging nicht darauf ein.

Zu dieser Zeit verabredete Brahms mit seinem Freunde Josef Viktor Widmann wieder eine italienische Reise. In Rom, wo sie eine Woche bleiben wollten, verständigte Widmann den bekannten Schriftsteller Dr. Sigmund Münz, der auch damals in Rom weilte, ihn in ihrem Hotel aufzusuchen. In einer außerordentlich charakteristischen Porträtskizze über Brahms sagt Dr. Münz in seinem Buche „Österreichische Profile und Reminiszenzen": „Brahms und Widmann waren von einer unerschöpflichen Aufnahmefähigkeit, und bald gestand sich der Cicerone, der ich eigentlich sein sollte, daß er nicht führte, sondern geführt wurde."

In all diesen Jahren wurde der Sommer immer der Eltern halber in Ischl verbracht. Brahms suchte auch stets sein ihm liebgewordenes Häuschen an der Salzburgerstraße auf und verbrachte seine Nachmittagsstunden mit Ignaz in dessen stiller Gartenlaube auf der Wiese. Mein Mann war dann oft der Dritte im Bunde — bei Brahms sehr beliebt sowie bei allen anderen Freunden des Hauses Brüll. Sein angenehmer Humor und seine Feinfühligkeit zog sie alle an.

Als im Sommer 1889 unser geliebter Vater starb, zogen Strisowers und wir (mein Mann und meine drei Mädel) mit der Mutter von Ischl weg nach Unterach am Attersee, wo wir einen schönen Besitz, unsern Berghof, erwarben. Ignaz und seine Familie — zwei Töchter, Hanna, später die Frau des Arztes Dr. Robert Breuer, und Minni, verheiratet mit Professor Josef Hupka — zogen auch hin, da Ignaz stets in der Nähe der Mutter bleiben wollte. Und so hätte sich Brahms anfangs ganz vereinsamt gefühlt, wenn „Onkel Eduard" nicht dort geblieben wäre. Ignaz kam darum auch öfters nach Ischl zu Besuch.

Im Frühling 1890 war Ignaz besonders lyrisch aufgelegt durch die schöne Natur, die in vollstem Frühlingsschmuck stand. Er war mit seiner kleinen Familie und der Mutter schon in Unterach, als wir noch in der Brühl wohnten; da schrieb er mir: „Beiliegende drei Lieder fand ich heute früh auf meinem Schreibtisch. Weiß der Teufel, wer sie komponiert hat. Die Texte, mein Weibel, sind von Geibel. Ich sende sie Dir mit der Bitte, eines oder das andere Riki an ihrem Geburtstag als Brudergruß vorzusingen. Wir haben seit einigen Tagen schlechtes Wetter. Hanna war unwohl, Mizzi mußte die letzten Tage bei ihr bleiben, und so war ich Mutters einzige Gesellschaft. Übrigens ist mir Unterach bei schlechtem Wetter lieber als Wien im Sonnenschein.

Vom Onkel kam gestern Brief. Er stellt seinen Besuch in Aussicht, Zeit aber unbestimmt, auch schreibt er nichts vom Wohnen in Unterach. Er meint, wenn er das täte, wäre die Freundschaft mit Brahms, der ihn nicht einmal zu Besuch kommen lassen will, aus . . ."

Digitized by Google

Gleich darauf schrieb Ignaz mir: „Tu l'as voulu. Da hast Du die andern Lieder und wirst nun sehen, was ein gereizter Komponist imstande ist. Ich glaube, sie passen nicht für Dich und werden Dir auch nicht gefallen; indes, ich laß Dich ja alles von mir ansehen. Das „Lied der Spinnerin" ist schwer in der Begleitung, beim Selberbegleiten. Ich habe Dir daher eine Vereinfachung notiert. Spiel halt immer vier statt sechs Noten. Schön ist es zwar nicht. In einem ist ein hohes Fis. Arme Minni!

Frau H. Sch., Brüllsche Kammersängerin."

Auch ich fuhr einmal im Sommer von Unterach zu Onkel und Tante nach Ischl und brachte Noten mit, da ich wußte, daß ich Brahms dort treffen würde. Nach der Zigarre und dem schwarzen Kaffee, der Brahms immer in die gemütlichste Stimmung brachte, sagte ich: „Heute habe ich etwas mitgebracht, das Sie sehr interessieren dürfte." Er stürzte gleich selbst ins Vorderhaus und brachte die Notenrolle herein. Es waren acht neue Lieder von Goldmark, die ich mir aus dem Manuskript habe transponieren lassen. Sofort mußte ich alle singen und jedes gleich zweimal — sechzehn Lieder in einem Zug! Darunter die „Fata Morgana".

Diese Lieder hatte Goldmark im Herbst fertiggeschrieben. Wenn er in Noten vergraben in Gmunden saß, konnte es geschehen, daß ich wochenlang ohne Nachricht von ihm blieb; durch seine Tochter Minna, die mir eine treue, liebe Freundin wurde, hörte ich aber immer von dem stillen Einsiedler. Trotzdem machte ich ihm ab und zu einen leisen Vorwurf der Gleichgültigkeit. Als ich ihm wieder einmal in diesem Sinne schrieb, sandte er mir seine neuen Lieder mit folgenden Zeilen:

„Ich muß den Vorwurf der Gleichgültigkeit mit aller Entschiedenheit, ja mit einer Art von Entrüstung zurückweisen. Gerade mit Rücksicht auf die von Ihnen erwähnten Lieder darf ich dies kecklichst behaupten. Beim Komponieren von Gesangsstücken denkt man nämlich häufig und unwillkürlich an diesen oder jenen Sänger, wie er dieses oder jenes singen würde. So habe ich Sulamith für die Wilt oder Assad ohne bestimmte Absicht für Walter geschrieben — und so kann ich sagen, daß ich nun auch manches Lied für Sie geschrieben. Daß so manches der neuen Lieder, ja eigentlich der größere Teil für Sie zu hoch ist, hebt meine obige Behauptung nicht auf; man schreibt nicht für den Stimmumfang, sondern für die Individualität eines Künstlers, und mir besonders passiert es leicht — immerhin ein großer Fehler —, daß mich die Expansion der Empfindung zu einer höheren Note verleitet, als der gedachten Sängerin angenehm ist..."

Als in dem darauffolgenden Sommer Onkel und Tante doch auf den Berghof nach Unterach zogen, da war Brahms ganz böse und schimpfte auf „Hintrach", wie er es nannte, bis er zu uns herüberkam und nun jedes Jahr einige Tage dort vergnügt verbrachte. Um 5 Uhr früh wollte er schon seinen Morgenkaffee haben, um 8 Uhr trank er einen zweiten in Onkels Gesellschaft, bei dem

Digitized by Google

er wohnte. Dann ging er zu Ignaz hinüber, die letzten Arbeiten anzuhören, und landete im Schwarzhaus. Auf meinem alten Berghofklavier spielte er uns im Sommer 1895 seine „Intermezzi", die damals frisch vom Pulte kamen. Wir waren die ersten, die sie hörten. Als ich ihn einmal einlud, zu uns zu kommen, schrieb er mir aus Ischl: „Haben Sie herzlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit, die in gar so reizender Form kommt — so was gibt's nicht in Ischl — erst in Hinterach . . .!"

Durch einige Winter haben wir fleißig Quartett gesungen, Walter, seine Tochter Minna von Weißenegg, Kalbeck als Baß und ich als Alt. Brahms liebte solche improvisierte Musikaufführungen und begleitete uns mit Ignaz vierhändig die Liebeswalzer und viele andere Quartette; wir sangen auch a capella die „Toskanischen Chöre" von Ignaz und das Jagdlied usw. Diese Vereinigungen begannen ursprünglich im Hause Door, wo wir unsere berühmte Kipfelsause abhielten.

Als im Jahre 1892 „Vier Zigeunerlieder", Quartette, op. 112 von Brahms herauskamen, waren wir die ersten, die sie vor Hanslick in einer großen Soiree bei Weißenegg sangen. Das vierte Lied, in dem ich ein paar Takte solo zu singen hatte und das wir wiederholen mußten, brachte mir sogar ein Lob von Hanslick in der „Neuen Freien Presse" ein. Goldmark war mit seiner Tochter Minna in Meran, als er es las und mir sehr launig darüber schrieb.

Ignaz verbrachte am liebsten seine Abende im Kreise seiner Familie. Er war ein ungemein zärtlicher Gatte und Vater; solange die Kinder klein waren, traute er sich nicht, sie auf den Arm zu nehmen. Als Hanna, die Ältere, eben ihre ersten Gehversuche gemacht hatte, gängelte er sie vorsichtig durch das Zimmer. Plötzlich fiel ihm ein Thema ein, das er notieren wollte, er lehnte das Kind gegen einen Sessel und ging in sein Zimmer, Hanna hilflos und schreiend zurücklassend.

Als die Kinder größer wurden und er sie mühselig üben hörte, begriff er nicht, daß das Klavierspielen solche Schwierigkeiten bereiten könne. Mit tiefem Mitleid sagte er: „Arme Kinder!" Dieses Mitgefühl hatte auf sie die nicht beabsichtigte Wirkung, daß sie sich selbst leid taten wegen ihrer geringen Begabung und das Spielen aufgaben. Sie konnten ja zu jeder Stunde von ihrem Vater hören, was sie hören wollten, „nur anschaffen", sagte er stets, wenn die Kinder ihn zu spielen baten. Dagegen machte ihm Hannas hübsches Zeichentalent viel Freude.

Ignaz interessierte sich für alles, was die Kinder lernten, und ging in seinen Arbeitspausen immer zu ihnen und fragte nach ihrer Beschäftigung; wenn er die Kinder in Streit gefunden, so war er darüber ganz unglücklich und sagte: „Habt ihr euch denn gar nicht lieb?" Dabei warnte er sie und sagte ihnen: „Wenn du in Zorn bist, dann sage nie: Du bist . . ., denn dann kommt gewiß ein häßliches Wort nach." Wenn die Kinder über etwas im Zweifel waren, so wußten sie, daß sie von ihrem Vater eine unbedingt wahre Antwort bekommen würden — vom Zweifel an dem Christkindl angefangen. Es ist ihm

Digitized by Google

ferngelegen, einem Kind etwas vorzureden, was er nicht selbst für richtig hielt; lieber sagte er: „Das verstehst du noch nicht, du bist viel zu jung." Er sprach ganz unbefangen und frei vor seinen Kindern über religiöse Fragen und machte kein Hehl aus seiner Abneigung gegen allen dogmatischen Glauben jeder Religion. Die Freiheit seiner Anschauung in religiösen Dingen hinderte nicht, daß er das stärkste, ausgeprägteste Gefühl für die Zusammengehörigkeit mit dem Judentum hatte. Er interessierte sich für die alte biblische Geschichte und der Makkabäerkrieg inspirierte ihn zu einer Ouvertüre, die er noch kurz vor seinem Tode instrumentierte.

Wenn ihm ein Buch sehr gefiel und er es für seine Töchter geeignet fand, kam er stets zu Marie, Hanna und Minni und sagte: „Ich will euch etwas Schönes vorlesen." Äußerliche kleine Schwächen oder Unarten seiner Mitmenschen übersah er gerne, wenn aber etwas sein ethisches Gefühl verletzte, konnte er recht scharf werden. Er war von einer unglaublichen Güte und brachte, oft sich zum Schaden, nie eine abschlägige Antwort über die Lippen; Briefe mußten sofort beantwortet, Besuche sofort erwidert werden, er duldete keinen Aufschub. Ausgeliehene Bücher und Noten nicht zurückzugeben war ihm einfach undenkbar. In allen praktischen Dingen war er aber wie ein Kind. Wenn er ein Paket zurechtmachen sollte, rief er alle guten Geister seines Hauses zu Hilfe und wunderte sich dann, wie einfach die Sache ging. Das Einpacken war ihm ein schwieriges Problem — wenn Marie ihn fragte, ob er ihr schon alles hergegeben, und der Koffer fix und fertig war, kam er mit der großen, schweren Meistersingerpartitur in den Armen und wollte sie ganz gemütlich auf Frack und weiße Hemden legen. Als er wieder einmal von einer Konzertreise nach Hause kam, lagen Stiefel, Frack und Haarbürste obenan im Koffer — er sagte — das Hotelmädchen wäre nicht dagewesen, und so hatte er ganz einfach den Koffer zum Kasten gestellt und mit einer Handbewegung alles hineingeschoben. „Es war schnell gepackt," meinte er. Er war auch sehr zerstreut. So sagte mein Bruder an einem Abend in seinem Hause, als die Gäste ihn drängten, noch zu spielen: „Also ich spiele noch ein Stückl, aber dann, Kinder, gehen wir schlafen."

Ignaz besuchte mit Vorliebe die Vorlesungen über Geschichte der Philosophie des Professors Jodl und beschäftigte sich überhaupt viel mit Philosophie. Er las gerne des Morgens, während er auf seinem stummen Klavier Fingerübungen machte; die großen Fugen und Kantaten von Bach sowie die letzten Quartette von Beethoven waren sein tägliches Studium. Auch die Wagneropern studierte er mit großem Interesse, und die Meistersingerpartitur mußte ihn überall begleiten. Wenn mein Bruder nicht mit Komponieren einer neuen Oper beschäftigt war, so schrieb er Lieder und Klavierstücke, darunter „neun Etüden", die in den Lehrplan des Konservatoriums aufgenommen sind und die Brahms als kleine Meisterwerke bezeichnete.

Im Jahre 1891 komponierte Ignaz die einaktige Oper „Gringoire" nach dem gleichnamigen Schauspiel von Banville.

Digitized by Google

Generalmusikdirektor Levi, der berühmte Wagnerdirigent und Freund des Komponisten, fand auch für die Spieloper und die Melodik meines Bruders stets das wärmste Interesse. Er bewarb sich um die Uraufführung von „Gringoire" und ging mit Enthusiasmus an die Einstudierung des Werkes. Die Aufführung des Einakters, welche ohne Unterbrechung eine Stunde dauerte, ging unter lautloser Stille des Publikums vor sich. Marie fühlte sich ganz unglücklich, sie hielt diese Ruhe für Teilnahmlosigkeit des Publikums. Doch als nach dem letzten Ton ein Sturm von Beifall durch das Haus ging, lösten sich ihre Zweifel und Besorgnisse in helle Freude auf. Die Oper hatte einen durchschlagenden Erfolg. Direktor Levi trat strahlend auf Marie zu mit den Worten: „Also, was haben Sie gesagt?" Sie sagte ihm, daß sie die Ruhe des Publikums erst falsch gedeutet hätte, worauf er rief: „Was?! Sie haben nicht gefühlt, wie das Publikum mitgegangen ist? Ich habe es gefühlt."

Gura in der Titelrolle bot eine Glanzleistung mit seinem „Gringoire".

Während der Zeit, in der Ignaz zu den „Gringoire"-Proben sich in München aufhielt, wurde er von Lenbach gemalt. Als dieser hörte, daß das Bild für den siebzigsten Geburtstag unserer Mutter bestimmt sei, sagte er: „Einer Mutter muß man ihren Sohn freundlich malen." Er malte noch ein zweites Porträt in ernsterer Auffassung, das er meiner Schwägerin Marie zum Geschenk machte. Beide Bilder sind jetzt in ihrem Besitz. In seinem künstlerischen Nachlaß fand man noch mehrere Porträtstudien. Während der Sitzungen plauderte er unaufhörlich und ließ sein Modell fortwährend Stellung wechseln. „Wie bringen Sie stets das Psychologische in Ihren Bildern zum Ausdruck?" fragte mein Bruder. „Vielleicht, weil ich mich in den Gedankengang der Menschen hineindenke," sagte Lenbach. Er zeigte Marie und deren Schwester Hermine einen van Dyck in seinem Atelier und fragte sie, wie er ihr gefällt. „Mir gefallen Ihre Bilder besser," sagte Marie mit voller Überzeugung. Als einige Jahre später meine Geschwister wieder nach München kamen, war Lenbach in seinem herrlichen Atelier und Haus in der Propyläenstraße. Auf stufenförmigen Erhöhungen standen, gegen die Wand gelehnt, reihenweise seine in verschiedenen Stadien der Vollendung befindlichen Bilder. Er stand da, gerüstet mit einem photographischen Apparat, und herein kam an der Hand ihrer Kinderfrau, angetan in weißem Atlas mit Goldspitzen wie eine kleine Infantin von Spanien, das zweijährige Töchterchen Marion. „Ist sie nicht entzückend?" rief er und wollte sie photographieren. Doch das Kind hielt nicht still. Da gab er ihr eine Kreide in die Hand, drehte die Bilder um, und Marion mit grausamem Vergnügen kritzelte und kratzelte in die Bilder ihres Vaters hinein. „So," sagte er, „jetzt hält sie still!" und machte von ihr eine Aufnahme nach der andern.

Am 4. Oktober 1892 wurde die Oper „Gringoire" mit Ritter in der Titelrolle in Wien zum ersten Male mit großem Erfolg gegeben, ein Jahr darauf in Berlin unter Kapellmeister Sucher mit Bulß als Gringoire. Die kleine Oper ging noch über viele andere Bühnen und machte sich viele Freunde.

Digitized by Google

Warum sie nicht im Repertoire blieb? Als Ignaz „Gringoire" beim Kopisten hatte und momentan ohne Arbeit war, ging er im Zimmer auf und ab und rief in humorvollem Ton: „Ich bin in desperater Stimmung, denn ich bin schon zwei Tage mit „Gringoire" fertig und habe noch keinen Operntext!" Es gelang ihm aber doch bald, einen zu bekommen. Eines Abends wurde im Burgtheater „Schach dem König" von Schauffert gegeben. Ignaz und Marie waren mit Goldmark im Theater und von der Leistung der Schratt als Harriet ganz besonders entzückt. Beim Nachhausegehen sagte Marie zu meinem Bruder: „Dieses Stück wäre ein Text für dich." Viktor Leon übernahm die Bearbeitung des Libretto. Im Jahre 1894 war „Schach dem König" komponiert.

Pollini in Hamburg erfuhr davon und ersuchte um die Uraufführung. Während der Unterhandlungen mit Pollini erhielt Ignaz von Hermann Levi ein Telegramm, worin er im Namen von Perfall sich um die Uraufführung der Oper bewarb: „Ich möchte Ihr Kindlein aus der Taufe heben." Daraufhin brach Ignaz die Verhandlungen mit Pollini ab und übergab (im Gefühl der Freundschaft zu Levi) ungemein gerne das Uraufführungsrecht, das kontraktlich festgestellt wurde, der Münchener Oper. Indessen wurde Intendant Perfall von einem Tag zum andern abgesetzt, und Possart kam an seine Stelle. Von diesem Augenblick an war von der Aufführung keine Rede, die kontraktlich fixierte Frist war längst verstrichen — mein Bruder ließ das ruhig hingehen, da er selten in seinem eigenen Interesse eine Initiative ergriff. Endlich kam ein Brief von Levi, die Aufführung würde demnächst stattfinden, und Ignaz möge so rasch als möglich hinkommen, „da nicht alles sei, wie es sein sollte!" Ignaz aber hatte Goldmark versprochen, sein neuestes Kammermusikstück bei Rosé zu spielen und wollte seinem Versprechen treu bleiben, und so verschob er daher (leider) seine Abreise nach München. Als er dort ankam, fand er tatsächlich die Klage Levis mehr als berechtigt, doch war es schon zu spät, eine Umbesetzung der weiblichen Hauptrolle zu erwirken. Ohne Possart war überhaupt nichts zu machen, der verreist war und erst zur Generalprobe zurückerwartet wurde, die mit Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand. (Nur Marie, der Intendant und einige Kritiker waren anwesend.) Da hörte Marie, wie ein Herr zum andern sagte: „Der Ton der Oper ist vergriffen, das Orchester erstickt (!) die Stimmen, die Oper ist auch nicht von mir angenommen." Nach der Generalprobe machte Ignaz seine Frau mit Possart bekannt und zeigte ihr auch den Hanslick von München — es waren die beiden Herren, welche das Gespräch mitsammen geführt hatten.

Die erste Aufführung brachte einen vollen Erfolg. Raul Walter und Irene Abendroth mußten eine ganze Szene wiederholen, und Gura war so ausgezeichnet, daß seine Frau, sowie auch die von Walter, auf Marie zustürzte, nicht um ihr als Frau des Komponisten zu gratulieren, sondern um sich zu beglückwünschen zu dem großen Erfolg, den ihre Männer errungen hatten. Das war meiner Schwägerin wertvoller als jede andere Beglückwünschung. An

Digitized by Google

persönlichen Freunden waren bloß anwesend Lenbach und Frau, die sich über die Oper ganz entzückt aussprachen, Frau Heyse, Heyse selbst war krank, und der Maler Berger mit seiner Frau. Den nächsten Tag brachte der Münchner Hanslick die Konstatierung des Erfolges, den die „Freunde" (!) gemacht haben sollten und die Kritik entsprach in den Hauptsachen dem Gespräch der beiden Herren in der Generalprobe. Derselbe Musikkritiker brachte nach Jahren eine Notiz, in welcher er seinem Befremden und Bedauern Ausdruck gibt, daß die reizende Oper „Schach dem König" mit Guras Meisterleistung nicht auf dem Repertoire sei.

Die zweite Aufführung war ursprünglich in der üblichen Zeitdauer angesetzt, wurde jedoch ohne Angabe eines Grundes hinausgeschoben, fand einige Wochen später statt und war daher nicht gut besucht, eine dritte fand nicht mehr statt, und so war der Oper keine Gelegenheit gegeben, zu zeigen, ob sie Lebenskraft habe oder nicht. Dadurch mußte sie für andere Bühnen als „durchgefallen" erscheinen. Wäre Perfall Intendant geblieben, wäre das Schicksal dieser Oper vielleicht ein anderes gewesen.

Das Werk ist voll schöner Musik und reizend instrumentiert. Der Lustspielton zieht sich durch die ganze Oper, es fehlt nicht die feine Ironie, aber auch nicht der warme Herzenston. Wie unberechenbar ist doch das Schicksal einer Oper! Dieses Schmerzenskind war das Lieblingswerk meines Bruders, viel Schönes ist mit ihr vergraben!

In diesem Sommer wurde die „Saba" von Goldmark in Berlin zum erstenmal gegeben, und da schrieb ihm Ignaz:

„Lieber Freund!

Nimm meine herzlichsten Glückwünsche zu dem großen Berliner Erfolg, der zu erwarten war und von dem ich eben im „Neuen Wiener Tagblatt" lese. Dem entzückenden Werke, dem man das Epitheton „schön", mit dem man so herumwirft und das doch nur echte Künstlerwerke verdienen, in des Wortes höchster Bedeutung geben muß, muß es bei guter Aufführung überall gelingen, die Herzen zu erobern. Es scheint nach einer Zeitungsnotiz des „Neuen Wiener Tagblattes", daß es ganz ohne Verdruß vorher nicht abgegangen ist, und ich vermute, daß Du sobald als nur irgend möglich alle Huldigungen beiseite gesetzt hast und nach Gmunden gefahren bist, wohin ich dies addressiere. Wir hoffen, Dich bald hier zu haben.

Wie wird Dir nach all den Aufregungen (auch nach den freudigen) die Ruhe und Muße behagen. Freu' Dich Deiner Erfolge, Deines Ruhmes und laß Dir bald mündlich gratulieren.

Unterach, 29. Juni 1896.

Dein treuer Nazi."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Finnland

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Am 17. Oktober 1809 wurde in Fredrikshamn zwischen Rußland und Schweden ein Friedensvertrag abgeschlossen, durch den letzteres auf jenen Teil von Finnland verzichtete, der nicht schon bis dahin russisch war. Alexander I. schrieb bereits am 6. September an seine Lieblingsschwester Katharina: „Es ist der Friede mit Schweden, den ich dir ankündige und der so ausfiel, wie ich ihn gewünscht habe. Ich kann dem höchsten Wesen dafür nicht genug danken. Vollständige Abtretung von Finnland bis Torneo samt den Alandinseln, Beitritt Schwedens zum Kontinentalsystem, Absperrung der Häfen gegen England, alles dies ohne Vermittler. Wir haben allen Grund, ein schönes Te Deum laudamus zu singen." Schon im März desselben Jahres hatte Rußland den Mächten von der Angliederung Finnlands an Rußland Mitteilung gemacht und den Einwohnern die Leistung des Untertaneneides anbefohlen. Auf einem nach Borgå einberufenen Landtage hatte der Zar dann den Treueid der Stände entgegengenommen und in feierlicher Form die Aufrechterhaltung der Grundgesetze Finnlands gelobt. Ein Freund großer Worte, fügte Alexander noch hinzu, durch diesen Akt werde Finnland „zum Range einer Nation erhoben". Damit hatte es freilich seine geweisten Wege. Finnland wechselte einfach seinen Herrn. Hatte es ihn durch vier oder fünf Jahrhunderte im König von Schweden gesehen, so trat jetzt der Zar an dessen Stelle und legte seinem Titel den eines Großfürsten von Finnland bei, so wie sechs Jahre später den eines Königs von Polen. Durch fast ein Jahrhundert konnte sich Finnland seiner grundgesetzlichen Freiheiten erfreuen. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts begann man mit der Russifizierung des Landes, und da diese auf Schwierigkeiten stieß, schickte der Zar den General Bobrikow nach Finnland, „um Ordnung zu machen". Wie dieser seine Mission auffaßte, erhellt aus folgender Stelle eines nach Petersburg erstatteten Berichtes: „In Finnland gibt es Dörfer, welche Büchereien mit 15 000 Bänden besitzen. Wie viele revolutionäre Schriften mögen unter diesen Tausenden über das ganze Land zerstreut sein." Bobrikow wurde im folgenden Jahre ermordet. Rußland zog nun mildere Saiten auf. Das Manifest von 1899, auf das die Unzufriedenheit zurückzuführen war, wurde aufgehoben. Das Grundgesetz von 1906 enthielt im § 2 eine Bestimmung, wonach Finnland in seinen inneren Angelegenheiten durch besondere Staatsbehörden auf Grund einer besonderen Gesetzgebung verwaltet werden soll. Allein die gute Absicht hielt nicht lange vor. Stolypin griff neuerdings zu energischen Russifizierungsmaßregeln, die im Lande eine lebhafte Bewegung hervorriefen. Auch ausländische Kreise begannen sich für die gute Sache der Finnländer zu interessieren. Eine internationale Deputation unter der Führung von Trarieux und Nordenskjöld überreichte dem

Digitized by Google

Zaren eine Bittschrift zugunsten Finnlands, und im Januar 1910 wurde eine demselben Zwecke gewidmete Erklärung deutscher Professoren veröffentlicht. Der erhoffte Erfolg blieb aus. Unter diesen Umständen konnte es nicht wundernehmen, daß die Finnländer, sobald das Zarentum gestürzt war und die neue Regierung Rußlands den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker verkündet hatte, ihre Unabhängigkeit erklärten. Es gab aber in Finnland noch eine ganz beträchtliche Anzahl russischer Truppen, die mit finnischen Anarchisten gemeinsame Sache machten. Ein von Gewalttätigkeiten jeder Art begleiteter Bürgerkrieg zwischen der Bolschewikischen Roten Garde und der nationalen Weißen Garde brach aus.

Was lag näher, als daß Schweden, Finnlands erster Beherrscher, sein Mutterland, ihm in seiner Not beispringen oder daß Finnland freiwillig unter die schwedische Souveränität zurückkehren würde. Keines von beiden geschah. Von seiten der konservativen Partei in Schweden wurde zwar die Frage einer Intervention wiederholt angeregt, allein die Regierung wies den Gedanken immer wieder von sich. Ihre Erklärungen waren äußerst behutsam und zurückhaltend und beschränkten sich auf Versicherungen aufrichtiger Sympathie. Am 20. Februar wurde in der zweiten Kammer von dem linkssozialistischen Abgeordneten Vennerström eine offenbar bestellte Interpellation folgenden Inhalts eingebracht: Ist die Regierung entschlossen, 1. keinerlei bewaffnete Intervention in Finnland zu unternehmen, 2. keinerlei Erlaubnis zu erteilen zur Ausfuhr von Waffen nach Finnland, 3. keinerlei Bewilligung und Durchtransport aus anderen Ländern stammender Waffen, 4. sich jedem Versuche zu widersetzen, auf schwedischem Territorium bewaffnete Korps für Finnland zu bilden?

Ministerpräsident Eden beantwortete diese Fragen im Sinne des Interpellanten. Die schwedische Regierung empfinde, so erklärte er, warme Sympathien für das schwergeprüfte Finnland. Sie müsse sich jedoch über die Folgen klar werden, welche eine Einmischung haben könnte. Die Agitation der Interventionisten habe der Sache Finnlands mehr geschadet als genützt. Sie sei um so verdächtiger, als sie von denselben Personen ausgehe, die schon früher bemüht waren, die schwedische Regierung zur Teilnahme am Weltkriege zu bestimmen. Ein großer Teil des schwedischen Volkes erblicke in dem Bürgerkriege, der in Finnland entbrannt ist, nicht nur einen Kampf der gesetzlichen Ordnung gegen despotischen Anarchismus, sondern bis zu einem gewissen Grade einen Zusammenstoß verschiedener sozialer Klassen. Die schwedische Regierung habe deshalb nicht die Absicht, mit bewaffneter Hand in Finnland einzugreifen, solange die Rechte und Interessen Schwedens nicht verletzt würden. Sie sei der Überzeugung, daß nur die finnischen Streitkräfte berufen seien, für die Rechte und die unabhängige politische Existenz des Landes zu kämpfen, wenn sie von Dauer sein soll, und daß ein Regime, das seinen Erfolg den schwedischen Waffen verdankte, Schweden bei jenem Teile des finnischen Volkes, gegen den sie gerichtet wären, verhaßt machen würde. Schweden habe während der ganzen Zeit des Weltkrieges an einer Politik der Neutralität festgehalten. Es möchte

Digitized by Google

nicht durch eine Intervention in Finnland in den Weltkrieg verwickelt werden. Von dem Grundsatze der Nichtintervention ausgehend, habe die Regierung die Aus- und Durchfuhr von Waffen und Munition nach Finnland nicht gestattet, sie vermöge jedoch nicht zu verhindern, daß Kriegsmaterial im Ausland gekauft und auf dem Seewege dahin gebracht werde. Die Bildung von bewaffneten, für Finnland bestimmten Korps in Schweden könnte die Regierung nicht zugeben, sie habe aber wie in früheren ähnlichen Fällen Freiwilligen gestattet, in finnische Dienste zu treten. Innerhalb dieser Grenzen sei Finnland jeder mögliche Beistand geleistet worden. So habe die Regierung die Initiative zu einer diplomatischen Intervention mehrerer europäischer Staaten in Petersburg ergriffen, damit Finnland von russischen Truppen geräumt werde. Auch habe sie getrachtet, eine friedliche Verständigung zwischen Rußland und Finnland und zunächst einen Waffenstillstand herbeizuführen, allein das Anerbieten einer Mediation sei von den finnischen Machthabern abgelehnt worden. Auf eine Anregung des Präsidenten der Rechten in der ersten schwedischen Kammer, Trygger, betreffend die Lieferung von Waffen und Munition für Finnland, antwortete der Ministerpräsident, durch ein solches Vorgehen würde sich Schweden Repressalien aussetzen, die ebensowohl von den finnländischen Revolutionären als von der russischen Regierung ausgehen könnten. Die schwedische Regierung mußte sich von Anfang an von den Rücksichten auf das baltische Problem, die Zukunft Skandinaviens und die Beziehungen zu Finnland leiten lassen. Sie sei sich darüber klar, daß ihre Haltung nicht ohne Einfluß auf die Entschließungen Finnlands bleiben und es unter Umständen veranlassen werde, anderwärts jenen Beistand zu suchen, den Schweden ihm nicht leisten könne. Weder in der ersten noch in der zweiten Kammer sei jemand dafür eingetreten, daß Schweden einem solchen Schritt zuvorkommen und mit jener Macht in Konkurrenz treten solle, an die sich Finnland wenden würde. Der Minister hoffe aber, man werde in Finnland zur Erkenntnis kommen, daß Schweden ein wahrer Freund und ein guter Nachbar gewesen sei und daß gemeinsame Interessen und die Traditionen, die die beiden Länder verknüpfen, trotz alledem eine Brücke über die Kluft bauen werden, die sich zwischen ihnen aufgetan, und daß dadurch die Aussicht auf eine skandinavische Kooperation sich eröffnen werde.

Die schwedische Regierung hielt es für angezeigt, auch in breiteren Schichten für ihre Politik Stimmung zu machen. Nicht weniger als drei Mitglieder des Kabinetts hielten gegen Ende März in öffentlichen Versammlungen Reden, die diesem Zwecke dienen sollten und weit weniger akademisch klangen als die des Ministerpräsidenten. So erklärte Kriegsminister Nilson, die zunehmende Macht Deutschlands in Finnland und im Baltischen Meere sei gewiß nicht erfreulich, allein es habe nicht von Schweden abgehangen, diese Entwicklung zu verhindern. Die Regierung habe es abgelehnt, aus ihrer Neutralität herauszutreten, und sie wisse die Mehrheit des Volkes hinter sich. Interessant ist ferner eine Erklärung des Finanzministers Thorson, es sei ein Irrtum, an-

Digitized by Google

zunehmen, daß Schweden und Finnen derselben Rasse angehören. Er wisse aus Erfahrung, daß im innersten Herzen die Sympathien der finnischen Bevölkerung für Schweden sehr geringe seien (in der 1906 gewählten finnischen Kammer hatten die Schweden nur 26 von 200 Stimmen inne). Am 20. März sprach dann in Linköping der Justizminister Löfgren und nach ihm der Ministerpräsident über die Frage der Waffendurchfuhr. Eine Änderung der bezüglichen Bestimmungen sei um so überflüssiger, erklärten sie, als Finnland weder in Dänemark, noch in Norwegen Einkäufe dieser Art gemacht habe und die beträchtlichen Sendungen aus Deutschland zur See nach Finnland kämen. Es sei nicht zu bestreiten, daß sich Finnland Deutschland zugewendet habe und daß es dazu durch das kühle Verhalten Schwedens veranlaßt wurde. Beim Ausbruche der Revolution habe sich Finnland sowohl an Schweden als an Deutschland gewendet. Schon früher hätten zwischen Finnland und Deutschland Beziehungen bestanden, und auf Deutschlands Hilfe habe man in Finnland in erster Reihe gerechnet. Hätte also Schweden mit Deutschland in Konkurrenz treten sollen und hätte sich Deutschland ohne weiteres beiseite schieben lassen? Man wird die Erwägungen, mit denen die schwedische Regierung ihr Verhalten begründete, nicht ganz von der Hand weisen können. Maßgebend waren aber doch noch andere Umstände, in erster Reihe die ausgesprochen ententefreundliche Richtung einflußreicher wirtschaftlicher Kreise, die hofften, den Zwischenhandel zwischen Amerika und England einerseits und Rußland andererseits auch im Frieden über Schweden leiten zu können. Dazu kommt die starke Durchsetzung der schwedischen Bank- und Reederwelt mit englischem Kapital. Diese Richtung genießt zudem die Unterstützung der Sozialisten, denen auch die gegenwärtige Regierung nahesteht. Weniger erklärlich ist das passive Verhalten der schwedischen Regierung in der Frage der Alandsinseln, die doch eine fast ausschließlich schwedische Bevölkerung aufweisen. In einer amtlichen Erklärung vom 30. Dezember vorigen Jahres heißt es, die schwedische Regierung habe sofort, nachdem sie erfahren, daß Rußland im Widerspruche mit den Bestimmungen des Pariser Friedensvertrages von 1856 die Alandsinseln befestigte, von der russischen Regierung die Schleifung dieser Befestigungen und wirksame Garantien gegen die daraus für Schweden sich ergebenden Gefahren verlangt. Auf diesen Schritt wurde in der Folge immer wieder hingewiesen. Zugleich versicherte die schwedische Regierung, sie werde nichts unterlassen, um eine für Schweden befriedigende Lösung herbeizuführen. Es werde aber viel darauf ankommen, wie Finnland sich zu Schweden stellte. In keinem Falle dürften die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern gefährdet werden, die für die Sicherheit Schwedens von ausschlaggebender Bedeutung seien. Ungeachtet ihrer Zurückhaltung sah sich die schwedische Regierung indes veranlaßt, im begrenzten Umfange militärische Maßnahmen zu treffen, allerdings zunächst nur zu dem Zwecke, um die schwedische Bevölkerung auf den Inseln vor der Ausrottung zu schützen. In seiner früher erwähnten Rede gab übrigens Finanzminister Thorson ohne weiteres zu, daß die Zukunft der Alandsinseln für Schweden

Digitized by Google

von großer Bedeutung sei, und bezeichnete es als wünschenswert, daß sie bei einem allgemeinen Frieden als eine von allen Mächten garantierte neutrale Zone erklärt würden. Die schwedische Regierung habe nie daran gedacht, fügte er hinzu, ihre Interessen mit Gewalt geltend zu machen, es müsse ihr aber daran liegen, daß man aus den Inseln nicht ein Schloß mache, mittels dessen der Bottnische Golf geschlossen werden könnte. Auf diesen Standpunkt stellte sich die schwedische Regierung, selbst nachdem die Bevölkerung der Inseln ein formelles Verlangen nach Anschluß an Schweden gestellt hatte. Der Deputation, welche diese Bitte nach Schweden überbrachte, antwortete der König, er sei erfreut über den Ausdruck ihrer Gefühle und werde sein möglichstes tun, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Verwirklichung ihrer Wünsche entgegenstellen, vorausgesetzt, daß diese Aktion im Einvernehmen mit dem freien Finnland erfolgen könne.

Anfang März machte der deutsche Gesandte der schwedischen Regierung davon Mitteilung, daß Deutschland auf Ansuchen Finnlands Truppen dahin senden wolle, um den im Lande wütenden Aufstand zu unterdrücken, und daß es mit Zustimmung Finnlands auch die Alandsinseln in die militärischen Operationen werde einbeziehen müssen. Dadurch solle aber die Aktion Schwedens nicht berührt werden. Deutschland habe dort keine territorialen Interessen, und die Frage werde nur im engsten Einvernehmen mit Schweden geregelt werden. Der Friedensvertrag vom 4. März verpflichtete bekanntlich die russische Regierung, Finnland und die Alandsinseln ehestens zu räumen und die auf diesen Inseln errichteten Befestigungen sobald als möglich zu entfernen. Über die dauernde Nichtbefestigung solle ein besonderes Abkommen zwischen Deutschland, Rußland, Finnland und Schweden getroffen werden, dem sich auf Wunsch Deutschlands auch die anderen Ostseeuferstaaten anzuschließen hätten. Das militärische Einschreiten Deutschlands in Finnland, das nach der Erklärung des Vizekanzlers v. Payer nur die Herstellung eines endgültigen Friedenszustandes an der Ostsee und die Sicherung der Freiheit und Unabhängigkeit Finnlands zum Ziele hatte, war bekanntlich von einem vollen Erfolge begleitet.

Die nächste Sorge mußte nun die Auseinandersetzung Finnlands mit Rußland sein. Nach den bisher vorliegenden Meldungen über die eingeleiteten Friedensverhandlungen würde das einzige Hindernis, das sich einer Einigung entgegenstellt, nur mehr in der Frage der Abtretung der Festung Ino und des Grenzortes Kouvola an Rußland liegen. Es wird sich also nur um geringfügige Differenzen handeln, über die man leicht hinwegkommen dürfte. Weitaus ernster ist die Lage im Norden. Dort ist Finnland durch einen schmalen Streifen norwegischen Territoriums und durch das russische Murmangebiet vom Eismeere abgesperrt. Unter Berufung auf eine in den siebziger Jahren mit Rußland getroffene, aber nicht in Kraft getretene Vereinbarung erhebt es nun Ansprüche auf Teile des russischen Küstenstriches, wogegen es bereit wäre, südfinnisches Gebiet an Rußland abzutreten. Wenn man einer Petersburger Meldung der „Times“ vom April d. J. Glauben schenken darf, wären tatsächlich finnische

Digitized by Google

Truppen bereits in Ostkarelien eingedrungen und bis nach Kem, einem wichtigen Knotenpunkte der Murmanbahn, vorgedrungen, wodurch Petersburg von jeder Verbindung mit der Entente abgeschnitten sei (ein Umstand, der von der Entente vermutlich schmerzlicher empfunden würde als von Rußland). Die Vertreter Frankreichs und Englands hätten deshalb mit den russischen Lokalbehörden ein Übereinkommen wegen gemeinsamer Verteidigung der Murmanbahn getroffen. Seither soll es bereits zu einem Zusammenstoß zwischen Engländern und Finnen nahe der Eismeerküste gekommen sein. Das Vordringen der auf deutsche Hilfe bauenden Finnländer an das nördliche Eismeer ist den Herren offenbar höchst unbequem. Angeblich hätte Frankreich dagegen bereits Einsprache erhoben und erklärt, daß es darin einen Neutralitätsbruch erblicken würde. Der Konflikt zwischen Rußland und der Entente wegen der Murmanküste hat in der letzten Zeit bedrohliche Formen angenommen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß es dort zu ernsten Kämpfen kommen wird. Eine Festsetzung Englands an dem fischreichen Eismeere und die Beherrschung des wichtigen Hafens von Archangelsk durch England wäre nicht nur für Finnland, sondern auch für die anderen skandinavischen Staaten höchst unerwünscht. England beabsichtigt offenbar, aus der Murmanküste ein zweites Saloniki zu machen. Der englische Polyp möchte sich auch am Eismeere festsaugen, so wie er es in Gibraltar, Malta, Aden und Hongkong getan hat. Ob das den „kleinen Nationen", deren Schutz bekanntlich zu den Leitmotiven der englischen Politik gehört, recht ist oder nicht, darum kümmert man sich in London wenig. Man wird abwarten müssen, ob sich die geschädigten Länder eine Vergewaltigung gefallen lassen wollen. Ein einzelner Staat kann freilich das Risiko, das mit einer Auflehnung gegen England verbunden wäre, nicht auf sich nehmen, das könnte nur eine Koalition. Die bewaffneten Neutralitäten von 1780 und 1800 haben sich als bewährte Gegenmittel erwiesen.

Die Konsolidierung des neuen finnischen Staatswesens macht indessen sichtliche Fortschritte. Schweden, Frankreich, Spanien, Deutschland und Österreich-Ungarn haben seine Unabhängigkeit bereits anerkannt. Auch England hat sich dazu bereit erklärt, allerdings nur wenn Finnland Garantien für seine Neutralität geben und freien Durchzug für englische Waren und Reisende nach Rußland sowie freie Benützung der finnischen Territorialgewässer bewilligen würde. Der Lösung harrt allerdings noch die Frage der Regierungsform, die sich das Land geben will. Helsingforser Meldungen zufolge hätte der bisherige Regent Svinhufvud die Präsidentenwürde abgelehnt und sich für die Einsetzung einer konstitutionellen Monarchie ausgesprochen. Der Plan stößt vorläufig noch bei der republikanisch-demokratischen Jungfinnenpartei auf Widerstand. Allein der Verfassungsausschuß hat sich mit einer Stimme Majorität für die Einführung der Monarchie ausgesprochen, und es werden bereits Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg sowie Prinz Oskar von Preußen als Kandidaten für den finnischen Thron genannt. Das ist schließlich eine cura posterior.

Digitized by Google

Wie immer sich die Dinge am Baltikum gestalten mögen, ein Gedanke tritt aus dem Chaos, das der Zerfall des mächtigen russischen Reiches hinterlassen hat, schon jetzt immer deutlicher heraus. Die vormals russischen Randstaaten, die sozusagen an der Bruchlinie zwischen Ost und West, zwischen Slawen- und Germanentum liegen: Kurland, Livland, Estland und Litauen haben sich Deutschland zugewendet. Und was das neue Finnland angeht, hat Kriegsminister v. Stein im Reichstage die begründete Hoffnung ausgesprochen, daß Deutschland in ihm einen treuen und zuverlässigen Freund für die Zukunft finden werde. Aller Voraussicht nach wird Finnland berufen sein, gemeinsam mit Deutschland die leitende Stellung an der Ostsee einzunehmen. Alle diese Neugestaltungen haben zu einer gründlichen Verschiebung der Machtverhältnisse im Osten Europas geführt. Der politische Schwerpunkt hat sich merklich verrückt.

Stadt und Land

Von

Landrat v. Thadden Trieglaff

Unsere größten deutschen Dichter haben eine recht verschiedene Auffassung von Stadt und Land gezeigt, wenn sie, und wir dürfen es in diesem Falle wohl annehmen, ihre eigenen Empfindungen, durch ihre dichterischen Gestalten, Schiller durch den Glockengußmeister und Goethe durch seinen Faust äußern ließen. Schillers Meister preist die Stadt, indem er von der heiligen Ordnung rühmt, der

Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet
Und herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden.

Eine nach der Kulturgeschichte durchaus zutreffende Würdigung der Stadt.

Goethe hatte ein innigeres Verhältnis zur Natur und demgemäß zum Lande. So sagt sein Faust im Osterspaziergang:

Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen,
Aus dem hohlen finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnet sich heute so gern,
Sie feiern die Auferstehung des Herrn.
Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebel und Dächern ....
Ich höre schon des Dorfes Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel.
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein.

Digitized by Google

Empfindungen, die, sehr verstärkt, wohl einem Großstädter von heute nicht zu selten aufsteigen werden, wenn er Fabriken, Keller-Hinterhauswohnungen zwischen hohen Häusern und die Widrigkeiten der Fahrten auf der Untergrundbahn hinzudenkt. Wenn auch die moderne Großstadt die Mauern, die hohlen und finstern Tore der alten weit hinter sich gelassen hat, ins Freie kommt der Großstädter durch einen Spaziergang nicht mehr, dazu bedarf es heute weiter und unerfreulicher Bahnfahrten. Kein Geringerer aber als Bismarck hat seiner Abneigung gegen die Großstadt, in der er zu weilen gezwungen war, gegen „die Wüste aus Mauer- und Pflastersteinen" den lebhaftesten Ausdruck gegeben. Und dabei hat gerade seine Liebe zum Lande, zum Walde, ihn dem Herzen unseres Volkes so besonders nahe gebracht. Verstand er es doch, trotz dem größten Dichter, in den meisterhaften Naturschilderungen seiner Briefe an Braut und Gattin uns an diesen seinen höchsten Freuden teilnehmen zu lassen. Wir danken es ihr noch heute, daß sie diese Schätze unserem Volke nicht vorenthalten hat, dessen gemütliche Beziehungen zur Natur seit dem Mittelalter immer inniger geworden sind, und das doch eigentlich so besonders wenig für städtisches Leben prädestiniert zu sein scheint. Denn Babylon und Ninive waren über tausend Jahre schon Trümmerstätten und Rom und Athen über tausend Jahre alt, als unsere Vorfahren erst zur Städtegründung schritten. Noch zu Zeiten des Tacitus siedelten sie sich vielmehr am liebsten bekanntlich einzeln an. Ubi fons aut nemus placuit. Und dann waren „die ungeselligen Wilden" doch imstande, den größten antiken Stadtstaat, das Römische Reich, zu besiegen.

Um so wunderbarer mutet uns die plötzliche Veränderung an, die im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts erst einsetzte, uns in rascher Folge die ersten großen Städte und die ihnen wirtschaftlich so ähnlichen Menschenanhäufungen in den Industriebezirken brachte. Die Entwicklung war eine sprunghafte. Während Schiller und Goethe Großstädte gar nicht kannten, um 1860 herum die ländliche Bevölkerung Deutschlands noch 65 % gegen 35 % in der Stadt aufwies, hatte sich vor dem Kriege das Verhältnis gerade umgedreht. Die Landbevölkerung stürmte in den letzten Jahrzehnten die Städte derart, daß diese selbst hie und da nach Aufhebung oder Beschränkung der Freizügigkeit riefen. Und das Land sah, namentlich im Osten, schweren Herzens seine besten Arbeitskräfte, männliche und fast noch mehr weibliche, auf Nimmerwiedersehen von dannen ziehen, so daß die entstandenen Lücken durch polnische, russische, galizische Schnitter ausgefüllt werden mußten.

Fast parallel zu dieser Landflucht lief nun wiederum auffallenderweise ein Aufschwung unserer Landwirtschaft, der dem gleichzeitigen der Industrie nichts nachgab, nachdem mit dem bessern Zollschutz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse die ländlichen Betriebe wieder lohnend wurden. Und dieser Aufschwung hat uns, genau so wie der der Industrie, den Krieg durchhalten und im Kriege siegen lassen. Man kann ohne Überhebung sagen, daß deutsche Intelligenz und Unternehmungslust in der Landwirtschaft keine geringeren Triumphe gefeiert

Digitized by Google

hat als in der Industrie. Die Verwendung immer verbesserter Maschinen nahm stetig zu. Der Dampf und zuletzt die Elektrizität wurden für Bestellung und Ernte in immer schnellerem Tempo nutzbar gemacht. Und in der Pflanzenzucht, im Meliorationswesen, besonders im Wasserbau, wurden dank der Wassergenossenschaftsgesetzgebung in den letzten Jahrzehnten Fortschritte gemacht, die für die ganze Welt vorbildlich wurden. In den letzten 20 Jahren sind zahlreiche Wassergenossenschaften überall gegründet, deren größte Quadratmeilen umfassen, und die wie in Holland die Beseitigung schädlicher Einwirkung des Meerwassers, andere Binnenentwässerungen zur Aufgabe haben. Die ersten wurden gegen starke Minderheiten der kleineren Besitzer, hie und da durch das Stimmenübergewicht der größeren Flächen, nicht der Personen, erzwungen, während die letzten, nachdem die Erfolge der Erstgründungen zutage lagen, vielfach einstimmig beschlossen wurden. Die Erzeugung schwer transportabler Produkte wie Kartoffeln und Rüben wurde durch ein immer dichter werdendes Netz von Voll- und besonders Kleinbahnen erst ermöglicht, von welch letzteren in einigen 20 Jahren über 400 Kleinbahnunternehmungen in Deutschland ins Leben traten.

Die Folge war im ganzen Lande und besonders im Osten eine Produktionsvermehrung, bei manchen Früchten bis zum Doppelten, derart, daß die deutschen Erträge der wichtigsten Körnerfrüchte per Hektar die französischen bei doch durchschnittlich fruchtbareren Böden und günstigerem Klima erheblich überstiegen. Wenn man vor dem Kriege mit dem fortschreitenden Frühling etwa von Sizilien bis nach Pommern oder Ostpreußen reisen konnte, mußte man den Eindruck gewinnen, daß wirklich hohe Kultur erst in den größeren Betrieben etwa nördlich Weimar einsetzte, und daß diese auf den dürftigen Böden des Ostens noch erfreuliche Saaten zu erzielen imstande war. Auf dem Lande wie in der Industrie hat sich so eine Eroberungslust betätigt, wie sie uns im Gegensatz zu Franzosen und Engländern politisch nur zu fern gelegen hat. Ein berechtigter Eroberungstrieb! Er enthält Schöpferisches, gewiß nicht unmittelbar gehorchend dem göttlichen Befehl der Schöpfungsgeschichte 1. Mose 1, 26, aber doch in Übereinstimmung mit der Weisung: zu herrschen über die Tiere und die Erde sich untertan zu machen. Diese hohe landwirtschaftliche Kultur, die Anreicherung unserer Böden, unsere trefflichen Viehherden, zahlreicher, als sie der gepriesene Süden aufweist, haben uns im Kriege gerettet und haben den Raubbau überhaupt ermöglicht, den wir nun schon im vierten Kriegsjahre haben treiben müssen. Und dabei fiel noch erschwerend ins Gewicht, daß eigentlich alle drei Kriegsjahre Mißernten brachten und das Jahr 1917 im Osten ein Dürrjahr war, wie es seit Menschengedenken nicht erlebt wurde.

Auf der Debetseite des großen Kriegsbuches haben wir schmerzliche Verluste und Zerstörungen von Blut und Gut übergenug zu verzeichnen. Auf der Kreditseite eine steigende gegenseitige Höherbewertung der Bedeutung von Stadt und Land. Gewiß gehen sehr andere Empfindungen auf beiden

Digitized by Google

Seiten nebenher, die jene freundlicheren je länger je mehr zu überwuchern drohen. Der Krieg, die feindliche Einschnürung hat uns aneinandergepreßt. Und wenn mit seiner Dauer auch das erhebende wundervolle Gefühl der ersten Kriegswochen: wir sind endlich ein einig Volk von Brüdern, nicht mehr in der ursprünglichen Stärke vorwaltet, das gegenseitige Interesse von Stadt und Land hat sich mit der Kriegsdauer wohl eher noch verstärkt.

So strömten die Landleute nach Düsseldorf, um auf die von dort ergangene Einladung zu sehen, wie unsere Industrie das Hindenburgprogramm anfaßte, und schieden in Bewunderung von soviel Hingebung, Unternehmungslust, genialer Erfindungsgabe und pflichttreuer Arbeit hinter der Front für die Front.

Nicht geringer ist mit den steigenden Ernährungsschwierigkeiten das Interesse der Städter für ländliche Verhältnisse, Arbeit und Produktion geworden. Die Suche nach Nahrungsmitteln hat manchen Städter in sonst nie betretene Dörfer, in die Einzelbetriebe und namentlich in die kleinen Betriebe hineingeführt. Sein Interesse galt aber naturgemäß zunächst mehr den Produkten wie der Produktion. Auch das hat aber der Krieg gewandelt. Dem trockenen philiströsen Wagner im „Faust" mit seinem: „Man sieht sich leicht an Feld und Fluren satt," wird man zurzeit kaum begegnen. Auch die Städter haben das keinen Ausflug störende, anhaltende, sogenannte „schöne" Wetter im vorigen Sommer nicht wie sonst wohl begrüßt, vielmehr das Verschmachten der Saaten 1917 mit Bangen beobachtet und sich mit den Landleuten an den Wundern dieses frühen Frühjahrs erquickt. Und nicht zum wenigsten deshalb, weil die Hoffnung auf eine bessere Ernte als die des Vorjahres dadurch täglich wuchs. Der Saatenstand wird mit ganz anderen Augen beobachtet.

Leider ist es auch auf den größeren ländlichen Betrieben nicht möglich, sie wie Fabriken besichtigen zu lassen. Einen Nagel, eine Granate, eine Rolle Stacheldraht kann man entstehen, ja fertig werden sehen. Ehe aus einem Roggenkorn ein zweites wird, vergeht ein ganzes Jahr. Und leider kann man nicht zeigen, daß die Landwirtschaft sich den Kriegsbedürfnissen etwa in dem Maße angepaßt habe, wie die Industrie dazu in der Lage war. Regen und Sonnenschein kommen von oben und lassen sich nicht meistern, unseren Kriegswünschen nicht anpassen. Regen fehlte in allen drei Kriegsjahren, und auch 1918 ist er im Osten vielfach nicht ausreichend gefallen. Die der Landwirtschaft überwiesenen Gefangenen sind weder quantitativ noch qualitativ ein Ersatz der soviel mehr wie der Industrie infolge der stärkeren Einziehung zum Heer durch den Krieg entzogenen heimischen Arbeitskräfte. An ihre Stelle traten Strafgefangene, Zuchthäusler, und die vorhandenen Schnitter entliefen vielfach, ohne wieder eingefangen werden zu können. Die für die Industrie eingestellten Frauen kommen für den Großgrundbesitz nur ausnahmsweise als neu zu gewinnende Arbeiterinnen in Frage, während sie sehr Tüchtiges in den kleinen Betrieben leisten, wo der Betriebsleiter ein-

Digitized by Google

gezogen wurde. Die Landwirte können nicht einmal in der Ernte Nachtschichten einlegen, haben kein Personal, das sie wechseln könnten, können in unserem Klima nur im Garten, sehr selten im Felde, zwei Früchte hintereinander in einem Jahre bauen. Und ihr Vieh bringt im Kriege nicht mehr Junge zur Welt als im Frieden. Sie müssen im Gegenteil mehr oder weniger ergeben — meist weniger ergeben — zusehen, wie die Herden durch die staatlichen Eingriffe zusammenschmelzen, und wie die Felder infolge der Wegnahme der besten unersetzlichen Pferde immer stärker verunkrauten. Die manchem Städter vorschwebende Definition des Landwirts im Kriege: Ein Mann, der mehr ißt, als er darf, und der, was er nicht aufessen kann, im Schleichhandel zu Wucherpreisen verkauft, die Definition trifft in dieser Allgemeinheit nicht, vielmehr nur in gerade von den Landwirten tief beklagten und verurteilten Ausnahmefällen zu. Das, was der Landwirt als Opfer betrachtet und, damit es Wert hat, in der Zwangslage des Krieges und in der Hoffnung auf den Sieg doch freudig dem Vaterlande darzubringen *versuchen* muß, ist der Rückgang der Wirtschaften. Es sind nicht die Abgaben an schlachtunreifem Vieh, sind nicht die unzähligen, die freie Bewegung hindernden Vorschriften, deren Zweckmäßigkeit nicht immer einleuchtet, es ist die Sorge um die Aufgabe, unser Volk *dauernd* zu ernähren, ihm das Durchhalten zu ermöglichen und zu erleichtern. Es geht nicht so, wie es sollte. Nur Bevorzugte haben auskömmlichen Ersatz, etwa durch gute russische Gefangene, haben das Wichtigste, genügend künstlichen Dung, erhalten. Die Mehrzahl sieht die Produktionsmittel schwinden, sieht die Schäden an Gebäuden wachsen, die Maschinen verderben, das Sichverschlechtern des ganzen vielgestaltigen lebenden und noch mehr des toten Inventars. Das sind in der Tat drückende Empfindungen, denn sie berühren das Beste im Menschen, auch des Landwirts, schöpferisches Vorwärtsstreben, das, was man als edle Eroberungslust bezeichnen kann. Die Beschlagnahmen sind es ungleich weniger. Dabei sind diese doch so stark und empfindlich, daß die Bauern wie im Dreißigjährigen Kriege vor den Revisoren mit ganz zulässigen Körnervorräten voll Angst um die nächste Ernte in den Wald geflohen sind. Man wird in der Erfassung der Nahrungsmittel auf dem Lande kaum noch weitergehen können als jetzt, ist wohl bei der Schweineabschlachtung schon zu weit gegangen, denn sie betrifft die kleinsten ländlichen Betriebe, betrifft das Haustier des kleinen Mannes, der durch die in der Folge naturgemäß einsetzenden hohen Ferkelpreise in nur zu begreifliche und besorgniserregende Verbitterung versetzt ist. Ist es doch vorgekommen, daß für das Ersatzferkel 130 Mark gezahlt werden mußte, mehr als er für sein mühsam herangefüttertes, ihm behördlich schlachtunreif abgenommenes Schwein von 150 Pfund erhalten hatte. Die so und besonders noch durch die Eierverordnung hervorgerufene Mißstimmung und die Nahrungssorgen haben leider in diesem Jahre auf dem Lande zu einer starken Verminderung des Angebots von Stellen für *Großstadtkinder* geführt. Im Durchschnitt sind gegen das Vorjahr weniger als ein

Digitized by Google

Drittel dieser Stellen angeboten. Vielfach noch darunter. Das ist um so bedauerlicher, als auf städtischer Seite — und das wäre sonst doch so erfreulich gewesen — die Nachfrage sich verdreifacht hat. Die Schilderung der Kinder über ihren Landaufenthalt, zu Hause und ihren Gefährten in der Schule gegenüber, hatten den Wunsch bei vielen anderen Familien gezeitigt, daß auch ihnen die Wohltat eines längeren Landaufenthaltes zuteil werden möchte. Schrieb doch Herr Oberbürgermeister Wermuth aus Berlin im November 1917, daß man bei einem Gange durch die Berliner Gemeindeschulen noch mit einem Blick erkennen könne, welchen Kindern jene Wohltat zuteil geworden wäre. Diese unleugbaren Erfolge müssen zu dem Entschluß führen, dies Werk zur Förderung von Annäherung von Stadt und Land und gegenseitigen Verständnisses immer wieder in die Hand und auch mit in den Frieden hinüber zu nehmen.

Die Zukunft!

Der Krieg hat auch im Innern Veränderungen gezeitigt, deren Ausmaß und Wirkungen wir vorerst kaum ahnen, geschweige denn übersehen können.

Angesichts der steigenden Nahrungsmittelknappheit ist besonders aus städtischen Kreisen eine staatliche, noch strengere Überwachung der Produktion, ja ein Produktionszwang gefordert worden. Die restlose Erfassung der fertigen Produkte ist schon unmöglich. Man denke nur zum Beispiel an Milch und Eier, die sich jeder Registrierung entziehen, und aus dem Eimer, aus dem Nest getrunken werden können. Die Produktion wird nur durch freien Entschluß, durch den Vorteil, den zu erhoffenden Gewinn angeregt, dem Zwang gehorcht sie nicht. Schon weil sich weder Intelligenz des Betriebsleiters, noch die Arbeitskräfte liefern, festhalten oder kontrollieren lassen. Vor dem Kriege sagten die Engländer von uns, wir seien eine Nation, in der die eine Hälfte die andere examiniere. Würde der Produktionszwang eingeführt, so würde wohl wieder eine Hälfte der Nation Kontrollbeamte und Strafrichter werden müssen. Die Strafanstalten würden noch voller werden, als sie es jetzt schon leider geworden sind auf der Basis der Vergehen gegen die Kriegsverordnungen. Die Verhältnisse außerhalb der Strafanstalten würden sich dann aber von denen innerhalb nicht wesentlich unterscheiden. Und erreichen würde man, das lehren die denkwürdigen Versuche in der französischen Revolution, kein Plus, sondern ein vernichtendes Minus.

Man hat ferner einer sofort mit Friedenschluß ins Werk zu setzenden starken Aufteilung des Großgrundbesitzes zum Zweck der Ansiedlung der Kriegsbeschädigten das Wort geredet und damit Wasser auf die Mühlen jener geleitet, die die Einschränkung des Großgrundbesitzes auch schon vor dem Kriege mehr oder weniger lebhaft und radikal auf ihre Fahne geschrieben

Digitized by Google

hatten. Für das sogenannte Ostelbien ist der Großgrundbesitz nicht entbehrlich. Er hat im Kriege seine Existenzberechtigung dadurch erwiesen, daß die behördlich erfaßten Ablieferungen des Großgrundbesitzes, auf den Hektar berechnet, die des Kleingrundbesitzes erheblich, in manchen Früchten um ein Mehrfaches überstiegen haben.

Eine Aufstellung der Ernteergebnisse des Jahres 1916/17 im Kreise Greifenberg von je 4000 Hektar von Gütern und Gemeinden, im Augustheft 1917 der „Deutschen Revue" erschienen, hat Interesse erweckt. Ich habe daher eine solche erweiterte Aufstellung für den ganzen Kreis Greifenberg und für das Wirtschaftsjahr 1917/18 veranlaßt. Ganz vollständig ist auch diese Liste deshalb nicht, weil — man kann wohl sagen, zum Glück — noch nicht alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse behördlich erfaßt sind und durch die Bücher der Kreiswirtschaftsstellen gehen.

Es fehlen, um das Wichtigste zu nennen, die Haupterzeugnisse der Schafzucht, die Wolle, für die bei den Gütern und Gemeinden etwa 10 Mark per Schaf, also zirka 70 000 Mark bzw. 40 000 Mark zugeschrieben werden könnten; es fehlen die Erzeugnisse des Gartenbaus, es fehlen Gemüse und Obst, Jagd, Fischerei und die Geflügelhaltung. Der Allgemeinheit werden Gemüse und Obst mehr von den Gütern, Geflügel und Honig, den Mehrbeständen entsprechend, mehr von den Gemeinden zugeführt sein, während sich die Erzeugnisse der Kleintierzucht — Ziegen und Kaninchen — etwa die Wage halten werden. Da der Kreis, wie die Mehrzahl der östlichen Kreise, entfernt von großen Städten liegt, sind diese Nebenbetriebe aber von untergeordneter Bedeutung. Die Jagd hat im Kriege sehr gelitten. Die Erträge sind überall so zurückgegangen, daß Treibjagden — wenn überhaupt — nur im beschränkten Umfange und mit Resultaten stattgefunden haben, die unter der Hälfte der Friedensergebnisse bleiben. Fasanen und Rebhühner und wilde Kaninchen sind bis auf geringe Reste verschwunden. Ins Gewicht fallende, den Bedarf der Selbstversorger übersteigende Erträge sind daher nirgends erzielt worden und nur wenige tausend Hasen auf den Markt gekommen. Die Forsterträge im Kreise sind nicht bekannt und daher nicht berücksichtigt. Die Landgemeinden haben nur kleine, den Eigenbedarf nicht befriedigende Feldhölzer. Es ist auch nur eine kleine Königliche Oberförsterei mit 7230 Morgen vorhanden. Nur die Städte — (Greifenberg 1412 Morgen, Treptow 1900 Morgen) — und nur drei Güter haben 1000 Morgen übersteigende, zusammenhängende Waldungen — die Güter insgesamt nur 11 448 Morgen = 2862 Hektar.

Der Kreis Greifenberg umfaßt 71 720 Hektar. Dieses Gesamtareal verteilt sich auf

		ab: Waldung	bleibt Anbaufläche
79 Gemeinden mit	40 975 Hektar	ca. 200 Hektar	40 775 Hektar
47 Güter „	24 399 „	4 692 „	19 707 „
2 Städte „	6 346 „	829 „	5 517 „
zusammen	71 720 Hektar	5 721 Hektar	65 999 Hektar

Digitized by Google

Nach der Viehbestandserhebung am 1. Juni 1917 war ein Bestand an Schlachtvieh vorhanden von:

	Städte	Gemeinden	Güter	Bemerkungen: Außerdem waren vorhanden	Bemerkungen: Gesamtbestand
Schweine . .	3278	14381	4868	6493 Ferkel unter 8 Wochen	29119
Rinder . . .	1391	14339	5828	5462 Stück Jungvieh	27020
Kälber . . .	306	3314	814	—	4434
Schafe . . .	171	4338	7337	5436 Schaflämmer	17277

Nach der Viehbestandserhebung am 1. Juni 1918:

	Städte	Gemeinden	Güter	Bemerkungen: Außerdem waren vorhanden	Bemerkungen: Gesamtbestand
Schweine . .	1087	3936	1919	4857 Ferkel unter 8 Wochen 169 Zuchteber, ½—1 Jahr 1125 Zuchtsauen, ½—1 Jahr 97 Zuchteber, 1 Jahr und älter 2006 Zuchtsauen, 1 Jahr u. älter	15096
Rinder . . .	1566	15098	5915	—	22579
Kälber . . .	141	1573	466	2507 Kälber, 6 Wochen bis 3 Monate	4687
Schafe . . .	213	4568	7522	6939 Schafe und Schaflämmer unter 1 Jahr	19239

An Schlachtvieh ist abgeliefert:

	Städte	Gemeinden	Güter
Schweine	1105	8033	1170
Rinder	476	5723	2418
Kälber	238	2944	165
Schafe	38	379	1061

Aus der abgelieferten Schlachtviehmenge ergibt sich eine Einnahme von

Städte . . .	407911,56 Mark,	mithin auf	1	Hektar	64,27	Mark
Gemeinden . .	4158633,65 „	„ „	1	„	101,49	„
Güter	1509005,44 „	„ „	1	„	63,83	„

Die Gesamtablieferung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen brachte folgende Einnahme:

	a) Gemeinden	b) Güter	c) Städte
Brotgetreide . . .	1457675,07 Mark	1583251,01 Mark	211301,93 Mark
Gerste	15176,81 „	68094,73 „	1329,13 „
Hafer	55777,15 „	202511,27 „	12449,32 „
Hülsenfrüchte . . .	4277,10 „	15314,71 „	80,70 „
Gemenge	3659,96 „	1818,44 „	367,19 „
Kartoffeln	1260623,52 „	1434070,56 „	112276,32 „
Zuckerrüben	26322,50 „	625992,50 „	13140,00 „
zusammen	2823512,11 Mark	3931053,22 Mark	350944,59 Mark
Vieh			
Schweine	1188000,37 Mark	172446,30 Mark	158412,80 Mark
Kälber	309679,36 „	13868,25 „	19808,74 „
Schafe	22394,77 „	95797,69 „	3061,66 „
Rinder	2638589,15 „	1226893,20 „	226628,36 „
zusammen	6982175,76 Mark	5440058,66 Mark	758856,15 Mark

Digitized by Google

Auf den Hektar als Gesamtleistung der Gemeinde entfallen bei einer Einwohnerzahl von 0,405 Personen 170,40 Mark. Auf den Hektar als Gesamtleistung der Güter entfallen bei einer Einwohnerzahl von 0,308 Personen 222,96 Mark. Die Güter haben daher 30,85 % mehr geliefert als die Gemeinden. Rechnet man die zur Selbstversorgung erforderlichen Mengen Brotgetreide hinzu, so ergibt sich bei

	Gemeinden	Gütern
Betrag	6982175,76 Mark	5440058,66 Mark
zuzüglich der Gemeinden mit 15136,550 D.-Ztr. mit	420341,99 „	—
zuzüglich der Güter mit 6864,783 D.-Ztr. mit	—	190635,77 „
zusammen	7402517,75 Mark	5630694,43 Mark
Ertrag pro Hektar	180,66 „	230,78 „

Die Güter haben daher 27,74 % mehr geliefert.

	Zahl der Selbstversorger	Zahl der Versorgungsberechtigten	Menge, die zur Selbstversorgung gebraucht wird
Städte . . .	1138	15469	1038,425
Gemeinden . .	16588	—	15136,550
Güter . . .	7523	—	6864,738
zusammen	25249	15469	23039,713

Die Aufstellung ergibt, wie stark in die Viehbestände an Schweinen und Rindern eingegriffen werden mußte, so daß die Viehzählung vom 1. Juni 1918 gegen die vom 1. Juni 1917 einen Rückgang aufweist.

Das Jahr 1917 brachte eine Mißernte in Hafer und Gerste. Von Hafer wurden von den Gemeinden nur ¼ Zentner, von den Gütern nur 1 Zentner auf den Morgen abgeliefert; im Jahre 1916 von beiden das Fünffache. Das Ergebnis des Jahres 1917 ist also für die vorwiegend Zerealien bauenden Güter besonders ungünstig, da nur die Kartoffeln eine gute Ernte brachten.

Die Zusammenstellung ergibt aufs neue, daß der Kleingrundbesitz mehr Vieh auf das Hektar hält und dementsprechend mehr abliefert, während die sämtlichen Feldfrüchte bei dem Großgrundbesitz, auf das Hektar berechnet, die höheren Erträge und damit die höheren Gesamterträge geben. Mit welchen Unkosten diese Produktion für die einzelnen Betriebe verknüpft ist, wird sich viel schwerer einwandfrei ermitteln lassen und wohl nur bei einzelnen Großbetrieben mit genauer Buchführung möglich sein und versucht werden können. Die Betriebe unter 1000 Morgen führen nur selten derartige Bücher, die eigentlichen Kleingrundbesitzer in keinem einzigen Falle. Beides wird im Osten überall ähnlich der Fall sein.

Deutschland braucht beide für seine Ernährung, Klein- und Großgrundbesitz. Es kommt für die Zukunft nur darauf an, beide im richtigen Verhältnis zueinander zu halten. So gibt es Großbetriebe, deren Aufteilung zu begrüßen ist, wenn sie so groß sind und so mangelhaft bewirtschaftet werden, so rasch von einer Hand in die andere gegangen sind, daß sie als vorteilhaft für die Gesamtheit nicht angesehen werden können.

Möglichste Vielseitigkeit, auch in der Besitzverteilung, ist für uns Deutsche das Richtige, die wir schon unsere bunte Länderkarte, unser Gemisch von größeren, kleinen und kleinsten Staaten mit wohlwollendem Lächeln betrachten. Bei geringen Böden im Osten dürfte schon zur Erhaltung des klimatisch so wichtigen Waldes etwa ein Drittel Großgrundbesitz, bei guten

Digitized by Google

Böden auch darunter, das günstigste Verhältnis sein. Vor zwanzig Jahren waren es hier im Kreise noch zehn Güter mehr. Ein Fünftel ist in der kurzen Zeit parzelliert, und zwar sind diese Parzellierungen sämtlich behördlich gefördert. Es verschwanden nämlich mäßig bewirtschaftete Güter, die meist schon öfter ihren Besitzer gewechselt hatten, und durchweg gut gehende Rentenkolonien traten an ihre Stelle. Was jetzt an Gütern geblieben ist, im Höchstfalle 5000 Morgen Acker in einer Hand, wird nun aber gut, in vielen Fällen derart vorbildlich bewirtschaftet, daß die günstige, anregende Einwirkung auf die an- und umliegenden Bauern unverkennbar ist. Nach einer dreißigjährigen Beobachtung als Landrat würde m. E. eine zu starke Herabminderung oder gar ein Verschwinden des Großgrundbesitzes im Osten einen kulturellen Rückschritt zur Folge haben. Wir können größere Besitzer, Männer in gesicherter, äußerlich unabhängiger Lebenslage, mit etwas weiterem Horizont in der Selbstverwaltung, in den Ehrenämtern gar nicht entbehren. Schon nicht in den Kreistagen, in denen solche Männer für größere wirtschaftliche Unternehmungen des Kreises leichter zu gewinnen sind als die vielfach zu lokal orientierten Vertreter der kleinen Städte und Bauern. Eine völlige Vertreibung des mittleren und kleineren sogenannten Großgrundbesitzes — Latifundien wird nicht das Wort geredet — würde den landwirtschaftlichen Fortschritt, den wir dringend brauchen, hemmen. Der an landschaftlichen Reizen arme Osten würde, malerisch betrachtet, schwere Einbußen erleiden. Zunächst würde der Wald, würden die alten Bäume an den Feldrändern, an den Straßen verschwinden und höchstens auf den Kirchhöfen erhalten bleiben. Der Bauer im Osten entfernt solche Bäume fast wie der Italiener. Und um die kleinen kulturellen Mittelpunkte in den Gutshäusern wäre es auch schade. Die bescheidenste Schönheits- und Geistespflege des Ostens würde auf dem Lande ganz auf die sehr zerstreuten Pfarrhäuser beschränkt bleiben, und das Land, wenn es ganz von Rentengutskolonien überzogen würde, in große Gefahr geraten, in Schablone und unpoetische Einförmigkeit zu verfallen. Und schließlich haben viele unserer aktiven Offiziere ihre Heimat auf dem Lande. Die Leutnants, die uns heute noch keine Nation nachmacht. Freilich haben gerade die Regimenter, deren Offiziere sich vorwiegend vom Lande rekrutieren, schwer gelitten. So sind ganze ländliche Familien ausgestorben oder dem Aussterben nahe. Schwere Verluste haben alle erlitten. Augenblicklich entbehren hier zehn größere Güter, und das sind fast alle um Greifenberg herum, der Leitung durch Männer. Es sind nur Witwen da oder kriegsverlassene Frauen an die Stelle getreten.

Wie der ländliche Großbetrieb, abgesehen von diesen Einbußen, nach dem Kriege bei sich noch verschärfender Arbeiternot erhalten bleiben soll, ist noch eine offene Frage, denn auch sonst werden von den vom Lande Eingezogenen nur allzuviele nicht wiederkehren. Die russischen Gefangenen werden auf Nimmerwiedersehen abziehen und auch die polnischen Schnitter sich nicht halten lassen und nicht wiederkommen. Für die Zukunft wird deshalb auch auf dem Lande

Digitized by Google

die wichtigste Aufgabe — übrigens ebenso wie in der Stadt — die Verbesserung der Arbeiterwohnungen sein. An dieser Stelle kann sich das Land der Stadt überlegen zeigen. Und das gleiche wird bei den Naturallöhnen der Fall sein, die das Fundament des ländlichen Lohnes bilden und zurzeit wie nach dem Kriege einen sehr viel höheren Wert auch in den Augen der Empfänger darstellen werden. Geräumige warme Wohnungen, saubere Ställe zur Haltung von Kleinvieh, gutgepflegte Leutekühe, reichliches Gartenland, reichliche Obstbäume, gut gedüngtes Kartoffel-, Lein- und Wrukenland werden am ersten noch die Arbeiter auf dem Lande erhalten. Sicherer noch als die Rentengutskolonien, bei denen, bisher wenigstens, die zweiten und dritten Söhne noch keine Neigung zeigen, auf den größeren Bauernhöfen und Gütern der Umgegend Arbeit zu nehmen, und sicherer als so kleine Eigenwirtschaften der Arbeiter, daß sie infolge der Kleinheit zur Lohnarbeit genötigt sind. So kleine Wirtschaften sind im Gegensatz zu Industriegegenden auf dem Lande nicht begehrt, weil sie den Arbeiter zu sehr an dieselbe Stelle fesseln, wie die öfters gemachten praktischen Versuche beweisen.

Wenn Hindenburg maßgebend und ehrend gesagt hat, daß ihm das Land die körperlich und seelisch tüchtigsten Soldaten geliefert habe, so muß das für das ganze Land eine neue Mahnung sein, diese Kräftequelle nicht versiegen zu lassen.

Ohne Munition können die tapfersten Soldaten nichts ausrichten. Das war im Dezember 1914 die ungeheure Gefahr, als unsre Salpetervorräte zur Neige gingen. Da setzte unsere chemische Industrie ein mit ihrem Stickstoff aus der Luft und rettete das Vaterland. Im Vorjahr führte die Schwerindustrie das die Westoffensive erst ermöglichende Hindenburgprogramm durch. Bei unsern Gegnern richteten auch die massenhafteste Munition, die schwersten Geschütze, die sie aus der ganzen Welt bezogen, nichts aus gegen die Standhaftigkeit unserer Helden, die nun wieder zeigen, was *sie*, mit den nötigen Hilfsmitteln ausgerüstet, im felsenfesten Vertrauen auf ihre Führer und den Sieg leisten können.

Deutschland braucht beides, Stadt und Land, die Bauernhöfe wie die Güter, kann nichts davon entbehren. Aber das Land muß wieder mehr zu dem werden, was Faust auf dem Dorfe zu finden glaubte: Hier ist des Volkes wahrer Himmel — und zwar nicht nur in den Augen der größeren Besitzer selbst oder der zur Erholung uns wieder besuchenden Tausenden von Stadtkindern, sondern auch in den Augen — und das wird das Entscheidende sein — in den Augen unserer Landarbeiter selbst. Hier erwarten nach dem Kriege den Großgrundbesitzer und Großbauern schwere Aufgaben, die nicht ohne Opfer werden gelöst werden können — wie alles, was irgendwelchen Wert, irgendwelche Dauer haben soll. Es gehören dahin Reformgasthäuser, Gemeindehäuser, Diakonissenstationen, Krippen und dergl., die alle über freilich vielversprechende, aber durch den Krieg gestörte Anfänge noch nicht hinausgekommen sind. Daran müssen wir alle arbeiten.

Digitized by Google

Über dem Hanseatischen Schiffahrtshause in Bremen steht der stolze Spruch: „Navigare necesse est, vivere non est necesse.“ Schiffahrt ist not, leben ist nicht nötig. Ins binnenländisch derb Preußische übersetzt: Nötig ist es, seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit zu tun. Das ist es: seine nächstliegende tägliche Pflicht zu erkennen und zu tun *versuchen*, müssen wir demütig hinzufügen — das sollen wir jeder einzelne. Für unser ganzes Volk in Stadt und Land, an der Front und hinter der Front heißt die Losung jetzt: Vivere non est necesse, vincere necesse est. Siegen müssen wir. Und eine Mutter, die ihren einzigen tapferen Fliegersohn hatte hingeben müssen, schrieb nicht weniger heldisch wie er, der todwund, *gern* zu sterben bekannt hatte: Wir werden siegen. Das konnte sie schreiben: „Wir werden siegen,“ und sie meinte dabei auch den Sieg im schmerzdurchwühlten Innern. Mit solchen Söhnen und Müttern *werden* wir siegen!

Hannibal-Hindenburg

Umfassungsschlachten einst und jetzt

Von

Dr. Freiherrn v. *Friesen*

„Das Ziel des Krieges ist die Niederwerfung des Feindes; den Anfang hierzu soll ein großer Sieg über die feindliche Streitmacht und ihre Zertrümmerung bilden“ — also lehrt Clausewitz. Zwei Jahrzehnte vor ihm schon hatte ein Größerer in den Gefilden Norditaliens wie später bei Austerlitz, Jena, Ulm das Wort des preußischen Generals zur Tat gemacht. Aber auch Bonaparte hat einen Vorgänger in dem zwei Jahrtausende vor ihm lebenden genialen Karthager Hannibal gehabt. Hannibal, Bonaparte, Hindenburg — sie haben alle bei ihrer Kriegführung die Vernichtung des Gegners durch entscheidende Schläge als suprema lex vor Augen gehabt.

Die Art, in der die drei ihre vernichtenden Schläge führten, ist nicht durchweg die gleiche: während der französische Cäsar die Durchstoßung der feindlichen Linie mit an einem Punkte versammelten überlegenen Kräften bevorzugt hat — Jena wie Austerlitz sind Durchbruchsschlachten gewesen —, zeigen die gewaltigsten Siege des Puniers ebenso wie die unseres großen Volkshelden meist das ausgesprochene Bild der Umfassungsschlacht.

Der im Gefecht am Ticinus geschlagene Konsul Scipio hatte, mit Rücksicht auf die überlegene Reiterei des Gegners die nördliche Po-Ebene meidend, bei Placentia eine feste Stellung bezogen und sich hier mit dem aus Sizilien herbeieilenden Amtsgenossen Sempronius vereinigt. Der westlich der Trebia stehende karthagische Feldherr wünschte dringend, noch vor Ablauf des Jahres — es war im Dezember 218 v. Chr. — eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Digitized by Google

Der von Livius als hitzig und keck bezeichnete Charakter des Sempronius, welch letzterer an Stelle des verwundeten Scipio den alleinigen Oberbefehl führte, verhalf dem klugen Gegner zur Erfüllung seines Wunsches. Wie alle bedeutsamen Feldherren der Weltgeschichte — man denke beispielsweise an König Friedrich und Daun, an Bonaparte und Erzherzog Karl — pflegte auch der große Punier mit den persönlichen Schwächen des gegnerischen Führers zu rechnen. Seine Berechnung sollte zutreffen: durch Scheinangriffe der numidischen Reiterei läßt der Römer sich verleiten, sein Heer durch den eiskalten Fluß auf das linke Ufer der Trebia vorzuführen. Seinen mehr als 40000 Streitern hatte Hannibal nur etwa 30000 gegenüberzustellen. Den tiefgegliederten Legionen wird deshalb das punische Fußvolk in verhältnismäßig dünner Linie entgegengestellt. Zur Verstärkung dienen etwa zwanzig Elefanten. Die Entscheidung liegt auf den Flügeln, wo die an Zahl und Tüchtigkeit überlegene Reiterei den Feind werfen und umfassen soll, und weiter bei einem im Rücken der Römer versteckten, etwa zweitausend Mann zu Fuß und zu Pferd zählenden Korps unter Mago.

Der Verlauf des Kampfes entspricht der genialen Anlage: während in der Mitte die römischen Legionen unaufhaltsam vordringen, werden sie von beiden Seiten von der Reiterei Hannibals, nachdem sie die römische leicht geworfen, umfaßt. Der derart zusammengedrängten Masse des römischen Fußvolks fällt überdies die unvermutet vorbrechende Abteilung Magos in den Rücken. Nur etwa zehntausend Legionäre vermögen tapfer kämpfend in frontalem Angriff sich durchzuschlagen; der Rest des konsularischen Heeres deckt das Schlachtfeld.

Eine vernichtende Umfassungsschlacht war geschlagen worden.

Der Sommer des nächstfolgenden Jahres brachte Rom eine noch schwerere Niederlage. Auch die Schlacht am Trasumenischen See zeigt, besonders mit dem bei Torricella vorgeschobenen, dem Feinde das Entkommen aus dem verderblichen Strandpaß wehrenden Riegel, Merkmale einer Umfassungsschlacht. Die Niederlage des Flaminius ist aber unseres Erachtens zu ausgeprägt das Ideal einer glänzend durchgeführten Überfallsschlacht im großen Stile, als daß wir sie hier näher besprechen möchten.

Vorbildlich für alle Umfassungsschlachten der vorchristlichen Kriegsgeschichte bleibt Cannae. War der Karthager schon an der Trebia der numerisch Schwächere gewesen, so hatte er hier dem fast 80000 Streiter zählenden Gegner nur wenig mehr als die Hälfte entgegenzustellen. Um so mehr muß es das Interesse erregen, wie er die vernichtende Schlacht anlegte und durchführte.

Der Konsul Terentius Varro, hitziger noch und unbesonnener als weiland Sempronius und Flaminius, läßt sich, ungeachtet der üblen Erfahrungen mit der gegnerischen Kavallerie am Ticinus, an der Trebia, am Trasumenus, verleiten, die ihm angebotene Schlacht in der Ebene rechts des Aufidus anzunehmen. Wieder bilden hier Hannibals Reiter die Flügel der karthagischen Aufstellung. Ihnen fällt die Aufgabe zu, den Kampf zu eröffnen und die

Digitized by Google

Umfassung vorzubereiten, während sein Mitteltreffen der Feldherr dem Gegner versagt. Hier hat er die Gallier und Hispanier zu einem Keil (cuneus) zusammengefaßt, der aber von staffelförmig aufgestellten Abteilungen gebildet wird, mithin innen hohl und dem römischen Fußvolk an Stärke nicht annähernd gewachsen (Livius sagt nimis tenuis) ist. Auf beiden Seiten unterstützen diesen Keil die afrikanischen Fußtruppen, die Elite des Heeres. Ihnen fällt in der Schlacht eine ausschlaggebende Aufgabe zu. Der Karthager weiß, daß in der Mitte der gefährdetste Punkt seiner Aufstellung zu suchen ist, und kommandiert deshalb hier in Person. Dem Gegner ist die eigenartige Aufstellung durch vorgesandtes leichtes Fußvolk völlig verschleiert worden. Die römische Infanterie hatte bei Cannae noch nicht, wie Kromayr treffend bemerkt, die selbständige Bewegungsfähigkeit wie etwa zur Zeit Cäsars, bildete vielmehr eine große aneinanderklebende Masse — und das wurde ihr zum Verderben.

Wie an der Trebia beginnt der Kampf mit einem siegreichen Vorstoß der karthagischen Reiterei auf den Flügeln. In der Mitte dagegen dringen die Legionen, nach tapferem Widerstande seitens der Gallier, unaufhaltsam vorwärts, so daß allmählich aus dem cuneus (Keil) ein sinus (Einbuchtung) wird. Der kritische Augenblick ist gekommen. Da schwenken auf beiden Seiten die Afrikaner, etwa 6000 Mann, unterstützt von den leichten Fußtruppen, gegen die Legionen ein. Noch versucht der Konsul Ämilius Paullus auf dem rechten Flügel das Treffen wiederherzustellen, indem er die römischen Reiter absitzen und zu Fuß kämpfen läßt — ein für das Altertum gewiß seltenes und bemerkenswertes Manöver. Hannibal soll, als er hiervon erfuhr, gesagt haben: „Noch besser, wenn er sie mir gebunden liefert." Aber nicht lange vermögen sie Hasdrubals schwere Reiter aufzuhalten. Siegreich die Gegner überreitend, fallen sie den Legionen in den Rücken. Die Einkreisung ist vollendet. Fast 50000 Römer erliegen dem jetzt beginnenden Morden, unter ihnen der Konsul Ämilius, der frühere Konsul Servilius und Minucius, der Magister equitum des Vorjahres. Gegen 20000 wurden gefangen, nur etwa 10000 schlugen sich durch. Der Verlust des Siegers wird auf nicht mehr als 5700 angegeben. Rom hatte kein Heer mehr.

Einundzwanzig Jahrhunderte nach der Katastrophe von Cannae sehen wir von Wilna auf Königsberg zu eine gewaltige russische Armee in Ostpreußen einbrechen, eine zweite vom Narew aus in nordwestlicher Richtung auf Neidenburg, Hohenstein. Die schwachen preußischen Streitkräfte haben zurückgenommen werden müssen.

Da trifft am 23. August 1914 der neuernannte Oberfeldherr, Generaloberst v. Hindenburg, Verstärkungen mit sich führend, ein. Die Vereinigung der zwei feindlichen Heere muß unter allen Umständen verhindert werden. Eile tut not. Der Feldherr beschließt, zuerst die südliche, die Narew-Armee, und zwar vernichtend, zu schlagen. Bei der numerischen Überlegenheit des Gegners und dem schwierigen, von Seen und Wäldern durchschnittenen Ge-

Digitized by Google

lände keine leichte Aufgabe. Seine Lage wie ſein Entſchluß erinnern an die des Generals Bonaparte im Jahre 1796, als er durch ſchnellen Vorſtoß die Vereinigung der unter Beaulieu bei Aleſſandria ſtehenden Öſterreicher und der Piemonteſen am Tanaro hindert und beide nacheinander entſcheidend ſchlägt. Bonapartes Lage war inſofern günſtiger als die Hindenburgs, als die ihm nunmehr entgegenſtehenden einzelnen Heerkörper numeriſch unterlegen waren, während die Narew- wie die Wilna-Armee, jede einzeln, noch über mehr Streitkräfte verfügte als der deutſche Feldherr. Auf fünf Armeekorps und fünf Kavalleriediviſionen hat der Sieger von Tannenberg die Armee Samſonows (2.) angegeben.

Gegenüber dem auf der Linie Mlawa—Ortelsburg in nordweſtlicher Richtung vorrückenden, eng zuſammengefaßten ruſſiſchen Heere wird das deutſche von Wartenburg bis Zielun aufgeſtellt. Der äußerſte linke Flügel hat bereits zur Umfaſſung eine ſüdſüdöſtliche Front. Zur Abwehr eines eventuellen Vorſtoßes der 1. ruſſiſchen Armee kann nur eine Kavalleriediviſion nördlich Biſchofsburg verwendet werden. Ganz wie bei Cannae ſoll der Gegner durch Verſagen der eigenen Mitte zu maſſiertem Vorſtoß daſelbſt veranlaßt und alsdann eingekreiſt werden. Während deshalb das zwiſchen Hohenſtein—Gilgenburg ſtehende 20. Korps langſam vor den vordrängenden Ruſſen zurückweicht, gehen das 1. Korps ſüdweſtlich Gilgenburg, das 17. Korps und das 1. Reſervekorps nördlich Hohenſtein und nordöſtlich Allenſtein umfaſſend vor. In wildem Kampfe nur, unterſtützt von ſchwerſter Artillerie, vermag das Zentrum zwiſchen Hohenſtein—Oſterode ſtandzuhalten, bis der 20. Auguſt die völlige Umfaſſung des Gegners und die Entſcheidung bringt. Nur im Südoſten bleibt dem Ruſſen eine ſchmale Lücke zum Entweichen. Sein Heer iſt nach dreitägiger Schlacht völlig vernichtet; gegen 90 000 Gefangene und das geſamte Artilleriematerial fallen dem Sieger in die Hände. Der Feldherr iſt tot.

Die größte Vernichtungsſchlacht der Weltgeſchichte nennt Hermann Stegemann die Tannenberger Kataſtrophe. Als ein „zweites Sedan“ hat ein bekanntes Blatt Tannenberg bezeichnet; ein „zweites Cannae“ wäre richtiger geweſen.

Noch aber hatte der von ſeinem dankbaren König zum Generaloberſt beförderte Sieger die ſchwere Aufgabe, den Kampf gegen die Armee Rennenkampfs zu löſen. Der ruſſiſche Kommandierende war, nach anfänglichem Vorrücken von Wilna über den Njemen in weſtlicher Richtung, während der Tannenberger Schlacht untätig in Inſterburg verblieben, zog aber bei der Nachricht von der furchtbaren Niederlage ſeine teilweiſe bis Königsberg vorgetriebenen Truppen auf einer über 100 Kilometer gerade verlaufenden Linie zuſammen, deren rechter Flügel an das Kuriſche Haff, unweit Labiau, der linke an die Maſurenſeen ſich anlehnte.

Hindenburg hatte, ſoweit dies während der an der Marne tobenden Kämpfe tunlich war, Verſtärkungen aus dem Weſten erhalten; insbeſondere wurde ſein Mangel an Reiterei durch die aus Lothringen herbeigeholte, aus-

Digitized by Google

drei Brigaden bestehende 8. Kavalleriedivision behoben, die dann wesentlich zur vernichtenden Umfassung beigetragen hat. Wie ein höherer Reiteroffizier von einem persönlichen Gespräche mit dem großen Strategen dem Schreiber dieses berichtet, hatte Hindenburg, ähnlich wie Napoleon, König Friedrich, Hannibal, ohne selbst Kavallerist zu sein, ein in die Einzelheiten gehendes Interesse und unfehlbaren Scharfblick für die Reiterei und ihre Verwendung.

Der Wilna-Armee Rennenkampfs war vom Sieger das gleiche Schicksal zugedacht wie der Samsonows. Die gegebenen Umstände aber waren hier nicht die gleichen; insbesondere erforderte die östlich Lyck stehende, auf drei Armeekorps geschätzte russische Reservearmee noch besondere Berücksichtigung. Entsprechend war der Schlachtplan des Feldherrn ein wesentlich anderer als der bei Tannenberg: nicht beide feindliche Flügel gleichzeitig, sondern nur seine linke Flanke sollte überlegen angegriffen und umfaßt werden, während in der Mitte, zwischen Angerburg und Allenburg, wie auf dem nördlichen Teile des Schlachtfeldes der Kampf vorerst hinhaltend zu führen war.

Wir werden hier lebhaft an des großen Königs Schlachtplan bei Leuthen, an Napoleon bei Friedland, wo Mitte und linker Flügel Bennigsens Angriff auswichen und der rechte Flügel unter Mortier unerwartet den entscheidenden Stoß führte, wie endlich an die schiefe Schlachtordnung des Epaminondas erinnert.

Auch im Kampfe gegen die Rennenkampf-Armee entsprach die Durchführung völlig der genialen Anlage.

Östlich und zwischen den großen Masurenseen (die, wie bemerkt, die linke russische Flanke deckten) dringen die in Gewaltmärschen herangeführten Divisionen in nördlicher Richtung vor. Um dem Stoß die erforderliche Gewalt zu geben, haben nur schwache Kräfte die Deckung gegen die Grodnow-Armee — ähnlich wie wenige Tage vorher gegen die Wilna-Armee — übernommen. Der Gegner wird umfaßt und trotz tapferer Gegenwehr auf Gumbinnen in Unordnung zurückgeworfen. Die Niederlage des linken Flügels wirkt mit auf die russische Mitte und den rechten Flügel, die beide unterdes lebhafter angegriffen worden sind. Nicht lange, so strömt das ganze russische Heer flüchtend auf Gumbinnen und Insterburg zu. Unterdes hat der nichts aus dem Auge lassende Oberfeldherr die zwei sächsischen Reiterbrigaden auf Goldap, in den Rücken des Gegners, vorgehen lassen, die dort in scharfem nächtlichem Gefecht den Rückzug des Russen in östlicher Richtung verhindern. Diese Abriegelung, die naturgemäß die Verwirrung unter den geschlagenen Massen erheblich steigert, hat Ähnlichkeit mit Hannibals Riegelstellung bei Torricella am Trasumenus.

Mit vollberechtigtem Stolze konnte der jedem napoleonischen Bombast fremde Sieger seinen tapferen Truppen verkünden, daß die Wilna-Armee in zweitägigem Kampfe nicht nur geschlagen, sondern zerschmettert sei. War infolge der nicht so vollkommen wie bei Tannenberg durchgeführten Einkreisung die Menge der Gefangenen und der sonstigen Beute nicht so hoch

Digitized by Google

wie dort, so war der strategische Erfolg um so größer: Ostpreußen war vom Feinde gesäubert, Litauen und Polen standen dem Sieger zum Einmarsch offen.

Daß nach dem Siege Generaloberst v. Hindenburg von der Stadt Königsberg zum Ehrenbürger, von der Danziger Technischen Hochschule zum Ehrendoktor ernannt wurde, zeigt, daß man, im Osten wenigstens, die gewaltige Bedeutung der Schlacht zu erkennen vermochte.

Wenn ein verstorbener Militärschriftsteller Vergleiche zwischen antiken und modernen Schlachten wegen der von Grund aus verschiedenen Verhältnisse als untunlich bezeichnet, so ist dem nur beschränkt beizupflichten: mit Elefanten hat allerdings Hindenburg bei Tannenberg seine schwachen Linien nicht verstärkt, während umgekehrt Hannibal nicht, wie bei Osterode, mit überlegener Artillerie den Gewaltstoß der römischen Legionen zu paralysieren vermochte; hatte in der Masurenschlacht das Schlachtfeld eine Ausdehnung von fast 150 Kilometer und kämpften hier wie bei Tannenberg die Korps getrennt, so daß den Unterführern bedeutsame, verantwortungsvolle Aufgaben gestellt wurden, so bedingte die antike Lineartaktik eine eng zusammenfassende, auf wenig mehr als tausend Meter verteilte Aufstellung, die der Oberfeldherr allein unschwer zu überblicken vermochte; auch erfolgte bei dem Karthager die Umfassung, wie wir gesehen haben, in der Hauptsache durch die Reiterei, der noch in den Napoleonischen Kriegen durch ihre große numerische Stärke einerseits, durch die ihr gegenüber unzureichende Bewaffnung des Fußkämpfers anderseits eine höhere Bedeutung in der Schlacht zukam als jetzt. Die Grundzüge aber der Schlachten an der Trebia und bei Cannae, bei Tannenberg und an den masurischen Seen waren, trotz des sie trennenden gewaltigen Zeitraums, wie wir darzulegen versucht haben, völlig gleiche: Umfassung und Vernichtung des Gegners.

Der Große Kurfürst und Kurland

Von

Dr. J. Lulvès, Archivrat (in Berlin)

Eine Riesenaufgabe, schier zum Verzweifeln, sah bei seinem Regierungsantritt (1640) der erst zwanzig Jahre alte Sohn des schwachen und fast durchweg vom Mißgeschick verfolgten Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, vor sich. Die Kurmark, ein unzusammenhängendes Staatengebilde, verheert und ausgesogen durch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, dessen Ende damals noch gar nicht abzusehen war!

Und was hat aus diesem unglücklichen Lande jener Hohenzollernsproß — den man später, nach seinem einzig dastehenden Siege bei Fehrbellin, als den Großen Kurfürsten bezeichnen sollte — in den 48 Jahren seiner Regierung ge-

Digitized by Google

macht? Einen beträchtlich erweiterten, einheitlich und fest gefügten Staat, ausgestattet mit einer achtunggebietenden Heeresmacht und einem wohlgeschulten Beamtentum, stärksten Angriffen gewachsen und höchster Entwicklung fähig — einen Staat, der nächst dem österreichischen Kaiserstaate der angesehenste im Reiche geworden war, der nunmehr die Bestimmung in sich trug, Deutschlands wahre Vormacht zu werden.

Was aber der gewaltige und geniale Schöpfer dieses zu einer solchen Höhe erhobenen Staatswesens in der tiefinnerlichen Überzeugung seines kalvinistischen Glaubensbekenntnisses als die größte Gnade, die ihm, als Werkzeug der göttlichen Vorsehung, von Gott gewährt worden sei, als die höchste Errungenschaft seines Lebens, als das kostbarste Kleinod seines Hauses in seinem politischen Testament bezeichnet, das war die freie, völlig unabhängige Souveränität, welche er sich über das ihm überkommene polnische Lehnsherzogtum Preußen erkämpft hatte; sie gab ihm unter den deutschen Reichsfürsten eine einzige, unvergleichliche Stellung.

Mit ihr hatte er ein ursprünglich deutsches Land, ein Stück des alten deutschen Ordenslandes von slawischer Oberherrschaft befreit, es der Nation und dem nationalen deutschen Zusammenhange zurückgegeben — „seit zwei und mehr Jahrhunderten endloser Verluste an allen Grenzen unserer Nation die e r s t e Wiedereroberung", wie der Geschichtsschreiber der „preußischen Politik", J. G. Droysen, festgestellt hat. Beseitigt war die Schmach, daß deutsche Fürsten vor einem Slawen als Lehnsherrn ihr Knie hatten beugen müssen.

Das Herzogtum war Friedrich Wilhelm überkommen als unselbständiger Lehnsstaat. Die Belehnung baldmöglichst nach dem Tode des Vaters durchzusetzen, erschien dem jungen Kurfürsten, bei seinem politischen Scharfblick, als das wichtigste, angesichts der kläglichen Verfassung, in der sich damals die Kurmark befand. Endlich im Besitz der reichlich erschwerten Belehnung, hatte er eine erste Basis für seine weiteren politischen Maßnahmen, für die schrittweise Befestigung seiner Stellung. Vorerst blieb er noch in Preußen, um dort geordnetere Verhältnisse zu schaffen; so wichtig erschien ihm gerade dieses Gebiet. Der Aufenthalt sollte mehr als zwei Jahre währen (bis März 1643), ehe er die Kurmark als Herrscher zum ersten Male betrat.

Die Erwerbung des alten Ordenslandes Preußen, als lehnspflichtige Erbschaft der ersten hohenzollernschen Herzöge Albrecht und Albrecht Friedrich im Jahre 1618, hatte die brandenburgischen Herrscher in die Kreise der baltischen und nordischen Politik gezogen, ihnen zum ersten Male Zutritt zur See gewährt, ihnen neue Aufgaben zugewiesen in der durch ihren Ahnherrn Friedrich I. übernommenen Obliegenheit, des Reiches Marken zu schützen, an den gefährdeten Grenzgauen des Nordens das Deutschtum zu erhalten.

Der junge Kurfürst ist sich dieser Aufgaben vollauf bewußt geworden, in seinem hohen Nationalgefühl, in seiner ausgeprägt d e u t s c h e n Gesinnung, die ihn, ungeachtet aller Zickzackwege der Politik, einmal später (1661) bekennen ließ, „daß er weder kaiserlich, weder spanisch, weder französisch, weder

Digitized by Google

schwedisch, sondern einzig und allein gut reichisch wäre". Deutsches Wesen hat er während seiner Regierung nicht allein im alten Ordensgebiete vor der Unterjochung durch Fremde geschützt und bewahrt, sondern auch auf anderen Reichsgrenzgebieten, in Cleve und Ostfriesland gegen die Holländer, in Hamburg gegen die Dänen, am Rhein gegen die Franzosen.

Besaß er nun schon einen Teil des deutschen Ordenslandes, so konnten ihm, bei der ihm gewordenen Geistesveranlagung, bei seiner politischen Berechnungsart, die übrigen nicht gleichgültig sein, die noch unter der polnischen Oberherrschaft standen, und noch dazu unter einer Oberherrschaft, die katholisch war! Von schwerwiegender Bedeutung war dieses Moment bei einem tatkräftigen Fürsten, der sich, als Beschützer der allerwärts bedrohten protestantischen Interessen, für die Sicherung der evangelischen Bekenntnisfreiheit vor Gott verantwortlich fühlte.

Preußen unmittelbar benachbart war Kurland. Dieses Stück des ehemaligen Ordensstaates gegen das raubgierige Russentum zu schützen, gegen die von dorther drohende orthodoxe griechische Kirche, ebenso wie gegen den auf der polnischen Seite lauernden Katholizismus zu verteidigen, erschien ihm als erstrebenswerte Aufgabe. Die Erwägung des naheliegenden Gedankens, ob nicht einmal Kurland in irgendeiner Form dem Hohenzollernstaate angegliedert werden könnte, wird dem jungen Fürsten nicht fremd gewesen sein.

Denn schon bestanden mehr oder minder enge Beziehungen von Hohenzollern zu Kurland, zu der dortigen Herzogsdynastie, die mit dem letzten livländischen Ordens-Landmeister Gotthard Kettler, nach seinem Übertritt zur evangelischen Lehre, 1562 eingesetzt hatte. Im Besitz hohenzollernscher Fürsten hatten sich sogar Teile Kurlands befunden, nämlich das reiche Amt Grobin mit dem Seehafen Libau, das bereits 1560 vom Livländischen Orden dem Herzog Albrecht von Preußen verpfändet worden war, und das an den Administrator Preußens, Markgraf Georg Friedrich, 1585 in ähnlicher Weise übergegangene kurländische Stift Pilten. Nach dem Tode des Markgrafen (1603), der dem Hohenzollernhause gern jenen Besitz erhalten hätte, wurde letzterer von dem Kurfürsten Johann Sigismund, nach Befriedigung seiner Ansprüche, dem Schwager, Herzog Wilhelm von Kurland, überlassen.

Daß dessen Sohn Jakob trotz der Absetzung, die über Wilhelm wegen Anstiftung eines politischen Mordes verhängt worden war, 1642 den herzoglichen Thron besteigen durfte, hatte 1633 neben anderen Mächten Friedrich Wilhelms Vater, Kurfürst Georg Wilhelm, bei Polen betrieben. Die Machthaber in Polen hätten Jakob gern von der Nachfolge ausgeschlossen, schon um durch die Erhebung eines polnischen Prinzen den Katholizismus in Kurland zu stärken, eine arg bedenkliche Bedrohung des dortigen evangelischen Deutschtums!

Sicherlich in Erwägung aller der angegebenen Momente hat Friedrich Wilhelm dem jungen Herzog Jakob, der mehrere Jugendjahre am Berliner Hof verlebt hatte, seine ältere Schwester Luise Charlotte im Jahre 1645 zur

Digitized by Google

Frau gegeben. Er setzte damit ein von den Hohenzollern begonnenes politisches System fort, durch Heiraten die Kettlersche Dynastie mit ihrem Hause enger zu verknüpfen und auf diesem Wege sich stärkere Anrechte auf Kurland zu sichern.

Wie sich die junge Herzogin an der Stätte ihrer neuen Lebenstätigkeit geradezu als Muster einer deutschen Frau erweisen sollte und so im Sinne ihres Bruders wirkte, mit dem sie auch die echte Hingebung für das reformierte Glaubensbekenntnis teilte, so gilt Herzog Jakob mit Recht als der bedeutendste Herrscher Kurlands.

Jakob war, wie sein für ihn vielfach maßgebender Schwager, durchdrungen von dem hohen Wert des Merkantilsystems und einer weitausschauenden Marine- und Kolonialpolitik. Die erneute Verschwägerung zwischen den beiden Fürstenhäusern hob gewaltig das Ansehen Herzog Jakobs, verbürgte in den meisten Fällen eine gegenseitige politische Rücksichtnahme. Daß dem Herzog gemäß einer Schenkung der Königin Christine von Schweden eine Anwartschaft auf das Herzogtum Jägerndorf zugesichert werde, lag nicht in den Staatsplänen des Kurfürsten. Er erhob dagegen Einspruch, legte diesen in einem besonderen Schreiben an seinen Schwager dar, und die Zusicherung unterblieb. Anderseits ließ sich Herzog Jakob, der sich eine verhältnißmäßig stattliche Flotte zu bauen wußte und durch sie sich Kolonien in Afrika (in Gambia) und in Amerika (Insel Tabago) erworben hatte, auf eine Beteiligung an der geplanten Brandenburg-Ostindischen Kompagnie in keiner Weise ein; ebensowenig verstand er sich zu einem Vorschuß von 26 000 Reichstalern; gegen einen solchen hatte ihm der Große Kurfürst gewisse koloniale Anrechte zusichern wollen. Mißhelligkeiten entstanden zeitweilig zwischen den beiden Fürsten wegen des langsamen Eingehens der Mitgift, der „Fräuleingelder", für Luise Charlotte, wobei der zerrüttete Zustand der brandenburgisch-preußischen Lande nach dem Dreißigjährigen Kriege und der Widerstand der pommernschen und preußischen Stände hemmend wirkte. Doch das alles war von nur vorübergehender Bedeutung.

Im übrigen galt das politische Verhältnis zwischen Brandenburg und dem eben unter Jakob den Höhepunkt seines Glanzes erreichenden Kurland jetzt für so eng, daß die Schweden, nachdem sich der Kurfürst als Herzog von Preußen im Königsberger Vertrag (Anfang 1656) ihrer Lehnshoheit unterworfen hatte, dasselbe von Herzog Jakob als Inhaber des anderen polnischen Lehnsherzogtums verlangen zu dürfen meinten. Dieses Verlangen wurde jedoch abgelehnt. Als dann der Kurfürst seinerseits sich im September des folgenden Jahres 1657 im Wehlauer Vertrage sogar mit den Polen gegen Zusicherung der preußischen Souveränität verband, da vermuteten sie in der Herzogin Luise Charlotte, die gerade in Königsberg bei ihrer Schwägerin, der Kurfürstin, weilte, eine Fürsprecherin für die ihnen so feindliche Verständigung mit Polen. Ein Jahr später gelang es den Schweden, durch einen hinterlistigen Handstreich auf die Hauptstadt Mitau den Herzog mit seiner Familie zu überfallen und gefangenzusetzen. Es ist sehr bezeichnend, daß sie mit diesem Unter-

Digitized by Google

nehmen weniger den Kurländer zu treffen beabsichtigten als seinen brandenburgischen Schwager, aus Rache für dessen Rückfall zu Polen. Um die Befreiung der herzoglichen Familie bemühte sich Friedrich Wilhelm sofort in weitestgehendem Maße, sicher nicht um der Schwester und ihrer Familie willen allein, so nahe ihm diese auch tatsächlich standen. Der Wert Kurlands an sich als Nachbarstaates hatte inzwischen für den Kurfürsten eine weit höhere Bedeutung gewonnen, nämlich seitdem er selbstherrlicher Souverän in Preußen geworden war, seitdem er die Möglichkeit erhalten hatte, selbständig in die nordischen Verhältnisse politisch einzugreifen. Das sogenannte „Gottesländchen" erst einmal von den Feinden zu befreien, lag in seinem eigenen Interesse. Aus solchen Gründen entsandte er Hilfstruppen nach Kurland; durch seine Gesandten suchte er Moskau, England, Frankreich und die Generalstaaten zu tätiger Beihilfe an dem Verteidigungswerk zu gewinnen. Er wies des weiteren darauf hin, daß die von seiner Schwester in Kurland gestifteten Reformiertengemeinden von den lutherisch gesinnten Schweden in ihrem Fanatismus zerstreut und zerstört worden seien. Somit strebte er dadurch, wenigstens nach seiner religiösen Überzeugung fördernd, auf das kulturelle Leben Kurlands Einfluß zu gewinnen.

Die bedingungslose Befreiung und Restituierung Herzog Jakobs erfolgte erst im Jahre 1660. „Sein fürstliches Wort", das Friedrich Wilhelm der Schwester verpfändet hatte, nicht eher Frieden zu schließen, als bis Kurland ihrem Hause wiedererstattet sei, hat er buchstäblich gehalten. Bei den Verhandlungen zu Oliva trat er für die Wiedervereinigung des von Schweden besetzten Stiftes Pilten mit dem arg heimgesuchten Kurland ein. Im Friedensinstrument ist sie dann zum Ausdruck gekommen. Oft, und selten vergebens, hat sich die Herzogin auch in politischen Angelegenheiten an den Kurfürsten mit Anliegen gewandt.

Während jener Kriegswirren hatten von den sieben herzoglichen Kindern mehrere Zuflucht am brandenburgischen Hofe gefunden. Auch später weilten einige beim kurfürstlichen Oheim und seiner ersten Gemahlin Luise Henriette von Oranien, der „Berlinischen Mama", wie sie von den Kindern genannt wurde.

In die Familienangelegenheiten des herzoglichen Hauses hat der Kurfürst zu wiederholten Malen mit echter Teilnahme und Fürsorge eingegriffen. Nicht bloß in Erziehungsangelegenheiten, sondern auch wegen Religionsfragen. Während der einst am Hofe zu Berlin erzogene kurländische Thronfolger Friedrich Casimir sich in Frankreich aufhielt, wurde die Mutter von ihrem kurfürstlichen Bruder in einem Schreiben aus Cölln an der Spree vom 1. Oktober 1669 dringend ersucht: „Ew. Libden Wollen dero Herrn Sohn aus Frankreich kommen lassen, da ich gewisse nachricht habe, daß er zu der Cattolischen Religion inkliniere." Der Prinz wurde sogleich abberufen, und der Vater sorgte dafür, daß er bald (1672) als Kommandeur eines Dragonerregiments Kriegsdienste in den Niederlanden tat, zu denen der Oheim und nach seinem Beispiel neuerdings auch Herzog Jakob freundliche Beziehungen an-

Digitized by Google

geknüpft hatten. In niederländische Kriegsdienste traten dann ebenfalls die anderen Söhne, Karl Jakob und Ferdinand.

Der jüngste Prinz, Alexander, war der erklärte Liebling des Oheims. An seinen Hof war er 1661, kaum drei Jahre alt, gekommen, gelegentlich der Reise der Herzogin zur Beisetzung ihrer Mutter, der Kurfürstin-Witwe Elisabeth Charlotte. Da verblieb er vorerst bis 1667. Der Kurfürst, der die Erziehung des Prinzen mit besonderer Teilnahme überwachte, gewann einen sehr starken Einfluß auf ihn. So konnten die Bemühungen der Mutter erfolgreich sein, diesen Sohn dem reformierten Glauben zuzuwenden. Im Herbst 1677 wurde der Prinz im Feldlager seines Gönners vor Stettin Zeuge der denkwürdigen Belagerung der Stadt; nach ihrer Eroberung kehrte er mit jenem nach Berlin zurück. Hier sollte seine weitere Ausbildung erfolgen. Wiederholte Unterbrechungen erfuhr der Berliner Aufenthalt durch die Teilnahme Alexanders an dem Feldzuge des Kurfürsten gegen Pommern und an der Verfolgung der in Ostpreußen eingebrochenen Schweden (1678/79). Im brandenburgischen Kontingent zog Alexander als Oberst eines glänzend ausgestatteten „Kurlandbataillons" 1686 in den Krieg Kaiser Leopolds I. gegen die Türken. Beim Sturm auf Ofen am 27. Juli wurde er tödlich verwundet. Friedrich Wilhelm war bei Empfang der Todesnachricht auf das tiefste erschüttert. An den regierenden Bruder, Friedrich Kasimir, richtete er folgende, das Verhältnis zwischen den beiden Familien kennzeichnende Worte: „Gleichwie ich nun der nahen Anverwantnüs halber an allen Ew. Lbd. Fürstl. Hause vorkommenden zufällen ein besonders theilnehme, hochgedachts Printzen Ld. auch absonderlich wegen dero rühmblichen qualitätes von Jeder Zeit bis hiher höchstes geliebet und aestimiret haben, Also ist Mir auch der mit deroselben sich zugetragene traurige Fall umbsoviel empfindlicher gewesen."

Prinz Ferdinand stand ursprünglich, wie bereits erwähnt, in niederländischen Diensten; hernach vertauschte er sie mit polnischen. Als sein Gemüt katholischen Versuchungen nicht standzuhalten drohte, wurde er vom Kurfürsten veranlaßt, in die brandenburgische Armee einzutreten. Nach dem Heldentode des Prinzen Alexander ward er dessen Nachfolger im Bataillonskommando. Näher noch wollte ihn Friedrich Wilhelm an sein Haus fesseln. Eine künftige Erwerbung Kurlands lag dabei sicher in seinen politischen Berechnungen. Diese Berechnungen betrafen aber auch Litauen, mindestens soweit es protestantisch war, da es eine geeignete Verbindung zwischen den deutschen Ordensgebieten Preußen und Kurland abgab. Reich begütert war dort das einflußreiche Magnatengeschlecht der Fürsten Radziwill. Aus dem evangelischen Zweige der Familie war Fürst Bogislaw übriggeblieben. Ihm gehörten riesige Besitzungen, die sich von der preußischen Grenze an durch halb Litauen bis an die russische Grenze erstreckten. Er war Kronfeldherr und preußischer Statthalter des Großen Kurfürsten (1657), diesem eng befreundet gewesen. Ihm hatte er bei seinem Tode (1669) die Sorge um sein einziges Kind Luise Charlotte hinterlassen. In Übereinstimmung mit einer Idee des Vaters vermählte Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm mit der Schutzbefohlenen im Januar 1681 seinen dritten Sohn, den Markgrafen Ludwig. Durch den frühen Tod des Markgrafen (am 8. April 1687) wurden jedoch die auf ihn gesetzten Pläne des Vaters vereitelt. Aber Friedrich Wilhelm hoffte doch noch, die „Fürstentümer und Lande" der Schwiegertochter dauernd seinem Hause gewinnen zu können, indem er Luise Charlotte für Ferdinand bestimmte. Die Verbindung kam aber nicht zustande, vor allem wegen des Widerstandes der jungen Witwe. Nach dem Tode des Onkels schied Ferdinand ganz aus brandenburgischen Diensten aus (1689).

Bei der rührenden, von innigem Vertrauen getragenen Liebe, die der Kurfürst seiner Schwester bewies, bei der Zärtlichkeit für ihre Kinder hat er sich nicht minder die bei der Verarmung der Eltern durch den Schwedenkrieg schwierige Zukunft der Töchter angelegen sein lassen. Das war nicht mehr eine bedächtig erwogene Heiratspolitik! Hier bewies sich vielmehr ein echtes Familienleben; warm strahlte es aus dem Hohenzollernhause zur kurländischen Herzogsfamilie hinüber, versammelte beide Familien ideell um dasselbe als Mensch und Landesvater so verehrungswürdige Haupt.

Auf Betreiben des Kurfürsten heiratete die älteste Tochter seiner Schwester, Luise Elisabeth, für die er bereits mehrere andere Heiratspläne gehabt hatte, im Jahre 1670 seinen von Fehrbellin her berühmt gewordenen General Friedrich „mit dem silbernen Bein", Landgrafen von Hessen-Homburg. Anläßlich früherer Eheverhandlungen wegen dieser Prinzessin entfuhr ihm einmal im Unmut die Äußerung an seine Schwester: „Ew. Lbd. wissen, das ich mir alle zeitt dero Kinder Wolfardt und Beste hab angelegen sein lassen, deßwegen auch diese Heiradt geraten ... Ich hoffte Ew. Lbd. werden Sich eines anderen hirauf bedenken, Sonsten werde ich mir ins Künftige zu dero Hauses Aufnehmen und Bestes keine Mühe, mehr machen."

Der zweiten Tochter, Charlotte Sophie, dachte er sein früheres Mündel, den Hohenzollern Markgraf Christian Ernst von Bayreuth, 1670 zu. Letzterer entschied sich aber für eine württembergische Herzogstochter. Die Prinzessin hat sich dann der Kurprinz Karl Emil zur Gemahlin ausgewählt. Sein plötzlicher Tod im Dezember 1674 vereitelte die Krönung des Herzensbundes, die Erhebung einer Kurländerin zur brandenburg-preußischen Herrscherin. Charlotte Sophie wurde später Äbtissin des brandenburgischen Stiftes Herford. Marie Amalie endlich reichte auf Betreiben des Oheims einem Vetter, dem Landgrafen Karl von Hessen, die Hand zu einer glücklichen Ehe (1673).

Wohl blieben die engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrscherfamilien auch nach dem Tode des Großen Kurfürsten (1688) bestehen; sie wurden erneuert durch die Vermählung Herzog Friedrich Casimirs mit der Tochter des Kurfürsten, Elisabeth Sophie (1691), und durch die des Bruders der letzteren, Albrecht Friedrich, mit ihrer Stieftochter, Marie Dorothea (1703), dem ältesten Kinde Friedrich Casimirs. Jene Beziehungen dauerten bis zum Aussterben der Kettlerschen Familie mit Ferdinand (1737) fort. Aber die national deutschen Bestrebungen des Großen Kurfürsten haben

Digitized by Google

unter seinen Nachfolgern hinsichtlich Kurlands letzten Endes zu keinem Erfolg geführt. Die langwierigen Unterhandlungen seines Enkels, König Friedrich Wilhelms I., um das Land dem Hohenzollernhause zu gewinnen, waren ergebnislos. Friedrich dem Großen gelang es wenigstens bei der ersten Teilung Polens, Westpreußen mit seinen Staaten zu vereinigen, dieses Land dem Deutschtum wiederzugeben; denn „was Brandenburg erwirbt, hat Deutschland gewonnen". Aber Kurland hielt der russische Bär in seinen Krallen, seitdem der jüngste Herzog aus dem Kettlerschen Stamme eine Zarennichte, Anna Iwanowna, hatte heiraten müssen (1710).

Bei der dritten Teilung Polens fiel Kurland als reife Frucht Rußland zu (1795). Daß diese widernatürliche Entwicklung nicht für die Dauer sein konnte, beweist die Gegenwart. Kurland, das trotz aller Russifizierungsversuche in seinem Kern deutsch geblieben ist, sucht, seinem geschichtlichen Ursprung gemäß, die endgültige Angliederung an das Deutsche Reich, bietet laut Beschluß seines Landesrats vom 8. März 1918 seine Herzogskrone dem kaiserlichen Nachkommen des Großen Kurfürsten dar.

Entwicklungskeime im Kriegsstrafrecht

Von

Professor v. Lilienthal-Heidelberg

Auch auf dem Gebiete des Strafrechts und des Strafprozesses hat der Krieg mit seinen eigenartigen Bedürfnissen eine neue Lage geschaffen. Für das Strafrecht durch eine bisher unerhörte Vermehrung der Strafdrohungen, für den Prozeß durch die Notwendigkeit, die gerade durch die „Kriegsverordnungen" riesig gewachsene Arbeitslast mit durch den Krieg verminderten Kräften bewältigen zu müssen. Dem Bedürfnis nach Krafterspannis entsprang die Bekanntmachung des Reichskanzlers zur Entlastung der Strafgerichte vom 7. Oktober 1915, die nunmehr ersetzt worden ist durch das Reichsgesetz, betr. Vereinfachung der Strafrechtspflege, vom 21. Oktober 1917.

Vereinfachung der Strafrechtspflege wie der Rechtspflege überhaupt war auch schon vor dem Kriege eine oft ausgesprochene Forderung. Um so näher liegt die Frage, ob das neue Gesetz, das einstweilen ein Jahr nach Beendigung des Kriegszustandes außer Kraft treten soll, nicht Anspruch darauf erheben kann, zu einem dauernden Bestandteil unserer Gesetzgebung zu werden. Ich halte das für sehr möglich und im ganzen auch für durchaus wünschenswert. Denn der Gesetzgeber hat mit Sicherheit da zugefaßt, wo die Beschleunigung des Verfahrens und die Ersparnis von Kräften ohne Schaden für die Sache erfolgen kann.

Digitized by Google

Die wichtigste Aufgabe des Strafprozesses ist die Ermittelung der Wahrheit, aus der sich dann unmittelbar die Entscheidung über Schuld oder Unschuld des Angeklagten ergibt. Das ist auch der Grundgedanke des geltenden Rechts, in dessen Ausführung deutlich das Bestreben zutage tritt, dem Beschuldigten genügende Gelegenheit zur Verteidigung und genügenden Schutz gegen eine ungerechtfertigte Verurteilung zu geben. Dazu bedarf es eingehender Beweisaufnahmen, über deren Ergebnis eine Mehrzahl von Richtern entscheiden soll, von denen zwei Drittel von der Schuld überzeugt sein müssen, damit es zu einer Verurteilung kommen darf. Sehr häufig nun macht die Feststellung der Wahrheit große Schwierigkeiten. Sehr einfach ist sie, wenn der Angeklagte ein glaubwürdiges Geständnis ablegt. Glaubwürdig ist natürlich nur das freiwillige, nicht erzwungene und nicht erlistete Geständnis. Auch dann freilich kann es falsch sein. Unwahre Selbstbeschuldigungen gehören keineswegs ins Reich der Fabel, sind aber doch so selten, daß sie praktisch außer Ansatz bleiben können, um so mehr, als auch bei der ordentlichen Verhandlung dem Geständnis regelmäßig voller Beweiswert zugebilligt wird. Daß in solchen Fällen drei oder fünf Richter zur Entscheidung mitwirken müssen, ist eine wirkliche Kraftverschwendung. Ein Richter würde dazu vollkommen ausreichen. Darauf ist nun auch in der Strafprozeßordnung Rücksicht genommen. Sie kennt, allerdings nur in Sachen von geringer Bedeutung, ein abgekürztes Verfahren, in dem bald der Amtsrichter, bald die Polizei oder eine Verwaltungsbehörde auf Grund vorläufiger Ermittelungen eine Strafe festsetzt. Der Verurteilte hat die Wahl, sich dieser Entscheidung zu unterwerfen oder die Entscheidung des Gerichts anzurufen. Erfahrungsgemäß tut er das letztere in weitaus den meisten Fällen nicht, weil er seine Schuld nicht bestreiten kann und darum diese Form der Entscheidung, die nur geringe Kosten und gar kein Aufsehen verursacht, auch in seinem eigenen Interesse vorzieht.

Dieses Verfahren hat das erwähnte Gesetz, wie schon die Bekanntmachung des Reichskanzlers, an dessen Stelle es getreten ist, weiter ausgebaut. Bei Übertretungen und Vergehen kann die Strafe, die alsdann freilich nur Geldstrafe oder Freiheitsstrafe von höchstens sechs Wochen sein darf, durch schriftlichen Strafbefehl des Amtsrichters festgesetzt werden, wenn die Staatsanwaltschaft schriftlich darauf anträgt. Gegenüber dem geltenden Rechte liegt darin eine wesentliche Erweiterung, daß die Befugnis auf alle Vergehen ausgedehnt und die Geldstrafe nicht mehr an ein Höchstmaß von 150 Mark gebunden ist. Natürlich bleibt das Recht, die Entscheidung der Gerichte anzurufen, dem Verurteilten vorbehalten. Bei der Unmenge von Verurteilungen wegen Übertretungen von „Kriegsverordnungen" ist das eine außerordentliche Erleichterung der Gerichte geworden.

Die dauernde Beibehaltung dieser Vorschriften halte ich für sehr erwünscht, ja deren noch weitere Ausdehnung für empfehlenswert. In allen Fällen, vielleicht mit Ausnahme der schwersten jetzt dem Schwurgericht oder

Digitized by Google

dem Reichsgericht vorbehaltenen Verbrechen, sollte ein Einzelrichter das Urteil sprechen können, wenn der Angeklagte in vollem Umfange geständig ist. Praktisch besteht ja auch schon heute die Verhandlung vor der Strafkammer in solchen Fällen eigentlich nur darin, daß der Gerichtsschreiber den Eröffnungsbeschluß vorliest und der Vorsitzende sich das Geständnis noch einmal wiederholen läßt, damit es auch die beisitzenden Richter hören. Ob es sich dabei um einen einfachen oder einen schweren Diebstahl, einen ersten Betrug oder einen Betrug im wiederholten Rückfall handelt, ist gewiß ganz gleichgültig. Die Schuldfrage könnte der Einzelrichter mit derselben Sicherheit bejahen, wie es heute das vollbesetzte Gericht tut. Meinungsverschiedenheiten entstehen höchstens bei der Bestimmung des Strafmaßes. Um hier richterliche Willkür des einzelnen unschädlich zu machen, genügt es vollkommen, dem Angeklagten wie dem Staatsanwalt die Anrufung des Gerichtes zu gestatten, wenn sie sich durch die Entscheidung des Einzelrichters beschwert fühlen. Ich glaube nicht, daß das oft geschehen würde.

Eine solche Entlastung der erkennenden Gerichte hätte aber zu gleicher Zeit den großen sachlichen Vorteil, daß die freigewordene Zeit und Kraft der gründlichen Prüfung und Erörterung der wirklich zweifelhaften Fälle zugute käme.

Eine weitere Vereinfachung hat das erwähnte Gesetz dadurch herbeigeführt, daß die auch heute schon mögliche Überweisung von Strafkammersachen an die Schöffengerichte an weniger Formen geknüpft wird. Heute ist dazu ein Beschluß der Landgerichte nötig, in Zukunft soll der Staatsanwalt in der Erhebung der Anklage vor dem einen oder andern Gerichte freie Hand haben. Da der heute erforderliche Überweisungsantrag von der Strafkammer ganz regelmäßig ohne weiteres bewilligt wird, so macht die Neuerung nur einer wirklich überflüssigen Kraft-, Zeit- und Papiervergeudung ein Ende.

Aber auch die Grenzen der Überweisungsmöglichkeit hat das neue Gesetz erweitert, indem es sie auf alle Vergehen, außer einigen im Gesetz hervorgehobenen (§ 74 GVG.) praktisch seltenen Fällen, ausdehnt. Freilich ist dabei Voraussetzung geblieben, daß die zu erwartende Strafe eine gewisse Höhe nicht übersteige. Auch hier ist die bisherige Begrenzung der Freiheitsstrafe auf sechs Monate geblieben, die der Geldstrafe dagegen weggefallen. Ob sich das bewährt, kann erst die Erfahrung lehren. Die prozessualen Folgen sind nicht unerheblich. Es wird damit zugleich die Berufung, die ja nur gegen schöffengerichtliche Urteile möglich ist, in weiterem Umfange tatsächlich eingeführt und dadurch auch das Reichsgericht entlastet, denn es geht nun in allen diesen Fällen die Revision an die Oberlandesgerichte. Ich glaube nicht, daß eine solche praktisch sehr erhebliche Änderung dauernden Bestand haben könnte, wenn nicht zugleich das Verfahren vor den Berufungsgerichten von den zahlreichen Mängeln befreit wird, die diesen heute noch anhaften. Immerhin wird die Übergangszeit für die Entwicklung des Strafprozeßrechtes auch in der Beziehung wertvoll sein, daß sie Gelegenheit gibt,

Digitized by Google

Erfahrungen in weiterem Umfange zu sammeln, die für die Entscheidung der alten Streitfrage über die Notwendigkeit oder Nützlichkeit der Berufung von Bedeutung sein werden.

Weit mehr als das Strafverfahren ist das Strafrecht selbst durch den Krieg beeinflußt worden. Trotzdem ist es mindestens sehr zweifelhaft, ob sich daraus ein Gewinn für das Friedensrecht wird ziehen lassen. Am ehesten könnte man an einen Ausbau der Strafbarkeit des sog. „Sachwuchers" im Sinne des Kriegswucherstrafrechts denken. Nicht mit Recht, wie ich glaube, denn gerade die Kriegserfahrungen lehren, wie außerordentlich schwierig es ist, die Höhe des erlaubten Gewinns im Handel festzustellen. Die Rechtsprechung befindet sich hier in starkem Gegensatze zu den Forderungen der Geschäftswelt. Das kann unter den Ausnahmebedingungen des Krieges, nicht aber für die Dauer ertragen werden. Zum Glück ist das auch gar nicht nötig, denn im Frieden wird die Gewinnmöglichkeit durch den freien Wettbewerb besser und sicherer beschränkt als durch irgendein Strafgesetz.

Nur die Verordnung vom 18. Januar 1917, nach der bei den Kriegsverordnungen unverschuldete Unkenntnis des Gesetzes die Strafe ausschließt, dürfte für eine teilweise Neueinstellung der Irrtumslehre im Strafrecht der Zukunft von Bedeutung werden.

Für eine bestimmte Gruppe von Vergehen, die Majestätsbeleidigungen, hat zwar der Krieg neue Bestimmungen nicht nötig gemacht; immerhin ist es denkbar, daß nach dem Frieden eine lebhafte innenpolitische Bewegung einsetzt, in der dies Vergehen große praktische Bedeutung gewinnen könnte. Es fragt sich deshalb, ob nicht schon jetzt daran gedacht werden sollte, einen alten Wunsch weiter Kreise zu erfüllen, indem man die Strafverfolgung in jedem Falle von der Vorentscheidung einer höheren Justizbehörde abhängig macht. Es würde das auch nicht mit der jetzigen Fassung des Gesetzes im Widerspruch stehen, denn die Entscheidung darüber, ob jemand „in der Absicht der Ehrverletzung, böswillig und mit Überlegung" gehandelt hat, ist im Grunde mindestens so sehr eine politische wie eine juristische.

Goethes Farbenlehre, ein Werk der Zukunft

Von

Dr. Ernst Barthel

Bekanntlich hat Goethe im Jahre 1810 seine Forschungen über die Farbe in einem größeren Werk zusammengefaßt, das von der kompetenten Öffentlichkeit bis jetzt im wesentlichen abgelehnt wurde. Schopenhauers[1])

[1]) Interessant ist die Notiz: „In das Frankfurter Goethe-Album". (Parerga und Paralipomena, II. Band, Ausg. Grisebach, S. 202 f.)

Digitized by Google

freies Eintreten für Goethe („Über das Sehen und die Farben") blieb ein vereinzeltes Phänomen. Hegels verachtende Bemerkung gegen Newtons Farbenlehre ist in seiner „Enzyklopädie" versteckt. Des Schopenhauerschülers Graevell Buch „Goethe im Recht gegen Newton" wurde nicht beachtet. R. Steiner bekennt sich in seiner Ausgabe der Farbenlehre (Kürschners deutsche Nationalliteratur, Bd. 116)[1]) zu Goethes Standpunkt, ohne aber den unversöhnlichen Tatsachengegensatz gegen die Newtonsche Theorie als wesentlich anzuerkennen. Andere zeitgenössische Schriftsteller, die sich zu Goethes Farbenlehre hingezogen fühlen, wie Johannes Schlaf, Hermann Bahr (Schopenhauer-Jahrbuch 1915), auch H. St. Chamberlain, beabsichtigen keine fachmännische Kritik. Das Buch von R. Magnus, „Goethe als Naturforscher", erkennt die Richtigkeit der Goetheschen Versuche lebhaft an, ohne sich mit ihrer theoretischen Tragweite zu befassen. Naturphilosophen wie J. H. Ziegler („Die universelle Weltformel") gehen bei ihrer Anerkennung Goethes zu wenig ins ausschlaggebende Einzelne. In Husserls Kreisen schließlich kommt die Überzeugung, daß Goethes Farbenlehre ein Meisterstück phänomenologischer Naturforschung darstellt, zögernd zu gelegentlichem Ausdruck.

Die Ablehnungen Goethes sind desto bekannter geworden. Dove („Farbenlehre") und Helmholtz („Kleine Schriften") sind für jedermann leicht zugänglich. Scherer und viele andere Literarhistoriker lehnen Goethes Chromatik auf Hörensagen im Tone erfahrener Überzeugung ab. Meisel nimmt im Jahrgang 1916 des „Kosmos" eine Goethesche Erkenntnis tatsächlich an, wobei er jedoch formell Goethe gegen Newton Unrecht gibt!

E. Dühring gibt in der Dezembernummer 1916 seines „Personalist und Emanzipator" ein typisches Beispiel von Überhebung über Goethes Farbenlehre (S. 2907—2908). Für Dühringianer sei ausdrücklich festgestellt, daß Goethe kontra Newton nicht Phantasie gegen Exaktheit, sondern Empirie gegen Hypothese und richtige Beobachtung gegen falsche Beobachtung bedeutet. Schopenhauers Subjektivismus fällt nicht Goethe zur Last.

Im folgenden möchte ich mir gestatten, auf Grund sechsjähriger Studien über die Farbe die physikalischen Gründe anzugeben, aus denen hervorgeht, daß Goethes Farbenlehre ein Werk der Zukunft ist; daß es gegenüber einer veralteten Hypothese einen modernen Gedanken vertritt; daß seine Prinzipien durch die optischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts bestätigt wurden; und daß es nicht bloß ästhetisch oder psychophysisch, sondern gerade auf physikalischem Gebiet von durchschlagendem Werte ist.

Heutigestags interessiert man sich sehr für die Frage, ob und wie weit Bergson von Schopenhauer abhängig ist. Es scheint aber noch wertvoller, zu untersuchen, ob und wie weit Goethe vor Newton einen Wahrheitsvorsprung besitzt, der für die Zukunft fruchtbar sein könnte. Selbstverständlich ist die

[1]) Dieser Band sei allen Freunden Goethes und der Natur zu besonderem Studium bestens empfohlen.

Digitized by Google

Wissenschaft als solche über politische Antipathien erhaben, was aber nicht auszuschließen braucht, daß das klare Recht eines Deutschen gegenüber einem hypothesenerfindenden Landsmanne Darwins endlich zunächst in Deutschland anerkannt werden sollte. Denn Ausländer wissen, selbst wenn sie sich für die Sache interessieren würden, meistens gar nicht, daß Goethe sich auch mit Farbentheorie beschäftigt hat. Wie viel Deutschen ist wohl bekannt, daß Goethe die Farbenlehre so lange wie der „Faust" im Sinne lag? Daß sie zu den wichtigsten Lebensinhalten des Denkers gehörte? Daß man sie also auch nicht in Literaturgeschichten in den Hintergrund schieben oder herabsetzen bzw. verschweigen darf? Schopenhauerfreunde wissen es fast allein.

Goethe selbst dachte bis zu seinem Lebensende trotz und entgegen allen Widerständen von der „Farbenlehre" sehr hoch („Gespräche mit Eckermann", 19. Februar 1829). Das summarische Argument seiner Gegner, nämlich die Feststellung, daß Goethe nicht Mathematiker war, ist wertlos. Alle Berechnung bezieht sich auf eine vorher festzulegende Grundlage, und Goethes Farbenlehre läßt sich mit Eleganz auch mathematisch ausbilden. Bei ihr handelt es sich um die physikalische, objektive Grundlegung der Optik, nicht um ein sekundäres Problem. Nicht Meinungen, sondern Tatsachen stehen zur Diskussion. Auch der Umstand, daß das mannigfaltige Material der Goetheschen Farbenlehre viel Nichtphysikalisches, ja manches Poetische enthält, tut ihrem Werte keinen Abbruch. Der Physiker ist ja keineswegs genötigt, die physikalischen Paragraphen zu übersehen. Für diesen Augenblick sei uns Goethe weder Nichtmathematiker noch Dichter, sondern experimenteller Physiker, der nach physikalischen Grundsätzen zu beurteilen ist. Gerade dann zeigt sich Goethes Überlegenheit am glänzendsten.

Man wolle nun entschuldigen, wenn ich hier etwas trocken in Farben schwelge. Durch die Widmung seines Buches: „Der durchlauchtigsten Herzogin und Frauen Luisen regierenden Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach" hat Goethe angedeutet, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit einem so reizvollen Gebiet auch von untheoretischen Freunden der Natur nicht verschmäht zu werden braucht. Ich möchte Schritt für Schritt vorgehen und stelle zunächst den Gegensatz der Newtonischen und Goetheschen Farbenlehre dar, füge sodann die Gründe an, welche für die letztere ausschlaggebend sind, und schließe mit einigen Bemerkungen über die künftige Stellungnahme der mathematischen Physik zu dieser empirischen Streitfrage.

1. Newtons Farbenlehre

Die Farben sind die Bestandteile des weißen Lichtes. Durch gewisse Mittel, z. B. Prismen, werden die einfachen Farben wegen ihrer verschiedenen Brechbarkeit voneinander gesondert und in einem Spektrum bandförmig sichtbar. Das Spektrum ist also die Grundlage der gesamten Farbenlehre, weil es alle Farben des weißen Lichtes in ihrer natürlichen Reihenfolge nebeneinander zeigt.

Digitized by Google

2. Goethes Farbenlehre

a) Kritik Newtons. Das Spektrum kann erfahrungsgemäß aus einem einfacheren Phänomen abgeleitet werden, nämlich aus dem sogleich zu erwähnenden Goetheschen Urphänomen. Dadurch wird das Spektrum als zusammengesetzte Erscheinung erwiesen und die Reihenfolge der prismatischen Farben als eine von der natürlichen Reihenfolge abweichende zufällige Kombination dargetan (vgl. „Entwurf einer Farbenlehre", § 227—247). Die natürliche Reihenfolge ist ein Kreis, dessen vier Pole gelb, rubinrot, tiefviolett und meergrün sind.

b) Positive Lehre. Urphänomen ist die Erscheinung, die wir am blauen Himmel und an der blutrot untergehenden Sonne beobachten können. Es lautet in Worten: Feine Trübung vor dunklem Hintergrunde ergibt Tiefviolett bis Blattgrün, feine Trübung vor hellem Hintergrunde ergibt Hellgelb bis Purpur.[1]) Unter geeigneten Umständen läßt sich der gesamte Farbenkreis durch bloße Trübung von hellen oder dunkeln Bildern darstellen. Das Spektrum aber entsteht dadurch, daß durch das Prisma ein helles Bild vor ein dunkles oder ein dunkles Bild vor ein helles geschoben wird — und zwar entsteht jede Farbe genau an ihrer aus der Verzerrung sich ergebenden Stelle.

c) Folgerung. Jede Farbe ist Verschmelzungserscheinung eines hellen und eines dunklen Bestandteiles. Sie ist also nicht ein Bestandteil, sondern ein Erzeugnis farbloſen Lichtes. Die Farbe ist das gemeinsame Kind von Licht und Finsternis. In jeder Farbe sind Helligkeit und Dunkelheit nach Maßgabe einer gewissen Bruchzahl qualitativ vereinigt. Und zwar ist Gelb die spezifisch hellste, Tiefviolett die spezifisch dunkelste Farbe. Rubinrot und Meergrün stehen in der Mitte.

Es gibt von jeder Farbe helle und dunkle Töne, ohne Unterschied der Farbenreinheit. Alle Farben zusammen ergeben nicht Weiß, sondern Grau.

[1]) Sollte dies zu abstrakt klingen, so darf ich vielleicht eine besonders passende Beobachtung aus der Natur erzählen. Als ich an einem Sommerabend im Gebirge zu Tal stieg, sah ich oben in einem gegenüberliegenden Bergwald die Rauchsäule eines Köhlerfeuers. Solange diese Säule von der dunkeln Bergwand schwebte, war sie indigoblau. Von der Stelle an, wo sie sich über den zackigen Spitzen der schwarzen Tannen gegen den helldämmernden Abendhimmel abhob, war sie von lebhaftem Orange. Eine bestimmte Trübung vor dunklem Hintergrund ergab also indigoblau (einen „blauen Dunst"), dieselbe Trübung vor hellem Hintergrund die Komplementärfarbe Orange. Die blaue Farbe ferner Berge und die mannigfachen Farben eines schönen Sonnenunterganges sind weitere Erscheinungen, die aus dem Goetheschen Urphänomen leicht zu erklären sind. Eine ähnliche Beobachtung kann man an hellen Sommernachmittagen bei großen Flüssen machen, welche Kiesbänke zeigen, zum Beispiel beim Rhein in der Nähe von Straßburg. Zwischen zwei Kiesbänken, die unter der Oberfläche des Wassers zusammenhängen, hat der Fluß keine grünliche, sondern eine rötliche Farbe. Diese auffällige Erscheinung erklärt sich nach Goethes Urphänomen sehr einfach. Das trübe Wasser ergibt vor der dunkeln Tiefe die Farbe Grün, während es vor der hellen Kiesbank die Farbe Rot erzeugt. Durch unpolare Theorien dürfte das Phänomen, das Komplementärfarben zeigt, überhaupt nicht erklärbar sein.

Digitized by Google

Dieses Grau ist hell, wenn die Farben entsprechend hell sind, dunkel dagegen, wenn die Farben dunkel waren. Auch die angebliche „Wiedervereinigung" des Newtonschen Spektrums zu farblosem Licht — die übrigens bloß den Ersatz eines Prismas durch eine aus zwei Prismen zusammengesetzte planparallele Platte bedeutet — ergibt höchstens diejenige Helligkeit, die dem Projektionsapparat entströmt. Und diese ist für jede Erfahrung irgendein helles Grau, welches der Steigerung fähig ist.

3. Gründe für die Berechtigung der Goetheschen Theorie

1. Gibt man zu, daß die Farben Purpur und Grün, da sie Komplementärfarben sind, auch gleichartige Farben sein müssen, so befindet sich Newtons Theorie in einer Zwickmühle. Denn Grün kann nach ihr nicht zusammengesetzt sein und Purpur kann nach ihr nicht einfach sein, weil Grün im Spektrum vorkommt, Purpur aber nicht.

2. Goethe weist dagegen experimentell die Existenz eines Konträrspektrums nach, dessen Mitte purpurn ist und in welchem Grün nicht vorkommt (vgl. „Entwurf einer Farbenlehre", § 215). Er stellt also die Polarität zweier Spektren dar und löst somit obige Schwierigkeit.

3. Die Erscheinungen des Nörrembergschen Polarisationsapparates haben Goethes Theorie schlagend bestätigt, da sie die Farben zum Greifen deutlich entweder als Aufhellung des dunkeln oder als Verdunkelung des hellen Gesichtsfeldes zeigen.

4. Der blaue Himmel, d. h. Goethes Urphänomen, kann auf Grund der Newtonschen Zersplitterungstheorie des Lichtes und auch durch Beugungshypothesen nicht erklärt werden, da jedes Beugungsgitter außer einer einzigen Farbe auch deren Komplementärfarbe notwendig zeigen muß. Die gelbe Komplementärfarbe des blauen Himmels fehlt aber vollkommen.

5. Dadurch, daß Goethe die Entstehung des Newtonschen Spektrums so anschaulich zeigt (vgl. „Beiträge zur Optik", I, § 59 ff.), hat er den Tatsachenbeweis geliefert, daß Newtons Annahme, das Spektrum sei eine Elementarerscheinung, auf einem Irrtum beruht. Hätte Newton darauf geachtet, daß in seinem Spektrum die Farbe Purpur fehlt, so hätte er den Irrtum selbst merken müssen.

6. Zwischen den Theorien der physiologischen Optik und der Physik klafft heute ein großer Widerspruch, da jene auf Polarität, diese auf Unpolarität beruhen. Goethes Theorie bringt die Grundlagen beider Wissenschaften in besten Einklang.

7. Der Dreifarbendruck zeigt uns klar, daß die Gesamtheit aller Farben auch Schwarz ergeben kann. Deshalb ist Goethes Behauptung, man müsse „Weiß" und „Schwarz" als die äußersten Grenzen einer Graureihe auffassen, das Weiße aber in der Lehre von den Farben niemals vor dem Schwarzen bevorzugen, im Gegensatz zu Newtons Lehre wirklichkeitsgetreu.

Digitized by Google

8. Eine absolute Systematik der Farben, entsprechend der absoluten Tonleiter des Klaviers, kann sich nicht auf das Spektrum berufen, da in diesem kein Purpur vorkommt. Sie muß unbedingt Goethes Farbenkreis zugrunde legen. Runges Farbenkugel ist das erste Unternehmen in dieser Hinsicht. Barthel empfiehlt gegen Ostwald eine Farbenschraube, die ebenfalls auf Goethescher Grundlage ruht (vgl. Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht 1917, erstes Heft). Wundt gebrauchte übrigens den in der ganzen Physiologie üblichen Goetheschen Farbenkreis schon längst (vgl. „Physiologische Psychologie").

9. Die Verteilung der Fraunhoferschen Linien, die Gestaltung der Absorptionsspektren, die Abweichungen des Gitterspektrums vom Prismenspektrum sind auf Grund der Goetheschen Spektraltheorie einer genaueren Analyse fähig als bisher. Die Goethesche Theorie ist empirisch klar, einfach und vernunftgemäß. Newtons Theorie ist hypothetisch verzopft, unzutreffend und naturwidrig. Sie beruht auf einem handgreiflichen Beobachtungsfehler, indem sie annimmt, daß ein Prisma die Farben Rot, Gelb, Grün, Blau, Violett bandförmig aus dem weißen Licht aussondere. In Wirklichkeit lenkt aber ein Prisma ein breites, farbloses Bild farblos ab und erzeugt nur an den beiden Rändern, wo helle und dunkle Flächen übereinandergezerrt werden, die Farben Rot und Gelb einerseits, Grünblau und Tiefviolett anderseits. Blattgrün entsteht erst, wenn man durch Verengung des Bildes oder günstige Drehung des Prismas Gelb und Grünblau zur Verschmelzung bringt. Grün entsteht also, genau wie Purpur, als Mischfarbe.

10. Wenn es wahr ist, wie Eckermann Goethe gegenüber behauptet, daß die Farbe der farbigen Schatten (vgl. Goethe, „Entwurf einer Farbenlehre", § 71 u. a.) objektiv, nicht bloß subjektiv sei, was der überraschende Versuch eigentlich vermuten läßt, und was man mittels eines Fernrohrs entscheiden müßte — so ist Goethes polare Farbenlehre die einzige, welche eine solche Erscheinung erklären würde.

Ich freue mich, mitteilen zu können, daß der Versuch mit dem Fernrohr,[1]) den ich im Dezember 1916 ausführte, tatsächlich die Erwartungen Eckermanns auf das beste bestätigt hat. Die farbigen Schatten sind von objektiver Farbe und nicht bloß durch den Kontrast zur Umgebung scheinbar farbig. Es empfiehlt sich also, das Phänomen der objektiven farbigen Schatten als das Eckermannsche Phänomen zu bezeichnen und als solches in die Physik aufzunehmen. Seine Folgen sind groß.

---

[1]) Am besten enge Röhre ohne Linsen. Vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe, 19. Februar 1829. Eckermanns Erklärung des objektiven Phänomens durch den Widerschein des blauen Himmels trifft jedoch nicht zu, da die Versuche ebensogut mit roten, grünen und gelben Schatten angestellt werden können. Die Kontroverse zwischen Goethe und Eckermann über diesen Punkt ist beachtenswert, weil jeder der beiden Männer einen richtigen Teilgedanken vertrat: Goethe, daß es sich um ein allgemeines Polarphänomen handle, Eckermann, daß die Sache objektiv sei.

Digitized by Google

Erstens beweist das E. Ph., daß Schopenhauers Lehre gegen Goethe, alle, auch die physischen, Farben seien bloß subjektiver Natur, irrtümlich ist. Denn es zeigt zur Evidenz, daß die polaren Gesetze, die auf der Retina tätig sind, auch unabhängig von unserem Auge im Lichte selbst wirken.

Zweitens beweist das E. Ph. die Unhaltbarkeit jeder materialistischen Lichttheorie, sowohl der Emissions- als der Undulationstheorie. Denn blaue Ätherschwingungen können nicht durch ein plötzliches Wunder gelbe Ätherschwingungen werden.

Das E. Ph. beweist also, daß sowohl Schopenhauers Subjektivismus als Newtons und Huyghens' Materialismus unzutreffende Hypothesen darstellen, welche allein durch Goethes prinzipielle Polartheorie der Farbe physikalisch stichhaltig abgelöst werden können.

4. Die mathematische Optik in der Zukunft

Goethes Farbenlehre verändert die Eingangspforte der Chromatik gänzlich. Trotzdem sind die später eingeführten Inhalte des Gebäudes und das Gebäude selbst nicht in Gefahr. Im Gegenteil, es handelt sich nur darum, aus der mathematischen Optik den gar nicht mehr zu ihr passenden Newtonschen Zopf endlich durch Goethes moderne Reform zu beseitigen. Nicht auf Zerstörung, sondern auf Reinigung und Klärung der tatsächlich erworbenen Kenntnisse ist es in ihr abgesehen. Möge die Wissenschaft also bald die veraltete Hypothese des achtzehnten Jahrhunderts preisgeben. Sie wird sich dadurch selber ehren. Denn Goethe spielt in der Optik die gleiche Rolle wie Poncelet in der Geometrie, da er die Polarität zum Grundgedanken macht.

Anmerkungen. Nachträglich erfahre ich, daß die „Technischen Mitteilungen für Malerei" (München, Herzog-Max-Straße 4) ihren vollendeten 31. bis 33. Jahrgang vorwiegend der Verteidigung und Fortführung der Goetheschen Farbenlehre gewidmet haben. Ich kann diese gehaltvollen Aufsätze empfehlen.

Das „Literarische Echo" brachte am 1. Juni 1917 einen Beitrag „In Sachen der Goetheschen Farbenlehre" vom Verfasser.

Der „Kosmos" 1917, Heft 6, behauptet S. 165, daß vor kurzem Prof. Dr. Richarz die Goethesche Theorie von der Farbe des Himmelsgewölbes entdeckt haben soll! Das „Handwörterbuch der Naturwissenschaften" (Jena 1912) schreibt dagegen diese Goethesche Theorie dem 1824 geborenen englischen Physiker Rayleigh zu (Artikel „Atmosphärische Optik" von F. M. Exner, S. 661)! Der Name Goethe wird nicht einmal im Literaturverzeichnis genannt.

Solche Unkenntnis vermeidet der „Grundriß der Naturlehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten" von Schulrat Konrad Kraus (Wien 1911), der S. 159 die Theorie richtig Goethe zuschreibt, dessen Hauptwerk 1810 erschien.

„Der Merker" (Wien) brachte am 15. November 1917 einen Beitrag: „Skizze einer Tonästhetik auf intuitiver Grundlage" vom Verfasser. Darin wird das Goethesche Polaritätsprinzip einer Tonästhetik zugrunde gelegt, die der Goetheschen Farbenästhetik analog entspricht.

„Das Reich" brachte Januar 1918 die Beiträge: „Grundsätzliches zur Farbenlehre" von H. Wohlbold, und „Goethe über seine Farbenlehre" vom Verfasser.

Digitized by Google

W. Ostwalds Bücher „Mathetische Farbenlehre“ und „Goethe, Schopenhauer und die Farbenlehre“ sind wesentlich negativ gerichtet.

Die „Deutsche Revue“ brachte Juli 1917 den Beitrag: „Goethes Farbenlehre im Urteile der Zeit“ von A. Sommerfeld. Er gibt in der Hauptsache einige gegnerische Urteile wieder, die der Verfasser als maßgebend bezeichnet, und steht, da ästhetisches Nebenlob nicht in Betracht kommt, grundsätzlich auf seiten der Partei, die Goethe während eines großen Teiles seines Lebens hart bekämpfte. In Kürze mögen über diese Arbeit folgende Bemerkungen gestattet sein:

1. Nicht Autoritäten, sondern Gründe und Tatsachen sind maßgebend. Diese sind vor den Augen aller Welt zu diskutieren, damit der urteilskräftige Menschenverstand als einzig kompetenter Richter tätig sein kann. Die Universitätsphysik kann hier nicht Richter sein, weil sie eben Partei ist.

2. Mit Vergnügen wird man aus der Arbeit ersehen, daß Goethes Theorie von der Farbe des Himmelsgewölbes zum drittenmal von gegnerischer Seite requiriert worden ist, nämlich von Tyndall. Sollte diese Partei glauben, daß Wellenhypothesen wertvoller seien als verstandesgemäß ausgelegte Beobachtungen, so dürfte sie seit Auguste Comte auch in den eigenen Fachkreisen Widerspruch erfahren.

3. Der Aufsatz steht, wie die ganze jetzige Physik, immer noch auf dem Standpunkt, Goethes Urphänomen müsse auf Grund der prismatischen Farben sehr kompliziert erklärt werden, während Goethe lehrt, die prismatischen Farben müßten aus dem Urphänomen sehr einfach abgeleitet werden. Von Goethes Recht können nur die schlagenden Experimente selbst und deren Besprechung Zeugnis geben. Goethe arbeitet als zuverlässiger Experimentator, während die Gegner die Sache vom Standpunkt vorgefaßter Hypothesen auf den Kopf stellen.

4. Weiß und Schwarz sind physikalisch ebenso gleichberechtigt wie positive und negative Elektrizität. Die Physik erkennt dies zwar heutzutage noch nicht an — Goethe ist hierin seiner Zeit um mehrere Jahrhunderte vorausgeeilt. Beweis: die optischen Tatsachen, z. B. im Nörrenbergschen Apparat. Vgl. dazu die Aufsätze „Ein noch unbekanntes Gitterphänomen nach elektromagnetischem Prinzip erklärt“ und „Was ist ein Schatten?“ im Oktoberheft 1917 der „Technischen Mitteilungen für Malerei“.

5. Der Raum drängt zum Schluß. Ich gestatte mir daher die Erklärung, daß ich in Goethes Sache gern jedermann öffentlich Rede stehen werde und schließe mit Goethes Wort: „Das schlimmste, was der Physik sowie mancher anderen Wissenschaft widerfahren kann, ist, daß man das Abgeleitete für das Ursprüngliche hält und, da man das Ursprüngliche aus Abgeleitetem nicht ableiten kann, das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten zu erklären sucht. Dadurch entsteht eine unendliche Verwirrung, ein Wortkram und eine fortdauernde Bemühung, Ausflüchte zu suchen und zu finden, wo das Wahre nur irgend hervortritt und mächtig werden will.“

Literarische Berichte

Glückliche Finder. Ein fröhliches Mysterium von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.50.

Zu seinem 50. Geburtstag, den er am 4. Juli begehen konnte, hat Rudolf Presber seiner Gemeinde eine Ueberraschung bereitet; er bescherte seinen Lesern und Leserinnen ein Mysterium, und zwar insofern ein ganz „richtig gehendes“, als es oben im Himmel beginnt und dann auf der Erde weiterspielt; die Hölle freilich kommt nicht als Schauplatz vor und wird nur durch den kleinen, boshaften Teufel Blix vertreten. Der Dichter hat aber dafür gesorgt, daß besagtes Teufelchen nicht zuviel Unheil anrichtet; denn er wollte uns ja ein fröhliches Mysterium geben. Und wer das reizende Spiel in Versen und Prosa liest, wird nicht enttäuscht sein; von den melodiösen Strophen an, die

Digitized by Google

die kleinen Engel an einem sonnigen Morgen auf der Himmelswiese singen, bis zur endgültigen Entwirrung des ungeheuren Durcheinanders, das der kleine Teufel Blix in seiner Bosheit angerichtet hat, freilich ganz stilgemäß dabei auch als ein Teil jener Kraft sich bewährend, die stets das Böse will und stets das Gute schafft — von Anfang bis zu Ende also sind wir im Bann der guten Laune und der luftigen Erfindungsgabe des fünfzigjährigen Geburtstagskindes. Ein liebenswürdigeres Geburtstagsgeschenk als das „fröhliche Mysterium" hätte Presber seinen Gratulanten schwerlich machen können.

Ferdinand Hodler. Beiträge zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von C. A. Loosli. (Rascher & Co., Zürich.)

Das Werk, das sich im Untertitel bescheiden „Beiträge" nennt, verspricht nach allem, was die uns vorliegende erste Lieferung bietet, vielmehr, in gewissem und nicht zu arg beschränktem Sinn, „das" Hodler-Werk zu werden, wie etwa die vier bei Bruckmann erschienenen Böcklin-Bände das Böcklin-Werk genannt werden dürfen. Seit Jahren vorbereitet, durch die letzte Hodler-Ausstellung, die nicht lange vor dem Tode des Künstlers in Zürich stattfand, aufs neue gefördert und wesentlich bereichert, werden nun, eben durch Hodlers verhältnismäßig frühes Hinscheiden, diese „Beiträge" ein nicht nur anschauliches und authentisches, sondern auch annähernd vollständiges Bild seines ungemein produktiven, wandlungsreichen Schaffens geben können: authentisch in Hinsicht des Textes, der sich durchaus auf ausführliche und intime Mitteilungen des Malers selbst gründet; anschaulich dank dem ungewöhnlich großen und im ganzen vortrefflich reproduzierten bildlichen Material. Mit voller Offenheit bekennt sich Loosli, der Herausgeber des Werkes und Verfasser des Textes, als überzeugten, fast bedingungslosen Verehrer seines Helden, und was er an Kindheits- und Jugenderinnerungen Hodlers in das erste Kapitel des Textes einflicht, das den Abbildungsschatz dieser ersten Lieferung begleitet, macht den Eindruck pietätvoll genauer Wiedergabe, ist aber auch durchaus geeignet, uns den Menschen Hodler, der durch seine übereilte und gedankenlose Zustimmung zu dem so geschickt arrangierten Entrüstungsschwindel gegen die deutschen „Barbaren" sich seinerzeit die meisten seiner deutschen Anhänger entfremdet hatte, wieder in sympathischerem Licht erscheinen zu lassen. Hodler hatte eine recht schwere Jugend durchzumachen; es ist sehr anziehend, wie er sich für deren Lichtseiten und für die Menschen, die ihn damals hüteten und förderten, eine frohe, dankbare Erinnerung bewahrt hat. Der Künstler Hodler tritt uns in den etwa 20 Tafeln dieser ersten Lieferung schon als eine fest umrissene, innerhalb der angeborenen Eigenart überaus entwicklungsfähige Persönlichkeit entgegen. Drei Abteilungen laufen in dem Illustrationsmaterial nebeneinander her. Die eine enthält Wiedergaben von ersten Skizzen, Studien usw., die zweite zeigt ausgeführte Bilder in schwarzweißer, die dritte ebensolche in farbiger Reproduktion. So scheinen alle Bedingungen gegeben, daß dies Hodler-Werk nicht nur durch sein Großfolioformat und die bedeutende Zahl der Tafeln, sondern auch durch seine ganze Anlage und seine innere Vollständigkeit ein wirklich monumentaler „Beitrag" zur Erkenntnis und für das Fortleben des Schweizer Künstlers werden wird. Wir werden auf Looslis Werk beim Erscheinen der weiteren Lieferungen noch weiter eingehen. —y—

Der Bau des Wohnhauses. Von Paul Schultze-Naumburg. Bd. I. München 1917, Verlag von Georg D. W. Callwey.

Der hervorragende Architekt behandelt in diesem Buche den Bau des Wohnhauses für alle Stände in allen künstlerischen, technischen und wirtschaftlichen Beziehungen in überaus klarer Darstellung, die durch eine Reihe vorzüglicher Abbildungen und Grundrisse erfreulich unterstützt wird. Wer bauen will oder muß, wird aus dem Buche unmittelbaren Nutzen ziehen. Aber auch sonst wird niemand die auf das Lesen verwandte Zeit bedauern. Man wird die Bauwerke der Umgebung mit größerer Sachkenntnis ansehen und insbesondere für die leider in den deutschen Städten in den letzten Jahrzehnten so viel begangenen Bausünden Verständnis erlangen. Das ist um so wertvoller, als die Zeit nach dem Kriege uns gerade im Bauwesen vor besonders schwierige und neue Aufgaben stellen wird.

Dr. A. L.

Grundzüge einer militärischen Verkehrspolitik unter Berücksichtigung der Erfahrungen des Weltkrieges. Von R. Hennig. Verkehrswissenschaftliche Abhandlungen, 3. Heft. Berlin 1917, Carl Heymanns Verlag. M. 3.—.

Von der Berliner Stadtbahn fährt der durchgehende Schnellzug Berlin—Riga; der Krieg schuf die langentbehrte Verbindungsstrecke Tilsit—Schaulen—Mitau, deren Bau militärische Erwägungen verhinderten. Deutsche Professoren halten in Prilep 250 Studenten der mazedonischen Front Vorlesungen und fahren auf bequemer, vom Heer erbauter Autostraße durch die Bergwildnis zum blauen Ochridasee, den man seit der Römerzeit bis 1916 nur auf

Digitized by Google

Maultieren erreichen konnte. Im Frühjahr 1917 erschienen Anzeigen, daß regelmäßige Schleppkahnzüge von Magdeburg (leider nicht: von Köln) nach Königsberg und bis Kowno gehen, Frachtgüter werden ihnen zwangsweise überwiesen — zur Entlastung der militärisch überlasteten Eisenbahn. Am 25. August 1914 setzt die Linienkommandantur Königsberg Zug auf Zug mit Teilen des I. Armeekorps ohne Fahrplan mit Höchstgeschwindigkeit nach Osterode zu in Bewegung, denn Hindenburg braucht dort Bataillone; von Deutsch-Eylau bringen erprobte Lokomotivführer Munitionszüge verschossenen Batterien. (Dagegen bringen nicht, wie Hennig glaubt, die Züge bereits zur Schlacht von Tannenberg Verstärkungen aus dem Westen.) Solche Wechselbeziehungen zwischen Heer und Verkehrswegen behandelt Hennig in seinem trefflich klaren Buche. Das Nichtvorhandensein des Mittellandkanals, die Straßen des Perserreichs, die Sibirische Bahn, die Römerstraßen, der Panamakanal — sie alle werden nach Entstehung und Wirkung gewürdigt. Und ebenso die Verhinderung des Kanaltunnels und der Ueberlandbahn nach Indien, der Streit um Splügen- oder Greinabahn, das trostlose Versanden der russischen Weichsel, des Memelstroms sind militärisch bedingt. Ein Buch, das zum Nachdenken anregt, reichlichen Stoff klar darbietet und zu scharfen Schlüssen führt.

Hermann Witte.

Goethe-Handbuch. In Verbindung mit H. Bieber, H. Binder, W. Bode usw. herausgegeben von Dr. Julius Zeitler. II. Band. Göchhausen-Mythologie. (J. B. Metzler, Stuttgart.)

Vor mehr als Jahresfrist ist hier der erste Band dieses Goethe-Handbuchs angezeigt worden. Der zweite, der all den vielen Schwierigkeiten der Zeitumstände zum Trotz doch noch innerhalb der Kriegszeit erscheinen konnte, bestätigt den damals ausgesprochenen Eindruck, daß das Werk eine überaus anregende, an mannigfacher Belehrung reiche Gabe für alle Goethe-Leser und -Freunde bedeutet. Wie man bei der Lektüre Goethescher Werke oft zu dem Buch greifen wird, um sich Aufklärung über einzelne Stellen oder Zusammenhänge zu holen, so werden viele auch gerne darin blättern und die alphabetische Anordnung des Stoffes gerade in ihrer Zufälligkeit sich als Mittel dienen lassen, über ganz verschiedenartige und disparate Gegenstände, die der Kosmos Goethe wie ein kleines Weltall umschließt, Neues zu erfahren oder alte Kenntnisse aufzufrischen. Daß zu den Mitarbeitern, von denen unterdes zwei dem Weltkrieg zum Opfer gefallen sind, eine ganze Reihe bekannter und bewährter Goetheforscher gehören, wurde schon früher rühmend hervorgehoben; nicht verschwiegen soll werden, daß daneben auch diesmal sich der bei so großer Mitarbeiterzahl fast unvermeidliche Uebelstand ungleicher Behandlung (nach Standpunkt und Umfang) bei einzelnen Artikeln mehr oder weniger stark bemerklich macht. Um von der Reichhaltigkeit des neuen Bandes eine Andeutung zu geben, nennen wir auch diesmal einige der Stichworte (im ganzen sind es in diesem 2. Band nicht weniger als 680): Gotische Baukunst, Grillparzer, Grimm, Hegel, Herder, Homer, A. und W. v. Humboldt, Jena, Jesus Christus, Italienische Reise, Kleist, Klinger, Konvertiten, Kosmopolitismus, Lavater, Lenz, Lessing, Liberalismus, Luftschiffahrt, Märchen, Marienbad, Medaillen, Meerespoesie, Mendelssohn-Bartholdy, Mephistopheles, Meteorologie, Molière, Mondpoesie, Morphologie, Mundarten, Musik; endlich neben den Artikeln über die Mitglieder der Familie Goethe die zum Teil sehr ausführlichen über Werke Goethes, z. B. den Wilhelm Meister. — Möge der dritte Band, alle Hindernisse überwindend, in nicht zu großem zeitlichem Abstand erscheinen können und das Ganze zu gutem Abschluß bringen!

—r—

Aus dem Seelenleben dreier junger Helden. Herausgegeben von Berthold Schultze. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1917. 1,60 M.

Undankbarkeit und Vergeßlichkeit sind's, die in unserer Zeit am meisten schmerzen. Dankbares Gedenken und Pietät dagegen berühren die innersten Saiten unserer Seele. Väter haben Gedenkblätter für ihre Söhne, Frauen für ihre Männer, im Heldentode dahingegangen, herausgegeben. In selten schöner und inniger Weise hat hier ein Lehrer, wie wir solche unserem Volk recht viele wünschten, drei jungen gefallenen Kriegsabiturienten, deren jeder in seiner persönlichen Eigenart als Typus erscheint, ein Denkmal gesetzt. Briefe, Tagebuchblätter, kleinere Abhandlungen, Gedichte werden aneinandergereiht von solchen, die noch Werdende waren, nun Werdende blieben, aber jetzt doch vollendet sind, wie das Bruchstück eines echten Kunstwerks. Der Herausgeber sagt von ihnen: „Ihr habt ein Recht, gehört zu werden: von den Alten, die so leicht den Werdenden den Feingehalt absprechen, von den Nachwachsenden als Vorbilder edlen Aufwärtsstrebens.“ So wird Traurigkeit in stille Freude, Wehmut in innere Kraft durch dies Buch verwandelt, das bewegt und erhebt wie selten eins.

Dr. W.

Digitized by Google

Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären. Von Laurenz Kiesgen. Mit Bildern von Rolf Winkler. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 4.50.

Ganz außer der Zeit ein Märchenbuch! Aber der Verfasser hat recht, mit der Herausgabe seines Buches nicht erst bis Weihnachten zu warten. Die Kinder sind ja zu jeder Zeit empfänglich für Märchen, aber ich habe die Beobachtung gemacht, daß in der gegenwärtigen Zeit, in den Sorgen und Kümmernissen des Krieges, die Erwachsenen mehr als sonst zum Märchen greifen. Das ist begreiflich: man hat das Bedürfnis, einmal der schrecklichen Gegenwart zu entfliehen und seine Seele zu erquicken in einem Brunnen reiner Dichtung. Allen denen, die dieses Bedürfnis haben, möchte ich das neue Märchenbuch Kiesgens besonders empfehlen. Kiesgen versteht es ausgezeichnet, Märchen zu erzählen. Das Wunder des raunenden Baumes, die Stimmen des Waldes, das Anheimliche in Düfter und Moos kleidet er in Gestalten, er belauscht die verborgenen Regungen des Herzens, senkt sich in die Seele der Kinder und schildert in farbenbunten Gebilden seine Gesichte. Und was dem Märchendichter nie fehlen soll: er hat Humor! Den verlangen die Kinder, und wir Alten wollen ihn uns auch jetzt erhalten. Darum möchten die letzteren das Buch erst lesen, bevor sie es an die Kinder weitergeben, sie werden dem Verfasser dankbar sein. H.

Kulturgeschichte des Krieges. Von K. Weule, E. Bethe, B. Schmeidler, A. Doren, P. Herre. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt, 561. Bd.) M. 1.— (1.25).

Eine Folge von volkstümlichen Hochschulvorträgen schließt sich hier aufs glücklichste zu einem Grundriß der — bisher noch nicht geschriebenen — Kulturgeschichte des Krieges zusammen. Wir werden von den Anfängen menschlicher Gemeinschaften bis zur Gegenwart geführt. Weule behandelt die Urzeit, Bethe das Altertum, Schmeidler das Mittelalter, Doren die Zeit des Absolutismus, Herre die der nationalen Kriege. Das Buch ist reich an Stoff und formvollendet; es ist allgemeinverständlich, aber zugleich von so gründlicher Gelehrsamkeit erfüllt, daß es auch für wissenschaftliche Zwecke nicht geringe Bedeutung hat. H. Br.

Türkisches Lehrbuch. Von Wilhelm Weil. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. M. 10.—.

Die durch den Krieg geschaffenen neuen Beziehungen zum osmanischen Reiche machen es zu einer Notwendigkeit, die Kenntnisse der türkischen Sprache nach Möglichkeit zu fördern. Wird dies durch die Einfachheit der Grammatik und Syntax außerordentlich erleichtert, so steht dem doch erschwerend der mit den westlichen Sprachen in gar keinem Zusammenhang stehende Wortschatz und nicht zum wenigsten der Mangel wirklich geeigneter Lehrbücher entgegen. Deshalb kann das vorliegende Lehrbuch als Abhilfe für ein wirkliches Bedürfnis angesehen werden. Der Verfasser hat es verstanden, die von allen Ausnahmen freie Grammatik kurz und doch vollständig verständlich darzustellen, um dann in überaus geschickt gewählten und doch überall den Anforderungen des praktischen Lebens entsprechenden Gesprächsübungen die tatsächliche Beherrschung der Sprache auch für den, der sich selbst unterrichten will, in musterhafter Weise zu erleichtern. Ueberall sind die Beziehungen auf das wirkliche Leben berücksichtigt und hervorgehoben, so daß kein Satz oder Wort sich später als nutzlos erweisen wird. Besonders zu rühmen ist der dritte Teil des Buches, ein Lesebuch, das in hervorragender Weise alles für die Kenntnis des türkischen Staats- und Wirtschaftslebens Interessante bringt derart, daß dieser Teil und die überall eingestreuten Hinweise auf den Einfluß der türkischen Sprache auf die westliche Kultur das Buch auch für denjenigen zu einem anziehenden Lesebuch machen, dem für die Erlernung der Sprache selbst der Anlaß oder die Ausdauer fehlen. Einige wenige, aber gut gewählte Abbildungen sind ebenfalls ein Vorzug des Buches, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Dr. A. L.

Spanien. Reisebilder von Johannes Mayrhofer. Mit 17 Bildern und einer Karte. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 4.20, in Pappband M. 5.20.

Spanien ist von jeher die Liebe des wandernden Feinschmeckers gewesen, es verdient diese Liebe auch in hohem Grade, und jetzt noch um so mehr, als Spanien immer treu zu Deutschland gehalten hat. Vorderhand heißt es allerdings, seine Reisen nur auf der Landkarte zu machen! Wenn einem hierbei aber ein so vortrefflicher Führer, wie Mayrhofers Buch, zur Seite steht, dann gewähren auch derartige Reisen einen hohen Genuß. Mayrhofer kennt Spanien ganz eingehend, das fühlt man auf jeder Seite seines Buches: nichts Bedeutendes ist ihm entgangen. Er macht auf alle Schönheiten und Merkwürdigkeiten aufmerksam, und die Art und Weise, wie er seine Eindrücke und Erfahrungen vermittelt, ist so anschaulich und plastisch, daß man in hohem Grade gefesselt und angeregt wird. Wir möchten das Buch deshalb als Vorbereitung für spätere Reisen warm empfehlen. H.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Hohlfeld, Dr. Johannes, Oberl. d. R., Die deutsche Kriegsliteratur. Wegweiser durch die wichtigsten Werke über die Probleme des Weltkrieges. Dresden, Lehmannsche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. M. 2.50.

Itschner, Hermann, Lehrerbildung und Volkstum. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2.80.

Kahane, Arthur, Clemens und seine Mädchen. Ein kleiner Roman. Berlin, Verlag Erich Reiß. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Kiesgen, Laurenz, Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 4.50.

Kley, Otto, Die deutsche Schulreform der Zukunft. Tatsächliches und Grundsätzliches zur Einheitsschulfrage. Köln a./Rh., Verlag J. P. Bachem. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Koehler, D. Walther, Prof. (Zürich), Die deutsche Reformation und die Studenten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 1.35.

Kraepelin, Prof. Emil, Hundert Jahre Psychiatrie. Ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Gesittung. Berlin, Julius Springer. M. 2.80.

Lambertz, Dr. phil. Maximilian, Die Volkspoesie der Albaner. Eine einführende Studie. Sarajevo, Kommissionsverlag von J. Studnicka & Co. Kronen 3.—.

Landmann, Rudolf, Grundgedanken zur neuen Ethik. Dortmund, Rudolf Landmann.

Landmann, Rudolf, Die objektive Ursache des Weltkrieges mit bildlicher Darstellung der aufsteigenden Lebensentfaltung. Dortmund, Verlag Rudolf Landmann.

Laun, Dr. Rudolf, Univ.-Prof. in Wien, Die Internationalisierung der Meerengen und Kanäle. Haag, Martinus Nijhoff. Franken 3.—.

Liller Kriegszeitung: Die sechste Auslese. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Oskar Hoecker. Mit 16 mehrfarbigen Einschaltbildern und zahlreichen Zeichnungen. Lille, Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. Geb. M. 4.—.

Llorens, Dr. Eduardo L., Monroismus-Panamerikanismus. Ins Deutsche übersetzt von August Strube. Hamburg, Broschek & Co. M. 1.—.

Marcks, Erich, Luther und Deutschland. Eine Reformationsrede im Kriegsjahr 1917. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.—.

Meinecke, Friedrich, Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Historische und politische Aufsätze. München, R. Oldenbourg.

Mohr, Heinrich, Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschichtlein. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 1.20.

Mohr, Heinrich, Deutsche Volksbücher: I. Bändchen: Historie von der unschuldigen, bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genovefa. II. Bändchen: Geschichte des Ewigen Juden und Geschichte des Doktor Faustus. III. Bändchen: Der arme Heinrich und Historie von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griseldis. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Jedes Bändchen steif broschiert M. 1.20.

Neu-Buddhistische Zeitschrift, Winterheft 1918. Berlin-Wilmersdorf, Neu-Buddhistischer Verlag Dr. Paul Dahlke. Erscheint vierteljährl. Einzelheft M. 3.50, Jahrespreis M. 12.—.

Ohr, Wilhelm, Zum Gedächtnis. Gotha, F. A. Perthes. M. 2.50.

Otto, Berthold, Mammonismus, Militarismus, Krieg und Frieden. (Neugeisteswissenschaftliche Reihe Nr. 1.) Berlin, Die Wende, Verlag. Einfache Ausgabe M. 6.80, Geschenkband M 9.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Japans Eingreifen in Ostasien, eine neue Wendung des Weltkrieges auch für die neutralen Länder Europas

Von

Freiherrn v. Call, k. u. k. Geheimer Rat, Minister und Botschafter a. D.

Durch offizielle, von den Kabinetten in Washington und Tokio kürzlich veröffentlichte Erklärungen suchen diese Regierungen ihren seither bereits in Ausführung begriffenen Beschluß, eine Truppenmacht nach Wladiwostok zu entsenden, gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Es erübrigt sich wohl, die offensichtliche Verlogenheit und Hinterhältigkeit, welche diese amtliche Verlautbarung kennzeichnen, des Näheren zu beleuchten. Sie wird keinen unbefangenen Beurteiler darüber zu täuschen vermögen, daß die gegen den Willen Rußlands ins Werk gesetzte amerikanisch-japanische Intervention in Ostasien einen offenen — durch die heuchlerischen Freundschaftsversicherungen der beiden Mächte für das russische Volk nur noch empörenderen — Einbruch in ein fremdes Land darstellt, welches nach Abschluß des Brester Friedensvertrags aus der Reihe der Kriegführenden ausgeschieden ist und sohin das Recht einer neutralen Macht genießt; ferner, daß die proklamierte Unterstützung einer eidbrüchigen, ehrlosen Bande tschechoslowakischer Überläufer gegen die angeblichen Angriffe ihrer in russischer Kriegsgefangenschaft befindlichen ehemaligen Kameraden einem völkerrechtswidrigen, mit der Selbstachtung einer jeden zivilisierten Regierung unvereinbaren Akt gleichkommt. Nebenbei bemerkt würden selbst die verbohrtesten und über die behauptete Zurücksetzung ihrer Stammesgenossen in der Monarchie am lautesten klagenden Tschechoslowaken mit berechtigter Entrüstung die Zumutung zurückweisen, ihre staatsrechtliche Stellung etwa mit derjenigen zu vertauschen, welche die Iren durch England oder die Philippinos unter der amerikanischen Herrschaft, die Einwohner des ehemaligen Kaiserstaats Korea unter jener der Japaner zu erdulden haben. Auch darf wohl die Frage aufgeworfen werden, in welcher Weise England, die Unionsstaaten und Japan ein analoges Vorgehen der Mittelmächte beurteilen würden, wenn diese in der Lage wären, aufgewiegelter Angehöriger jener Länder sich in ähnlicher Weise zu bedienen. Unfruchtbare Rekriminationen haben keinen Raum in der praktischen Politik, ihre Aufgabe kann es nur sein, die Folgen ins Auge zu fassen, welche die jeweiligen Ereignisse, im speziellen Fall die angekündigte bewaffnete Intervention in Ostasien, gewärtigen lassen dürften.

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Augenscheinlich haben sich sowohl Amerika wie Japan erst nach Überwindung ernster, auf der einen wie auf der anderen Seite vorliegender Bedenken und unter dem Druck der Lage auf dem europäischen Kriegsschauplatz in dem vorliegenden Beschluß geeinigt. Die amerikanische Erklärung verkündet ganz offen, daß die volle Energie der Vereinigten Staaten für den Sieg an der Westfront aufgeboten werden müsse. Diesem großen Ziel soll auch die Diversion in Ostasien dienen, von welcher die Entente sich einen Umschwung der Dinge in Rußland und in weiterer Folge eine Abziehung deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen von der italienisch-französischen Front nach dem Osten zu versprechen scheint. Ob derlei Erwartungen sich erfüllen, bleibt abzuwarten; jedenfalls erwiesen sie sich — zweifellos von seiten der übrigen Ententemächte mit allen Mitteln stärkstens empfohlen — verlockend genug, um Amerika wie Japan zu veranlassen, ihre bisherige von gegenseitigem Mißtrauen geleitete Politik zunächst zur Seite zu stellen. Die von den beiden Regierungen nunmehr beschlossene Intervention bedeutet unter allen Umständen eine in ihrer Wirkung vorerst nicht abzuschätzende Wendung im Weltkrieg; im Buch seiner Geschichte wird ein neues Blatt vor uns aufgeschlagen.

Während im Sinn der Erklärung Amerikas das Einsetzen von nur wenigen Tausend Mann geplant ist, besagt die japanische Kundgebung, daß die Regierung des Mikado auf Verlangen der Vereinigten Staaten bereit sei, im Zusammenhang mit der im Zug befindlichen „großen Expedition" Streitkräfte nach Wladiwostok zu entsenden. Es liegt somit in den Programmen der beiden Kabinette ein bemerkenswerter Gegensatz vor, dessen Tragweite sich erst späterhin beurteilen lassen wird. Keinesfalls ist zu übersehen, daß wenn Amerika der bis in die neueste Zeit konsequent perhorreszierten Ausdehnung des japanischen Machtbereichs auf dem asiatischen Festland nunmehr zustimmte, und wenn seinerseits Japan, dessen Aufmerksamkeit in erster Linie der Konsolidierung seines Einflusses in China zugewendet war, sich entschloß, seine Kraft in Sibirien einzusetzen, es ein weit gestecktes Ziel sein muß, dem beide Mächte auf dem Wege der neuen Orientierung ihrer Politik zustreben. Gilt es den Versuch, vereint mit England auf den Trümmern der heutigen Weltordnung die Grundlage für eine anglo-amerikanische Herrschaft im Westen, eine solche der gelben Rasse im Osten zu schaffen und alle Völker der Erde politisch wie wirtschaftlich den neuen Gebietern untertänig zu machen?

Unter sämtlichen am Weltkrieg beteiligten Großmächten hat Japan aus der allgemeinen verheerenden Konflagration bei Aufwand der geringsten Opfer die größten Vorteile zu erringen gewußt. Der politische Einfluß des Inselstaats in Ostasien ist weitaus an die erste Stelle gerückt, seine militärischen und maritimen Machtmittel sind vollständig intakt geblieben, die japanische Handelsflagge hat im Gebiet des Stillen Ozeans und auch darüber hinaus alle Wettbewerber überflügelt und ist auf dem besten Weg, sie dort

Digitized by Google

gänzlich zu verdrängen, das vordem vergleichsweise arme Land ist unter der Gunst der Kriegskonjunktur rasch zu bedeutendem Wohlstand gekommen. Kein Wunder, daß bei dieser Sachlage die neue Wendung seiner Außenpolitik im Land selbst auf Widerspruch stößt und daß der Regierung vorgeworfen wird, sie habe sich von den Verbündeten verleiten lassen, das Reich in Abenteuer zu stürzen. In der Tat ist Japan durch die Zunahme an eigener Macht wie durch die Verminderung derjenigen seiner Rivalen so groß und mächtig geworden, daß es einer Anlehnung an das angelsächsische Element für die weitere Entwicklung der Nation nicht mehr bedarf und für seine Politik freie Hand hat. Angesichts des Bestehens tiefliegender und nur mühsam überbrückter Gegensätze im Verhältnis zu seinen heutigen Verbündeten läßt sich der Gedanke nicht abweisen, daß der Inselstaat einmal seinen Vorteil darin finden könnte, den Anschluß an eine Mächtegruppe zu suchen, von der ihn Gegensätze solcher Art nicht trennen.

Solchen Problemen einer vielleicht entfernten Zukunft nachzugehen, wäre heute freilich ohne aktuellen Wert. Die Gegenwart erheischt festzustellen, daß die durch das Vorgehen Japans eingeleitete Wendung im Weltkrieg die Interessen der wenigen noch neutral gebliebenen Staaten einschneidend berühren kann. Es ist unbekannt, welchen sicherlich ansehnlichen Preis jenes Land für sein Eingreifen von seinen Alliierten sich ausbedungen und von ihnen zugestanden erhalten hat; gewiß ist nur, daß Japan seine Hilfeleistung nicht umsonst gewährt, wie nicht minder, daß die Verbündeten erfahrungsgemäß zu allem eher als dazu geneigt gewesen sein werden, den Preis aus der eigenen Tasche zu bezahlen. Von den in dieser Hinsicht in Betracht kommenden Konjekturen darf sicherlich der reiche niederländische Kolonialbesitz im Indischen Ozean nicht a priori als ausgeschlossen erachtet werden. Denn eine solche Lockspeise wäre gar sehr geeignet, die Begehrlichkeit der Japaner zu reizen, die mit der Eroberung von Formosa schon einen gewaltigen Schritt in der Richtung des Malaiischen Archipels zurückgelegt haben.

Im Bewußtsein der großen Interessen, welche Holland mit seiner blühenden Kolonie verknüpfen, verfolgt man im Haag die neueste Wendung des Weltkriegs mit gebührender Aufmerksamkeit. Sie scheint dort ernste Besorgnisse wachzurufen, welchen die holländische Presse — in der begreiflichen Scheu, den Teufel an die Wand zu malen — allerdings nicht in vollem Umfang Ausdruck gibt.

So schreibt das Amsterdamer Blatt „De Standaard" in einem Leitartikel: „Die Stärkung der japanischen Stellung bedeutet die Bedrohung der Machtstellung Amerikas in der Südsee und an der gesamten Westküste der Neuen Welt. Für Japan bedeutet die Intervention eine Teilnahme am Kriege zur Erreichung seiner imperialistischen Ziele ohne jedes Risiko. Japan wird den Krieg in Sibirien nicht der schönen Augen Frankreichs und Englands wegen beginnen. Der jüngste Geheimvertrag mit China gibt der Regierung in Tokio die Möglichkeit, sich aller chinesischen Hilfsquellen zu be-

Digitized by Google

dienen. Japan besitzt sogar eine weitgehende Kontrolle über das chinesische Heer. So gewinnt die Tätigkeit der Asiaten tagtäglich an Kraft und Bedeutung und sie werden bald Europa Gesetze vorschreiben. In ihrer Verblendung, sich gegenseitig zu zerfleischen, übersehen das die Westmächte."

Im „Nieuwe Courant" heißt es: „Nunmehr hat Japan den amerikanischen Vorschlag zur Unterstützung der Tschechoslowaken in Sibirien angenommen. Welchen Preis Japan dafür fordert, ist noch eine Überraschung. Es hat schon häufig betont, daß es nur seine eigenen Interessen verfolgt. Mit seinem nun gefaßten Entschluß beginnt ein neuer Abschnitt des Krieges. Die Folgen dieser Tatsache sind unübersehbar. Mögen die, welche Japan so weit gebracht haben, es nie bereuen."

„Tijd" meint: „Es wird bald ein ganz neues Kapitel dieses Weltkrieges beginnen, das uns ebenso überraschende wie entscheidende Wendungen für die Weltpolitik der Zukunft bringen wird."

Durch die englischen Willkürakte zur See wird unstreitig Holland stärker als alle anderen neutralen Staaten in Mitleidenschaft gezogen. Die neueste Kriegsphase im fernen Osten kann die Aufrechterhaltung der maritimen Verbindungen jenes Staates mit seinen großen überseeischen Besitzungen nur noch mehr in Frage stellen. Werden die Niederlande angesichts dieser Sachlage und der in weiterer Folge zu gewärtigenden Gefahr des Verlustes ihrer Kolonie nicht dazu gedrängt werden, mit den anderen europäischen Neutralen zur Sicherung ihrer Neutralität, ihrer Kolonien und ihrer Schiffahrt durch einen völkerrechtlichen Beschluß für die Freiheit der Meere und gegen das Schiffsvasallentum England und Nordamerika wie auch Japan gegenüber aufzutreten, um ihre Neutralität und Existenz für die Gegenwart und Zukunft zu sichern und damit möglicherweise das Ende des Weltkrieges zu beschleunigen?

Die heutige Lage der neutralen Schiffahrt erinnert einigermaßen an die Verhältnisse, welche den Abschluß der russisch-dänisch-schwedischen bewaffneten Neutralität vom Jahre 1780 veranlaßt hatten. Damals, im Verlauf des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes und nachdem erst Frankreich, dann Spanien und die Niederlande in den Krieg gegen England eingetreten waren, hatte Kaiserin Katharina II., gereizt durch Übergriffe der Kriegführenden — vor allen Englands — gegen russische Kauffahrer, die Initiative ergriffen, um mit einer Deklaration vom 28. Februar 1780 den damals im Krieg befindlichen Mächten zu eröffnen, daß sie — die Kaiserin — „im Angesicht Europas zu den aus dem Urrecht der Völker geschöpften Prinzipien sich bekannt hat, welche sie einerseits gegen sie zu befolgen fordert, andererseits als Normen ihres Benehmens während dieses Krieges adoptiert hat". Diese Prinzipien wurden in den am 9. Juli 1780 mit Dänemark und am 1. August desselben Jahres mit Schweden abgeschlossenen Vertrag aufgenommen, mit dessen meritorischen Bestimmungen späterhin Holland, Portugal, Preußen, Österreich und das Königreich beider Sizilien sich einverstanden erklärten und welche

Digitized by Google

bekanntlich durch die Beistimmung fast aller Staaten der europäischen Völkerfamilie zur Pariser Seerechtsdeklaration vom 16. April 1856 in etwas erweiterter Form zur Grundlage des internationalen Kriegsseerechts geworden sind. Das Vorgehen der russischen Herrscherin hatte nicht bloß zur Folge, daß England die aufgestellten Prinzipien wohl oder übel respektieren mußte, es beförderte auch den Abschluß des im Jahre 1783 in Versailles zustande gekommenen allgemeinen Friedens.

Wollte also Holland als neutrale und an der Frage der Seeschiffahrt in hohem Maße interessierte Macht sich bewogen finden, mit den anderen Neutralen einen gemeinsamen Schritt in der vorerwähnten Richtung zu unternehmen, so würde es nur ein unbestreitbares Recht ausüben und könnte sich auf ein glänzendes, durch die große russische Monarchin gegebenes Vorbild berufen. Freilich die Verhältnisse liegen heute ganz anders und leider viel ungünstiger als vor bald 140 Jahren. Die Greuel des ins fünfte Jahr gehenden Weltkriegs haben das internationale Gewissen betäubt, und die Niederlande sind keine Großmacht wie das Reich der Semiramis des Nordens. Aber auch in der trauervollen Gegenwart bleibt Recht doch Recht; möge dem ruhmvollen Volk der Niederländer die Genugtuung beschieden sein, ungeachtet aller Schwierigkeiten das seinige mit bestem Erfolg zur Geltung zu bringen.

Die Rechtspflege nach dem Kriege

Von

Staatsminister v. Beseler

Tief und gewaltig hat der Krieg eingegriffen in das bürgerliche Leben des Volkes, keine Familie, kein Erwerbszweig, kein Beruf sind unberührt geblieben, und je länger er andauert, um so schwerer werden die Lasten, die ertragen werden müssen, um den Sieg und mit ihm die Vorbedingung sicherer, kraftvoller Neugestaltung zu erringen. Die freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte ist in hohem Maße eingeengt, die Blüte der männlichen Bevölkerung wird durch den Kriegsdienst der Arbeit entzogen, die im Frieden ihre Lebensaufgabe war, Handel und Industrie stehen unter dem Zwang der Kriegsnotwendigkeiten, die Erzeugnisse des Bodens können nicht nach dem Belieben der Eigentümer, sondern nur in der vom Staate bestimmten Art und Weise unter seiner genauen Aufsicht verwertet werden. Aber wie draußen vor dem Feinde die Krieger für das Weiterbestehen Deutschlands kämpfen, so sorgen die Daheimgebliebenen mit hingebender Einsetzung der Kräfte der Alten unter opferwilliger, in weitestem Maße geleisteter Beihilfe der Frauen dafür, daß das Land nicht erstarre, sondern daß seine Felder weiter bestellt, seine Jugend herangebildet, daß Ordnung und Recht gewahrt werden und

Digitized by Google

die Grundbedingungen staatlichen Lebens erhalten bleiben. Stiller und bescheidener ist die Lebenshaltung geworden, abgesehen von den Kreisen derjenigen, denen die Kriegswirtschaft großen, oft leicht erworbenen Gewinn in den Schoß geworfen hat, anders als im Frieden hat sich im Kriege die Tätigkeit gestaltet, manche ihrer Arbeiten ruhn, anderes ist neu erwachsen. Da fragt es sich, wie wird die neue Ordnung aussehen müssen, die unerläßlich eingeführt werden muß, sobald uns wieder friedliche Zeiten geschenkt sein werden? Die Aufgabe dieser Zeilen soll es sein, zu untersuchen, inwiefern die Pflege des Rechts alsdann moderner Auffassung entsprechend umzuformen und zu führen sein wird. Dabei kann es sich innerhalb des Rahmens eines Aufsatzes von beschränktem Umfange nicht um den Begriff des Rechts im weitesten Sinne handeln, der Stoff würde zu groß sein, denn er durchdringt alle Einrichtungen des Volkslebens bis in seine weitesten öffentlichen und privaten Verhältnisse, hier soll nur von dem Rechte gesprochen werden, dessen Wahrung und Anwendung die Aufgabe der ordentlichen Gerichte des Staates und der zu gemeinsamer Tätigkeit mit ihnen berufenen Stellen ist.

Bereits vor dem Ausbruch des Krieges ist vielfach erwogen worden, inwiefern die Regelung der Rechtspflege zu ändern sein möge, und es hat auch nicht an Vorschlägen und Versuchen gefehlt, da, wo es angezeigt erschien, Abhilfe zu schaffen, aber noch vieles wird geschehen müssen, um das Recht und seine Handhabung mit den modernen Anschauungen in Einklang zu bringen. Während des Krieges mußten die hierauf gerichteten Bestrebungen sich darauf beschränken, der durch ihn hervorgerufenen Notlage Rechnung zu tragen und den davon Betroffenen, auch auf Kosten der minder schwer Berührten, Erleichterungen zu gewähren. Dabei konnte es sich jedoch im wesentlichen nur um Ausnahmebestimmungen handeln, die nach Wiedereintreten normaler Rechts- und Verkehrsverhältnisse nicht aufrecht erhalten werden können, abgesehen von einzelnen der getroffenen Maßnahmen, die sich auch für die Friedenszeit als wünschenswert erwiesen haben und deshalb auch für die Zukunft zu bewahren sein mögen.

Das Recht umfaßt die Grundsätze und Vorschriften, nach denen das Leben des einzelnen und die Beziehungen der einzelnen zueinander bestimmt werden sollen, es regelt aber auch die Art und Weise, wie dies zur Geltung zu bringen ist. Im Leben und Verkehr treten auf allen Gebieten des Rechts immer wieder neue Auffassungen und bisher nicht vorhandene Beziehungen und Umstände zutage, die, sobald sie nach voller Prüfung und Würdigung neue Wege zu günstiger Entwicklung weisen, sichere rechtliche Form erhalten müssen. Aber nicht um die Regeln, nach denen ein jeder seinen Lebensweg einzurichten hat, handelt es sich bei der gegenwärtigen Erörterung, sondern um die Art und Weise, wie diese Regeln zur Geltung gelangen sollen, also um Rechtspflege im engeren Sinne. Unsere Betrachtungen haben sich demgemäß zu erstrecken auf die Einrichtungen, die diesem Zwecke dienen, und auf die Aufgaben derer, die ihm ihre Tätigkeit zu widmen haben.

Digitized by Google

Dies führt zur Prüfung, ob die Organisation unseres gesamten Gerichtswesens moderner Auffassung entspricht; hierbei werden die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, strafrechtliches Vorgehen und auch die unstreitige Gerichtsbarkeit in Betracht zu ziehen sein, und daran muß sich die weitere Erörterung knüpfen, wie die Stellung der Personen sein muß, die auf diesen Gebieten ihre Tätigkeit auszuüben haben, und wie der Staat die hierzu erforderlichen und geeigneten Kräfte auszubilden und sich zu sichern hat.

Der Gliederung unserer Gerichtsbehörden liegt der Gedanke zugrunde, daß in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, bei denen es sich um Streitgegenstände von geringerem Wert handelt, die Amtsrichter als Einzelrichter zu entscheiden haben, während von ihnen in Strafprozessen, die Übertretungen oder Vergehen leichterer Art zum Gegenstand haben, in Gemeinschaft mit zwei aus den Volkskreisen gewählten Schöffen Recht zu sprechen ist. Zuständig sind sie ferner zum Erlaß vorläufiger Sicherungs- und Zwangsanordnungen, wie sie den Rechtsbehörden obliegen, und haben die Rechtshilfe zu leisten, die anderen Gerichtsstellen oder Behörden gerichtsseitig zu gewähren ist. Konkurse und Zwangsversteigerungen haben sie zu leiten, sowie auf dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit und zur Wahrnehmung der sonstigen einzelrichterlichen Geschäfte, die hier nicht mitaufgezählt sind, eine vielseitige Tätigkeit auszuüben.

Soweit nicht dem Einzelrichter die erste Entscheidung obliegt, ist dazu das Landgericht berufen, dem auch die Bearbeitung der Berufungen und, mit vereinzelten Ausnahmen, der Beschwerden gegen amts- und schöffengerichtliche Entscheidungen obliegt. Seine Kammern werden in Zivilsachen mit 3, in Strafsachen zumeist mit 5, zum Teil, wie auch die periodisch bei ihm zusammentretenden Schwurgerichte, mit 3 Richtern besetzt. Als Einzelrichter ist beim Landgericht der Untersuchungsrichter in Strafsachen tätig, bei den Kammern für Handelssachen sind dem vorsitzenden Berufsrichter zwei besonders bestellte Handelsrichter, die aus kaufmännischen Kreisen entnommen werden, als Beisitzer zur Seite gestellt.

Berufungen und Beschwerden, soweit sie gegen die Entscheidungen der Landgerichte erhoben werden können, gehen an die Oberlandesgerichte, ferner die Revisionen gegen Urteile der Strafkammern in der Berufungsinstanz und nur in seltenen Fällen gegen die von ihnen in erster Instanz erlassenen Urteile. Die Senate der Oberlandesgerichte werden mit 5 Richtern besetzt.

Oberstes Gericht ist das Reichsgericht, soweit nicht ein oberstes Landesgericht für den Bezirk eines Bundesstaates mit der beschränkten Zuständigkeit, die das Gesetz zuläßt, errichtet ist. Das Reichsgericht entscheidet in der Besetzung von 7 Richtern über die Revisionen gegen Urteile der Landgerichte und Oberlandesgerichte, soweit nicht bei Urteilen der Strafkammern die Oberlandesgerichte zuständig sind, und ist unter Zusammenwirken zweier Senate für die Fälle des Hoch- und Landesverrats, soweit sie gegen Kaiser oder Reich gerichtet sind, allein zur Entscheidung berufen.

Digitized by Google

Den Gerichten angegliedert sind die Staatsanwaltschaften, bei den Amtsgerichten Amtsanwälte, bei den Landgerichten und Oberlandesgerichten Staatsanwälte, beim Reichsgericht ein Oberreichsanwalt und Reichsanwälte.

Neben den Gerichten werden Notare für Geschäfte der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit angestellt.

Über das ganze Rechtsgebiet verbreitet sind die Rechtsanwälte, die als Vertreter der Rechtssuchenden bei den Gerichten auftreten.

Allen Behörden sind die in großer Zahl erforderlichen Büro-, Kanzlei- und Unterbeamten zugeteilt.

Zu erwähnen sind schließlich die für den höheren Justizdienst ausgebildeten, aber nicht angestellten Assessoren und die zu ihrer Ausbildung beschäftigten Referendare und Anwärter.

Die große und andauernd wachsende Zahl der für den Justizdienst zu verwendenden angestellten Beamten hat schon seit längerer Zeit zu Erwägungen geführt, wie es zu erreichen sei, daß unter Wahrung der vollen Leistungsfähigkeit der Gerichtsbehörden eine Verminderung ihres Personenbestandes eintreten könne. Die Frage ist eine dringende geblieben, wenngleich in der Kriegszeit tatsächlich mit etwa der Hälfte der im Frieden tätig gewesenen Beamtenzahl die Geschäfte der Rechtsbehörden geführt werden konnten. Dies war nur möglich einmal, weil sie in einzelnen Zweigen, namentlich auf dem Gebiete der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, sich wesentlich verminderten, dann aber, weil die zur Verfügung gebliebenen Kräfte besonders stark angespannt werden mußten, so daß die Leistungen vielfach das Maß, das billigerweise auferlegt werden darf, überschritten haben. Nach Beendigung des Krieges wird der frühere Zustand unzweifelhaft, vielleicht noch in verstärkter Weise wieder hervortreten, aller Voraussicht nach werden sehr viele Streitigkeiten, die man während der Kriegszeit ruhen lassen mußte, vor die Gerichte gebracht werden und einen schwer zu bewältigenden Andrang hervorrufen, während die Strafrechtspflege, die im Kriege sehr ausgedehnt geblieben ist, auch nachher nicht auf eine Abnahme der Geschäfte wird rechnen dürfen. Für die freiwillige Gerichtsbarkeit aber wird sich ein weites Arbeitsfeld ergeben.

Die Aufwendungen, die auf den Unterhalt des sehr umfangreichen gesamten Beamtenstandes, der sich infolge stetigen Anwachsens der Geschäfte immer vergrößert, gemacht werden müssen, bedeutet eine schwere Belastung der Staatsmittel; nach dem Kriege wird es nicht möglich sein, auf diesem Wege weiter zu schreiten. Man wird im Gegenteil darauf bedacht sein müssen, die Ausgaben des Staats einzuschränken. Da ergibt sich die Frage, wie kann die Rechtspflege geführt werden unter Verwendung weniger zahlreicher Kräfte als bisher, aber doch unter völliger Wahrung der Möglichkeit, ihre Aufgabe sicher und sachgemäß zu erfüllen? Das kann erreicht werden, wenn Zahl und Umfang der Geschäfte sich mindern und die Art und Weise ihrer Behandlung sich vereinfachen läßt. Das erstere wird insbesondere für die Rechtsangelegenheiten nur in beschränktem Maße durchgeführt werden können. Es empfiehlt

Digitized by Google

sich nicht, Geschäfte, die ihrem Wesen nach am besten von den Gerichtsbehörden geführt werden, anderen Stellen zuzuweisen, die Einheitlichkeit und Sicherheit der Rechtsprechung würde darunter leiden.

Eher wäre wohl daran zu denken, daß von den Geschäften der freiwilligen Gerichtsbarkeit einzelne Zweige, wie etwa die Erbauseinandersetzungen, die Aufnahme von Schuldurkunden, die Unterschriftsbeglaubigungen und dergl. ganz in die Hände der Notare gelegt und davon nur dort eine Ausnahme gemacht würde, wo es eine zu große Erschwernis für das Publikum bedeuten würde, wenn das Gericht wesentlich leichter erreichbar, aber trotzdem nur ein Notar zuständig wäre. Zu einer wesentlichen Verminderung der Prozesse könnte es führen, wenn es sich erreichen ließe, daß die Rechtsstreitigkeiten häufiger als jetzt durch Schiedssprüche geschlichtet würden. Auch von dem weiteren Ausbau der zur Erteilung von Rat und Belehrung dienenden Rechtsauskunftsstellen kann man sich den Erfolg versprechen, daß durch ihr Wirken dem Beschreiten des Prozeßweges in zahlreichen Fällen vorgebeugt wird.

Sehr erwünscht und zweckentsprechend würde es sein, wenn eine Verminderung der Strafrechtssachen erreichbar wäre. Das würde eintreten, wenn die gesetzliche Androhung von Strafen auf die Fälle, in denen sie durchaus nicht entbehrt werden kann, eingeschränkt würde. Es soll dabei nicht auf die große Menge der Strafbestimmungen verwiesen werden, wie die Kriegsnot sie hervorgerufen hat, sie werden mit dem Friedensschluß zum allergrößten Teil ihre Gültigkeit verlieren müssen. Aber auch schon vor dem Kriege wurden sehr vielen Gesetzen und Verordnungen Strafandrohungen beigefügt; es steht zu hoffen, daß in Zukunft die Erzwingbarkeit der notwendigen Anordnungen möglichst auf andere Weise zu sichern versucht wird.

Auch bei der großen Reform des Strafrechts, die schon vor Jahren begonnen und nach dem Kriege weiterzuführen ist, möge Vorsorge getroffen werden, daß unser Land von einem Übermaß von Strafvorschriften verschont bleibe.

Einigen Erfolg wird man sich durch eine Vereinfachung des Prozeßverfahrens versprechen dürfen und durch minder starke Besetzung der Gerichte. Schon früher und auch während des Krieges hat es an Versuchen, auf diese Weise eine Ersparnis an Zeit und Kräften zu erreichen, nicht gefehlt. Es wird aber weitergehender Änderungen bedürfen, um eine ins Gewicht fallende Verringerung des Arbeitsumfanges zu ermöglichen. In erster Linie wird zu erwägen sein, ob nicht erheblich mehr Zivilprozesse, als es jetzt der Fall ist, den Amtsrichtern zugewiesen werden können, so daß weniger Richter, als jetzt, sich mit den einzelnen Sachen zu befassen hätten. Die Grenze der Zuständigkeit dem Werte des Streitgegenstandes nach könnte beträchtlich weiter gezogen werden.

Auch die Frage bleibt zu prüfen, ob nicht sämtliche erste Entscheidungen in Zivilprozessen durch Einzelrichter zu treffen seien, etwa in der Weise, daß sie, soweit sie nicht den Amtsgerichten zuzuweisen sind, in die Hand eines

Digitized by Google

Mitgliedes der Landgerichte gelegt würden. Den Bedenken, die hiergegen erhoben werden mögen, ließe sich wohl damit begegnen, daß diesen Einzelrichtern wenigstens für gewisse Fälle, z. B. Ehestreitigkeiten, Beisitzer aus Laienkreisen, wie dies schon jetzt bei den Kammern für Handelssachen geschieht, beigeordnet würden. Die Zahl der Berufsrichter würde sich bei solcher Regelung der Zuständigkeit für die erste Instanz nicht unerheblich mindern lassen. Die Berufungen gegen die amtsgerichtlichen Urteile, über die eine mit drei Richtern besetzte Kammer des Landgerichts zu entscheiden hätte, würden allerdings zahlreicher werden, sie könnten aber dadurch eingeschränkt werden, daß bei Gegenständen geringen Wertes ein Rechtsmittel ganz ausgeschlossen würde, und es würde dabei eine Wertgrenze von etwa 50 Mark als angemessen erachtet werden können.

Die Verminderung der Zahl landgerichtlicher Urteile erster Instanz würde zu einer Entlastung der Oberlandesgerichte führen, indem die dorthin gehenden Berufungen entsprechend abnehmen würden. Die Senate könnten mit 3 statt mit 5 Richtern besetzt werden, und so ließe es sich erreichen, daß die Zahl der Mitglieder der Oberlandesgerichte nicht mehr in ihrer gegenwärtigen Höhe beibehalten zu werden brauchte.

Auch für das Gebiet des Strafrechts sind zweckmäßige Vereinfachungen wohl denkbar, es spricht manches dafür, an die Stelle der jetzt in der Regel mit 5 und für leichtere Fälle mit 3 Richtern besetzten Strafkammern große, aus Richtern und Laien zusammengesetzte Schöffengerichte treten zu lassen, wodurch die Zahl der mitwirkenden Richter sich gegenüber der jetzt erforderlichen mindern würde. Auch für die Lösung der Frage, ob die Schwurgerichte durch Gerichtskammern zu ersetzen seien, bei denen statt der Geschworenen Laien als Beisitzer mit voller Richterbefugnis zuzuziehen wären, würde eine Neugestaltung der vorerwähnten Art von wesentlicher Bedeutung sein. Für den Fall aber, daß es zur Bildung solcher Schöffengerichte nicht kommen sollte, bleibt zu erwägen, ob es nicht angezeigt sei, die Zahl der Strafkammerrichter allgemein von 5 auf 3 zu ermäßigen, das aber hängt wieder mit der Frage zusammen, ob das gegen ihre Entscheidungen jetzt nicht gegebene Rechtsmittel der Berufung eingeführt wird.

Einer wesentlichen Minderung des Arbeitsumfanges bedarf es auch für das Reichsgericht; allgemein herrscht die Ansicht, daß die Zahl seiner Mitglieder zu groß sei, und daß es seine hohe Aufgabe, die Einheitlichkeit der Rechtsprechung zu fördern und zu wahren, auch dann voll erfüllen werde, wenn die Einzelfälle minder häufig, als es jetzt geschieht, seiner Entscheidung unterbreitet würden. Es ist zu hoffen, daß eine angemessene Minderung seiner Arbeitslast, sei es durch Einschränkung der Zulässigkeit des Rechtsmittels der Revision, sei es durch eingreifende Änderungen des ihre Bearbeitung regelnden Verfahrens, zu erreichen sein wird. Besonders erwähnt sei übrigens, daß die Herabsetzung der Mitgliederzahl von 7 auf 5 für die einzelnen Senate in weiten Kreisen für angezeigt erachtet wird.

Digitized by Google

Umfangreiche Änderungen für die Tätigkeit der Staatsanwaltschaften werden nicht in Aussicht zu nehmen sein, wenngleich hie und da einiges zu verbessern sein mag; zu erwägen bleibt, ob ihr Einschreiten nach wie vor in allen Fällen einer Rechtsverfehlung geboten sein soll, oder ob es nicht dem Empfinden mehr entspricht, daß sie da, wo es sich um Gesetzesverletzungen handelt, die eine Sühne im öffentlichen Interesse nicht erfordern, vom strafrechtlichen Vorgehen abzusehen befugt sein sollen, wobei es gegebenenfalls auf die Zustimmung des Verletzten ankommen mag. Man wird darauf vertrauen dürfen, daß dann manche Strafverfolgungen, die nicht als nützlich, sondern als unnötig bedrückend erscheinen müssen, vermieden werden. Das Rechtsmittel der Beschwerde wegen versagten Einschreitens würde genügenden Schutz für die Verletzten gewähren.

Das Notariat kann gewiß in der bisherigen Weise, sei es durch eigens dafür angestellte Beamte, sei es durch sonst geeignete Personen, namentlich Rechtsanwälte, ausgeübt werden, es würde zweckdienlich sein, wenn der Geschäftskreis der Notare eine Ausdehnung über seine bisherigen Grenzen fände.

Sehr wichtig ist die Frage, wie die Verhältnisse der Rechtsanwälte sich gestalten werden. Es wird daran festzuhalten sein, daß sie die gleiche Rechtsausbildung wie die Richter erfahren, sie würden sonst ihre Aufgabe, im Zusammenwirken mit den Gerichten der Pflege des Rechts zu dienen, nicht genügend erfüllen können. Zu regeln wird es sein, inwieweit der Zwang, sich zur Rechtsverfolgung einen Anwalt zum Vertreter bestellen zu müssen, aufrechterhalten werden kann, falls die Zuständigkeit der Amtsgerichte wesentlich erhöht werden sollte.

Durch den großen Zudrang zum Anwaltsberuf ist namentlich an den Orten, die einen Verkehrsmittelpunkt bilden, eine Überfüllung entstanden, die nicht ohne ungünstige Wirkungen bleiben konnte. An Vorschlägen, wie dem für die Zukunft vorgebeugt werden könne, hat es nicht gefehlt, es scheint, daß die Ansicht derer den Vorzug verdient, die es in die Hand der Staatsregierung legen wollen, über die Zulassung zur Anwaltstätigkeit zu entscheiden, aber mit der Wirkung, daß die Zugelassenen nicht als Beamte, sondern, wie bisher, zur Ausübung eines freien Berufes in den Kreis der Anwälte eintreten.

Falls eine Änderung der Zuständigkeit der Gerichte und damit eine Minderung der Zahl der Richter erfolgt, wird es sich nicht vermeiden lassen, daß den einzelnen Richtern im Durchschnitt die Bearbeitung einer gesteigerten Zahl von Rechtsfällen zufallen wird, es ist also darauf Bedacht zu nehmen, in welcher Weise eine Vereinfachung ihrer Arbeiten herbeigeführt werden kann, um dadurch einen Ausgleich zu schaffen. Hierbei wird wesentlich ins Gewicht fallen, wenn das Verfahren möglichst einfach und wenig zeitraubend gestaltet, wenn die Kürze des Schreibwerks angestrebt und jegliche Tätigkeit, die von Sekretären und Kanzleiarbeitern verrichtet werden kann, von den Richtern ferngehalten wird. So würde es z. B. einen Zeitgewinn be-

Digitized by Google

deuten, wenn die Vertagungen der Verhandlungen, über deren Häufigkeit immer wieder geklagt wird, auf ein richtiges Maß zurückgeführt würden. Dazu bedarf es vor allem einer Hebung der Macht der Gerichte, sachlich nicht begründete Vertagungen zu verhindern. Denn da die Parteien es in der Hand haben, durch übereinstimmende Anträge den Aufschub zu erreichen, ist das Gericht außerstande, die Verhandlung zu erzwingen, sondern genötigt, sich dem Verlangen zu fügen, das nicht selten auf Entgegenkommen der auftretenden Anwälte gegeneinander beruht, und dem oft auch wohl eine Säumnis ihrer Auftraggeber zugrunde liegen wird. Wissen diese aber, daß ihnen, wenn das Gericht, obwohl die Vertreter die nötigen Mitteilungen nicht erhalten haben, dies nicht ohne weiteres als genügende Entschuldigung gelten zu lassen braucht und auf Verhandlung bestehen kann, prozessuale Nachteile erwachsen können, so werden sie sich genötigt sehen, den Gang des Rechtsstreits nicht durch Nachlässigkeit zu verzögern. Es wäre zu begrüßen, wenn dem Ermessen des Richters überhaupt ein weiterer Spielraum zur Verhinderung überflüssiger, mit Mehrarbeit verbundener Schritte eingeräumt werden könnte, als die zwingenden Vorschriften des Prozeßrechts es gestatten. Wenn die Urteile eine möglichst kurze Fassung erhalten, indem der Sachverhalt ohne Breite angegeben und die Gründe ohne Weitschweifigkeit dargelegt werden, so läßt sich der Zweck der Entscheidung erfüllen; weitgehende Auseinandersetzungen, wie sie für eine wissenschaftliche Abhandlung am Platze sind, werden nach Möglichkeit vermieden werden müssen.

Der Richter muß, um den Anforderungen, die an ihn zu stellen sind, genügen zu können, nicht nur die für ihn unumgänglich erforderliche volle Unabhängigkeit genießen und sein Amt in strengster Unparteilichkeit ausüben, sondern auch Urteilskraft und ein sicheres Verständnis für das Leben und Fühlen seiner Mitmenschen besitzen. Denn beruht auch seine Tätigkeit in besonderem Maße auf Verstandesarbeit, so muß er doch dabei ein richtiges Empfinden haben für Lebensauffassung und Bedürfnisse anderer. Wer keine Begabung für die Kunst der Rechtsprechung besitzt, aber sich doch der Laufbahn zuwendet, mit der sie verbunden ist, mag sich, vielleicht weil er nicht weiß, wie er wählen soll, mit dem Rechtsstudium befassen und mit mehr oder weniger Schwierigkeit sich durch die Vorbereitungszeit und die eingeführten Prüfungen hindurchschleppen in der Erwartung, er werde sich nach Erfüllung der formalen Vorbedingungen ein Amt ersitzen, das ihm seinen Lebensunterhalt gewähren kann. Mit solchen Arbeitern ist die hohe Aufgabe der Rechtspflege nicht zu leisten, und der Staat muß berechtigt sein, unter denen, die ihm dienen sollen, genaue Auslese zu halten.

Andererseits ist es aber im öffentlichen Interesse dringend geboten, denjenigen, in deren Hand die Leitung der Pflege des Rechts gelegt wird, auch äußerlich eine Stellung zu schaffen, die es ihnen ermöglicht, ihr Leben ohne die fortdauernden Sorgen und Entbehrungen zu führen, die der Mangel ausreichender Mittel zur Lebenshaltung mit sich bringt. Besonders die

Digitized by Google

richterlichen Beamten bedürfen einer weit ausgiebigeren Besoldung, als sie ihnen jetzt zuteil wird, und die hierzu erforderlichen Gelder müssen aufgebracht werden, mögen gleich die Anforderungen, die auf allen Gebieten an den Staat gestellt werden, einen hohen Grad erreichen. Der Umstand, daß Neugestaltungen, wie sie oben angedeutet worden sind, eine Ersparnis an der Zahl der zu besetzenden Stellen zur Folge haben würden, trägt dazu bei, die Durchführung der Gehaltserhöhungen zu erleichtern. Damit wird auch den Einwendungen begegnet, die, wie es in ähnlicher Weise schon bei früheren Vorgängen geschehen ist, dahin erhoben werden sollten, daß die vorgeschlagenen Maßnahmen nicht den Zweck hätten, die Pflege des Rechts zu heben, sondern nur auf eine Ersparnis bei den Ausgaben des Staats hinauskämen. Das Volk kann verlangen, daß für die Leitung der Pflege des Rechts vollgeeignete Männer herangebildet und verwendet werden, anders wird sie nicht auf der Höhe gehalten werden können, mögen auch die besten Regeln und Vorschriften für die Art und Weise, wie sie auszuüben sei, bestehen und gegeben werden.

Dazu aber, daß die richtigen Kräfte gewonnen werden können, muß ihre Vorbildung und Auswahl dienen. Es ist notwendig, daß für eine wissenschaftliche Ausbildung Sorge getragen wird, denn ohne sie kann die Fähigkeit nicht erworben werden, das weite Feld des Rechts zu übersehen, den Zusammenhang der einzelnen in größter Anzahl bestehenden Gesetze, Bestimmungen und Regeln zu erfassen und ein zutreffenderes Verständnis für ihre Anwendung zu gewinnen. Es kann sich bei dieser Vorbereitung nicht um das Erlernen aller Einzelheiten auf weiten wissenschaftlichen Gebieten handeln, sondern es soll nur die Grundlage geschaffen werden, zur Befähigung in fortgesetzter Arbeit sich weiter auszubilden für die Aufgaben, welche die Pflege des Rechts stellt. Dazu bietet die auf die Studiumzeit folgende Beschäftigung in den verschiedenen Zweigen des praktischen Dienstes reiche Anregung, indem sie die Erweiterung der Kenntnisse auf dem Gebiete des geltenden Rechts fördern, seine Anwendung lehren und zur Entwicklung und Stärkung des Urteilsvermögens dienen soll.

Aus dem Kreise der nach Abschluß der Vorbereitung zur Verwendung im Staatsdienst für geeignet Befundenen erfolgt die Auswahl für die zu besetzenden Amtsstellen, sie erfordert besondere Sorgfalt. Am bequemsten wäre es, die Anwärter in der durch ihr Dienstalter bestimmten Reihenfolge heranzuziehen, das aber würde mit schwerwiegenden Nachteilen verbunden sein, denn bei dem großen Zudrange zum Justizdienst, mit dem auch nach der Beendigung des Krieges gerechnet werden muß, würde es sich ergeben, daß Männer von besonderer Begabung und Leistungsfähigkeit durch solche zurückgehalten würden, die nur mäßigen Anforderungen zu genügen vermöchten. Sie würden dann, obgleich ihnen die Betätigung im Justizdienst durchaus erwünscht wäre, geneigt sein, ihre Kräfte anderen Berufszweigen, in denen sie bereitwillige alsbaldige Aufnahme finden würden, zuzuwenden

Digitized by Google

und der Rechtspflege entzogen werden. Viel Umsicht erfordert es, bei der Bevorzugung jüngerer Bewerber das richtige Maß zu treffen, um dem Vorwurf unberechtigter Härte gegen ältere begegnen zu können, und dies wird gerade nach dem Kriege zu beachten sein, weil alle die vielen, die ihre Person voll eingesetzt haben im Kampf gegen den Feind und mit reicher Lebenserfahrung und besonders gefestigtem Charakter heimkehren, einen Anspruch auf baldige Verwendung mit guten Gründen erheben können. Möge es gelingen, hier den richtigen Weg zu finden, um eine auf der Höhe stehende Rechtspflege zu wahren.

Nicht unerwähnt soll auch die Strafvollstreckung bleiben, die als ein besonderer Teil der Strafrechtspflege zu betrachten ist. Sie ist nach wohldurchdachten Regeln, wenngleich mit gebotener Strenge, doch unter Vermeidung unnötiger Härten zu handhaben, damit ihr Zweck, begangene Verfehlungen zu sühnen, erreicht wird, ohne ein schwereres Übel zuzufügen, als es billiger- und gerechterweise ertragen werden muß. Es ist dringend geboten, die zum Strafvollstreckungsdienst erforderlichen Beamten sorgfältig hierzu heranzubilden, und es empfiehlt sich, die Leitung der einzelnen Anstalten, soweit es angeht, in die Hände solcher Männer zu legen, die sich für den höheren Justizdienst eignen. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn die Zahl der zu vollstreckenden Freiheitsstrafen gemindert werden könnte, und namentlich an Stelle der kurzzeitigen, auf die es hierbei zumeist hinauskommt, noch mehr, als es jetzt der Fall ist, eine andere Strafart treten könnte.

Damit die Pflege des Rechts nicht leide, bedürfen namentlich auch diejenigen Beamten des mittleren Dienstes einer gründlichen Ausbildung, welche zu selbständiger Tätigkeit neben den Richtern, die sie vielfach unter eigener Verantwortung auszuüben haben, berufen werden. Auch für sie ist, wie für die gesamte Beamtenschaft, dringend erforderlich, daß ihnen vom Staate auskömmliche Mittel zur Bestreitung eines ihrer Stellung entsprechenden Lebensunterhaltes gewährt werden.

Die Frage, inwieweit Frauen im Justizdienst Verwendung finden können, ist nicht leicht zu beantworten. Wir sehen mit Bewunderung, welche Leistungen während der Kriegszeit von Frauen auf Arbeitsgebieten, auf denen sie sich sonst nicht zu bewegen pflegten, erfolgreich erfüllt werden; viele werden nach Wiederherstellung des Friedens ihr Leben wie in früherer Weise führen, aber es wird auch nicht an solchen fehlen, die ihre einmal begonnene Tätigkeit fortzusetzen wünschen. Dies um so mehr, als schon vor Kriegsausbruch das Bestreben der Frauen nach Erweiterung ihrer Erwerbsmöglichkeiten in weitem Maße hervorgetreten war. Ihrer Verwendung im höheren Justizdienst und auch ihrer Zulassung zum Anwaltsberuf stehen aber gewichtige Bedenken entgegen, denn dazu ist eine Veranlagung, wie sie eher Männern, aber wohl nicht häufig Frauen zu eigen zu sein pflegt, erforderlich. Die Tätigkeit des Juristen beruht vornehmlich auf kühl abwägender Verstandesarbeit, wenngleich das menschliche Empfinden in weitem Maße mitbestimmend sein muß, Frauen

Digitized by Google

aber werden eher dazu neigen, auch da, wo der Verstand allein die Entscheidung finden soll, sich durch ihr inneres Gefühl leiten zu lassen, und infolgedessen den Aufgaben, die bei der Pflege des Rechts nun einmal gestellt werden müssen, weniger gewachsen sein. Es kommt hinzu, daß die Ausübung des Dienstes im gerichtlichen Verfahren die Wahrung äußerer Autorität fordert, und es wird einer Frau in der Regel sehr schwer oder gar unmöglich sein, dies, zumal gegenüber Widerspenstigkeit männlicher Persönlichkeiten, zur Geltung zu bringen. Bei der bereits jetzt bestehenden Überfüllung des Anwaltstandes aber wird man sich ohne zwingende Gründe nicht zu einem Schritt bereitfinden können, der noch eine Steigerung dieses Übermaßes zur Folge haben würde. Dagegen ist eine Hinzuziehung von Frauen zum mittleren Dienst, wie sie schon jetzt nicht selten geschieht, sehr wohl angängig. In den Anstalten für weibliche Gefangene werden in der Regel Frauen als Aufseherinnen angestellt; daß sie in Vormundschaftssachen, namentlich soweit es sich um die Sorge für das persönliche Wohl im Kindesalter stehender Pflegebefohlener handelt, in erfolgreichster Weise tätig sein können und sich in vielen Fällen zur Übernahme der Vormundschaft besonders eignen, ist nicht zu bezweifeln.

Die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt. Soweit also die Leitung der Rechtspflege auf richterlicher Tätigkeit beruht, ist der Eingriff anderer Behörden ausgeschlossen, im übrigen liegt sie bei der Justizverwaltung des Staats. Ihr liegt es ob, dafür Sorge zu tragen, daß alle Einrichtungen, derer es zur Ausübung der Rechtspflege bedarf, zur Verfügung stehen, und daß die erforderlichen Richterkräfte und die richtige Zahl der anderen Beamten gewährt werden, sie hat dahin zu wirken, daß die Tätigkeit der Justizbehörden sich den Anforderungen der Zeit entsprechend gestalten kann, und ist berufen, sobald Änderungen der bestehenden Zustände angezeigt sind, diese, wenn nötig, durch Vorbereitung und Vertretung gesetzlicher Maßnahmen oder, soweit es in ihrer Machtbefugnis steht, durch eigene Anordnungen herbeizuführen.

Mit den vorstehenden Ausführungen wird den Rechtskundigen nichts Neues gebracht, sie sollen dazu dienen, weiteren Kreisen einen Überblick über die Bedeutung der Pflege des Rechts und die Aufgaben, die ihrer Leitung gestellt sind, zu geben. Die einzelnen hervorgehobenen Punkte sind nur kurz berührt, sie alle bieten Stoff zu umfangreichen Darlegungen, und vieles, was noch mit in den Kreis der Erörterungen hätte hineingezogen werden können, ist unerwähnt geblieben. Immerhin werden aber die, denen daran gelegen ist, einen Einblick in die Rechtszustände unseres Landes zu tun, ein genügendes Bild finden, um ersehen zu können, auf welche Weise sich die Anwendung des Rechts vollzieht und worauf die Tätigkeit aller derer, die berufen sind, sie mit den im Laufe der Zeit zutage tretenden Anschauungen und berechtigten Forderungen in Einklang zu halten, gerichtet sein muß.

Digitized by Google

Möge der Friede, auf dessen uns günstigen Abschluß wir zuversichtlich hoffen dürfen, bald die Bahn freigeben für eine gesunde und sichere Fortbildung des Rechts unseres Volkes.

Deutsche Chemie[1])

Von

Geheimrat Professor Dr. Le Blanc (Leipzig)

Wer bei einer größeren Anzahl von Berufungen in der philosophischen Fakultät einer Universität mitwirkt, hat Gelegenheit zu beobachten, daß über die Wertung der Leistungen eines Gelehrten in den Naturwissenschaften im allgemeinen wesentlich leichter eine Übereinstimmung zu erzielen ist als in manchen Fächern der sogenannten Geisteswissenschaften, wie etwa in der Nationalökonomie. Das liegt daran, daß unsere naturwissenschaftlichen Arbeiten auf experimenteller Grundlage aufgebaut sind und ihre Ergebnisse demnach viel eher objektiv beurteilt werden können; die Wichtigkeit der Entdeckung eines neuen Elementes z. B. wird von niemand geleugnet werden. In den nationalökonomischen Abhandlungen hingegen spielen Ansichten und Überzeugungen eine viel größere Rolle, und den Wert und die Berechtigung neu aufgestellter Gesichtspunkte abzuschätzen, wird mehr dem subjektiven Ermessen des einzelnen überlassen bleiben. So kann es vorkommen — und es ist vorgekommen —, daß ein Fachvertreter eine Arbeit hoch einschätzt, während ein anderer nichts von derselben wissen will.

Die Erfahrungen, die hier in kleinem Kreise gemacht worden sind, lassen sich bei der Beurteilung der internationalen Beziehungen verwerten. Wir werden erwarten können, daß gerade in den naturwissenschaftlichen Disziplinen die nationale Zugehörigkeit eines Forschers bei der gerechten Beurteilung seiner Arbeiten keine Rolle spielt, und daß auch Angehörige verschiedener Nationen in dieser Beziehung unschwer zu einer Verständigung gelangen werden. Geschieht das nicht, so werden wir schließen können, daß Einflüsse, die nicht in der Natur der Sache liegen, Einflüsse chauvinistischer Art, sich geltend machen.

Es ist nun von Interesse, zu sehen, wie das Urteil der Engländer und Franzosen, unserer Hauptfeinde, die sich als Träger aller Kultur und Zivilisation gebärden und uns in dieser Hinsicht wenig übriglassen, über den Anteil der

[1]) Vortrag, gehalten im Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, Landesverband Württemberg, zu Stuttgart, April 1918. Die aus ausländischen, in der Kriegszeit erschienenen Zeitschriften zitierten Stellen sind entnommen dem Buche „Englands Handelskrieg und die chemische Industrie". Von Professor Dr. A. Hesse und Professor Dr. H. Großmann. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1916.

Digitized by Google

Deutschen an der Entwicklung der Chemie vor und während des Krieges gelautet hat, und wie weit es mit unserem Urteil, das die deutsche chemische Arbeit der der anderen Völker mindestens gleichstellt, übereinstimmt. Zunächst ist zu bemerken, daß die persönlichen Beziehungen der deutschen Chemiker zu den englischen vor dem Kriege viel enger waren als zu den französischen. Die deutschen Hochschulen übten seit nahezu einem halben Jahrhundert eine starke Anziehungskraft auf die jungen englischen Chemiker aus, und die durch das Studium in Deutschland angeknüpften persönlichen Beziehungen dauerten häufig das ganze Leben hindurch und wurden durch gegenseitige Besuche von Zeit zu Zeit befestigt. Im Jahre 1901 äußerte sich der bekannte englische Chemiker P. F. Frankland in einer Ansprache auf einer wissenschaftlichen britischen Versammlung über die Ursachen dieser Erscheinung und fand sie darin, daß die meisten englischen höheren chemischen Lehrer entweder selbst in Deutschland ausgebildet worden wären oder wenigstens durch Männer, die ihrerseits ihre Ausbildung in Deutschland erhalten hatten, und daß ihr wissenschaftlicher Eifer und ihre Begeisterung deutschen Ursprungs wären und immer von neuem durch dauernde Berührung mit deutscher Literatur angeregt würden. Es gibt in der Tat, so sagt er wörtlich, wenige Chemiker, welche von den deutschen Tempeln der Wissenschaft zurückkehren, ohne wenigstens einen Funken des heiligen Feuers mitzubringen, um denselben am heimischen Altar zu heller Flamme anzufachen; und wie wohl diese zeitweise durch den heimischen Nebel erstickt werden oder nur kümmerlich infolge Mangel an Nahrung ihr Dasein fristen mag, im allgemeinen dauert es lange Zeit, bevor sie völlig erlischt.

Kann es eine höhere Würdigung des deutschen chemischen Unterrichts geben als diese? Und auch der deutschen chemischen Wissenschaft selbst, denn ohne wissenschaftliche Forschungsresultate, die dauernd stets von neuem von den Lehrern gewonnen werden, läßt sich ein derartiger begeisternder und fördernder Unterricht nicht erteilen.

Die deutsche chemische Wissenschaft und insbesondere ihr starker Anteil an der großartigen Entwicklung der deutschen chemischen Industrie ist in England, das können wir feststellen, vor dem Kriege gewürdigt und anerkannt worden.

Nach dem Ausbruch des Krieges sind freilich Stimmen laut geworden, die unsere Leistungen herabzusetzen versuchten. In erster Linie ist das gehässige Urteil eines ihrer hervorragendsten Chemiker, des Sir William Ramsay, weithin bekannt und viel besprochen worden. Doch bestreitet dieser nicht die von deutscher chemischer Wissenschaft und Industrie errungenen Erfolge, er wendet sich gegen die deutschen Methoden im Handelsverkehr, zeiht uns der Unanständigkeit und spricht von deutscher Kultur nur in Anführungsstrichen. Ramsays Aussprüche sind mit um so größerer Entrüstung von seinen Fachgenossen und von weiten Kreisen aufgenommen worden, als Ramsay selbst auf deutschen Universitäten studiert und, wie frühere gelegentliche Äußerungen zeigen, deutsche Kultur auch schätzen gelernt hat. Er hat dauernd mit deutschen

Digitized by Google

Forschern in engem Verkehr gestanden. Ja noch mehr, er hat auch seinen Sohn eine deutsche Hochschule besuchen lassen, wohl das beste Zeichen für seine frühere Hochachtung.

Nach alledem braucht uns das widerspruchsvolle Verhalten Ramsays nicht zu kümmern, die giftigen Pfeile, die er gegen uns geschleudert hat, kehren zum Schützen zurück. Seine angezogenen Äußerungen sind nicht für den Chemiker, sondern lediglich für den Psychiater von Interesse.

Eine ganze Reihe anderer englischer Chemiker hat sich aber ihren Blick auch im Kriege nicht trüben lassen, und die Bedeutung der deutschen chemischen Wissenschaft, ja ihre Überlegenheit über die englische, anerkannt. So hat der bedeutende Chemiker Armstrong direkt ausgesprochen: man könne doch nicht ableugnen, daß die Deutschen als Chemiker und besonders in der organischen Chemie viel geniale Arbeit geleistet hätten, und daß die Engländer wenig im Vergleich mit den deutschen Leistungen aufweisen könnten, wie groß auch immer ihre verborgenen Fähigkeiten sein mögen.

Insgesamt kommen wir zu dem Eindruck, daß die englischen Chemiker vor dem Kriege und, abgesehen von einzelnen Entgleisungen, auch im Kriege den deutschen chemischen Leistungen Gerechtigkeit haben widerfahren lassen.

Wie steht es mit den Franzosen?

Von deutscher Seite ist und wird stets neidlos anerkannt, daß in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Paris ein Mittelpunkt chemischer Forschung gewesen ist, der viele deutsche Gelehrte anzog. Namen wie Berthollet, Gay-Lussac, Thenard, Dulong, Proust, Chevreul u. a. hatten wir damals nicht gleichwertige entgegenzusetzen. Dieser Zustand änderte sich aber schnell, die Anziehungskraft nahm rasch ab, und in den letzten Jahrzehnten sind nur noch selten deutsche Chemiker zum Studium nach Paris gegangen. Entsprechend dieser Abnahme der Anziehungskraft war die wissenschaftliche chemische Produktion zurückgegangen, und der Anteil Frankreichs an der Entwicklung der Chemie im letzten halben Jahrhundert kann sich nicht mit dem Deutschlands messen, darüber kann kein Zweifel sein.

Die Franzosen selbst haben ihre Leistungen vielfach über Gebühr eingeschätzt. Noch im Jahre 1868 beginnt Wurtz, ein im Elsaß geborener französischer Chemiker, seine „Geschichten der chemischen Lehren" mit dem anmaßenden Satz: „Die Chemie ist eine französische Wissenschaft; sie wurde begründet durch Lavoisier," und im Jahre 1888 tut Grimaux in seiner Schrift über Lavoisier den Ausspruch: „Die ganze moderne Wissenschaft ist nichts als die Entwicklung des Lavoisierschen Werkes," ein Ausspruch, der als maßlose Übertreibung gekennzeichnet werden muß. Mit der Anerkennung der deutschen wissenschaftlichen Errungenschaften sind die Franzosen stets recht zurückhaltend gewesen, wenn man auch aus dem persönlichen Verkehr mit manchen französischen Gelehrten weiß, daß sie dieselben nicht leugneten. Es ist nicht selten unlieb aufgefallen, daß in französischen Abhandlungen deutsche Arbeiten ungenügend zitiert und zu wenig beachtet worden sind, doch mag

Digitized by Google

dieser Umstand zum Teil mit der geringen Sprachkenntnis der Franzosen zusammenhängen. So wird man sich auch nicht wundern, zu erfahren, daß während des Krieges sich der auch im Ausland hochangesehene Chemiker und Physiker Le Chatelier zu dem Ausspruch verstiegen hat: „Die französische Naturwissenschaft ist stets an der Spitze des Fortschritts marschiert und hat Deutschland hinter sich gelassen." Der nationalen Eitelkeit wurde das Opfer des Intellekts gebracht.

Angesichts dieser Geistesrichtung ist es um so bemerkenswerter, daß die Leistungen der deutschen chemischen Industrie unbedingte Anerkennung finden. Im Jahre 1900 schreibt der bekannte französische Chemiker Haller in seinem Bericht über die Pariser Weltausstellung: „Das Übergewicht der deutschen chemischen Industrie ist eine anerkannte und unleugbare Tatsache." Und derselbe Gelehrte beginnt einen Aufsatz in einer französischen Zeitschrift vom Jahre 1916 mit den Worten: „Die chemische Industrie in Frankreich war zu Beginn des Krieges offenkundig der deutschen Industrie unterlegen." Über die Fabrikation der organischen Farbstoffe sagt im Jahre 1915 in einem öffentlichen Vortrag Professor Wahl von der Universität Nancy: „Man kann nicht leugnen, daß, wenn auch alle Industriezweige durch den Krieg behindert werden, so doch Färberei und Druckerei ganz besonders betroffen sind. Der Grund dafür ist ganz einfach der: die Hauptmenge der für diese Industrie erforderlichen Farbstoffe stammt aus Deutschland. In dieser Lage befindet sich nicht allein Frankreich, sondern auch England, Italien, Rußland, die Vereinigten Staaten, mit einem Wort, diese Lage ist allgemein, weil nun einmal unglücklicherweise die Fabrikation der Farbstoffe heutzutage ein fast ausschließliches Monopol Deutschlands bildet." Ähnliche Urteile hat man von andern Franzosen über andere Zweige der chemischen Industrie lesen können.

Im übrigen Ausland, dessen chemische Leistungen, bei aller Anerkennung der großen in den letzten Jahren besonders in Amerika gemachten Fortschritte, doch insgesamt erst in zweiter Linie in Betracht kommen, wenn auch einzelne seiner Männer, wie vor allem der Schwede Berzelius, zu den hervorragendsten Forschern aller Zeiten gerechnet werden müssen — im übrigen Ausland hat die deutsche chemische Wissenschaft und Industrie nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen in der Zeit vor dem Kriege die ihr gebührende Anerkennung gefunden.

Angesichts dieser wenig bestrittenen Erfolge wird man die auch weitere Kreise interessierende Frage nach den Ursachen aufwerfen müssen. Ihre Beantwortung hat nicht nur eine geschichtliche, sondern eine eminent aktuelle und praktische Bedeutung: sie wird uns den richtigen Weg zur Erhaltung unserer hervorragenden Stellung zeigen können. Ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der chemischen Wissenschaft, des chemischen Hochschulunterrichts, der chemischen Industrie namentlich in Deutschland, sowie eine Würdigung der gegenseitigen Wechselwirkung ist wohl am besten geeignet, uns die Beantwortung der oben gestellten Frage zu geben.

Digitized by Google

Die Chemie hat die Aufgabe, die Zusammensetzung der Stoffe zu ermitteln und die Bedingungen ausfindig zu machen, unter denen zusammengesetzte Stoffe sich aus einfacheren bilden oder sich miteinander umsetzen. Die Grundlage der chemischen Forschung ist das Experiment.

Es hat lange gedauert, bis die Menschheit sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hat. Die alten Griechen mißachteten den Versuch und glaubten durch theoretische Spekulationen die Natur erkennen zu können. Ihr Einfluß, insbesondere der des Aristoteles, reicht bis weit in das Mittelalter hinein und war um so schwerer zu beseitigen, als jede Handarbeit eines höherstehenden Mannes für unwürdig erachtet wurde. Gewerbliches Schaffen führt zu niederer Sinnesart, sagt Aristoteles.

Die Rolle einer selbständigen Wissenschaft im modernen Sinne spielt die Chemie etwa seit zweieinhalb Jahrhunderten, und man kann diese Zeit wiederum in zwei einander nahezu gleiche Teile sondern. Den ersten bis Ende des 18. Jahrhunderts währenden Teil bezeichnet man als das Zeitalter der Phlogistontheorie, als deren Begründer in erster Linie Becher und Stahl anzusehen sind. Ihre Anhänger betrachteten die Verbrennung als Zerstörung, als einen Zerfall zusammengesetzter Stoffe in einfachere; alle Körper enthielten ein gemeinschaftliches Prinzip, das Phlogiston, das beim Verbrennen entwiche, während der Rest zurückbliebe. So bestand nach den Ansichten Stahls Schwefel aus Schwefelsäure und Phlogiston: beim Verbrennen des Schwefels entwich das Phlogiston und die Schwefelsäure blieb, wie der Versuch zeigte, zurück. Jedes Metall war aus seinem Metallkalk, jetzt Metalloxyd genannt, und Phlogiston zusammengesetzt, beim Erhitzen entwich wiederum das Phlogiston, und der Metallkalk blieb zurück. Schwierigkeiten erwuchsen dieser Vorstellung aus der Beobachtung, daß das Metall beim Erhitzen, trotzdem es Phlogiston verlieren sollte, nicht leichter, sondern schwerer wurde, doch empfand man diese Schwierigkeiten damals nicht drückend und überwand dieselben entweder durch die allerdings groteske Annahme, daß das Phlogiston negatives Gewicht hätte, durch sein Fortgehen also der zurückbleibende Körper an Gewicht zunähme, oder durch die nicht minder unrichtige Vorstellung, daß die Gewichtsvermehrung durch die bei der Verbrennung aufgenommene Wärme hervorgerufen würde, der man ein Gewicht zuschrieb. Die Tatsache wird Sie sicher in Erstaunen setzen, daß diese in Deutschland entstandene, scheinbar so absurde Phlogistontheorie über ein Jahrhundert hindurch herrschend gewesen ist, und Ihr Erstaunen wird sich noch steigern, wenn Sie hören, daß unter ihren Anhängern es Männer gegeben hat, die außerordentlich fruchtbar an Entdeckungen gewesen sind; ich will nur Karl Wilhelm Scheele nennen, den Entdecker dreier neuer Elemente: des Chlors, des Sauerstoffes und des Mangans, der in Stralsund geboren wurde und sonach wohl als Deutscher der Abstammung nach bezeichnet werden kann, wenn auch diese Stadt damals unter schwedischer Oberhoheit stand und er sein Leben in Schweden zubrachte. Auch eine mit vielen Widersprüchen behaftete Theorie kann die Entwicklung der Wissenschaft

Digitized by Google

eine Zeitlang fördern; nur das ungebührlich lange Festhalten an derselben wirkt schließlich schädigend.

Gestürzt wurde die Phlogistontheorie endgültig durch den Franzosen Lavoisier, er ersetzte sie durch die noch heute herrschende Oxydationstheorie. Nach dieser besteht die Verbrennung nicht in der Abgabe von Phlogiston, sondern in der Aufnahme von Sauerstoff, wodurch auch die vielfach beobachtete Gewichtsvermehrung ihre einfache Erklärung fand. Und umgekehrt die Reduktion der Metallkalke zu Metall durch Wasserstoff wurde nicht mehr durch Aufnahme von Phlogiston, sondern durch Abgabe von Sauerstoff erklärt, der mit dem Wasserstoff sodann, wie bald erkannt wurde, zu Wasser zusammentrat. Lavoisier betonte weiterhin, daß bei chemischen Reaktionen wohl eine Umwandlung der Materie, aber keine Gewichtsänderung einträte, wenn man alle vor und nach der Reaktion vorhandenen Stoffe berücksichtigte.

Lavoisier, auf den die Franzosen so stolz sind, ist gar nicht als Chemiker zu bezeichnen, wie eine eingehende Analyse seiner Arbeiten lehrt. Er hat weder den Sauerstoff entdeckt, noch überhaupt irgendeine namhafte chemische Entdeckung gemacht, die nicht schon ein anderer exakter vor ihm gemacht hätte, wenn er es auch mit der Anerkennung der Leistungen anderer, gelinde gesagt, wenig genau nahm. Ja, auch die Grundlage seiner Theorie hatten schon hundert Jahre früher andere Männer ausgesprochen, daß nämlich die Zunahme des Gewichts bei der Verkalkung von der Verbindung des verbrennlichen Körpers mit einem Bestandteile der Luft herkäme. Und doch wird man Lavoisier als einen genialen Forscher bezeichnen müssen, der es verstand, die schon vorhandenen Bausteine zu dem meisterhaften Lehrgebäude seiner Theorie zusammenzufügen. Der Umstand, daß er der chemischen Wissenschaft als Physiker, also nicht als Fachmann gegenüberstand, hat ihm gerade die nötige Klarheit des Blickes und die Unbefangenheit des Urteils gegeben. Es ist kein vereinzeltes Beispiel in der Geschichte der Wissenschaft, daß es einem Außenseiter vorbehalten war, grundlegende neue Anschauungen zu äußern und zur Geltung zu bringen.

Um die Wende des 18. Jahrhunderts hatte die neue Lehre auch in Deutschland, das ziemlich lange widerstrebte, festen Fuß gefaßt. Um diese Zeit war es mit dem chemischen Unterricht noch recht mangelhaft bestellt. Selbständige Lehrstühle für Chemie gab es kaum, höchstens hatte der Physiker, der Mineraloge, der Mediziner die Aufgabe, auch der Chemie in seinen Vorlesungen zu gedenken. Von Unterrichtslaboratorien konnte unter diesen Umständen nicht die Rede sein, und auch um die chemische Literatur war es kümmerlich bestellt, namentlich fehlte es an Werken zusammenfassenden Inhalts. Gehindert wurde die Entwicklung der exakten Naturwissenschaften durch die damals an den deutschen Hochschulen herrschende sogenannte Naturphilosophie, die die Chemie als Wissenschaft nicht anerkannte, sondern als „Experimentierkunst" geringschätzig abtat.

In England und namentlich in Frankreich wehte ein frischerer Geist, und Paris war, wie ich schon erwähnte, in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts der Mittelpunkt chemischer Forschung, dem die jüngeren Chemiker

Digitized by Google

zu eigener Belehrung zustrebten. Auch war hier für einige Auserwählte in, wenn auch kleinen, Laboratorien Gelegenheit zu chemischen Experimentalarbeiten geboten.

Die technische Chemie steckte damals im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts noch in den Kinderschuhen, aber ihre Wichtigkeit war doch von mancher Seite erkannt worden, und sie konnte schon auf Erfolge zurückblicken. Die Anwendung der Chemie auf die Metallurgie und Glasbereitung hatte zu verbesserten Methoden und neuen Produkten geführt. Künstliche anorganische Malfarben, wie das Berliner Blau, Scheeles Grün, das Musivgold, waren den Gewerben geschenkt worden. Gewisse Säuren und Alkalien hatte man in größerem Maßstabe herzustellen gelernt, und es gab bereits eine Anzahl Anleitungen zur Darstellung technisch wichtiger Stoffe, z. B. der Seife, des Salmiaks u. a. Auch die Grundlage zur Rübenzuckerindustrie war damals schon gelegt worden durch den Nachweis des märkischen Chemikers Marggraff, daß aus der Rübe Rohrzucker gewonnen werden könne, und zwar erhielt er bei seinen Versuchen über 6% reinen Zucker, eine für damalige Umstände beachtenswerte Ausbeute.

Überhaupt scheint die Beschäftigung mit der Chemie zu jener Zeit in weiten Kreisen verbreitet gewesen zu sein, allerdings mehr in einer Weise, die an das alchemistische Zeitalter erinnert, wenigstens bricht ein Dr. J. G. Lehmann bei der Herausgabe der Schriften des soeben genannten Marggraff im Jahre 1761 in folgende bewegliche Worte aus: „Es ist wohl kein Jahrhundert an chymischen Schriftstellern reicher gewesen als gegenwärtiges, und es gehet der Chymie wie der Arzneykunst: „fingunt se Chymikos omnes". Der Staatsmann, der Finanzier, der Barbier und Feldscheer, der Bierbrauer und Branntweinbrenner, der Färber, der Gerber, die alte Frau, der Kohlenträger und Holzhacker, ja auch der Projektmacher (oh, welch kläglicher Name) sind kühn genug, sich unter die Chymisten zu rechnen."

Unter Chemie verstand man bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich die Chemie der anorganischen Verbindungen, andere waren nicht näher bekannt. Durch eine großartige Systematik suchte der Schwede Berzelius alle diese verschiedenen Stoffe unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen. Alle zusammengesetzten Körper, welches auch im übrigen die Anzahl ihrer Bestandteile sei, bestünden aus zwei Teilen, von denen der eine positiv, der andere negativ elektrisch sei. Der Alaun setzte sich nach seiner Theorie aus der negativen schwefelsauren Tonerde und dem positiven schwefelsauren Natron zusammen, das schwefelsaure Natron wiederum aus der negativen Schwefelsäure und dem positiven Natron, das Natron seinerseits aus den beiden Elementen, dem positiven Natrium und dem negativen Sauerstoff usf. Der elektrische Strom konnte unter geeigneten Umständen eine Verbindung in den positiven und negativen Bestandteil spalten. In der Verbindung selbst war ein positiver Bestandteil nur durch einen andern positiven Bestandteil, niemals durch einen negativen ersetzbar; analoges galt für den negativen Bestandteil.

Digitized by Google

Durch diese dualistische elektrochemische Theorie im Verein mit dem Gesetz der konstanten und multiplen Proportionen und dem Gesetz der Verbindungsgewichte, nach denen die Vereinigung der Elemente miteinander nur in bestimmten Gewichtsverhältnissen sich vollziehen kann, schien eine sichere Grundlage für den weiteren Ausbau der anorganischen Chemie geschaffen. Die sogenannte organische Chemie, oder besser gesagt die Chemie der kohlenstoffhaltigen Verbindungen, ist ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Es herrschte zu Beginn desselben der Glaube, daß organische Verbindungen, die im tierischen und speziell im menschlichen Organismus vorkämen und von ihm erzeugt würden, ihr Entstehen der Lebenskraft des Organismus verdankten, im Laboratorium nicht künstlich dargestellt werden könnten und den Gesetzmäßigkeiten der anorganischen Verbindungen nicht unterworfen wären. Bei dieser Denkweise muß die künstliche Darstellung des Harnstoffes durch Wöhler im Jahre 1828 als ein Markstein in der Geschichte der Chemie bezeichnet werden. Dem Entdecker selbst kam seine Entdeckung so merkwürdig und unwahrscheinlich vor, daß er dieselbe drei Jahre lang nicht zu veröffentlichen wagte, aus Furcht, einen Irrtum zu begehen. Nach dieser Tat scheute man nicht mehr davor zurück, die in der anorganischen Chemie gebräuchlichen Hypothesen und Gesetze auf die organische anzuwenden, und an der nun mächtig einsetzenden Entwicklung dieses Teils der Chemie, die bis in die Gegenwart angehalten hat, haben deutsche Forscher den hervorragendsten Anteil genommen.

Allerdings so einfach und übersichtlich wie in der anorganischen Chemie lagen die Verhältnisse in der organischen nicht, und die anfänglich versuchte Durchführung der dualistischen Theorie mußte aufgegeben werden. Es entstand der Begriff der chemischen Molekel, worunter die kleinsten selbständig existierenden, untereinander gleichen Teilchen verstanden werden, aus denen eine einheitliche chemische Verbindung sich zusammensetzt. Die Molekel selbst setzt sich aus den Atomen derjenigen Elemente zusammen, aus denen die Verbindung besteht. Nach manchen Irrwegen gelang es weiterhin, die relativen Atomgewichte der einzelnen Elemente festzustellen, wobei man das Atomgewicht des Wasserstoffs, des leichtesten Elementes, gleich 1 setzte, sowie die Molekulargewichte der verschiedenen Verbindungen, wenigstens im Gaszustande, und man konnte nun auch die Anzahl der Atome der einzelnen Elemente angeben, die in der Molekel irgendeiner Verbindung vorhanden sind. So besteht eine Wassermolekel aus 2 Atomen Wasserstoff und 1 Atom Sauerstoff, eine Alkoholmolekel aus 6 Atomen Wasserstoff, 2 Atomen Kohlenstoff, 1 Atom Sauerstoff usf.

Großes Aufsehen erregte 1823 die von Liebig gemachte Entdeckung, daß knallsaures und zyansaures Silber, zwei chemisch äußerst verschiedene Stoffe, die gleiche prozentische Zusammensetzung in bezug auf ihre sämtlichen Bestandteile, den Wasserstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff und Stickstoff, zeigten. Nachdem späterhin festgestellt war, daß in vielen Fällen derartige Isomere, wie sie genannt wurden, auch die gleiche Molekulargröße hatten, die Molekeln der Isomeren also in bezug auf Anzahl und Art der sie zusammensetzenden Atome

Digitized by Google

völlig gleich waren, so wurde man zu dem Schluß genötigt, daß die gegenseitige Stellung der Atome in den Molekeln eine wesentliche Rolle spiele und davon die Eigenschaften der Verbindung abhängig seien. Der Erforschung der Stellung der Atome zueinander, der sogenannten Konstitution der chemischen Verbindungen, wandte sich nun die große Aufmerksamkeit der Chemiker zu. Solche Bestimmungen ermöglichen es uns, die Beziehungen festzustellen, in denen die verschiedenen chemischen Individuen zueinander stehen, und zeigen uns unmittelbar die besten Wege, um den einen Körper aus dem andern zu gewinnen. Über die Geschichte dieser mühevollen und scharfsinnigen Konstitutionsbestimmungen, die noch längst nicht abgeschlossen sind, sind dicke Bücher geschrieben worden. Wenn Sie bedenken, daß wir jetzt zirka 150 000 Verbindungen kennen, deren Konstitution mehr oder weniger genau studiert ist, so werden Sie sich eine Vorstellung machen können von der unendlichen Arbeit, welche die Chemiker im Laufe eines Jahrhunderts geleistet haben. Die neueste Zeit deutet darauf hin, daß diese Konstitutionsfeststellungen, die früher als Bilder betrachtet wurden, vielfach als Realitäten werden erkannt werden müssen, und daß das Ziel, die wirkliche räumliche Stellung der Atome in den Molekeln zu erkennen, in greifbare Nähe gerückt ist, ein Ziel, das zu erreichen vor hundert Jahren wohl kein Chemiker in seinen phantastischsten Träumen für möglich gehalten hätte. Ja, der kühne Forschergeist dringt jetzt weiter in den Urgrund der Materie ein, wenn ich so sagen darf: er erkennt die frühere Annahme, daß das einzelne Atom ein einheitliches homogenes Gebilde sei, nicht mehr an; er ist zu dem Schlusse gekommen, daß jedes Atom noch ein kompliziert zusammengesetzter Körper sei, bestehend aus negativ geladenen Massenteilchen, sogenannten Elektronen, und einer mit positiver Elektrizität geladenen Masse. Die Konstitutionsbestimmung der Atome ist die neue wissenschaftliche Aera, die sich der Konstitutionsbestimmung der Molekeln an die Seite zu stellen beginnt.

Doch kehren wir in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Das Zweigespann Liebig und Wöhler feierte damals seine Triumphe; in ihren Arbeiten wurzelt die heutige organische Chemie. In seltener Freundschaft und gleichgerichtetem wissenschaftlichem Streben vereinigten sie sich öfters zu gemeinschaftlichen Untersuchungen. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1829 bis 1873 liefert wichtige Beiträge für die Geschichte der Chemie. Für Liebigs gewaltigen Geist war das Feld der reinen Chemie zu klein, er wandte seine Aufmerksamkeit auch in hohem Maße den Problemen der Ernährung der Pflanzen und Tiere und dem Stoffwechsel in der belebten Natur zu, die er experimentell angriff. Als Frucht seiner Arbeiten erschien 1840 das Werk: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie." — Um zu verstehen, welche Fortschritte Liebig durch sein Werk angebahnt hat, muß man sich vergegenwärtigen, wie der wissenschaftliche Stand der Agrikulturchemie damals war. Zwar waren schon Beobachtungen darüber vorhanden, daß die Pflanzen die Kohlensäure zersetzten und Ammoniaksalze dem Wachstum förderlich wären, aber von dem Schlusse, daß Kohlensäure und stickstoffhaltige

Digitized by Google

anorganische Salze als Nährmittel für die Pflanze dienten, war man weit entfernt. Dem Humus schrieb man die Bedeutung eines Nährmittels zu. Ähnlich wie die Tiere, so nährten sich auch die Pflanzen von organischen Stoffen, lautete die Lehre der Agrikulturchemiker. Anorganische Stoffe könnten wohl als „Reizmittel" willkommen sein, wären aber im allgemeinen entbehrlich. Ja, eine Zeitlang hat man sogar an die Erzeugung der in der Pflanzenasche vorkommenden mineralischen Bestandteile durch die Lebenskraft der Pflanzen geglaubt.

Liebigs Lehre stellte alles auf den Kopf. Sie stellte gerade die anorganischen Stoffe als die Nahrungsmittel hin; als solche erwähnt er Kohlensäure, Ammoniak und Salpetersäure, Wasser, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kieselsäure, Kalk, Kali u. a. Über die Rolle des Mistes äußert er sich folgendermaßen: „Der Mist, die Exkremente der Tiere und Menschen, wirken nicht durch ihre organischen Elemente auf das Pflanzenleben ein, sondern indirekt durch die Produkte ihres Fäulnis- und Verwesungsprozesses, also infolge des Übergangs ihres Kohlenstoffes in Kohlensäure und ihres Stickstoffs in Ammoniak oder Salpetersäure. Der organische Dünger, welcher aus Teilen oder Überresten von Pflanzen und Tieren besteht, läßt sich ersetzen durch die anorganischen Verbindungen, in welche er in dem Boden zerfällt."

Einem scharfen Denker wie Liebig mußte sich der Schluß aufdrängen, daß der Boden, wenn er nicht die ihm von den Pflanzen entzogenen anorganischen Bestandteile wieder erstattet erhält, der Erschöpfung verfällt; damit war der Grund zur Erkenntnis der Bedeutung der künstlichen Düngemittel gelegt und die Entwicklung der großen Industrie dieser künstlichen Düngemittel angebahnt.

Liebigs Lehre errang bald den Sieg über die alte Lehre. Allerdings die Bedeutung des Humus hatte Liebig zunächst unterschätzt, indem er seine Vermittlerrolle für die Nahrungsaufnahme der Pflanzen noch nicht erkannt hatte. Dadurch war er auf den falschen Weg gedrängt worden, gerade schwer lösliche Salze als Düngemittel zu bevorzugen, weil er meinte, daß die leicht löslichen durch den Regen fortgespült würden und nicht zur Geltung kommen könnten. Diesen Irrtum beseitigte er in seinem späteren im Jahre 1862 erschienenen Werk „Der chemische Prozeß der Ernährung der Vegetabilien" in folgenden Sätzen, welche die originelle und geistvolle Eigenart Liebigs deutlich widerspiegeln. Er spricht zuerst von jenem Irrtum und fährt dann fort: „Endlich vor drei Jahren, nachdem ich alle Tatsachen einer neuen und aufmerksamen Prüfung unterworfen hatte, entdeckte ich den Grund! Ich hatte mich an der Weisheit des Schöpfers versündigt und dafür meine gerechte Strafe empfangen, ich wollte sein Werk verbessern und in meiner Blindheit glaubte ich, daß in der wundervollen Kette von Gesetzen, welche das Leben an der Oberfläche der Erde fesseln und immer frisch erhalten, ein Glied vergessen sei, was ich, der schwache, ohnmächtige Wurm, ersetzen müsse ... Die Alkalien, bildete ich mir ein, müßte man unlöslich machen, weil sie der Regen sonst entführe! Ich wußte damals noch nicht, daß sie die Erde festhalte, sowie ihre Lösung damit in Berührung

Digitized by Google

kommt ... An der äußersten Erdkruste soll sich das organische Leben entwickeln, und die weiseste Einrichtung gibt ihren Trümmern das Vermögen, alle diejenigen Nahrungsstoffe aufzusammeln und festzuhalten, welche Bedingungen desselben sind."

Sowenig man vor Liebig die Chemie auf den Ackerbau anwandte, so wenig Nutzen versprachen sich die Vertreter der Physiologie von ihrer Anwendung. Die Lebenskraft spielte bei ihren Erklärungen noch immer eine bedeutende und so bequeme Rolle. Wiederum war es erst Liebig, der die Physiologie auf die Methoden der Physik und Chemie eindringlich hinwies. Speziell zum Studium der Ernährung von Tieren und des Stoffwechsels hat er einen mächtigen Impuls gegeben, insbesondere durch sein 1842 erschienenes Werk: „Die Tierchemie oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie."

In weiten Kreisen bekannt sind ferner seine Verdienste um die Gewinnung des Fleischextrakts und passender Kinderernährung. Wenn ich noch hinzufüge, daß Liebig auch die anorganische Chemie durch wertvolle Arbeiten bereichert hat, so wird man den treffenden Worten seines Schülers A. W. Hofmann in seinem Nachrufe voll zustimmen können. Sie lauten: „Wenn man die Summe dessen ins Auge faßt, was Liebig für das Wohlergehen des Menschen auf dem Gebiete der Industrie oder des Ackerbaus oder der Pflege der Gesundheit geleistet hat, so darf man kühn behaupten, daß kein anderer Gelehrter in seinem Dahinschreiten durch die Jahrhunderte der Menschheit ein größeres Vermächtnis hinterlassen hat."

Außer den schon genannten Verdiensten hat Liebig aber noch ein weiteres und wahrlich nicht das geringste: er hat den praktischen chemischen Unterricht im Laboratorium in der Art organisiert, wie wir ihn noch heutzutage ausüben. Die bedeutendsten Chemiker des vorigen Jahrhunderts sind aus seinem und Wöhlers Laboratorium hervorgegangen. Die bescheidenen Räume seines kleinen Instituts übten eine magische Anziehungskraft auf in- und ausländische Chemiker aus, die er durch sein glänzendes Beispiel und durch seinen anregenden persönlichen Verkehr zu selbständigen Forschungen mit Erfolg anzuregen wußte. Im Geiste Liebigs ist dieser Unterricht fortan in Deutschland erteilt worden, und zahlreiche Unterrichtslaboratorien sind seitdem in unserem Vaterlande erstanden, während die andern Länder nur zögernd nachfolgten. Hier liegt eine Quelle unserer Kraft: die gründliche chemische Durchbildung und die Erziehung zum eigenen Denken, die der Studierende im gutgeleiteten Laboratoriumsunterricht empfängt, tragen im späteren Leben hundertfältige Frucht und haben der Wissenschaft und Industrie unschätzbare Dienste geleistet, wie sich aus dem Folgenden noch näher zeigen wird.

Wie groß der Ruf Liebigs auch im Auslande war, sieht man am besten aus der Tatsache, daß, als man in London 1845 daran ging, nach Liebigs Muster ein wissenschaftliches Laboratorium zu errichten, man durchaus zu seiner Leitung einen Liebig-Schüler haben wollte. So kam A. W. Hofmann im

Digitized by Google

Alter von 27 Jahren nach England. Seine Wahl erwies sich als ein außerordentlich glücklicher Griff, er organisierte dort den Laboratoriumsunterricht in vorbildlicher Weise, und aus den Arbeiten seines Laboratoriums entwickelte sich die Industrie der künstlichen Farbstoffe; der häßliche, verachtete Steinkohlenteer wurde als schier unerschöpfliche Quelle für die Hervorbringung glänzender und das Auge berauschender Farben erkannt. Eine neue Industrie gelangte auf diese Art in erster Linie durch deutsche Tüchtigkeit zu kräftiger Entfaltung, und es muß als ein Glück für uns betrachtet werden, daß 1865, also nach zwanzigjähriger Tätigkeit, Hofmann bewogen wurde, einem Rufe nach Bonn bzw. nach Berlin zu folgen. Wenn diese vielseitige bezaubernde Persönlichkeit, der ich selbst als Assistent näher getreten bin, mit ihrem unermüdlichen Fleiß und Scharfsinn, ihrer Hilfsbereitschaft bei Fragen, die die Industrie und das öffentliche Wohl betrafen, uns nicht zurückgewonnen worden wäre, wer kann sagen, ob England den Vorsprung, den es auf dem Gebiete der Farbstoffherstellung schon besaß, nicht weiter behalten hätte. Jedenfalls wäre es uns viel schwerer gewesen, jenen Vorsprung einzuholen. — Hofmanns Spuren folgte der Erfolg. Gerade um die Zeit seiner Rückkehr setzte ein kräftiges Gedeihen der deutschen Farbstoffindustrie ein, das zu ungeahnter Blüte führte.

Lassen Sie uns den tieferen Gründen dieser Entwicklung nachgehen und die Unterschiede zwischen deutschem und englischem Wesen klarstellen. Der deutsche Gelehrte verwendet im allgemeinen außer zu seiner Lehrtätigkeit seine Zeit fast ausschließlich zu Forschungsarbeiten, ohne Rücksicht darauf, ob sich technisch verwertbare Resultate dabei ergeben. Er treibt die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, und er führt auch seine Schüler in der gleichen Art in die wissenschaftlichen Probleme ein. Der Zweck der chemischen Doktorarbeiten ist, das wissenschaftliche Forschen zu lehren, nicht etwa irgendeine bestimmte technische Aufgabe zu lösen.

Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, und es ist sogar nicht selten der Fall, daß eine aus rein wissenschaftlichen Beweggründen begonnene Arbeit zu eminent praktischen Resultaten führt, die dann auch von den Forschern mehr oder weniger ausgenutzt werden. Aber das Wesentliche ist, daß von vornherein beim Beginn der Arbeiten meistens kein praktischer Zweck ins Auge gefaßt wird. Auf unsern Universitäten und Hochschulen wird dahin gestrebt, den Studierenden zu einem wissenschaftlich durchgebildeten Mann mit eigenem Denkvermögen zu erziehen.

Die Leiter unserer chemischen Betriebe haben die Vorteile dieser Ausbildung bald begriffen, gern derartig ausgebildete Männer in ihren Betrieb aufgenommen und gute Erfahrungen damit gemacht. Über welches Thema der Stellungsuchende seine Doktorarbeit gemacht hat, ist ihnen gleichgültig, rein theoretische Themata sind ihnen womöglich die liebsten. Auf die Güte der Doktorarbeit selbst wird aber vielfach starker Wert gelegt, denn die leitenden Industriellen sagen sich mit Recht, daß ein Mann, der sich bei Erledigung

Digitized by Google

irgendeiner wissenschaftlichen Arbeit als tüchtiger Forscher erwiesen hat, bei guter Allgemeinbildung die beste Gewähr gibt, auch bei technischen Spezialfragen nicht zu versagen.

In England war bis vor dem Kriege, wie ich schon im Anfang meines Vortrags andeutete, der Unterricht viel weniger entwickelt als bei uns; die Grundlage, die Hofmann gelegt hatte, war nicht weit ausgebaut worden. Es war nicht das Bestreben vorhanden, dem Studierenden in erster Linie eine gute wissenschaftliche Durchbildung zu geben und ihn denken zu lehren. Das Spezialitätentum wurde zu sehr bevorzugt. Wenn ein Mann z. B. Färbereichemiker werden wollte, so strebte er möglichst schnell danach, die verschiedenen Methoden des Färbens kennen zu lernen. Auch war der Abschluß durch eine wissenschaftliche Arbeit dort nicht üblich. Die Zahl der Studierenden in England, die sich mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigten, war viel geringer als in Deutschland. Die englischen Industriellen waren kurzsichtig genug, eine solche frühe Spezialisierung gutzuheißen, ja direkt zu fördern. Jetzt freilich sind sie sich ihres Fehlers bewußt geworden. Nicht auf eine handwerkmäßige Aneignung gewisser Kenntnisse kommt es an; treten neue Probleme auf, so steht diesen der nicht mit guter Allgemeinbildung ausgerüstete Chemiker hilflos gegenüber, und er vermag nicht einmal auf seinem Spezialgebiet die nötigen Fortschritte anzubahnen.

Der Sinn des Engländers war zu „praktisch", wenn ich so sagen darf. Der Fabrikant erwartete von seinem Chemiker, daß er ihm schon nach wenigen Tagen oder Wochen neue wertvolle Resultate seiner Arbeit vorlegte, und da er das im allgemeinen nicht konnte, so war ihm der Chemiker zu teuer, und er begnügte sich mit einem Werkmeister, Laboranten oder dgl. Der englische Fabrikant hatte mit einem Wort den Wert der naturwissenschaftlichen Bildung nicht erkannt und versprach sich keinen Erfolg von der Übertragung der naturwissenschaftlichen Methoden auf die gewerbliche Arbeit.

Der deutsche Industrielle war weitsichtig genug, die Frucht nicht vor der Blüte pflücken zu wollen. Er ließ seinen Chemikern Zeit. Alle größeren Fabriken richteten eigene wissenschaftliche Laboratorien ein, in denen weitausschauende Probleme durchgearbeitet wurden. Aus diesen Laboratorien gingen und gehen auch rein wissenschaftliche Arbeiten hervor, die in Verfolgung jener Probleme ausgeführt werden mußten. Jede unserer größten Fabriken beschäftigt jetzt mehrere hundert Chemiker.

Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich zu dieser Frage einen Beitrag liefern. Als ich vor 22 Jahren, nachdem ich schon Extraordinarius war, ein Angebot erhielt, in die Höchster Farbwerke als Leiter der neu zu schaffenden elektrochemischen Abteilung einzutreten, wurde mir von der Direktion und dem Aufsichtsrat öfters versichert, daß niemand erwarte, daß meine Tätigkeit nach ein oder zwei Jahren schon zu wesentlichen Ergebnissen führen müßte; ich sollte mir Zeit lassen und mich ruhig einarbeiten. Und während der viereinhalb Jahre, die ich dort tätig war und die ich in meinem Leben nicht missen

Digitized by Google

möchte, ist mir stets das weiteste Entgegenkommen gezeigt, und für neue Versuche sind mir stets unbeschränkte Mittel zur Verfügung gestellt worden.

Die Ursache unserer Erfolge auf dem wissenschaftlichen und technischen Gebiet der Chemie liegt in dem gesunden wissenschaftlichen Unterricht und in der Begeisterung, mit der dieser erteilt wird, in der intelligenten fleißigen Arbeit der Chemiker, in der Hochschätzung der Wissenschaft, die unsere Industriellen zeigen, und in dem verständnisvollen Handinhandgehen von Wissenschaft und Industrie. Die Industrie nimmt die Resultate der Wissenschaft schnell auf, arbeitet selbst wissenschaftlich und unterstützt ihrerseits durch Lieferung von Material usw. jede wissenschaftliche Arbeit, ohne davon einen direkten Nutzen zu haben, aufs freigebigste.

Doch kehren wir noch einmal zur Entwicklung der organischen Chemie zurück. Im Jahre 1867 wurde von dem Bonner Professor August Kekulé eine geistvolle Benzoltheorie aufgestellt, die große Klarheit verbreitete über die Konstitution dieses wichtigen Teerproduktes und der sich von ihm ableitenden Verbindungen, wozu eine große Anzahl der wichtigsten Farbstoffe gehört. Die davon ausgehende außerordentliche Anregung kam nicht nur der reinen Wissenschaft zustatten, denn die wissenschaftliche Durchforschung der zahlreichen aus dem Steinkohlenteer stammenden Benzolabkömmlinge förderte ihrerseits mächtig die Industrie der Farbstoffe und anderer wichtiger Präparate.

Außer vielen neuen Farbstoffen gelang es auch, die sogenannten natürlichen Farbstoffe, die sich ihrer echten Eigenschaft wegen großer Beliebtheit erfreuten, herzustellen. Durch die von Liebermann und Graebe 1869 ausgeführte Synthese des Alizarins aus Anthrazen, einem aus Teer leicht zu gewinnenden Stoff, war der Grund zu einer Alizarinindustrie gelegt; das künstlich dargestellte Alizarin verdrängte bald durch seine Billigkeit und Reinheit den aus der Krappwurzel gewonnenen Farbstoff, der im wesentlichen aus Alizarin neben etwas Purpurin, einem Derivat des Alizarins, besteht, und in kurzer Zeit verschwanden die ehemals blühenden Krappflanzungen Südfrankreichs und Algiers. Ähnlich ging es mit dem Indigo, den man gern als den König der Farbstoffe bezeichnete. Auch diesen gelang es nach langer zielbewußter Arbeit vieler Forscher, unter denen der unlängst verstorbene Münchener Gelehrte von Baeyer in erster Linie zu nennen ist, um die Jahrhundertwende billiger herzustellen als ihn der Züchter der Indigopflanze zu liefern vermochte. Hier war die Umwälzung wegen des größeren Verbrauchs von Indigo, der sich in Deutschland allein auf viele Millionen Mark im Jahr belief, noch bedeutender. Die Pflanzer Indiens mußten zu anderen Anpflanzungen übergehen. Erst der Weltkrieg hat durch die Abschließung des deutschen Marktes vom Weltmarkt ein Aufblühen der sehr stark zurückgegangenen Indigopflanzungen wieder herbeigeführt.

Der Steinkohlenteer war aber nicht nur eine Fundgrube für die Ausgangsstoffe der Farbenindustrie; viele andere wichtige Industriezweige der chemischen Technik wären ohne seine Hilfe nicht denkbar. Ich nenne die Sprengstofftechnik, die Industrie der so wohltätigen pharmazeutischen und der photographischen

Digitized by Google

Präparate. Auch das einst verbotene, jetzt wieder zu Ehren gekommene, aber nun kaum aufzutreibende Sacharin führt seinen Ursprung auf den Steinkohlenteer zurück. Alle diese und noch andere Industrien, wie die der Riechstoffe und des künstlichen Kautschuks, verdanken in erster Linie den systematischen wissenschaftlichen Arbeiten deutscher Forscher ihre glänzende Entwicklung.

Kaum ein anderes Gebiet zeigt so deutlich den Wert intensiver chemischer Arbeit wie die Geschichte der soeben behandelten Teerprodukte. Ursprünglich ein fast wertloser, beinahe störender Abfallstoff, ist der Teer jetzt zu einem hochgeschätzten Ausgangstoff wertvoller Erzeugnisse geworden. Die gleiche Wandlung hat man häufig, wenn auch in kleinerem Maßstabe, zu beobachten Gelegenheit, und die Verwendung jeglicher Abfallstoffe bzw. die rationelle Verwertung aller solcher muß als das Ziel eines idealen Fabrikbetriebes bezeichnet werden.

Die organische Chemie ist in letzter Zeit erfolgreich auf biologische Probleme angewandt worden; eine ganze Chemie der Eiweißstoffe hat sich entwickelt, die in den Bau der Eiweißmolekel einzudringen sucht. Hier ist der Name Emil Fischers als der des führenden Chemikers zu nennen.

Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begann sich eine neue Richtung in der Chemie starke Geltung zu verschaffen, und zwar wiederum vorzugsweise in Deutschland: die der physikalischen Chemie. Es ist dies kein neuer Zweig der Chemie, man kann letztere nicht etwa einteilen in organische, anorganische, physikalische Chemie. Es ist, wie gesagt, eine neue Richtung, deren Anfänge übrigens weit zurückreichen. Am besten werden Sie dies an einem Beispiel ersehen. Wenn wir Phosphor und Sauerstoff aufeinander einwirken lassen, so entsteht eine Verbindung dieser beiden Elemente. Wenn man die Zusammensetzung dieser Verbindung sowie einige ihrer physikalischen Eigenschaften bestimmt und vielleicht noch verschiedene chemische Reaktionen, die sie mit andern schon bekannten Stoffen eingeht, untersucht und allenfalls hervorgehoben hatte, daß bei der Entstehung der Phosphor-Sauerstoffverbindung eine eigentümliche Lichterscheinung auftritt, so war diese Reaktion für die Chemie, wie sie früher getrieben wurde, erledigt.

Man kann nun aber weiter fragen: Welche Wärmemenge tritt bei der Vereinigung von Phosphor und Sauerstoff auf? Ist dieselbe abhängig von dem entstandenen Endprodukt oder ist sie dieselbe, gleichgültig, ob die Verbrennung zu P_2O_3 oder P_2O_5 geführt hat? Wie groß ist die Geschwindigkeit des Verbrennungsvorganges? Ist sie abhängig vom Sauerstoffdruck? Wird sie geändert durch Zusatz von andern scheinbar indifferenten Stoffen? Ja, man kann fragen: weshalb geht überhaupt die Vereinigung von Phosphor mit Sauerstoff freiwillig vor sich? Wie kommt es, daß nicht umgekehrt die Sauerstoffverbindung freiwillig in ihre Elemente zerfällt? Können wir nicht einen allgemeinen Satz ausfindig machen, der uns die Bedingung angibt, die erfüllt sein muß, damit sich eine Verbindung aus ihren Bestandteilen freiwillig bildet, und deren Nichterfülltsein unweigerlich den umgekehrten Vorgang, den freiwilligen Zerfall der Verbindung herbeiführt? Geht man diesen und noch

Digitized by Google

vielen andern Fragen nach, so arbeitet man physikalisch-chemisch. Das Wort physikalisch hat man gebraucht, weil man sich bei der Bearbeitung der angedeuteten Probleme oftmals der in der Physik ausgearbeiteten Methoden und der dort aufgefundenen Gesetzmäßigkeiten mit großem Erfolg bedient.

Die physikalische Chemie betreibt also die Erforschung der chemischen Vorgänge auf erweiterter Grundlage, zu der namentlich die Lehre vom osmotischen Druck und die elektrolytische Dissoziationstheorie zu rechnen sind, und wir kommen zu dem Schluß, daß schließlich jeder forschende Chemiker physikalisch-chemisch arbeitet und dies in um so höherem Maße, je besser er wissenschaftlich durchgebildet ist. Insbesondere wird auch der in der Industrie stehende Chemiker diese neue Richtung nicht mißachten dürfen, will er sich nicht selbst eines mächtigen Hebels zu neuen Fortschritten berauben. Um einen chemischen Prozeß richtig zu leiten, d. h. die größtmögliche Ausbeute bei geringsten Kosten zu erzielen, muß man den Gang des Prozesses, seine Beeinflussung durch die verschiedensten Faktoren genau studiert haben, und ein derartig rationelles Studium zählt eben zu den Aufgaben der physikalischen Chemie.

Bis kurz vor dem Kriege war Deutschland die Hauptpflegestätte dieser neuen Richtung, um deren Entwicklung sich neben dem über ein Jahrzehnt in Deutschland wirkenden Holländer van't Hoff hauptsächlich mein Leipziger Vorgänger Ostwald und der jetzt an der Berliner Universität tätige Professor Nernst verdient gemacht haben. Auch der Schwede Arrhenius, dessen Name hier erwähnt werden muß, hat viel in Deutschland geweilt und mit deutschen Gelehrten verkehrt.

In großer Zahl strömten die Ausländer zu den deutschen physikalisch-chemischen Laboratorien, und die im Auslande später neu errichteten Lehrstühle für physikalische Chemie wurden meistens mit den in Deutschland ausgebildeten Forschern besetzt.

Parallel mit dieser wissenschaftlichen Entwicklung fand auch ein Eindringen in die Technik statt, die zu neuen Erfolgen führte und namentlich auch für die hüttenmännische Chemie und die Metallurgie von Bedeutung wurde. Ein ganz neuer Zweig der technischen Chemie entstand in der Elektrochemie; als erstes wurde die Gewinnung von Ätzalkalien und Chlor sowie von anderen Bleichmitteln und die Darstellung von Metallen aus ihren Verbindungen auf eine neue Grundlage gestellt. Trotzdem unser Vaterland an Wasserkräften, die zur billigen Erzeugung des elektrischen Stromes besonders gern ausgebaut werden, nicht reich ist und wir deswegen mehr auf die minderwertigen Braunkohlenlager als billiges Heizmaterial zur Dampferzeugung angewiesen sind, haben wir doch auch an der Entwicklung der technischen Elektrochemie regen Anteil genommen, nachdem wir in der theoretischen wissenschaftlichen Elektrochemie einfach führend gewesen waren.

Wie umwälzend mitunter ein neues technisches Verfahren für Preisgestaltung und Verbrauch eines Gegenstandes werden kann, davon gibt Ihnen

Digitized by Google

ein deutliches Bild die Aluminiumfabrikation, die eine in mancher Beziehung interessante Geschichte besitzt. Das Aluminium wurde 1827 zuerst von Wöhler auf chemischem Wege und sodann 1845 von unserem Altmeister Bunsen und gleichzeitig von dem französischen Chemiker Deville auf elektrolytischem Wege dargestellt. Napoleon III. wandte seine lebhafte Aufmerksamkeit diesem Metall mit dem, merkwürdig geringen spezifischen Gewicht zu. Er beauftragte Deville, Aluminium technisch darzustellen, und es wurde auch eine kleine Fabrik eingerichtet, die die Herstellung des Metalls aufnahm, jedoch nicht auf elektrolytischem Wege, weil damals die Erzeugung der elektrischen Energie noch zu teuer und zu umständlich war. Auf der Pariser Weltausstellung 1859 wurde ein größeres Stück dieses neuen Metalls, des „Silbers aus Lehm", denn Lehm bildet das Rohmaterial, vorgezeigt. Doch waren die Herstellungskosten zu hoch, und Napoleon konnte seinen Wunsch, das Aluminium als Material für Kürassierpanzer zu verwenden, nicht erfüllen. Einige Jahre später wurde die Dynamomaschine erfunden, wiederum unter hervorragender Mitwirkung deutscher Arbeit und Intelligenz. Erst diese ermöglichte die Entwicklung einer elektrochemischen Industrie in großem Maßstabe — wir sehen, wie die Fortschritte auf dem einen Gebiet der Technik befruchtend auf andere, manchmal scheinbar fernliegende Gebiete einwirken. Die Aluminiumindustrie nahm einen ungeahnten Aufschwung, worüber Ihnen einige Zahlen lehrreiche Aufklärung geben werden. Im Jahre 1855 betrug die Jahresproduktion einige Kilo und der Preis 1000 Mark pro Kilo. 1885 hatte sich die Jahresproduktion auf 13 000 Kilo gehoben, der Preis war noch immer hoch, 100 Mark pro Kilo. 1892, also nur sieben Jahre später, war die Jahresproduktion auf nahezu eine halbe Million Kilo gestiegen und der Preis auf 5 Mark gefallen. 1911 war die Jahresproduktion über 46 Millionen Kilo, der Preis etwa 1,50 Mark.

Die Entwicklung der anorganischen Chemie war im allgemeinen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegenüber dem glänzenden Aufschwung der organischen Chemie in den Hintergrund getreten; verlockt durch die großen Erfolge, wandte sich die Jugend in erster Linie der Bearbeitung organisch-chemischer Probleme zu, die viel aussichtsvoller erschienen. Doch fehlte es in Deutschland auch nicht auf diesem Gebiete an Männern ersten Ranges. Ich nenne vor allem Bunsen, der von 1851 bis 1889 als Ordinarius in Heidelberg gewirkt hat. Er hat zahlreiche Forschungen in der analytischen, physikalischen, anorganischen und mineralogisch-geologischen Chemie ausgeführt und hat überall originelle neue Wege gewiesen. Die vielfache Beschäftigung mit Gasen nötigte ihn, besondere Methoden zu ihrer Bestimmung ausfindig zu machen, und so wurde er zum Schöpfer der Gasanalyse, die heute in Wissenschaft und Technik eine wichtige Rolle spielt. Am bekanntesten ist jedoch seine im Verein mit Kirchhoff gemachte Entdeckung der Spektralanalyse. Durch diese Entdeckung wurde unser geistiger Horizont in ungeahnter Weise erweitert und unsere Weltanschauung grundlegend beeinflußt. Denn die Vermutung, daß die andern Himmelskörper sich aus denselben Stoffen aufbauen

Digitized by Google

wie die Erde, wurde jetzt zur Gewißheit, und es wurde damit ein einheitliches Weltbild gewonnen.

Aber noch in anderer Hinsicht haben diese spektralanalytischen Untersuchungen große Wichtigkeit gewonnen. Zunächst haben dieselben zur Entdeckung neuer Elemente, des Rubidiums und Caesiums, geführt, dann aber in neuerer und neuester Zeit haben sie sich als ein ausgezeichnetes Mittel erwiesen, um in die feinste Konstitution der Materie einzudringen.

An dieser Stelle muß ich auch Lothar Meyers gedenken, der 1876 bis 1895 in Tübingen als Ordinarius tätig war. Er hat sich um die Aufstellung des sogenannten periodischen Systems der Elemente große Verdienste erworben. Ordnet man nämlich die Elemente nach ihren Atomgewichten in eine Reihe und zerlegt diese in einzelne Abschnitte, die man in gesonderten Horizontalreihen untereinander schreibt, derart, daß die ersten Glieder aller Abschnitte untereinander zu stehen kommen, ebenso die zweiten Glieder usf., also die entsprechenden ersten, zweiten Glieder usw. Vertikalreihen untereinander bilden, so findet man, daß alle in der gleichen Vertikalreihe stehenden Elemente ähnliche Eigenschaften haben. Man sagt: Die Eigenschaften der Atome sind periodische Funktionen ihrer Atomgewichte. Diese Beziehung ist deshalb wichtig, weil sie uns deutlich lehrt, daß die einzelnen Elemente nicht gesonderte Individuen sind, die nichts miteinander zu tun haben. Es muß vielmehr ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen bestehen, und da drängt sich die schon am Anfang des Jahrhunderts diskutierte Hypothese auf, daß alle Elemente aus demselben Uratom entstanden seien. Man hatte früher das Wasserstoffatom, das das kleinste bekannte Atomgewicht besitzt, als Uratom bezeichnet; diese Annahme ließ sich nicht aufrecht erhalten, da die Atomgewichte der Elemente sich nicht als ganze Vielfache des Atomgewichts des Wasserstoffes erwiesen. Heute weiß man schon, daß die Atome der Elemente aus viel kleineren Teilchen, den negativ geladenen Elektronen und einer positiv geladenen Kernmasse bestehen. Von der Anzahl der Elektronen, ihrer Anordnung und der Struktur der Kernmasse hängen die Eigenschaften der Elementaratome ab.

Wie überraschend den Zeitgenossen die Aufdeckung der periodischen Beziehungen damals im Jahre 1864 kam, zeigt ein Erlebnis des Engländers Newlands, der gleichzeitig mit Lothar Meyer auf diese Beziehungen gestoßen war. Als er nämlich darüber in einer Versammlung der British Association vortrug, begegnete er ungläubigem Kopfschütteln, und der Vorsitzende der Versammlung fragte ihn spöttisch, ob er nicht ähnliche Beziehungen erhielte, wenn er die Elemente nach ihren Anfangsbuchstaben anordnete.

Das periodische System, um dessen Ausbau sich weiterhin der Russe Mendelejeff besonders verdient gemacht hatte, gestattete, die Existenz von noch nicht bekannten Elementen vorauszusagen. Bei seiner Aufstellung mußte man nämlich Lücken lassen, und der spekulative Schluß lag nahe, daß in diese Lücken bisher unbekannte Elemente hineingehörten. Ja, man konnte auf Grund

Digitized by Google

der periodischen Anordnung nicht nur das Atomgewicht, sondern auch gewisse Eigenschaften der noch nicht entdeckten Elemente voraussagen, und Sie können sich das Aufsehen denken, das entstand, als tatsächlich diese Voraussagen durch spätere Entdeckungen bestätigt wurden.

Das periodische System der Elemente ist übrigens noch nicht der Weisheit letzter Spruch. Es krankt an manchen Unvollkommenheiten. In den allerletzten Jahren ist die Ordnung der Elemente nach neuen Gesichtspunkten erfolgt. Doch muß dieser Hinweis hier genügen.

In den letzten 25 Jahren hat die anorganische Chemie unter dem Einfluß der neuen physikalisch-chemischen Richtung starken Aufschwung genommen, und die Industrie mancher anorganischen Stoffe ist auf ganz neue Grundlagen gestellt worden. Ich will nur an die bekanntesten und wichtigsten Beispiele erinnern. Konzentrierte Schwefelsäure wurde bis in die neunziger Jahre hinein durch Konzentration der im Bleikammerprozeß gewonnenen verdünnten Säure hergestellt. Dann wurde dieses alte Bleikammerverfahren zurückgedrängt durch das sogenannte Kontaktverfahren, das direkt die Gewinnung wasserfreier Säure, des Schwefelsäureanhydrids, gestattet. Bei diesem Verfahren wird die beim Rösten von Schwefelkies entstehende schwefelige Säure mit Luft bei 400 bis 500° durch Rohre geleitet, die platinierten Asbest oder auch Eisenoxyd u. dgl. enthalten. Dabei verbindet sich der Luftsauerstoff mit der schwefeligen Säure zu Schwefelsäureanhydrid, das nach Abkühlung gewonnen und nun als solches, oder indem es mit verdünnter Schwefelsäure vermischt wird, als konzentrierte Säure weitere Verwendung findet. Indem man jetzt das wasserfreie Produkt direkt gewinnt, vermeidet man die frühere umständliche Operation der Konzentrierung verdünnter Säure.

Ich erwähnte, daß das Gemisch von schwefeliger Säure und Luft über platinierten Asbest, den Kontaktkörper, geleitet wird. Dieser Kontaktkörper übt eine höchst eigentümliche Wirkung aus: er beschleunigt die Vereinigung zu Schwefelsäureanhydrid ungemein. In der Wissenschaft nennt man derartige Beschleuniger bestimmter chemischer Reaktionen Katalysatoren. Ohne Katalysator wäre das neue Verfahren technisch unausführbar, denn es liegt auf der Hand, daß die Wirtschaftlichkeit einer gegebenen Anlage von der Menge des täglich hergestellten Produkts abhängt; ist diese zu klein, so werden die Unkosten zu groß. Sie sehen daraus, wie außerordentlich wichtig es ist, für die einzelnen chemischen Reaktionen die passenden Katalysatoren zu finden; aber viele Versuche sind bei der Durcharbeitung einer jeden Reaktion erforderlich, da jede Reaktion ihren besonderen Katalysator hat. Dieser Umstand gibt jedoch andererseits die Möglichkeit, Nebenreaktionen, die besonders bei der Darstellung organischer Produkte häufig in störender Weise auftreten, zu vermeiden oder wenigstens auf ein Minimum herabzudrücken, indem man einen für die gewünschte Reaktion geeigneten Katalysator verwendet. Es geht dann eben diese Reaktion viel schneller vor sich und das erzielte Endprodukt enthält weniger Verunreinigungen. Nötig ist allerdings, ein Un-

Digitized by Google

brauchbarwerden des Katalysators, eine Vergiftung, wie man sich ausdrückt, zu vermeiden. Diese Vergiftung wird leicht durch gewisse Beimengungen hervorgerufen. Bei der soeben besprochenen Darstellung von Schwefelsäureanhydrid wirken z. B. geringe Spuren von Arsenverbindungen, die in den Röstgasen stets enthalten sind, in kurzer Zeit vergiftend auf den Katalysator ein. Es muß deshalb für eine äußerst sorgfältige Reinigung der Gase gesorgt werden, und gerade dieser Umstand hat große Schwierigkeiten bei der Ausarbeitung des Verfahrens verursacht. Es bildet keinen kleinen Lorbeerzweig in dem Ruhmeskranz unserer deutschen chemischen Großindustrie, daß es ihr gelungen ist, alle diese Schwierigkeiten mit Hilfe systematischer wissenschaftlicher Arbeit zu überwinden.

Derselben Fabrik, der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik, die sich um die Ausbildung des Kontaktverfahrens in erster Linie verdient gemacht hat, ist auch die technische Darstellung des Ammoniaks aus Wasserstoff und Stickstoff auf Grundlage des von Haber im Laboratorium ausgearbeiteten Verfahrens gelungen. Auch hier wird mit Katalysatoren bei höherer Temperatur gearbeitet, jedoch nicht mehr bei Atmosphärendruck, sondern bei Drucken über 100 Atmosphären. Wenn man, wie ich selbst, Gelegenheit gehabt hat, diesen Betrieb eingehend zu besichtigen, so staunt man über die ungeheure Leistung, die hier in verhältnismäßig kurzer Zeit vollbracht ist. Ganz neuartige Konstruktionen mußten erfunden werden, damit die Apparate die an sie gestellten Anforderungen erfüllen konnten. Denn man hatte bald die unliebsame Entdeckung gemacht, daß manche Gase, wie Wasserstoff, die man unter gewöhnlichen Umständen für indifferent zu halten gewohnt war, bei so hohen Drucken und Temperaturen ungeahnte verheerende Wirkungen auszuüben imstande waren.

Wie wichtig die Gewinnung des Ammoniaks nach diesem Verfahren, sowie nach dem aus Kalkstickstoff für unsere Kriegführung geworden ist, brauche ich Ihnen ja kaum weiter auszuführen. Das Ammoniakgas kann gemischt mit Luft, wiederum mit Hilfe eines Katalysators, in Salpetersäure übergeführt werden, die das unentbehrliche Ausgangsmaterial für die Sprengstoffherstellung bildet. Aber auch nach dem Kriege werden diese Industrien erst recht für uns segenbringend sein, indem sie den für die Landwirtschaft so nötigen künstlichen Dünger liefern und uns in dieser Beziehung nicht nur unabhängig vom Auslande machen, sondern uns auch einen großen Export gestatten werden.

Bei der Ausarbeitung aller hier in Frage kommenden Prozesse ist deutsche chemische Arbeit in allererster Linie beteiligt gewesen. Einige Zahlen mögen Ihnen die gewaltigen Werte, um die es sich hier handelt, vor Augen führen. Im Jahre 1900 wurden $^3/_4$ Millionen Tonnen, 1912 schon $2^1/_2$ Millionen Tonnen Chilisalpeter im Werte von 173 Millionen Mark nach Deutschland eingeführt, wovon $^4/_5$ die Landwirtschaft, $^1/_5$ die Industrie verbrauchte. Diese großen jährlichen Einfuhrwerte wird uns fortan dieser Zweig unserer chemischen Industrie, unsere Stickstoffindustrie, ersparen. Die Jahresproduktion der gesamten chemischen Industrie wurde vor dem Kriege, wo die Stickstoffindustrie noch nicht

Digitized by Google

in Betracht kam, auf zirka 1 3/4 Milliarden geschätzt; ein großer Teil davon wurde exportiert. In diesen Zahlen ist aber nicht der Nutzen enthalten, den die chemische Wissenschaft und Industrie andern Gewerben gebracht hat.

Die reichen wissenschaftlichen Ergebnisse, die insbesondere die letzten hundert Jahre auf chemischem Gebiete gezeitigt haben, haben natürlich eine ausgebreitete Literatur erzeugt. Die Anzahl der Abhandlungen auf rein chemischen und verwandten Gebieten ist unheimlich angeschwollen. Im Jahre 1913 brachte das chemische Zentralblatt auf rund 2200 eng bedruckten Oktavseiten lediglich Referate über 11 200 deutsche und ausländische Abhandlungen! Wenn ein Forscher alle diese lesen wollte, so müßte er bei jährlich 300 Arbeitstagen täglich mindestens 37 Abhandlungen lesen. Sie ersehen aus diesen Zahlen, daß es für den einzelnen Gelehrten ein Problem darstellt, wie er es möglich machen soll, bei ausgedehnter Lehr- und Forschungstätigkeit noch auf der Höhe der Literaturkenntnis zu bleiben. Sie sehen aber zugleich, von wie großer Wichtigkeit ein gut ausgebildetes Referatenwesen, die Anfertigung umfassender Sammelwerke und Handbücher sowie die Herausgabe von Literaturregistern ist. Auch diese Aufgaben, deren Lösung aller Welt zugute kommt, sind von deutscher Seite in großzügiger Weise bearbeitet worden, und gerade jetzt sind zum fünfzigjährigen Stiftungsfest der Deutschen chemischen Gesellschaft 2 1/2 Millionen Mark gesammelt worden, um die literarische Berichterstattung über die gesamte chemische Forschung des In- und Auslandes weiter auszubauen und finanziell sicherzustellen. Über eine solche Berichterstattung verfügte bisher kein Volk, und es ist nur sehr schwer möglich, den deutschen Vorsprung einzuholen. Jeder Chemie studierende Ausländer ist gezwungen, auf die deutsche chemische Literatur und Berichterstattung zurückzugreifen, und die Chemie wirkt dadurch geradezu als Verbreiterin der deutschen Sprache. In den letzten Jahren haben die Amerikaner unter Aufwendung sehr bedeutender Mittel begonnen, ein eigenes Referatenwesen zu schaffen. Unsere Anstrengungen gehen nun dahin, uns nicht den Vorrang ablaufen zu lassen.

Meine Damen und Herren. Die einzelnen Bildausschnitte, die ich Ihnen aus der Entwicklung der Chemie in Deutschland vorgeführt habe, werden in Ihnen die Überzeugung erweckt haben, daß wir bisher in erster Linie marschiert sind. Auf die großartigen Leistungen und Umwälzungen, die in den Kriegsjahren selbst geschehen sind, kann ich an dieser Stelle nicht eingehen, sie entziehen sich auch vielfach der allgemeinen Kenntnisnahme und werden erst in späterer Zeit die verdiente Würdigung finden. Wohl aber möchte ich noch mit kurzen Worten die zukünftigen Aussichten streifen.

Zweifellos liegen schwere Aufgaben vor uns. Die feindlichen Länder haben ihre zurückgebliebene chemische Industrie durch Aufwendung riesiger Mittel gefördert, so daß wir einer sehr starken Konkurrenz gegenüberstehen. Sodann haben unsere Feinde die Schwächen der bisherigen Ausbildung ihrer Chemiker erkannt und arbeiten systematisch auf ein Zusammengehen von Wissenschaft und Praxis hin. Wir selbst sind durch den Krieg, wenn er auch

Digitized by Google

einerseits befruchtend gewirkt hat, andererseits doch auch stark geschädigt worden. Viel kostbares Menschenmaterial ist verloren gegangen, die am Leben Gebliebenen sind vielfach aus ihrem Beruf herausgerissen und an ihrer Arbeitskraft geschädigt worden. Der gewohnte Nachwuchs fehlt. Die wissenschaftliche Arbeit in den Hochschulinstituten ist auf einen kleinen Rest zusammengeschrumpft, die Lehrtätigkeit stark eingeengt. Den Laboratorien fehlen nötige Apparate, Chemikalien und das Hilfspersonal. Die wünschenswerte Ordnung ist kaum mehr aufrechtzuerhalten, wozu die aus dem Rahmen fallende ungewohnte Teilnahme an kriegschemischen Arbeiten viel beiträgt. Die Übergangs- und Friedenszeit wird an die im Kriege nicht geschonten Kräfte aller Chemiker erhöhte Anforderungen stellen. Eine Hauptfrage wird die Beschaffung des nötigen gut durchgebildeten Nachwuchses sein. Weitschauenden Blickes hat die chemische Industrie bereits $1^1/_2$ Millionen Mark bereitgestellt, um aus deren Zinsen Beihilfen an tüchtige Studierende nach abgeschlossenem Hochschulstudium zu gewähren und ihnen für ein oder zwei Jahre noch eine weitere Ausbildung als Assistenten zu ermöglichen. Daß außerdem $2^1/_2$ Millionen Mark für literarische Zwecke gesammelt worden sind, erwähnte ich bereits.

Auf allerlei Nachdenkliches wird man geführt. Wir wenden das Taylorsystem in Industrie und Handel an, und neuerdings werden eigenartige Prüfungen angestellt, um unter den Volksschulabsolventen die zu einer weiteren Ausbildung Befähigtsten ausfindig zu machen. Bei den Studierenden geschieht bisher nichts dergleichen, im Gegenteil, früher ist nicht selten große Mühe aufgewandt worden, um Minderbegabte mit- und durchzuschleppen, wie man sich ausdrückte. Die nächste Zukunft, die erhöhte Anforderungen stellt, wird dem Professor und insbesondere dem Laboratoriumsleiter eine größere Verantwortung zuweisen, denn unbefähigte und schlecht ausgebildete Fachmänner sind sich selbst eine Last und für die Volkswirtschaft ein Schaden.

Darüber hinaus werden die Unterrichtsverwaltungen entsprechend den veränderten Zeitverhältnissen größere Mittel als bisher zur Verfügung stellen und alles nur mögliche zur Förderung der Chemie tun müssen. Der Verein deutscher Chemiker und der Verband der Laboratoriumsvorstände deutscher Hochschulen haben in dieser Richtung bereits Schritte getan, doch werden dieselben nur dann zum Ziele führen, wenn die Überzeugung von der Wichtigkeit der Chemie in die breiten Schichten des Volkes und namentlich auch in die Kreise der Gebildeten gedrungen ist. Ich will hier die beherzigenswerten Worte erwähnen, die bereits im Jahre 1893 in einer amerikanischen Zeitschrift zu lesen waren:

„Das Land, welches die besten Chemiker besitzt, wird auf die Dauer auch das reichste Land und das mächtigste sein. Es wird zu den niedrigsten Preisen die beste Nahrung, die besten Waren und die geringsten Verluste bei der Erzeugung und die besten Waffen besitzen. Seine Bewohner werden auch den zweckmäßigsten Gebrauch von den natürlichen Hilfsquellen des Landes machen; sie werden sich infolge einer ausgebreiteten Hygiene der besten Gesundheit er-

Digitized by Google

freuen können und am wenigsten von anderen Nationen abhängen. Die Erziehung des Volkes in Chemie und anderen Naturwissenschaften ist daher als die zweckmäßigste Kapitalsanlage eines Volkes überhaupt aufzufassen, denn in der Gegenwart hängt der Wettbewerb zwischen den Völkern in wesentlicher Weise von ihren Leistungen in der wissenschaftlichen und technischen Chemie ab."

Die deutschen Chemiker werden nach dem Kriege, auf der bewährten alten Grundlage weiterarbeitend, ihre Pflicht tun. Geben Sie, meine sehr verehrten Anwesenden, unsern Bestrebungen den nötigen Rückhalt, dann wird, daran zweifle ich nicht, die deutsche Chemie einer neuen Blüteperiode entgegengehen und zur Wiedererstarkung unseres deutschen Vaterlandes mächtig beitragen.

Die Notwendigkeit eines schnellen Wiederaufbaus der Reichs- und Weltwirtschaft nach dem Kriege

Eine lohnende Aufgabe des Reichstags

Von parlamentarischer Seite wird uns geschrieben:

Im Juni-Heft dieser Zeitschrift wurde, offenbar von sachkundigster Seite, die Errichtung einer Reichswirtschaftsbank nach dem Muster der Reichsbank zu dem Zwecke angeregt, den Übergang aus der Kriegswirtschaft zur Friedenswirtschaft zu erleichtern und den wirtschaftlichen Aufbau nach dem Weltkriege zu beschleunigen. Daß dies die wichtigste Aufgabe ist, die ihrer Lösung unmittelbar nach der Beendigung des Krieges harrt, wer wollte es bestreiten?

Mir scheint aber, dieser Vorschlag, der in den weitesten Kreisen die gebührende Beachtung gefunden hat, wird nur dann auf Verwirklichung rechnen können, wenn der Deutsche Reichstag sich seiner annimmt und ihm auf dem Wege der Gesetzgebung seine wirksame Unterstützung leiht. Man wird sich erinnern, daß der Reichstag am 4. August 1914 sich durch das sogenannte Ermächtigungsgesetz, dessen Tragweite damals niemand vorauszusehen vermochte, für die Dauer des Krieges zahlreicher Rechte begeben hat, die er auf Grund der Reichsverfassung ausübte, indem er dem Bundesrat eine Art Generalvollmacht erteilte, weil er einmütig die Auffassung vertrat, daß die Kriegsnotwendigkeiten eine so weitgehende Vollmacht dringend erheischten. Inzwischen sind vier Jahre verflossen, und man darf die Behauptung wagen, der Reichstag würde nie und nimmer dem Bundesrat diese Vollmacht erteilt haben, wenn er geahnt hätte, daß der Krieg länger als vier Jahre dauern werde: wir stehen ja schon im fünften Kriegsjahre, und ein Ende des Krieges ist auch heute noch nicht abzusehen. Andererseits ist kaum anzunehmen, daß der Reichstag jenes Gesetz vom 4. August 1914 abzuändern und sich während der Dauer des Krieges wenigstens einen Teil der verfassungsmäßigen Rechte

Digitized by Google

wieder anzueignen versuchen wird, die er im Jahre 1914 aus wohlerwogenen vaterländischen Gründen freiwillig abgetreten hat: ein solcher Versuch würde voraussichtlich auch am Widerspruch des Bundesrates scheitern, der jüngst sogar ein Reichsgesetz eigenmächtig, ohne Mitwirkung des Reichstages, abändern zu können geglaubt hat.

Um so mehr aber sollte sich der Reichstag in allen den Fragen das Recht der Initiative vorbehalten, in denen er durch jenen Beschluß vom 4. August 1914 nicht gebunden ist, und gerade die in dieser Zeitschrift angeregte Errichtung einer Reichswirtschaftsbank scheint mir zu der Frage zu gehören, deren Lösung dem Reichstage in erster Linie zusteht.

Ich brauche auf die Gründe im einzelnen nicht mehr einzugehen, die für die Errichtung einer solchen Bank sprechen, da sie den Lesern dieser Zeitschrift zur Genüge bekannt sind. Aber es scheint mir so gut wie gewiß zu sein, daß diese Frage, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, nur durch eine Initiative des Reichstages ihrer Lösung entgegengeführt werden kann. Gewiß wird das neue Ministerium Hertling-Payer, das einen so gewaltigen politischen Fortschritt gegenüber den Zuständen der Vergangenheit bedeutet, auch für diese bedeutungsvolle Frage volles Verständnis besitzen. Allein man wird mit der Behauptung nicht fehlgehen, daß auch die neue Reichsleitung kaum in der Lage sein wird, diese Aufgabe so schnell, wie es die vitalen Interessen unserer Volkswirtschaft erfordern, zu lösen, da der Organismus des Reiches, wie überhaupt der aller Staaten, nun einmal zu kompliziert ist, als daß von Staats wegen große wirtschaftliche Fragen, wie die vorliegende, in kurzer Zeit zur Entscheidung gebracht werden könnten. Es ist auch eine alte Erfahrung, daß die Staatsbetriebe, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, wie Post, Telegraphen, Eisenbahnen, weit schwerfälliger und kostspieliger arbeiten als Privatbetriebe. Diese Nachteile würden aber durch die Errichtung einer Reichswirtschaftsbank, die mit allen Kreisen von Handel, Industrie und Landwirtschaft, besonders auch mit der Bankwelt, in engster Fühlung stehen müßte, ohne weiteres ausgeschaltet werden: mit Hilfe einer solchen Bank, die natürlich nichts weniger als eine bureaukratische, sondern eine freie, unabhängige Einrichtung sein müßte, könnten alle jene Probleme, die den Volkswirt und Politiker schon lange unausgesetzt beschäftigen, wie die möglichst schnelle und die einfachste Wiederherstellung unserer Friedenswirtschaft, die Hebung unserer Valuta, die Wiederaufrichtung unseres Ausfuhrhandels usw., auf die denkbar praktischste Weise gelöst werden; und wenn gar, wie im vorigen Hefte dieser Zeitschrift[1]) berichtet wurde, auch im feindlichen Auslande gewichtige Stimmen laut werden, die einen gleichen oder ähnlichen Weg für den Wiederaufbau der Weltwirtschaft — man denke nur an den Austausch internationaler Schatzscheine — dringend anraten, so darf man gewiß auch die zuversichtliche Hoffnung hegen, daß der Reichstag, in

[1]) Vgl. Reichs- und Weltwirtschaft nach dem Kriege.

Digitized by Google

richtiger Erkenntnis der großen Bedeutung, die dieser ganzen Frage für den Wiederaufbau unserer eigenen Volkswirtschaft innewohnt, aus seiner Initiative heraus die Errichtung einer Reichswirtschaftsbank fördern und den Herrn Reichskanzler auffordern wird, diese mit allen Mitteln und so schnell, wie es die Umstände nur irgend gestatten, ins Leben zu rufen; denn daß die Vorbereitungen für die Reichs- und Weltwirtschaft im Frieden keinen Aufschub mehr leiden, dürfte einleuchten und auf keiner Seite Widerspruch begegnen. Daß aber die Errichtung einer Reichswirtschaftsbank dazu das weitaus geeignetste Mittel ist, hat der sachverständige Verfasser des Aufsatzes im Juni-Heft dieser Zeitschrift überzeugend dargelegt. Das Deutsche Reich muß auch nach meiner Meinung nach dem Weltkriege die mächtigste Bank der Welt besitzen, um nicht nur auf unsere nationale Wirtschaft, sondern auch auf die Weltwirtschaft einen entscheidenden Einfluß ausüben zu können: dieser Einfluß würde für unseren Welthandel und unsere Weltpolitik in der Zukunft von geradezu unschätzbarem Werte sein.

Ich brauche aber nicht noch hinzuzufügen, daß der Reichstag, wenn er sich zu einem solchen Vorgehen im Interesse der Wiederherstellung der Weltwirtschaft bereit finden lassen sollte, sich zugleich in dem Geleise bewegen würde, das er seit dem 19. Juli 1917 nicht mehr verlassen hat, und daß ein solcher Beschluß daher auch im Auslande das volle Verständnis finden wird, das er in Wahrheit verdient. Ohne Zweifel liegt hier für den Reichstag eine Aufgabe vor, wie sie lohnender kaum gedacht werden kann.

Bulgarische Volkspoesie

Von

Dr. Hedwig Fischmann

Wenige Jahre, nachdem des „Knaben Wunderhorn" seine süß lockende Weise zum erstenmal durch Deutschlands Fluren hatte erschallen lassen, dem ganzen Volke kündend, welche köstlichen Schatz es in der unversiegbar sprudelnden Quelle deutschen Volksgesanges sein eigen nenne, drang vom fernen Südosten Europas, aus den unwirtsamen Bergen des Balkans ein seltsam verwandtes und doch so wesensfremdes Tönen und Singen herüber: Zur glücklichsten Stunde hatte Vuk Stefanović Karadžić, ein serbischer politischer Flüchtling, die Lieder seiner Kindheit in seinem Wiener Exil aufgezeichnet und dem begierig lauschenden Europa die trennende Pforte geöffnet, aus der südslawischer Sang nun frei und ungehindert herüberschallte. Die führenden Geister Deutschlands, wie Wilhelm v. Humboldt und Jakob Grimm, denen sich nach kurzem Zaudern auch Goethe zugesellte, erkannten und priesen die ursprüngliche Unberührtheit und echte Bodenständigkeit der neu erschlossenen

Digitized by Google

poetischen Welt. „Es ist nicht wie mit dem nordwestlichen ossianischen Wolkengebilde, das als gestaltlos, epidemisch und kontagiös in ein schwaches Jahrhundert sich hereinsenkte und sich mehr als billig Anteil erwarb: dieses südöstlich Nationelle ist hart, rauh, widerborstig." So rühmte der greise Goethe die serbische Volkspoesie, der er selbst schon ein halbes Jahrhundert früher, auf Herderischen Wegen wandelnd, den „Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga" nachgesungen hatte. Aber erst mit der Volksliedersammlung Vuks, der dieser selbst und andere Sammler zahlreiche weitere Veröffentlichungen von Volksliedern, -märchen und -sagen folgen ließen, war die südslawische Dichtung in den Kreis der europäischen Literaturen eingetreten.

Mit dem Rechte des Erstgeborenen — nicht nach ihrer Geburt, sondern ihrer Wiedergeburt jenseits der engen Grenzen ihres Heimatlandes — ist die serbische Volkspoesie in den Brennpunkt aller den südslawischen Dichtungen gewidmeten Interessen getreten und hat sich in dieser Stellung bis zum heutigen Tage zu behaupten gewußt, nicht zum wenigsten kraft des Ansehens jener Männer, die sich zuerst zu werbenden Herolden ihrer fremdländischen Schönheit gemacht haben und denen sich später auch der Historiker Ranke als ein begeisterter Lobredner zugesellt hat. War es da ein Wunder, daß die wenigen bulgarischen Volkslieder, die sich in Vuks Sammlung eingesprengt fanden, unbeachtet verhallten? Auch die damaligen politischen Begebenheiten am Balkan waren durchaus dazu angetan, das Interesse Europas allein auf das serbische Volk hinzulenken, das eben nach jahrhundertelanger, unwillig ertragener Knechtschaft das Türkenjoch in wildem Aufbäumen zertrümmert hatte, während Bulgarien noch weiter das Dasein eines türkischen Vasallenstaates fortfristete. Und als bulgarische Sammler in den vierziger Jahren zum erstenmal aus dem Urborn ihrer nationalen Dichtung schöpften und von ihren reichen Schätzen dem Okzident spenden wollten, da fanden sie hier keine gastfreundliche Stätte mehr: die Romantik war gestorben, das Interesse an der Volkspoesie erloschen. So kam es, daß die bulgarische Volksdichtung jahrzehntelang im Schatten ihrer glücklicheren serbischen Schwester ein unbekanntes Dasein führte.

Aber unter den Bulgaren selbst war die Freude an ihrer Väter Sangesweise, einmal geweckt, nicht wieder entschlummert. War doch auch ihnen das Erbteil aller slawischen Völker, die Sangesfreudigkeit, zuteil geworden. So schürften sie in emsiger Sammeltätigkeit die Kleinodien der nationalen Dichtung aus dem Boden ihrer Heimaterde. Auch hier haben politische Motive mitbestimmend eingewirkt: Mazedonien, die von Serben, wie Bulgaren, wie Griechen gleich heißbegehrte Landschaft, bildete und bildet noch heute die Hauptstätte der volkskundlichen Bestrebungen Bulgariens. Sitten und Bräuche, Spiel und Tanz, Sagen und Lieder diesem Bruderwolke abzulauschen und als Triebe des gleichen Stammes zu erkennen, der in Bulgarien selber seine reiche Blütenpracht entfaltet hat, das bedeutet ein immer wieder erneutes Sichbewußtwerden der Blutsbande, die diese beiden durch der Geschichte fühllosen

Digitized by Google

Gang bis auf unsere Tage getrennten Stämme einigen. Die Machthaber Mazedoniens waren auch niemals im unklaren darüber, welch starke nationale Kräfte dieser Quelle entströmten; und wie einst dem Bekehrungseifer der Christenapostel im Karolingerreiche kostbarster Besitz der germanischen Poesie zum Opfer gefallen war, so mußte auch hier die heimische Väterweise ihre Stimme zum leisen Flüstern dämpfen vor der ihr gleich feindlichen weltlichen Obrigkeit der Türken wie vor der geistlichen der griechischen Priesterschaft. Wie unerbittlich ihr Haß all jene traf, die sich dieser nationalen Entwurzelung Mazedoniens entgegenzustellen suchten, das mußten die Brüder Miladinov erfahren, die das bulgarische Volk als Märtyrer im nationalen Kampfe feiert: dem von der Griechenflut hart bedrängten Boden Südmazedoniens, nahe dem Ochridasee, entstammend, haben sie die erste umfassende und grundlegende Sammlung bulgarischer Volksdichtungen aufgezeichnet und mit ihrem Leben besiegelt; denn ihr patriotisches Wirken hatte den Zorn der griechischen Geistlichkeit entfesselt, und durch ränkevolle Intrigen, durch feigen Meuchelmord endeten die Brüder im Gefängnis zu Konstantinopel. Nach der Tragödie das Satyrspiel: nach der mit Blut geschriebenen Sammlung der Brüder Miladinov die kecke Fälschung Verkovičs in seiner „Slawischen Veda", die seinerzeit in der Gelehrtenwelt als mutmaßliche Quelle für die prähistorische Sangesweise der Bulgaren viel Staub aufgewirbelt hat.

In entscheidende und fruchtbare Bahnen aber wurde die Sammeltätigkeit erst in den Tagen des neuerstandenen Fürstentums Bulgarien gelenkt. Das nationale Bewußtsein, erstarkt an einer vom fremdländischen Druck befreiten Gegenwart, wendete sich rückblickend der Kindheit des eigenen Volkes zu und grub aus den Trümmern der Vergangenheit aus, was der Jahrhunderte Strom noch nicht verschüttet hatte. Und siehe: in den Hütten der Landleute und am uralten Sammelplatz der Mädchen, am Brunnen, beim frohen Reigentanz und am Markte des Städtchens, überall ertönten, treu bewahrt, die alten Lieder und Sagen wieder. Und wie einst des ganzen Volkes Klage ob der unseligen Schlacht auf dem Amselfeld in des Volksliedes ergreifender Weise zusammenschmolz und forttönte, so erscholl fünf Jahrhunderte später, mit der gleichen kraftvollen Wucht gestaltet, das Lied vom Heldenkampfe der tapferen Heerschar bei Plewna; denn neu schaffend, ewig lebendig sprudelt auch in unseren Tagen des bulgarischen Volkes Liederquell, und zweifellos wird er auch die schicksalsschweren Kämpfe der letzten Jahre in seinen Wellen widerspiegeln. Es ist unauffindbar, wie dieser machtvoll fortzeugenden Sangeskraft gegenüber der französische Forscher Dozon behaupten konnte, die dichterische Schöpferkraft der Bulgaren sei erloschen und nur noch fähig, burleske und satirische Lieder zu schaffen, die des Alltagslebens kleinliche Ereignisse der Lachlust einer willigen Hörerschar darböten. Es ist dies eine der vielen langverbreiteten irrigen Ansichten über die bulgarische Volkspoesie, welche durch die Wucht der beweisenden Tatsachen zu entkräftigen nicht das geringste Verdienst des großzügigen volkskundlichen Sammelwerkes „Sbornik" ist, das seit

Digitized by Google

dem Ende der achtziger Jahre unter den Auspizien der bulgarischen Regierung und der tätigsten Anteilnahme der Bevölkerung aller Bildungsgrade erscheint. Die kraftvollste Unterstützung aber finden diese Bestrebungen in einer nationalen Eigentümlichkeit des Volkes, in der ausgezeichneten Erinnerungsgabe dieses Stammes, die ihn befähigt, selbst die längsten, oft viele hundert Verse langen Lieder so getreu zu bewahren, daß bei einem zweiten Vortrag derselben kaum ein Wort geändert wird. Besonders die bulgarischen Frauen und Mädchen zeichnen sich in dieser Richtung aus, und aus ihrem Munde haben die Sammler die längsten und schönsten Lieder aufgezeichnet. Dieser starke Einfluß, den das weibliche Element bei der Interpretation des Volksgesanges ausübt, mag wohl auch jene, besonders der Lyrik der Bulgaren eigentümliche Weichheit hervorgerufen haben, die seltsam mit den rauhen, harten und grausamen Zügen der Epik kontrastiert. Doch wurde auf diese Weise zweifellos kein neues, dem Volksempfinden wesensfremdes Element in die Dichtung hineingetragen, sondern nur ein in der Unterströmung bereits vorhandenes schärfer akzentuiert.

Sangeslust und Sangesfähigkeit zu erweisen, bieten die Feste der Kirche und der Familie erwünschten Anlaß. In erster Reihe stehen hier die uralten Koledabräuche: in der Zeit vom 24. bis 27. Dezember, zur Feier des Festes der Freude und Brüderlichkeit, aber auch in der Nachwirkung altheidnischer Sonnwendbräuche, ziehen noch heute in Stadt und Land die Kinder, in manchen Gegenden auch junge Burschen, Lieder singend und Gaben heischend von Haus zu Haus. Bisweilen werden diese Chöre mit großer Sorgfalt in regelmäßigen Zusammenkünften einstudiert und von einem Chorführer geleitet. Vom Dorfrichter, dem Kmet, erhalten sie dann die Erlaubnis, als amtliche Koledasänger im Dorfe aufzutreten, bei arm und reich freudig empfangen, reichlich beschenkt und oft zum Eintreten und Verweilen genötigt. Ein zahlreiches Gefolge begierig lauschender Hörer folgt ihren Schritten. Mit ihren Liedern wenden sie sich häufig an die einzelnen Familienglieder oder suchen sich wenigstens durch ihre Wahl der im Hause herrschenden Stimmung und den besonderen Umständen anzupassen; daher die große Mannigfaltigkeit der Koledalieder nach Form, Umfang und Inhalt. Auch die anderen Feste des Jahres, besonders der Georgstag, werden mit Gesang, mit feierlichen rituellen Liedern oder Obredas, aber auch mit frohem Tanze gefeiert, und die Gruppe der Tanzlieder nimmt einen nicht geringen Raum in der bulgarischen Poesie ein. Miladinov rühmt vom Tanze, er sei die Schule, in der sich die bulgarische Dichtkunst gebildet habe. Unter den Familienfesten bieten besonders die Hochzeiten mit ihrer endlosen, meist über eine Woche währenden Feier — ja, ein Lied vom König Marko weiß sogar zu melden: „Hielten dann drei Wochen lang die Hochzeit" — mit ihren festgeregelten Bräuchen, die sich, vom Kuchenbacken angefangen, bis auf das Holen und Heimführen der Braut erstrecken, in strenger Weise Kleidung und Geschenke, Begrüßung und Mahlzeiten regelnd, eine willkommene Gelegenheit für den bulgarischen Sänger, seine Kunst zur Geltung zu bringen, indem er alle Momente des Festes mit passenden Liedern begleitet. Neben

Digitized by Google

den Hochzeitsliedern stehen die Totenklagen, ein noch heute im ganzen Lande und auch bei anderen südslawischen Stämmen üblicher Brauch. Charakteristisch ist, daß diese Lieder außer der Verherrlichung des Toten gewöhnlich auch eine Botschaft und Bitten an früher heimgegangene teure Verstorbene enthalten und so der Sterbende gleichsam zum Mittler und Fürsprecher gemacht wird. Mit der ganzen egoistischen Grausamkeit eines Naturvolkes, das nur das Recht des Lebenden anerkennt, werden diese Wünsche dem noch im Todeskampf Ringenden mit lauter Stimme zugeschrien, um desto sicherer Erfüllung zu finden.

Wie es das eigenste Wesen der Volksdichtung bedeutet, daß sie geistiges Eigentum der Gesamtheit ist und daß jeder individualistische oder fremde Zug sofort eine Umprägung und Assimilation an den Volkscharakter empfängt, so ist es unendlich schwer, eine reinliche Scheidung zwischen dem ursprünglichen dichterischen Besitzstand einer Nation und den ihr von außen zugeströmten und umgeschmolzenen Elementen vorzunehmen. Um so schwieriger ist diese Grenze dort zu ziehen, wo zwei stammverwandte Völker unter vielfach gleichen Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten in steter Wechselbeziehung zueinander stehen, sei es auch, daß diese zwischen ihnen erfolgende Berührung vorwiegend feindlicher und rivalisierender Art ist. Es ist doch immerhin eine Reibung, die geistiges Feuer erzeugt, von dem die Funken herüber- und hinübersprühen. Wer vermag da noch zu entscheiden, wo der Geber und wo der Empfänger ist? So ist das Verhältnis zwischen der bulgarischen und der serbischen Poesie. Schon frühzeitig waren fahrende Spielleute über die Grenzen ihres Heimatlandes gezogen und hatten die poetischen Schätze ihres Volkes dem Nachbarvolke übermittelt, von ihm gleiches als Gegengabe empfangend. Dazu kommt noch, daß einzelne Gebiete in den wechselvollen Kämpfen der Jahrhunderte bald dem bulgarischen, bald dem serbischen Reiche zugehörten. So konnte es geschehen, daß beide Völker den gleichen Helden als Nationalhelden verherrlichen und sich ein reicher Kranz von Liedern in beiden Sprachen um seine Gestalt schlingt: die Lieder vom Kraljević Marko. Der historische Träger dieses Namens, der sich unter dem Rankenwerk der poetischen Ausschmückung birgt, gehört seiner Abstammung nach den Serben, der Hauptstätte seines Wirkens nach Bulgarien an — das bulgarische Mazedonien in diesen Begriff mit eingeschlossen. Die Rolle, die er in der Geschichte gespielt, ist durchaus keine glanzvolle; ja, er war sogar gezwungen, im Dienste der Türken gegen die bulgarische Freiheit zu kämpfen; aber die Volksdichtung weiß nichts von einem dramatischen Konflikt in der Seele des Helden, wie sie überhaupt keine komplizierten Charaktere und Situationen kennt. Wenn Goethe den Marko der serbischen Poesie als „ein rohes Gegenbild zum griechischen Herkules, dem persischen Rustan, aber freilich in skythisch höchst barbarischer Weise" auffaßt, so trifft diese Charakterisierung nur bedingt auf den Helden der bulgarischen Dichtung zu. Er ist keineswegs unübertrefflich an Kraft, nicht unüberwindbar im Streite, wenn er auch — in echt volksliederhafter Übertrei-

Digitized by Google

bung — gelegentlich mit nur einem Kampfgenossen 90 000 Türken besiegt. Seine Hauptwaffe aber ist die List, die ränkevolle Schlauheit, deren er sich skrupellos bedient, um einen Gegner, aber auch um einen unbequemen Waffengefährten zu beseitigen. Denn von maßlosem Ehrgeiz erfüllt, haßt er jeden, der ihm überlegen ist, und sucht sich seiner zu entledigen. Hinter freundlichen Worten weiß er wie fast alle Gestalten der bulgarischen Lieder seine feindliche Absicht zu verbergen, und seltsam muten uns die von den Streitern gewechselten höflichen Begrüßungsformeln an, wenn wir der kräftigen Schmähreden homerischer Helden gedenken. Schnelligkeit und Gewandtheit wissen die Sänger an ihm öfters zu rühmen als seine Faust. Er gleicht mehr dem listenreichen Odysseus als dem starken Herkules. Es ist überaus charakteristisch für den kraftvollen Wirklichkeitsdrang des Bulgarenvolkes, daß es seinen nationalen Helden keineswegs zu einem Idealbild umgeprägt, sondern ihn mit menschlichen, allzu menschlichen Zügen behaftet hat. Er teilt mit den meisten Helden der bulgarischen Gesänge die Liebe zum Trunk wie die bis zur schroffsten Grausamkeit gesteigerte Herrenmoral dem Weibe gegenüber. Sie verleitet ihn zur grundlosen, unwürdigen Beschimpfung und Mißhandlung der Gattin seines Gegners, zur krassesten Undankbarkeit an seiner Retterin, dem Arabermädchen, ja selbst zur beabsichtigten Tötung der eigenen Gattin ob ihrer kinderlosen Ehe. Es ist dies ein in der Volksdichtung der Bulgaren häufig wiederkehrender Zug, der als dem Volksempfinden durchaus entsprechend erscheint und von ihm nicht gerügt wird. Erwidert doch sowohl Markos Schwester als auch seine Gattin bei der Mitteilung der Verstoßung: „Ich verzeih's, wenn du so handelst." Aber auch an lichten Charaktereigenschaften fehlt es diesem Helden keineswegs, und auch hier hat ihn die Schöpferkraft des Volkes mit den für die meisten Recken seiner Lieder typischen Gaben ausgezeichnet. Vor allem eignet ihm ein warmes Mitgefühl mit den Bedrängten und Unterdrückten: er befreit und beschenkt Gefangene, erhört die Bitte der Bettlerin am Wege, und fremdes Leid kann ihm die sonst niemals fließende Träne entlocken. Ungemein sympathisch berührt uns seine zarte Sorgfalt für die leidende Kreatur: sanft hebt er den verwundeten Adler vom Boden, langsam schreitend bringt er ihn zum Gehöfte, wo er ihn der Mutter heilkundigen Händen überantwortet. Auch das Verhältnis zu seinen Eltern ist von jener kindlichen Ehrfurcht, die viele Helden dieser Dichtungen trotz all ihrer Rauheit auszeichnet: nie versäumt er, den Rat seiner Mutter einzuholen und zu befolgen, und um nicht mit dem ihn angreifenden Vater, zu dem er freilich stets in einem latenten Gegensatz steht, die Waffen kreuzen zu müssen, flieht er hinter schützende Klostermauern. Hier spiegeln sich die durchaus patriarchalischen Familienverhältnisse Bulgariens, nach denen auch der erwachsene und verheiratete Sohn und dessen Gattin unter der Gewalt des Familienoberhauptes als Hausgenossen und dienende Arbeitskräfte stehen.

Neben dem Kraljević Marko stehen die Heldenkinder, deren das Lied fünf kennt. Diese kindhaften Recken, die ureigenster, charakteristischer Besitz der bulgarischen Dichtung sind und in denen sich nach Ansicht der Forscher mythische

Digitized by Google

Urgestalten aus dem Sagenschatz der ural-altaischen Bulgaren erhalten haben, vollbringen im zartesten Alter, oft wenige Tage nach ihrer Geburt, die größten Heldentaten vermöge ihrer ganz ungewöhnlichen Körperkraft. Sie bilden in gewissem Sinn ein Gegenspiel zu dem im König Marko gezeichneten Typus, aber sie sind ihm an Kraft weit überlegen, und nur durch List bringt er eines der Kinder zu Falle. Einen breiten Raum nehmen auch die Hajdukenlieder in der Volksdichtung der Bulgaren ein. Dabei tritt freilich der patriotische und nationale Zug, der ursprünglich diesen Freischärlern innewohnte, meist ganz zurück hinter einem bloßen Abenteurer- und Banditenwesen. Dagegen verleihen die nationalen und auch die religiösen Gegensätze zwischen Bulgaren und Türken einem Teil der reichen Liebeslyrik ihr charakteristisches Gepräge, indem sie als ein trennendes Moment etwa die Stelle der Unebenbürtigkeit im deutschen Liede einnehmen.

Das Hohelied der Treue, das in der germanischen Volkspoesie immer wieder in neuen Tönen erschallt als Verherrlichung der Gatten-, der Waffenbrüder-, der Dienstmannentreue, tritt in der bulgarischen Dichtung nur sporadisch und auch dann hauptsächlich in einer Tonart auf, als die dichterische Verklärung der Geschwisterliebe. Zu den schönsten Blüten der slawischen Poesie gehört das Lied von der Selbstaufopferung der Jungfrau Todora, die in der Geburtsstunde ihres Bruders den Schicksalsspruch der Narečnicen belauscht und seine Macht zu brechen wagt, indem sie sich an des geliebten Bruders Statt opfert. Aber auch zum Preise der Mutterliebe weiß das bulgarische Lied ergreifende Töne zu finden; so überstrahlt mild versöhnend ihr Licht die grause Bluttat in der Sage vom Bau Skutaris, die neben der bekannten serbischen auch in einer bulgarischen Version vorkommt, und in einem mazedonischen Lied verkündet die Bergfee dem entführten Hirten: „Deine Gattin dich betrauert drei der Monde!" — „Deine Schwester dich betrauert drei der Jahre!" Aber: „Deine Mutter bis zum Tode dich beweinet!"

Außer den schon erwähnten Schicksalsfrauen oder Narečnicen, die in verwandter Gestalt von den meisten Völkern gekannt werden, haben sich auch noch andere mythische Elemente, einem früheren Zeitalter angehörig, in die bulgarische Poesie hinübergerettet. Besonders oft begegnen wir den auch von anderen Südslawen verehrten Samovilen oder Samodiven und dem ihnen nahestehenden Geschlecht der Judidi, elementaren Naturgewalten in lockender Jungfrauengestalt verkörpert, etwa den Waldfrauen und Elfen, den Quell- und Meeresnymphen des deutschen Märchens vergleichbar. Sie spenden Segen und Verderben den Fluren und Feldern, aber auch auf das Leben der Menschen erstreckt sich ihr Einfluß. Auf Bergesgipfeln und Waldeswiesen einen sie sich zum Horotanz, den zu leiten oder mit Liedern und Musik zu begleiten sie oft und gern Menschen rauben. Auch schon die bloße Begegnung mit ihnen gilt als verderblich, Widerstreben gegen ihre Wünsche als todbringend. War es hier, am fernen Balkan, und nicht vielmehr in des Nordens Wäldern, wo Herr Olof Erlkönigs Tochter bei nächtlichem Tanze traf? Meist jedoch erweist sich die Samovila dem Menschen

Digitized by Google

nicht feindlich, ja mit einzelnen auserwählten Helden schließt sie Wahlbrüderschaft und ist ihnen eine treue Gefährtin in des Kampfes Nöten. Eigentümlich ist die Art, wie diese Gestalten aus einer altheidnischen Vorwelt zu der neuen Lehre des Christentums in Beziehung gestellt werden. Sie erscheinen keineswegs als feindliche Mächte und böse Dämonen mit dem Hasse des Entthronten dem siegreichen Nachfolger gegenüber; vielmehr stehen sie in einer innigen Harmonie, ja, in einer gewissen Beschützerrolle zu der neuen Welt. Wir begegnen der Samovila häufig als einer Hüterin der christlichen Festesbräuche, deren Nichtachtung sie bestraft, und mit liebend betreuender Sorgfalt bewacht und beschenkt sie das kleine Christkind in der Abwesenheit der Jungfrau Maria. Das böse Prinzip unter den Naturgewalten repräsentieren neben einigen Gestalten aus der Welt der Judidi und Samovilen besonders die Vetricen, die Winde und die blitz- und donnererregenden Smeji. Nach einer anderen Legende, die deutlich den Stempel der unter den Bulgaren einst weitverbreiteten Bogomilischen dualistischen Lehre trägt, werden Donner und Blitz durch böse Geister, die durch den Abfall vom guten Prinzip entstanden sind, hervorgerufen. Auch Reste eines uralten anthropomorphistischen Sonnenkultes finden sich in einzelnen Liedern und Legenden, besonders in dem öfter behandelten Motiv von der Hochzeit der Sonne. Ebenso spiegelt sich der bei allen Balkanvölkern verbreitete Vampirglaube, der nach Ranke seinen Ursprung in der Unverwesbarkeit der Leiber der im Kirchenbann Gestorbenen gemäß der griechischen Lehre hat, in der bulgarischen Dichtung wider. So existiert die Erzählung „Die Reise des Toten" in einer Reihe von Varianten, die Bulgarien, Serbien, Griechenland und Albanien zugehören.

Überaus reich ist des bulgarischen Volkes Legendenschatz. Er zeichnet sich durch eine kindliche Naivität in der Behandlung der Heiligengeschichten aus, die gleich weit entfernt von spottsüchtiger Frivolität wie von übertriebener Frömmelei ist. Der Bulgare tritt Gott und den Heiligen mit jener ruhigen, selbstbewußten Sicherheit gegenüber, die in den patriarchalischen Sitten des Landes und der Unkenntnis von Standesunterschieden wurzelt. Auch hier finden wir jene schon bei den Heldenliedern betonte Vorliebe dieses kindlichen Volkes für das Kind; so, um nur ein Beispiel herauszuheben, in der charakteristischen Legende von der Schaffung des Himmels und der Gestirne, wo Sonne und Sterne als durch das kindliche Spiel des Christkindes geformte Lehmkugeln erscheinen. Eingehend beschäftigt sich auch die bulgarische Legendenwelt mit der Schöpfung der einzelnen Tiere, zu denen eine vorwiegend bäuerliche Bevölkerung noch in einem viel unmittelbareren Verhältnis steht, und sie liebt es auch, Gottvater als den Lehrer der ländlichen Arbeiten zu zeigen.

Am heimischesten und vertrautesten aber mutet uns Bulgariens Märchenwelt an. Aus dem eigensten Wesen des Märchens, aus seiner Rückführung auf gleiche psychische Grundveranlagungen der Menschen, resultiert nach von der Leyens Forschungen diese ewige Wiederkehr der gleichen Motive, losgelöst von allem bloß Zufälligen und Örtlichen. So begegnen wir auch im bulgarischen

Digitized by Google

Märchen den altvertrauten Gestalten und Beziehungen wieder: den drei Brüdern, von denen der jüngste der klügste oder beste ist, der bösen Stiefmutter mit der fleißigen und der faulen Tochter, dem Frosch, der um das schöne Mädchen freit, und auch der Apfelbaum des Schmiedes von Jüterbogk ist auf dem Balkan ebenso heimisch wie der Ranzen des lustigen Landsknechtes, in den er alles und alle hineinwünschen kann, wie der Gevatter Tod, der sein Patenkind die ärztliche Kunst lehrt, oder die Bürger von Schilda, die das Licht im Sack in das Rathaus tragen und andere Bürger jenes Reiches, das niemals ausstirbt und sich über die ganze Welt ausbreitet. Es ist, als ob in diesem Winkel Europas der gleiche Strom nach unterirdischem, uns unbekanntem Lauf ans Licht des Tages getreten wäre, der auch das Märchenland unserer Heimat durchströmt, nur daß sich eine andere, rauhere Landschaft in seinen Fluten widerspiegelt, und eine fremde Bevölkerung, auf einem anderen kulturellen Niveau stehend, seinen Ufern anwohnt. Doch auch hier ersprießen an seinem Rande, ewig neu geboren, taufrische Blumen, auch für die bulgarische Poesie war Goethes Wort gesprochen:

„Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneu'n —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemut erfreu'n!"

König Albert und das Selbstbestimmungsrecht der Völker

Von

Fr. W. Freiherrn v. Bissing

Als vor einigen Monaten der Reichskanzler die Möglichkeit einer Verhandlung mit der Regierung in Le Havre in einer seiner Reden erwähnte, da bemächtigte sich der deutschfreundlichen Flamen und wohl auch manches guten Deutschen eine gewisse Sorge, ob das nicht ein erster Schritt zur Preisgabe wichtigster Belange wäre. Graf Hertling kannte seine Gegner besser: er hatte nicht vergessen, wie oft schon König Albert und seine Minister deutsche Angebote, durch Verhandlung mit ihnen die belgische Frage zu lösen, in den Wind geschlagen hatten. Aber er wollte noch einmal vor Europa, vor ihren eignen Untertanen dartun, daß der König der Belgier

Digitized by Google

und seine Räte in erster Linie die Verantwortung tragen dafür, daß Flamen und Wallonen auch in Zukunft unter dem Kriegszustand, in den eine kurzsichtige Politik zum Schutz Frankreichs und zum Nutzen Englands sie gerissen hat, leiden würden. Es kann der Regierung in Le Havre nicht unbekannt sein, daß die Masse der Bewohner des belgischen Gebiets, in Flandern wie in der Wallonei, des Krieges überdrüssig ist und nach nichts so sehr lechzt als nach „Gewißheit ihres Schicksals". Allein die Entente gestattet König Albert nicht einmal zu unterhandeln. Daß ihm das Schicksal seines Volks, seiner treuen Städte so wenig am Herzen läge wie Herrn Clémenceau oder Mr. Lloyd George, wollen wir von dem „Landesvater" nicht annehmen. Aber die Folgen seiner Unfreiheit muß er bereit sein zu tragen. Wenn die deutsche Regierung, des Wartens überdrüssig, erklären wollte, mit Le Havre auch in Zukunft nicht verhandeln zu wollen, den König und seine Räte als zuständige Vertreter „belgischer" Interessen nicht mehr anerkennen zu wollen, wenn sie gerade an ihm ein Beispiel aufstellen wollte dafür, daß die Störrigkeit unserer Gegner kein Freibrief für alle Zeiten sein darf, er könnte sich nicht beklagen. Und weite Kreise seines Volks würden den Deutschen zustimmen.

Und dies um so mehr, als nirgends, es ist oft genug hervorgehoben worden, das Selbstbestimmungsrecht der Völker so anwendbar erscheint als auf dem Gebiet des ehemaligen Belgiens, eines diplomatischen Kunstproduktes. Selbst der belgische Berichterstatter des „Journal de Genève" hat neulich zugeben müssen, daß die separatistische Bewegung, die auf Selbständigkeit der Flamen und Wallonen ausgehe, keine deutsche Mache sei, daß sie vielmehr auch unter den im Exil lebenden Flamen immer zahlreichere Anhänger bekäme. Für die Wallonen hat Herr Destreé vor dem Krieg das klassische Bekenntnis abgegeben, und im letzten Jahr sind mehr und mehr Stimmen aus der Wallonei laut geworden, die eine Verwaltungstrennung zum mindesten verlangen. Weiter gehen die Flamen. Sie sind sich bewußt, daß eine Verwaltungstrennung, die noch die Möglichkeit einer Beeinflussung der Regierung durch wallonische Elemente offen läßt, die geforderte Selbständigkeit nicht sichert. Sie weisen darauf hin, was unsere Sozialdemokraten bei Beurteilung der belgischen Verhältnisse immer wieder vergessen, daß es unter den „Flamen" gerade in der Intelligenz eine viel zu große Anzahl Renegaten gibt, als daß nicht ein wallonisch gesinnter, nach dem Einheitsstaat strebender König unter ihnen gefügige Werkzeuge fände. Sie tun dar, wie eine routinierte Beamtenschaft es trotz der demokratischen Verfassung mit Hilfe von allerhand Wahlkniffen verstanden hat, die numerisch überlegenen Flamen im Parlament an der Vertretung ihrer völkischen Belange zu hindern. Deutlicher noch als in dem veröffentlichten Aufruf an das deutsche Volk haben sie in anderen Kundgebungen ausgesprochen, daß die Wiederherstellung des früheren Zustandes, auch unter Wahrung der jetzt eingerichteten Verwaltungstrennung, nicht genügt. Und sie haben sehr deutlich

Digitized by Google

erklärt, daß sie bereit sind, über wirkliche Garantien für ihre und Deutschlands Sicherheit mit dem deutschen Volke zu verhandeln, wenn dieses sich bereit erklärt, die Selbständigkeit der Flamen anzuerkennen und zu schützen, also den früheren Zustand auch nicht in der trügerischen Form einer Personal- oder Realunion herzustellen. Die Vorgänge im Osten haben die Hoffnung der Flamen und Wallonen auf die Möglichkeit eines solchen Friedensschlusses über den Kopf der ehemaligen belgischen Regierung hinweg noch sehr erhöht.

Von flämischer Seite hat unter anderen der Dichter und Volksmann René de Clercq denen von Le Havre den Fehdehandschuh auch öffentlich hingeworfen. Unter den Wallonen sind Stimmen unmittelbar zu König Albert gedrungen mit der Aufforderung, in Friedensverhandlungen mit Deutschland einzutreten, widrigenfalls ... Dem oben zitierten Berichterstatter des Genfer Journals ist ein wertvolles Geständnis entschlüpft: er spricht von dem Rat von Flandern als der „Diète Flamande", erkennt ihn also als rechtmäßige Volksvertretung an. So hätten wir in ihm und seinem wallonischen Gegenstück eine Körperschaft, mit der immerhin die deutsche Regierung in Unterhandlungen über den endgültigen Zustand in den ehemals belgischen Landen treten könnte. Das Ergebnis dieser Verhandlungen müßte freilich nach Herstellung des Friedenszustandes in dem jetzigen Operationsgebiet einem Volksbeschluß unterbreitet werden. Solange der Krieg dauert, ist an allgemeine Wahlen, an eine Berufung der gar nicht erreichbaren Kammern (viel zu viele Abgeordnete sind landesflüchtig) nicht zu denken. Aber eine grundsätzliche Erklärung der deutschen Regierung, daß sie für die und die Mindestforderungen der Flamen und Wallonen im Frieden eintreten werde, daß sie über diese Forderungen (und allenfallsige deutsche Ansprüche) mit Flamen und Wallonen, durch Plebiszit, nicht mit der Regierung in Le Havre und Bevollmächtigten des Königs Albert verhandeln werde, könnte viel zur Klärung der Lage beitragen. Ich kann nicht annehmen, daß unsere Sozialdemokraten und Pazifisten sich zu besonderen Beschützern König Alberts gegen den Willen des flämischen (und vielleicht des wallonischen) Volks aufwerfen werden, selbst wenn die Beseitigung der belgischen Dynastie eine Stärkung der deutschfreundlichen Elemente bedeuten sollte — wie sie es in Rumänien sicher bedeutet hätte, wo wir leider dem Wunsch Österreich-Ungarns zu sehr nachgegeben haben. Und es wäre ein immerhin lustiges Ding, zu beobachten, wie sich Präsident Wilson und die Kämpfer für das Selbstbestimmungsrecht der Völker, die patentierten Beschützer der kleinen Nationalitäten zu dem Fall stellen würden. Ich bin nicht naiv genug, zu glauben, daß ihre Suada nicht auch aus diesem Dilemma einen Ausweg finden werde.

Digitized by Google

Die Nationalitätenfrage und der Krieg[1])

Von

Dr. Albert v. Berzeviczy, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Minister a. D.

Wir haben volles Recht, bezüglich der schädlichen und gefährlichen Übertreibungen des Nationalitätsprinzips uns unseren Feinden gegenüber auf den Standpunkt der Anklage zu versetzen. Die beiden Zentralmächte kann niemand, der der Wahrheit nicht hohnsprechen will, friedenstörender Bestrebungen der nationalen Expansion beschuldigen. Was zunächst die Donaumonarchie betrifft: wir haben infolge eines europäischen Mandats Bosnien und die Herzegowina okkupiert, worauf nach einem dreißigjährigen zivilisatorischen Regime notwendigerweise die definitive Angliederung dieser Provinzen folgen mußte. Besonders bei uns in Ungarn hat man sich seinerzeit gar nicht für diese Annexion begeistert. Die ganze innere Struktur, das heikle innere Gleichgewicht unserer Monarchie sprechen gegen eine weitausgreifende Eroberungspolitik, und wir sind national viel zu wenig einheitlich, um imperialistische Politik auf Grund nationaler Expansion zu treiben.

Was Deutschland anbelangt, so läßt wohl der wunderbare Aufschwung des Reiches nach der großen nationalen Erhebung und Einigung von 1870/71 eine starke Expansion erklärlich erscheinen in wirtschaftlicher, auch politischer und kultureller Beziehung; dieser natürliche Drang mag die Eifersucht des nach Weltmacht strebenden Britenreiches wachgerufen haben; einer Tendenz nach gewaltsamer nationaler Ausdehnung kann Deutschland eigentlich nicht verdächtigt werden; Elsaß und Lothringen wurden im 17. Jahrhundert Deutschland entrissen und im 19. wiedergewonnen. Die weise Mäßigung der Bismarckschen Politik hat sich nach dem entscheidenden Siege über Österreich im Jahre 1866 zu keiner irredentistischen Politik Österreich gegenüber verführen lassen, und dieser weisen Mäßigung verdankte Deutschland die Neutralität Österreich-Ungarns in seinem großen Konflikt mit Frankreich; diese weise Mäßigung legte den Grund zu dem späteren Bündnis zwischen den beiden Zentralmächten, welches sich in unseren Tagen als ein unerschütterliches Bollwerk gegenüber dem Ansturm einer ganzen Welt von Feinden bewährt hat.

Ich will die Gutgläubigkeit der Massen der Ententevölker, welche, durch eine unausgesetzte nationalistische Propaganda verhetzt und verblendet, sich dem Wahn einer glorreichen Eroberungskampagne, welche gleichbedeutend wäre mit der Befreiung der im Joche des Auslandes und fremder „inferiorer" Rassen schmachtenden Brüder, besonders am Anfang des Krieges, willig hingeopfert haben, nicht bezweifeln; der nationale Drang wurde durch das Zusammentreffen dynastischen oder staatsmännischen Ehrgeizes, kapitalistischer Interessen und der Agitation einer in vielen Fällen bestochenen Presse in eine Atmosphäre

[1]) Aus einem im Wiener Österr. Polit. Verein gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

versetzt, in welcher das Urteilsvermögen selbst der Durchschnittsmenschen und um so mehr das der breiten Volksmassen nicht ungetrübt bleiben konnte. Aber wir müssen auf das entschiedenste die Gutgläubigkeit jener geistigen Lenker in Abrede stellen, welche auch jetzt noch, nach vier Jahren des Weltkrieges, nach den ungeheuren Verlusten, welche die uns feindlichen Länder an Gut und Blut sowie auch an eigenem Gebiet erleiden mußten, ihren Völkern noch immer jenen „endgültigen Sieg" vorspiegeln, welcher erst in Hinkunft erfochten werden soll und welcher die Karte Europas auf rein nationaler Grundlage umgestalten wird. Wir können die Einsicht der Staatsmänner der Westentente nicht so gering einschätzen, um zu glauben, daß es sich hierbei um etwas anderes als um einen ziemlich schwachen Vorwand handelt, mit welchem man die augenscheinlich gescheiterten, auf Länderraub ausgehenden imperialistischen Tendenzen mühsam zu beschönigen und zu bemänteln trachtet.

Jeder einsichtsvolle Mensch muß ja nach all den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte und besonders des gegenwärtigen Krieges zu der Überzeugung gelangt sein, daß eine reine, allgemeine und konsequente Durchführung des Nationalitätsprinzips in der Staatenbildung von Europa ein Ding der Unmöglichkeit ist oder — wie mein Landsmann hochseligen Andenkens, Baron Josef Eötvös, treffend sagte — eine neue Völkerwanderung voraussetzen würde. Bei Staatenbildungen und Staatenumgestaltungen werden vielmehr nach wie vor nebst der nationalen Zusammengehörigkeit und selbst oft im Gegensatz zur nationalen Zusammengehörigkeit geographische Verhältnisse, Gebote der natürlichen Bedingungen und natürlichen Verkehrslinien, der gegenseitigen wirtschaftlichen Ergänzung immer mitbestimmend sein.

Die Geschichte, der Bestand und die Politik auch der das Nationalitätsprinzip in seinen modernen Extremen gegen uns kehrenden Ententeländer bietet ja unzählige Beispiele des Abweichens von diesem Grundsatz.

Die Unmöglichkeit einer konsequent durchgeführten nationalen Teilung der Länder erhellt auch aus der Tatsache, daß unsere Feinde einander schroff widerstrebende Eroberungspläne entworfen haben. Wenn es je wirklich zu einer Liquidierung der Kriegslage in ihrem Sinne gekommen wäre, hätte es unseren Feinden die größte Verlegenheit bereitet, die Ansprüche der in diesem Kriege Verbündeten zum Beispiel im ungarischen Banat, in Albanien, auf den Ägäischen Inseln, im Epirus sowie auch in betreff der Herrschaft über das Mittelländische Meer auszugleichen. Der Schwindel, der mit den Beratungen der Jugoslawen und Italiener getrieben wird, kann niemand darüber hinwegtäuschen, daß eine jede Lösung dieser Fragen selbst auf Grund eines Ententesieges nur die auch bisher schon beträchtliche Zahl der „betrogenen Betrüger" vermehren würde.

Die durch die russische Revolution veröffentlichten Geheimverträge haben uns ja beispielsweise darüber belehrt, daß die Westentente mit dem russischen Kaisertum übereingekommen ist, die polnische Frage von der Tagesordnung des einzuberufenden Friedenskongresses auszuschließen, Albanien ganz zu zerstückeln, Konstantinopel an Rußland auszuliefern, Persien zwischen Ruß-

Digitized by Google

land und England zu verteilen, Syrien Frankreich zuzuweisen. Das ist so die Art, wie die Verfechter der Rechte der Nationalitäten dieses Recht in ihrem eigenen Wirkungskreis behandeln. Und wie wirre Begriffe über die Grenzen und Ziele der nationalen Expansion selbst innerhalb der einzelnen Interessengruppen herrschen, beweist am besten die Entwicklung der südslawischen Frage in ihrer weitesten Ausdehnung, die erst jetzt die krassen Gegensätze zutage fördert, welche sich zwischen den großserbischen Aspirationen, den großkroatischen und den sogenannten jugoslawischen Tendenzen notwendigerweise ergeben.

Wenn wir nun auf den Entwicklungsgang dieser jetzt modernen und von unseren Feinden in ein förmliches System festgelegten Strömungen zurückblicken, so müssen wir erkennen, daß die Wirksamkeit des nationalen Prinzips als treibender Kraft der Weltereignisse und der Staatenbildungen im Laufe des vergangenen Jahrhunderts an Intensität zugenommen hat; doch macht sich in der letzten Zeit im Charakter und in der Richtung dieser treibenden Kraft eine auffallende Änderung bemerkbar.

Die Zeiten, in welchen in größeren Massen auftretende verschiedene nationale Elemente im Schmelztigel der staatlichen Gemeinschaft vollkommen amalgamisiert wurden, oder in welchen nationale Minoritäten von nationalen Majoritäten vollkommen aufgesogen wurden, sind längst vorbei. Das erwachte Nationalgefühl reagiert zu kräftig gegen solche Einschmelzungs- und Auffaugungsversuche, welche häufig zum direkt entgegengesetzten Resultat führen.

Wir können heute auf Grund der Erfahrungen des Krieges auch feststellen, daß der vor dem Weltkrieg so wunderbar vielfältig entwickelte Internationalismus mit allen seinen zwischenstaatlichen Einrichtungen und Veranstaltungen, mit allen seinen Kongressen und Konferenzen trotz der riesenhaften Entwicklung des geschäftlichen und geistigen Verkehrs unter den Völkern nichts zur Milderung der nationalen Gegensätze beigetragen hat. Ja, wir müssen sogar konstatieren, daß der Sozialismus, welcher neuester Zeit so wuchtig in den Gang der Ereignisse in Rußland eingriff, mit seinem internationalen Organismus, mit seiner den Nationalismus oft verhöhnenden Ideologie und seinem angeblichen Antimilitarismus die nationale Strömung nirgends zu brechen imstande war: er hat sich sogar in den meisten Fällen zum kriegerischen Patriotismus bekehren lassen, sowohl dort, wo es sich um die Verteidigung des nationalen Besitzstandes handelte — wie bei den Mittelmächten —, als leider häufig auch dort, wo eine aggressive nationalistische Politik den Krieg entfacht hat und auf seiner Fortführung beharrt.

Die Änderung, welche — wie ich bemerkte — im Charakter und in der Richtung der wachsenden Wirkung des Nationalitätsprinzips in letzterer Zeit bemerkbar wird, besteht — meines Erachtens — darin, daß während dieses Prinzip im Laufe des 19. Jahrhunderts eine vornehmlich unifizierende Wirkung bekundet und zur Bildung größerer staatlicher Einheiten geführt hat, neuerer Zeit mehr die differenzierende, auflösende, teilende Kraft desselben Prinzips in die Erscheinung tritt.

Digitized by Google

Die größten Erfolge der unifizierenden Wirkung des Nationalitätsprinzips waren sicherlich die Bildung des Deutschen Reiches und die Bildung des einheitlichen Italiens. Erfolge, welche nur durch das Niederringen vieler partikularistischer Interessen erreicht werden konnten. Ein kräftiges und gesundes Streben nach staatlicher Einigung auf nationaler Grundlage erblicken wir in der Rolle, welche Bulgarien in diesem Kriege zufiel, und in den auch von unserer Seite begünstigten Bestrebungen des Polentums.

Dagegen häufen sich in den letzten Jahrzehnten und besonders in unseren Tagen immer mehr die Erscheinungen, welche von der auflösenden Kraft des nationalen Prinzips zeugen.

Die Schweiz, welche immer als Schulbeispiel für die glückliche Lösung des Problems der nationalen Verschiedenheit bei staatlicher Einheit angeführt wurde, bietet neuerer Zeit das Bild einander sich vielfach kreuzender und divergierender nationaler Bestrebungen. In Belgien ist der Sprachenstreit unmittelbar vor dem Kriege trotz der strengen Durchführung der Doppelsprachigkeit immer schärfer hervorgetreten; bald schienen die Vlamen, bald die Wallonen unzufrieden, und ich kann aus eigener Erfahrung feststellen, daß, während mich Belgien zur Zeit, als ich in sehr jungen Jahren meine erste Reise dorthin machte, beinahe als ein rein französisches Land anmutete, bei meinen späteren Besuchen die Doppelsprachigkeit, ja sogar das Vorherrschen des tatsächlich überwiegenden vlämischen Elements immer deutlicher bemerkbar wurde. In Spanien sehen wir, daß sich die Katalonen immer schroffer von den übrigen Spaniern absondern; die Basken führen neuestens offen Klage wegen der Unterdrückung ihrer besonderen Nationalität nördlich der Pyrenäen durch die Franzosen, südlich durch die Spanier. Während die Litwanier noch im polnischen Freiheitskampf von 1830 mit den Polen vereint marschierten, machen sie jetzt ihre alte Sonderstellung wieder ganz entschieden geltend. Früher betrachtete man die Homerule als eine gemeinsame nationale Sache aller Irländer; neuerer Zeit ist es gelungen, durch die hauptsächlich nur konfessionell und wirtschaftlich abgesonderten Ulster-Bewohner die Irländer zu spalten und die Durchführung der Selbstverwaltung zu vereiteln. So hat sich auch bei uns der Streit zwischen polnischer und ukrainisch-ruthenischer Nationalität, zwischen den katholischen Kroaten und orthodoxen Serben in neuerer Zeit zu politischer Bedeutung verschärft; ja in Oberungarn beginnen sich die Goralen als polnischer Stamm immer mehr von den Slowaken loszulösen. Und wir sehen auch, welche Fortschritte die Differenzierung auf sprachlichem Gebiete, durch Hervorkehren des rein nationalen Idioms beispielsweise bei den Iren, bei den Provenzalen, aber auch bei den skandinavischen Völkern gemacht hat.

Die größte zersetzende Kraft äußerte jedoch die Wirkung des Nationalitätsprinzips schon seit Dezennien auf dem Balkan und neuestens in Rußland. Auf beiden Gebieten sehen wir vorläufig nur den eingetretenen Auflösungsprozeß, ohne daß die staatliche Gliederung auf nationaler Grundlage zum endgültigen Abschluß gelangt wäre. Im letzten Balkankrieg vor fünf bis sechs

Digitized by Google

Jahren waren die verbündeten Balkanstaaten nur in der Absicht einig, der Türkei möglichst viel Land zu entreißen, aber bei der Verteilung der Beute gerieten sie in Streit, und der Bukarester Friede beraubte Bulgarien unter russischer Patronanz der meisten national zu ihm gehörigen Gebiete. Rumänien besetzte überwiegend bulgarisches Gebiet, welches es jetzt verlor, und strebte nach der Eroberung Siebenbürgens und auch der angrenzenden Teile des übrigen Ungarns, fügte sich aber seinerzeit in die Angliederung des beinahe rein rumänischen Beßarabiens an Rußland. Die serbischen Staaten des Balkans streckten ihre Hand nach den von uns annektierten Provinzen und nach dem gemischtsprachigen Südungarn aus, Serbien eroberte national bulgarische, Montenegro albanische Gebiete, aber dabei behielten sie ihre Sonderstellung als zwei gleicherweise serbische Balkanstaaten. Das eigentliche Albanien wurde von drei Seiten verstümmelt und griechische Inseln durch Italiener und Engländer besetzt. Was neuestens in Rußland vorgeht, ist vorläufig auch nur der Auflösungsprozeß eines vormals einigen großen Reiches auf Grund der sich immer vervielfältigenden nationalen Verschiedenheiten.

Wenn wir diesen bedenklichen Erscheinungen die moderne Richtung der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker entgegenstellen, welche nach immer größeren Wirtschaftsgebieten trachtet, wenn wir ferner die Erfahrungen dieses Krieges in Betracht ziehen, welche uns gezeigt haben, wie im Zusammenstoß der Großmächte kleine Staaten und kleine Völker oft behandelt werden, so ergibt sich aus diesen Gegenüberstellungen das schwierigste und größte politische Problem der Zukunft: ob die Tendenz nach nationaler Absonderung oder die Tendenz nach wirtschaftlicher Vereinigung und großen Staatenbildungen die Oberhand gewinnen wird? und ob der Separatismus und der gegenseitige Haß der Nationen sich stärker als das wirtschaftliche und staatliche Interesse, nationale Selbständigkeit wertvoller als gesicherte Existenz und materielles Gedeihen erweisen wird?

Wir können, glaube ich, aus unseren bisherigen Erfahrungen mit einiger Sicherheit die empirischen Grundsätze ableiten, daß 1. die nationale Sonderstellung nicht notwendigerweise und unter allen Umständen zur staatlichen Selbständigkeit berechtigt. Daß 2. nationale oder besser gesagt sprachliche Gemeinschaft und noch weniger sprachliche Verwandtschaft nicht unbedingt die staatliche Zusammengehörigkeit erfordert. Daß 3. der Begriff der ethnischen Nationalität und der Begriff der politischen Zusammengehörigkeit im Staate sich nicht in jedem Falle decken können; und daß 4 folgerichtig ein Modus gefunden werden muß, nach welchem verschiedene Nationalitäten bei ungestörter Entfaltung ihrer sprachlichen und kulturellen Individualität sich dennoch mit den unabweislichen Forderungen der staatlichen Einheit abfinden und in einem Staate friedlich beisammenleben können.

Ich glaube, daß an diesen auf Erfahrung beruhenden Maximen auch der jetzige Krieg, trotz aller Bemühungen unserer Feinde, nichts ändern wird. Das Nationalitätsprinzip muß sich, wie jedes politische Prinzip, in seiner

Digitized by Google

praktischen Anwendung gewisse Einschränkungen, Ausnahmen und Zugeständnisse gefallen lassen, auch im Gebiete der inneren Politik der Staaten, wohin seine Geltendmachung eigentlich gehört und wo ihm oft das demokratische Prinzip des Mehrheitswillens gegenübersteht und zum mindesten einen billigen Ausgleich fordert.

Es ist aber auch im Gebiete der inneren Politik, dort, wo es sich um drei bis vier untereinandergemischte Sprachen handelt — wie beispielsweise in vielen Gemeinden Ungarns —, praktisch unmöglich, den schönen Grundsatz, jeder Nationalität dort, wo sie auch nur in kleineren Gruppen angesiedelt ist, eine sich ihrer Sprache anpassende Verwaltung zuzusichern, immer Geltung zu verschaffen.

Es ist also sicher, daß ohne eine vollständige Negation des Staatsbegriffes, ohne einer heillosen Konfusion oder gar der Anarchie Tür und Tor zu öffnen, alle in der Welt existierenden und sich immer vervielfältigenden nationalen Aspirationen restlos nicht befriedigt werden können.

Je heikler und schwieriger also das innenpolitische Problem der Ausgleichung der nationalen Gegensätze sich in Wirklichkeit gestaltet, desto schroffer müssen wir uns gegen jede zwischenstaatliche Einmengung in diese Fragen, gegen jede Internationalisierung des Nationalitätsproblems verwahren. Die Versuche in dieser Richtung beginnen dort, wo nicht mehr nur internationale Wühlarbeit und literarische Propaganda, sondern die Kundgebungen autoritativer Organe die Statthaftigkeit solcher Einmengung anzuerkennen scheinen. Die Art, wie das europäische Konzert den „kranken Mann" Europas, d. h. die Türkei, in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts behandelte, indem gewisse Provinzial- und Nationalautonomien im Interesse des Völkerfriedens gefordert wurden, war ein willkommenes Präzedens für alle möglichen nationalen Aspirationen, um so mehr, weil die europäische Protektion tatsächlich zur vollständigen Befreiung der in Rede stehenden Provinzen und Nationalitäten geführt hat.

Fanatische Pazifisten — hauptsächlich Belgier — haben in den periodischen Konferenzen der interparlamentarischen Union wiederholt den Versuch gemacht, Vorschläge zur Verhandlung zu bringen, welche Resolutionen im Interesse der internationalen Sicherstellung des Selbstbestimmungsrechtes der Nationalitäten bezweckten. Alle einsichtsvolleren Elemente dieser Union haben auch noch in der letzten vor dem Kriegsausbruch abgehaltenen Konferenz es zu verhindern gewußt, daß solche Vorschläge auch nur zur Verhandlung im Plenum gelangten. Denn sie mußten ja einsehen, daß eine solche Maßregel nicht zur Hintanhaltung, sondern im Gegenteil zur Entfesselung und Perennierung des Krieges führen würde, und daß kein Staat die Frage seiner Existenz oder wenigstens seiner Integrität den fortwährenden Anfechtungen eines unberechenbaren und gewiß in den wenigsten Fällen wirklich unparteiischen internationalen Forums aussetzen kann.

Diese weise Einsicht haben unsere Feinde seither leider ganz verleugnet; seit Kriegsausbruch schossen die unglaublichsten Theorien des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in die Halme — natürlich immer nur mit einer Geltung gegen

Digitized by Google

uns, niemals gegen die Ententeländer, beispielsweise für Irland, Tunis, Algier, Ägypten und Ostindien, wo doch überall gegen die englische bzw. französische Willkürherrschaft Klage geführt wird. Der bis dahin unverantwortlich betriebene Irredentismus wurde in Italien und Rumänien zum obersten Staatsdogma erhoben, und die wiederholten „Konferenzen der Nationalitäten" formulierten Resolutionen für den zukünftigen Friedenskongreß, welche wahrscheinlich niemals zur Geltung gelangen werden.

Mit der berechtigten Ablehnung dieser von der Entente aufgestellten gleißnerischen und selbstsüchtigen Deutung sind wir keineswegs in Widerspruch geraten, indem wir uns bei den Friedensverhandlungen mit Rußland auf den grundsätzlichen Standpunkt der Unabhängigkeit und des Selbstbestimmungsrechtes der Westprovinzen des russischen Reiches versetzt haben. Denn erstens war dies nur eine natürliche Folge des in Rußland eingetretenen allgemeinen Auflösungsprozesses; die Lostrennung Finnlands, der Ukraine und noch vieler Teile des früheren Zarenreiches sind z. B. ohne unsere besondere Forderung und Besetzung auch zustande gekommen. Und zweitens entspricht die Selbständigkeit dieser Westprovinzen — deren Durchführung wir voraussetzen müssen — nur den historischen Antezedentien und Traditionen, welche infolge des Sturzes des russischen Imperialismus naturgemäß wiederaufleben.

Dieser Sturz des russischen Imperialismus, welcher wohl mit dem Verschwinden der panslawistischen Idee gleichbedeutend sein dürfte und in dieser seiner Bedeutung auch eine Friedensverheißung für das zukünftige Europa bildet, ist allerdings hauptsächlich eine Folge der Siege, welche der Vierbund über Rußland errungen hat; wir wollen es auch gar nicht leugnen, daß dieser Umsturz, an dem wir in ehrlichem und offenem Kampf mitgewirkt haben, unseren Interessen in demselben Maße entspricht, in welchem er die Freiheit der Völker fördert. Ganz anderer Art ist die Rolle der Westentente in dieser Wandlung. Jene Staaten — darunter auch das republikanische Frankreich — haben für den despotischen Zarismus geschwärmt, solange sie in ihm den mächtigen und verläßlichen Bundesgenossen erblickten, welcher willig war, auch für französische, englische und italienische Interessen sein Blut in Strömen fließen zu lassen. Als aber der allmächtige Zar — vielleicht durch sein Gewissen beunruhigt — zu schwanken begann, da setzte sofort ein heimtückisches Ränkespiel ein, welches den Ausbruch der Revolution förderte, gewiß in der Hoffnung, daß das revolutionäre Rußland ein gefügigeres Werkzeug in der Fortsetzung des Krieges bilden wird als das zaristische, was eine Zeitlang auch einzutreffen schien. Die Staatsmänner der Entente entblödeten sich auch nicht, die russischen Ereignisse als einen Beweis dessen hinzustellen, daß sie und nicht wir für die Völkerfreiheit kämpfen. Das Spiel hat sich aber gegen sie gewendet, und Rußland ist durch die Revolution und durch die Völkerfreiheit zum Frieden gezwungen worden und mußte der „guerre à outrance" entsagen.

Ich hoffe, daß der Friede den endgültigen Beweis dessen erbringen wird, daß unser Bündnis für die Freiheit und nationale Selbständigkeit der Völker

Digitized by Google

eigentlich mehr getan hat als unsere Feinde, und daß diejenigen, welche im Namen des heiligen nationalen Prinzips in Wirklichkeit nur unsere altehrwürdige Monarchie zertrümmern und ihren Helfershelfern als Beute hinwerfen wollten, nichts als den Fluch der betörten und zugrunde gerichteten Völkerschaften ernten werden.

Ein wenn auch verspätetes Einlenken von seiten der Ententestaaten wäre also schon von diesem Gesichtspunkte in ihrem eigenen Interesse erwünscht. Noch motivierter wäre es, wenn sie endlich darüber ins klare kämen, daß, indem sie sich auf ein förmliches Züchten nationaler Aspirationen verlegen, sie Gefahr laufen, in ihrem eigenen Hause Brand zu stiften — was Rußland schon erfahren mußte. Auch ist es sicher, daß das Nationalitätsprinzip, als dessen privilegierte Verfechter sie erscheinen möchten, durch nichts leichter zu Fall gebracht werden kann als durch die mit der Vervielfältigung der Nationalitäten nötigerweise verbundene Zersplitterung der nationalen Kräfte.

Und dies sollte ebenso hintangehalten werden als die Gefahr, mit welcher sie uns zu bedrohen glauben. Es darf unseren Feinden nicht gelingen, den nationalen Gedanken, die nationalen Ideale, für welche sich nach wie vor die Edelsten und Besten aller Völker begeistern werden, durch ihre Übertreibungen und Verhetzungen, durch den zum Dogma erhobenen Völkerhaß zu kompromittieren und in einen unausgleichbaren Gegensatz zum Staatenleben und zum Menschlichkeitsideal zu bringen. Der edle ungarische Patriot Graf Ladislaus Teleki, welcher im Jahre 1861 durch einen schweren Gewissenskonflikt ein tragisches Ende fand, hat in einer Flugschrift das Wort geprägt: „Die Frage der Nationalitäten wird nie von der Weltbühne die große Sache der Freiheit und Unabhängigkeit des Menschen verdrängen können." Und ebenso sicher ist es, daß die Zukunft der Völker die nationale Absonderung niemals in einer Weise zur Geltung bringen wird, welcher die gegenseitige Wertschätzung bewährter geistiger Güter, das gemeinsame Streben und der friedliche Wettbewerb aller zivilisierten Völker im Dienste gemeinsamer Menschheitsziele und Menschheitsideale zum Opfer fallen würde.

An der Wolga

Erinnerungen aus dem alten Rußland

von

Karl Mollenhauer

Die großen Sommerferien standen vor der Türe; alle Welt in Dorpat hegte schöne Pläne. Die einen bereiteten eine Reise ins Ausland vor, andere rüsteten zu einem Aufenthalte am estnischen Strande, der auf Monate berechnet war und also manche Überlegung erforderte, andere planten anderes. Nur meine Ferienzukunft war zunächst noch dunkel. An eine Reise in die

Digitized by Google

Heimat war der weiten Entfernung wegen nicht zu denken, das Strandleben lockte mich damals nicht, seine Reize waren mir noch nicht aufgegangen. So ging ich denn mit meinen erfahrenen Freunden und Fläuschen, wie man in Dorpat merkwürdigerweise die Stubennachbarn nannte, zu Rate. Das Ergebnis war der Entschluß, mich irgendwo in Rußland um eine Hauslehrerstelle für den Sommer zu bemühen. Mit Empfehlungen, für den äußersten und schlimmsten Fall sogar einer solchen an den Minister der Volksaufklärung, Sfaburow, der in Dorpat Kurator gewesen war und dem man seiner Leutseligkeit wegen deshalb wohl ein Herz für einen in Bedrängnis geratenen Dörptschen Studenten zutrauen durfte, mit Ratschlägen, einem Reiseführer durch Petersburg und einigen in aller Eile eingetrichterten Sprachkenntnissen, wobei besonderer Wert auf die Zahlen gelegt wurde, ausgestattet, begab ich mich eines schönen Abends, kurz vor dem Schlusse des Semesters, auf die Reise nach dem Glücke und kam nach etwa dreizehnstündiger Fahrt ziemlich ermüdet in Petersburg an. Ich wollte zunächst in einem sehr vornehmen Hotel, dem des Herrn Lommatzsch, absteigen, als ich aber bei dem Bruder meines Freundes Alfred Pingoud, dem Pastor Pingoud auf Wassili-Ostrow, meine Empfehlungskarte abgegeben hatte, war davon keine Rede mehr. Kurzerhand wurde mein bescheidenes Reisegerät aus dem Gasthause wieder abgeholt und ich in dem ansehnlichen Pfarrhause jenseits der Newa in überaus gastfreier Weise einquartiert. So weit waren wir nun! Durch den freundlichen Pastor, der nach der Stellung der Petersburger Pastoren in ihren Gemeinden einen großen Einfluß hatte und seitdem noch die Leitung der lutherischen Kirche Rußlands mit einem Verwaltungsbereiche von ungeheurer Ausdehnung bekommen hat, mehrte sich die Zahl meiner Empfehlungskarten noch beträchtlich. Unter andern hatte ich eine solche von meinem Oheim an seinen Jugendfreund, den Prediger der reformierten Gemeinde, Hermann Dalton. Ein Morgenbesuch bei diesem, der mich mit seiner Gemahlin äußerst gütig aufnahm, ließ mich einen Einblick in das vielseitige Wirken gewinnen, das die Leitung einer solchen Fremdengemeinde in Petersburg einem bedeutenden Manne auferlegte. Die Türklinke wurde sozusagen nicht kalt, so zahlreiche Besucher mit den verschiedensten Anliegen lösten in dieser kurzen Morgenstunde einander ab. Die Freiwilligkeit der Gemeindemitglieder und ihr freudiger Wetteifer, etwas für das wertgehaltene Gut des gemeinsamen Bekenntnisses in der fremden Umgebung zu tun und zu leisten, erschien mir im Gegensatze zu der oft gesehenen Lauheit und Gleichgültigkeit in den Gemeinden der Landeskirchen von so günstiger Seite, daß ich seitdem eine gewisse Vorliebe für die Freikirchen bewahrt habe. Aber alles hat seine zeit- und örtlichen Voraussetzungen, und wer gewährleistet das stete Vorhandensein bedeutender Männer, die zur Leitung und Führung einer freien Gemeinde unerläßlich sind? Jedenfalls hatte die reformierte Gemeinde damals in Hermann Dalton einen zum Gebieter geborenen geistlichen Lenker, dessen Persönlichkeit mir, obgleich ich ihn erst nach langen Jahren auf einer Vortragsreise, die ihn

Digitized by Google

durch Deutschland führte, wiedergesehen habe, unvergeßlich geblieben ist. — Wieder mit weiteren Empfehlungskarten ausgestattet, verließ ich sein gastliches Haus.

Die vielen Karten habe ich tatsächlich kaum gebraucht; denn mein nächster Weg führte mich zu dem Direktor Friesendorff, der damals die Petrischule leitete, und hier fand sich gleich, was ich suchte. Diese großartigen deutschen Gemeindeschulen, die eine eigene Darstellung verdienten, deren Einrichtung im allgemeinen etwa an die Anstalten der Frankeschen Stiftungen in Halle erinnern, ohne freilich deren überlieferte eigentümliche Färbung zu tragen, geben schon an sich einen sinnenfälligen Beweis von der Bedeutung des deutschen Elements in St. Petersburg nicht nur, sondern mittelbar auch für das ganze Reich. Schon die äußere Aufmachung, wie man jetzt, damals noch nicht, sagt, konnte nicht ohne Eindruck bleiben. Ich wurde in eine Kanzlei geführt, und ein uniformierter Beamter geleitete mich zu dem Leiter der Anstalt, dem Direktor Friesendorff, der mich sehr ermutigend und freundlich empfing. Nachdem ich mein Anliegen vorgebracht hatte, meinte er, ich käme wie gerufen; eben habe eine russische Familie aus dem Gouvernement Kiew, deren einziger Sohn im Herbste in die unterste Klasse der Anstalt eintreten solle, um eine deutsche Schulbildung zu erhalten, um den Nachweis einer geeigneten Persönlichkeit gebeten, die während des Sommeraufenthaltes auf dem Lande dem Knaben die allerdringendsten Vorkenntnisse im Deutschen und Lateinischen beibringen könne. Ob ich Lust zu dieser Aufgabe habe? Ob ich Lust hatte?! Große! Meine völlige Unkenntnis im Russischen wurde als besonderer Vorzug bewertet. Wieder mit einer Karte, diesmal der letzten, ausgerüstet, ging ich von dannen und fuhr mit einem der unzähligen Istwoschiks, die den breiten Straßenzeilen entlang der Fahrgäste harrten und von diesen im Unterbietungsverfahren gedungen wurden, stracks in das große und glänzende Gasthaus, das mir als Absteigequartier der russischen Familie bezeichnet worden war. Ohne weitere Umstände wurde ich von dem prächtig gekleideten Schweizer an andere geeignete Personen weitergegeben, deren letzte mich denn richtig in einem der oberen Stockwerke des Riesenbaus in den Gemächern der Familie Donaurow ablieferte. Nach einigem Warten sah ich mich einer nicht mehr ganz jungen Dame im Morgengewande gegenüber; die Unterhandlungen konnten beginnen. Die Karte des Direktors Friesendorff bot ja einen hinlänglich geklärten Verhandlungsboden, und so machte sich denn die Sache auch außerordentlich schnell. Meine Freunde in Dorpat, die mit russischen Verhältnissen gut vertraut waren, hatten mir einen Rat mitgegeben, der sich in der Folge sehr bewährte, nämlich bei der Namensnennung nicht die bei uns übliche Weise anzuwenden, sondern mich der slawischen anzupassen. Einen Karl Karlowitsch werde man als gesellschaftlich gleichstehend aufnehmen, während ein Monsieur Charles oder ein Herr mit dem für russische Zungen unaussprechbaren Familiennamen unfehlbar einen Stich ins Untergeordnete bekommen werde. Ich vergaß bei der ersten Gelegenheit nicht, diese

Digitized by Google

mitgegebene Regel anzuwenden, und das hat mir jenen Sommer des Hofmeistertums gesellschaftlich derartig genützt, daß ich unzähligemal Gelegenheit hatte, meinen Ratgebern im stillen zu danken. Nachdem ich mich also nach russischem Brauche vorgestellt hatte, gab sich mir die Dame im Morgengewande als Tante des Knaben zu erkennen, für den der Informator gesucht wurde. Sie hieß Sophie Nikolajewna und war die geschiedene Frau eines Mannes, nach dem sie sich auf ihren nach französischer Weise aufgemachten Visitenkarten de Goumiline, née de Leontjewa nannte. Das Nähere über ihre Verhältnisse habe ich nicht in Erfahrung bringen können; sie hat sich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in dem Hause ihrer Verwandten als meine sich stets gleichbleibende, wohlwollende und gütige Gönnerin bewährt. Wir wurden damals schnell einig, obwohl ihr Deutsch nicht sehr weit reichte und mein Schulfranzösisch sich als nicht sehr widerstandsfähig erwies. Nur die Gehaltsfrage machte eine kleine Schwierigkeit. Meine Mentoren hatten mir geraten, in dem Punkte nicht zu bescheiden zu sein, da auch danach meine Stellung bemessen werde. Meine Forderung von 100 Rubeln im Monat war denn doch für die erwarteten Leistungen zu hoch gegriffen; sie wurde denn auch nicht bewilligt, aber sie hatte erst einmal ihre Schuldigkeit als Wertmesser getan, und wir einigten uns unschwer auf die Hälfte. Wir waren grundsätzlich schon einig, da erschien die Schwester der Unterhändlerin, die sich inzwischen wohl umgekleidet haben mochte, Nadeshda Nikolajewna, mit ihrem Sohne in einem Marineanzuge, wie er später auch bei unseren Knaben so weite Verbreitung gefunden hat, selbst auf dem Plane. Es war eine überaus anmutige Frau, jünger und schöner als ihre Schwester. Nachdem sie alles gebilligt hatte, was wir inzwischen auf dem Wege schwieriger Verständigung vereinbart hatten, teilte sie mir mit, daß sie selbst leider noch nicht an dem bevorstehenden Leben auf dem Landgute teilnehmen könne, da ihr eine Kur in Marienbad verordnet sei; später werde sie nachkommen. Über acht Tage möge ich wiederkommen, da solle die Reise aufs Land vor sich gehen. Zustimmend und zusammenfassend sagte ich demnach, um mich zu verabschieden: Also nächsten Mittwoch nach Kiew! Fast erschrocken riefen die beiden Damen einstimmig: „Oh, Karl Karlowitsch, Sie wollen nach Kiew? Sie wollen nach Kiew? Wir fahren nach Kasan!“ — „Na,“ sagte ich, „dann meinetwegen nach Kasan!“, als ob es sich um einen Unterschied wie etwa zwischen Schöppenstedt und Schöningen handle. Und nun, nachdem das Mißverständnis, das bei mir durch die Angabe des Direktors Friesendorff entstanden war, geklärt war, ging seitens der Damen ein Preisen der Schönheiten und Vorzüge der herrlichen Wolgalandschaft im Bezirke von Kasan an, daß ich meinen Schöpfer preisen mußte, daß die Reise nicht nach Kiew gehen sollte. So nahm ich endlich Abschied, und nach nicht vielen Stunden saß ich wieder im Zuge, der mich nach Dorpat zurückbringen sollte. Hochbefriedigt war ich von dem Ergebnisse meiner Reise in die unbekannte Fremde, bei der ich mehr acht auf die Menschen als ihre Umgebung gegeben hatte. Jetzt erst sammelten sich

Digitized by Google

eigentlich die Bilder von dem Neugeschauten: der prächtigen Kaiserstadt, ihrem mächtigen Strome mit ihren gewaltigen Brücken, den stolzen Palästen, dem alle schlagenden Riesenbau des Winterpalais, bei dessen Anschauen der Maßstab verloren gehen zu wollen schien, der kaltprächtigen Isaakskirche mit ihren goldenen Kuppeln und kolossalen Malachitsäulen, in der der religiöse Eindruck sich indessen in keiner Weise einstellen wollte, den breiten Straßen, den endlosen Verkaufsgewölben des Gostiniy Dwor, kurzum, dem Gesamtäußern Petersburgs, das seiner Einwohnerzahl nach damals die zweite Hälfte der ersten Million erst noch aufzufüllen hatte. Ich hätte dort nicht leben mögen, und ich begriff nicht die Voreingenommenheit der eingefleischten Petersburger Deutschen, denen außerhalb dieser Stadt mit ihren glänzenden Pracht- und Schaustücken und ihren dürftigen Nebenstraßen und häßlichen Vorstadtteilen kein Heil möglich scheinen wollte. Lebhaft steht mir in Erinnerung noch jetzt das Reiterstandbild Peters des Großen, das die Eigenart seines Wesens und seiner Schöpfung äußerst treffend, wie mich dünken will, widergibt. In dem Augenblicke fast unmöglichen Ansprunges des zu kühnem Vorwärtsdrängen angestachelten Rosses ist sein Bild festgehalten, so daß der Eindruck von Überspannung der Kraft, nicht der gefesteten, zielsicheren Größe zurückbleibt. Das Denkmal, ein Kunstwerk ersten Ranges trotz alledem, wirkt mehr fesselnd und aufregend als voll befriedigend, wie denn das Lebenswerk des Dargestellten noch nicht den Beweis seiner unbedingten geschichtlichen Richtigkeit und seiner Dauer erbracht hat. Meine Gedanken auf der einsamen nächtlichen Rückfahrt nach Dorpat beschäftigten sich indessen damals weniger mit der weltgeschichtlichen Sendung Rußlands, obgleich unter uns jungen Leuten in den endlosen Gesprächen viel von dergleichen die Rede war, als mit meiner eigenen nahen Zukunft und mit den Aussichten, die mir der bevorstehende Sommer eröffnete. Als ich endlich in dem stillen Dorpat wieder angekommen war, konnte ich nicht ohne Genugtuung Bericht erstatten. Mein Oheim, der mich nicht ohne einen Anflug von Zweifeln und Bedenken hatte ziehen lassen, war doch erstaunt über den Erfolg und gutmütig und wohlwollend genug, um mich dazu zu beglückwünschen, um so mehr, als bei ihm alle Regungen von Selbständigkeit, sofern sie nur keine üble Richtung einschlugen, jederzeit auf Anerkennung und Förderung rechnen konnten.

Das Semester ging zu Ende, das akademische Völkchen aller Grade fing an sich in alle Windrichtungen zu zerstreuen, und ich machte mich eines schönen Dienstagabends auf die Reise zur Entdeckung und Erforschung der vielbesprochenen russischen Seele.

Der Verabredung gemäß meldete ich mich am Mittwochnachmittag um 4 Uhr, mit einem mehr widerstandsfähigen als schönen Koffer ausgerüstet, in dem großen Gasthause in Petersburg bei meinen Donaurows aus Kasan und wurde ohne Umstände in das mir schon bekannte Empfangszimmer geführt, wo ich diesmal eine große Gesellschaft versammelt fand. Ich wurde sehr freundlich begrüßt und als Karl Karlowitsch den mir unbekannten Herr-

Digitized by Google

schaften vorgestellt. Viel Zeit wurde nicht damit verschwendet, denn man war noch mit einem kleinen Abschiedsspielchen beschäftigt, dem zuliebe auch die Mahlzeit, wie aus den auf Stühlen umherstehenden Speiseresten hervorging, nur sehr nebenher und oberflächlich behandelt worden war. Am einläßlichsten beschäftigte sich der Vater meines zukünftigen Zöglings, den ich jetzt kennen lernte, mit mir, ein noch nicht sehr bejahrter, aber etwas verwitterter Oberst, der, wie er mir später erzählte, zuletzt so etwas wie Bezirkskommandeur, vorübergehend auch in Reval, gewesen war. Er sprach recht gut Deutsch, wenn es ihm auch, wie er sagte, an „pratique" gefehlt habe; wenn es ihm an der nicht so lange gemangelt hätte, so würde er besser als ich sprechen. Er teilte mir mit, daß er jetzt noch nicht mit aufs Land fahre, er werde binnen kurzem nachkommen. Die Unterhaltung mit ihm war deshalb etwas beunruhigend, weil er, zum Teil wohl aus übler Angewöhnung, zum Teil unwillkürlich, fortgesetzt in den seltsamsten Zuckungen das faltenreiche Gesicht verschnitt. Ich habe im Laufe der Zeit in ihm einen höchst gebildeten, gleichmäßig wohlwollenden Mann kennen und schätzen lernen, dem ich noch jetzt nach so langen Jahren das freundlichste Andenken bewahre. Eine kleine Eigentümlichkeit an ihm möchte ich schon hier erwähnen, weil sie mir gleich bei der ersten Begegnung auffiel und nicht nur für ihn kennzeichnend zu sein scheint. An seiner Uniform war nämlich das eine breite Achselstück am unteren Ende losgegangen, so daß es in schaukelnder Bewegung die Schulter umkreiste. Diesen geringfügigen Schaden, der sich durch eine kurze Bemühung hätte beseitigen lassen, ließ er während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in seiner Umgebung bestehen, so daß ich den seltsamen Anblick viele Wochen und Monate hindurch gehabt habe. Er wurde Michael Iwanowitsch genannt, und in seinen Adern mochten wohl einige Tropfen tatarischen Blutes kreisen, während die Leontjews, denen seine anmutige Frau entstammte, den unverfälschten Typus der Großrussen vertraten. Ein anderer Offizier, der mit am Spieltisch beteiligt war, den ich später auf dem Lande wiedersah, war ein General Naglowski; er gefiel mir weniger. Um ihm aber nicht Unrecht zu tun, muß ich bemerken, daß er aus Unkenntnis des Deutschen sich nicht mit mir abgeben konnte; bei näherer Bekanntschaft hätte vielleicht auch er gewonnen. Er schien ein alter Troupier zu sein, wie denn überhaupt ein großer Teil der Bekannten der Familie in Orenburg und Taschkent erworben war, wo der Dienst sie lange festgehalten hatte. Besonders gütig zu mir zeigte sich ein älterer Herr in Zivil, späterer Mitteilung nach ein hoher Beamter im Verwaltungsdienst. Dieser versicherte mir einmal über das andere, wie sehr es mir auf dem Landgute an der Wolga und in der Familie gefallen werde. Und als nun schließlich die Abschiedsstunde gekommen war, das Spiel beendet werden mußte und die ganze Gesellschaft, ich weiß nicht mehr auf wie vielen Droschken, zur Fahrt zunächst nach Moskau nach dem Nikolai-Bahnhof aufbrach, da kaufte er mir einen ganzen Armvoll Apfelsinen, so daß ich über die Gabe zwar sehr erfreut und überrascht war, zugleich aber

Digitized by Google

dadurch in meiner Bewegungsfreiheit derartig behindert wurde, daß meine Erwiderung der mannigfachen Artigkeiten bei dem vielseitigen Abschiednehmen vor dem Einsteigen recht unbeholfen ausfiel. So saßen wir denn endlich im Wagen, von dem ein ganzer Abteil erster Klasse uns dreien, Sophie Nikolajewna, ihrem Neffen Alexander oder Sascha und mir zur Verfügung stand. So ließ sich die lange Fahrt sehr behaglich an, und wir Reisegefährten freundeten uns auf das artigste an. Als es allmählich auf die Nacht zuging, verzog ich mich in einen anderen, nicht ganz so glänzend ausgestatteten Teil des Wagens, wo ich die Nacht in Gesellschaft einer bunt zusammengewürfelten Schar von Reisenden zubrachte, von denen mir noch einige recht vorurteilsfreie Dämchen deutscher Zunge in Erinnerung geblieben sind, die einen Sommerfeldzug in die Provinz antreten wollten. Als wir gegen Morgen auf dem großen Bahnhofe der Gouvernementshauptstadt Twer ankamen, verließ ich erleichtert den Wagen und erquickte mich in dem prächtigen Erfrischungsraume an einem Glase Tee und köstlichem Gebäck, brachte trotz der schlecht verbrachten Nacht so viel Lebensart auf, daß ich auf einer Platte meinen Reisegefährten von denselben Erfrischungen an das Wagenfenster brachte, was sehr gut aufgenommen wurde. Nach dieser Aufmunterung der Lebensgeister sah die Welt wieder schöner aus, und mit Interesse blickte ich, wieder im alten Wagenteil sitzend, bei der Weiterfahrt in die nicht reizlose Landschaft des mittleren Rußlands, dessen alter Hauptstadt wir uns nun mehr und mehr näherten. Etwas mehr als sechshundert Kilometer ist die schnurgerade Strecke lang, die Petersburg mit Moskau verbindet. Man erzählte, daß der Kaiser Nikolaus, als ihm mehrere Entwürfe vorgelegt worden seien, einfach ein Lineal genommen habe und daran die gerade Linie gezogen und damit allen Erörterungen über die zweckmäßigste Linienführung ein Ende gemacht habe. Das erklärt nach der Weise abkürzender, das Wesentliche suchender und auch meist treffender Sagenbildung den bemerkenswerten Umstand, daß diese wichtige und älteste Nikolai-Eisenbahn außer Twer keinen größeren Ort berührt und z. B. das alte Nowgorod, das leicht hätte mitgenommen werden können, abseits liegen läßt. Der kürzeste Weg entsprach dem Herrscherwillen des Zaren und hat ja auch etwas für sich, wenn möglichst schnelles Erreichen des Endzieles Hauptsache war und feinere wirtschaftliche Überlegungen beiseite geschoben wurden. Eine Reise von sechshundert Werst oder Kilometern war für den Russen bei der endlosen Räumigkeit seines Landes keine so große Sache, und das Mitführen von Kissen und sonstigen Bettstücken gestaltete schließlich jede Fahrgelegenheit einigermaßen erträglich. Häufig wurden Reisen gerade erst auf den Abend angetreten und die Nacht unterwegs verbracht. So war die Reise nach Moskau auch für meine Reisegefährten nichts Besonderes; dennoch hatte Sophie Nikolajewna heftige Migräne, und sie litt, wie sich herausstellen wird, noch an einem anderen Übel, das sie mir jetzt leider noch nicht anvertraute; sonst hätte sie uns die Weiterreise erheblich angenehmer gestalten können. — Als wir in Moskau angekommen waren, fuhren wir sogleich in

Digitized by Google

den Slawianski-Basar, einem für damalige Zeiten und Begriffe überaus prächtigen Gasthofe, und meine Reisegefährtin legte sich ihres Übelbefindens wegen sofort zu Bett. Mein Pflegebefohlener und ich besichtigten derweil unter der Führung eines Hotelangestellten die Sehenswürdigkeiten Moskaus, zunächst den Kreml. Ich weiß nicht, ob meine Erinnerung noch so fest ist, aber es will mir scheinen, als ob mir Moskau damals viel besser gefallen habe als Petersburg. Schon die Lage der Stadt gab ihr einen ungleich freundlicheren Ausdruck. Die Moskwa, ein nicht unbedeutender Nebenfluß der Oka, die bei ihrer Einmündung in die Wolga der großen Warenaustauschstadt Nishnij Nowgorod den einen Teil ihrer Bedeutung zuführt, sprach außerordentlich freundlich an, konnte freilich den mächtigen Eindruck, den die Newa auf mich gemacht hatte, nicht verwischen. Wenn sie auch namengebende Bedeutung für die Stadt gehabt hat, so drängt sich doch ihr Verkehrswert nicht derartig auf, daß ihre Anmut nicht vornehmlich auf den Betrachter wirkte, der etwa vom Iwan Welickij, dem höchsten Turme der Kremlanlage, auf die Landschaft und die merkwürdige Stadt mit ihren unzähligen Kirchen und ihren in allen Farben schimmernden Dächern herniederblickt. Da wird es verständlich, daß der Altrusse in dem „Mütterchen Moskau" die wahre Hauptstadt seines Heimatlandes liebt und verehrt und zu der aus der Staatsräson hervorgegangenen Gründung an der Newa, im unfreundlichen finnisch-estnischen Niederungsgebiete, der Hochburg der Zapadniki, der weltbürgerlichen Westlinge, kein eigentliches Herz fassen kann. Ich vermochte an jenem sonnigen Maimorgen in dem Bilde der bunten Stadt mit den anmutigen Sperlingsbergen im Hintergrunde durchaus nicht den Ausdruck eines schwerfälligen, in dumpfer Trägheit der Dinge harrenden Volkes wiederzufinden, wie es so oft geschildert wird. Mich wollten die heiteren, offenen, zutraulichen Züge des Volkscharakters daraus anlächeln, die ihren minder ansprechenden Einschlag von wehleidiger Unterwürfigkeit und muffiger Schwermut wohl der Mischung mit minderem Blute zuzuschreiben haben. Weniger freundlich waren die Empfindungen, die in mir der Besuch der für den Russen hochheiligen Kirchen der Kremlfestung, namentlich der Uspenskj-Kathedrale, anregten. Diese finstere Andacht vor dem Geheimnisse vortäuschenden mächtigen Ikonostas, der ragenden Bilderwand mit ihren düsteren Darstellungen starrer, trostloser Heiligen in byzantinischer Auffassung, bedünkte mich so gottverlassen und trübe, daß es mir rätselhaft erscheinen wollte, wie sich gerade die heitere Gemütsart der Russen mit dieser düsteren Ausprägung des religiösen Gedankens und Gefühls abgefunden hat. In der Bildung zahlreicher Sekten, in der freilich auch viele krause Unverständlichkeiten den Grundton angeben, spricht sich eine unbefriedigte Abwendung von der religiösen Leistung der Staatskirche, von deren Wirkung auf die Gebildeten noch weiterhin die Rede sein wird, sehr vernehmlich aus, ohne daß es den berufenen Kreisen bislang gelungen wäre, ein anderes Mittel dagegen zu erproben als die Anwendung von Gewalt. Schon das Vorhandensein dieser

Digitized by Google

altehrwürdigen Heiligtümer der Großrussen auf dem Kreml, dem geschichtlichen Sitze und sinnenfälligsten Ausdrucke des zarischen Machtgedankens und Machtstaates, könnte den Gedanken anregen, daß die Kirche, die sich in so enge und ausgesprochene Verbindung mit der Staatsgewalt bringen läßt und gerade in dieser auffälligen Verbindung die höchste Anspannung der Andacht beansprucht, mit ihren Veranstaltungen noch andere Zwecke verfolgt als lediglich die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses. Ein Unterschied unter den vielen, die sich zwischen der abendländischen Kirche und der des Ostens auftun, gibt sich so aus den Anlagen des Kremls vernehmlich zu erkennen, soweit zunächst nur der rein äußerlichen Verbindung der Baulichkeiten gedacht wird. Eine Prüfung der baulichen Wirkung auf den künstlerischen Sinn würde noch eine Fülle von Wesensunterschieden bloßlegen, wenn über das Verhältnis, das zwischen dem Ausdrucksmittel der Kunst und seiner zum guten Teil auf dem Unergründlichen beruhenden Wirkung besteht, eine schnelle Verständigung möglich wäre. Jedenfalls schneiden für einen abendländischen Betrachter die weltlichen Gebäude des Kremls, obgleich sie keine besondere Altertümlichkeit oder besonderen Kunstwert aufweisen, in ihrer leichten Verständlichkeit erheblich besser ab als die Kirchenbauten, bei deren Verlassen sich das freudige Gefühl meldet, wieder in Gottes freier Luft atmen zu können, und bei deren Betrachten aus der Ferne oder aus der Höhe man das Staunen über soviel wunderliche Unvollkommenheit und geduckte Unfreiheit nicht los wird.

Das geschäftige Straßenleben der großen Stadt wirkte belebender und ansteckender als das Weilen in der menschenleeren Festung; so fanden wir uns denn auch schließlich vergnügt in dem lebhaften Gasthofe wieder ein und dachten, von der Leiterin unserer Reise alsbald zu einer ansehnlichen Mahlzeit entboten zu werden. Davon war aber keine Rede. Geduldig mußten mein Zögling und ich der Dinge harren und uns ihrer Entwicklung getrösten. Wenn ich Herr meiner Entschließungen gewesen wäre und nicht aus Artigkeit geglaubt hätte, auf das Erscheinen Sophie Nikolajewnas warten zu müssen, so hätte ich in Gedanken an meine bunten Rubelscheine in der Tasche kurzerhand, unbekümmert um das unbekannte Übel der Dame, einen der köstlichen Fische, die in einem großen Bassin des prächtigen Raumes, in dem wir warteten und warteten, lustig umherschwammen, zu einer leckeren Mahlzeit für meinen Zögling und mich bestimmt, und die schweigsamen Tataren, die in vorbildlicher Aufmerksamkeit jeden Wink der zahlreichen Gäste zu erraten beflissen waren, würden nicht gezaudert haben, den Wunsch des Westlings zu erfüllen. So mußte wohl schon die dumpfe Passivität der russischen Seele über mich gekommen sein, kurzum, ich wartete aus lauter Wohlerzogenheit, bis auf einmal der Bann gebrochen wurde, aber nicht durch den fröhlichen Ruf: „Auf zur Tafel!", sondern durch die Mitteilung, daß die Abreise unmittelbar ins Werk gesetzt werden müsse. Hals über Kopf ging es auf einmal hinauf auf einen großen Hotelwagen, der das Aussehen der großen englischen Postwagen hatte, Sophie Nikolajewna erschien auf der Bildfläche,

Digitized by Google

und ohne daß für irgendwelche Erörterungen noch Zeit gewesen wäre, ging es zum Bahnhof, von dem aus nächtlicherweile die Fahrt nach Nishnij Nowgorod angetreten werden sollte. Das war glänzend in Szene gesetzt, aber es fehlte mir vorderhand noch der Schlüssel zur Deutung der Vorgänge auf dieser Bühne, auf der es scheinbar so gar nichts Reelles zu essen gab. Merkwürdig! Das Übel Sophie Nikolajewnas mußte sehr eigentümlicher Art sein, daß sogar andere darunter zu leiden hatten, selbst der vergötterte Neffe und der sonst so freundlich behandelte Fremde. Vorläufig ging es nun immer weiter hinein in das heilige Rußland, vorerst nach der großen Kaufstadt Nishnij Nowgorod. (Fortsetzung folgt)

Zur inneren Lage Rußlands

Von

Dr. Baron Georg Manteuffel

Vom Standpunkt einer Politik auf kurze Sicht, und diese ist leider zur Zeit in den meisten Fällen die einzig mögliche, hat Deutschland ein Interesse an dem vorläufigen Weiterbestehen der Maximalistenherrschaft. Die Weltereignisse aber werden bekanntlich nicht durch Wünsche, sondern durch reale Tatsachen bedingt und diese gilt es zu prüfen, ehe man zu dem Schluß kommt, daß es zweckmäßig sei, nur mit den gegenwärtigen Zuständen zu rechnen. Zunächst liegt es überhaupt nicht in unserer Macht, die augenblickliche Regierung aktiv zu unterstützen, wenn wir keine uferlose Politik, die unsere Truppen bis nach Moskau und weiter führen müßte, treiben wollen. Die Räteregierung krankt an zwei Leiden, welche ihre Lebensdauer als eine nicht allzulang befristete annehmen lassen. Zunächst, und vor allem, sind die Maximalisten Träger einer Weltanschauung, wie sie wohl in der ganzen Welt gefunden wird, aber nirgends zur unbeschränkten Herrschaft gelangt ist. Diese Weltanschauung, in die Wirklichkeit übersetzt, ist das Einseitigste und Ungerechteste, was man sich denken kann. Eine ausgesprochene Klassenherrschaft, und zwar einer in Rußland prozentual sehr schwach vertretenen Klasse der Arbeiterschaft. Im Regieren sind die Bolschewiki, wie alle Russen, groß gewesen, in der Vernichtung, nicht nur des alten Regimes, sondern der ganzen bürgerlichen Verhältnisse. Nun sind sie da angelangt, wo die, welche sie stürzten, standen. Tatsächlich sind sie aber noch viel weitergegangen: an Stelle des Absolutismus eines einzelnen ist die Tyrannis einiger getreten. Das Beamtentum ist durch die dilettantenhafte Regierungskunst der Sowjets ersetzt worden, deren Wohlwollen durch Zuwendungen materieller Art ebenso oder noch leichter zu erwerben sein soll wie bei dem Tschinownik seligen Angedenkens. Das Dumawahlrecht erscheint demokratisch, d. h. viel weiteren Kreisen zugäng-

Digitized by Google

lich als das jetzige. Die Dienstpflicht soll nun auch wieder eingeführt werden, nachdem man mit den gut bezahlten, d. h. auf kapitalistischer Grundlage aufgestellten roten Garden im Kampfe mit Gegnern, die sich nicht aus wehrlosen Mitbürgern jeden Alters und Geschlechtes zusammensetzten, schlechte Erfahrungen gemacht hat. Ob sich das neue Heer aus dem Boden stampfen lassen wird, ist fraglich, noch fraglicher aber, ob es bereit sein wird, in einen Streit zu ziehen, bei dem man sein Leben aufs Spiel setzt und es nichts zu plündern gibt. Die bis jetzt gemachten Rekrutierungsversuche haben klägliche Resultate gezeitigt. Im kaiserlichen Rußland existierte die Todesstrafe bekanntlich nur für politische Verbrecher. Jetzt ist sie die einzige Strafart geworden und wird in merkwürdiger Weise angewandt, z. B. in Petersburg den Portiers gegenüber, welche die Straßenreinigung lässig besorgen, oder nach dem Prinzip der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die nicht immer zutrifft, da sich unter den zweihundert wegen des Mordes am Grafen Mirbach Hingerichteten die beiden eigentlichen Missetäter nicht befanden, oder die Erschießung erfolgt endlich, wenn auch nur die Absicht besteht, den Angeklagten vor Gericht zu ziehen, wie bei Kaiser Nikolaus II. Sein Tod kann den Antimonarchisten teuer zu stehen kommen. — Als Lebender war er ein schwacher, seiner unendlich schweren Aufgabe nicht gewachsener, vielleicht charakterloser Mann. Der Mensch zählt nun nicht mehr, aber der Kaiser ist gemordet worden, und wenn man auch das monarchische Empfinden des russischen Volkes nicht überschätzen darf, so wird es doch bei vielen wachgerüttelt, viele werden sich an die Brust schlagen und mit Schrecken erkennen, wie tief das Vaterland gesunken. In wenig Wochen ein Kaiser, ein Gesandter, ein Feldmarschall ermordet! Von wem auch die Initiative ausgegangen sein mag, die Verbrechen geschahen unter der jetzigen Regierung und werden als Agitationsstoff gegen sie benutzt. Alle Wohlgesinnten müssen sich sagen, soweit ist es mit Rußland unter ihr gekommen. Daß auch die Bolschewiki uns hassen und, nur den Umständen gehorchend, mit uns gehen, wird nicht nur jeder Kenner der Verhältnisse, sondern auch der flüchtigste Leser deutscher Zeitungen erkennen. Wenn auch die Russen ein im höchsten Grade demokratisches, kommunistischen Ideen nicht abgeneigtes Volk sind, so darf doch nicht außer acht gelassen werden, daß die Majorität der Führer nicht russischen Ursprungs ist, deren Prätorianer und Gardetruppen die bekannten lettischen Freiwilligenbataillone sind. Es ist ein trauriges Zeichen für ein Volk, wenn es sich von Fremden beherrschen lassen muß und von ebensolchen Fremden, wie den Tschecho-Slowaken „befreit" werden soll. Die ganze Schwäche des russischen Charakters offenbart sich in dieser Tatsache.

Es geschieht nichts, sagt man, was nicht schon einmal dagewesen sei. Im Anfang des 17. Jahrhunderts gab es in Rußland eine Epoche, welche die „verworrene Zeit" genannt wird. Da trat die Dynastie der Rjuriks vom Schauplatz der Geschichte zurück, der letzte Anwärter auf den Thron ward ermordet, fremde Heere (Polen und Schweden) sowie innere Zwistigkeiten

Digitized by Google

zerwühlten das Reich. Damals traten zwei Männer auf, die das „heilige Rußland" retteten, damals bestiegen die Romanows den Thron und gaben dem Lande Ruhe und Frieden. 304 Jahre haben sie geherrscht, um ebenso zu verschwinden wie sie kamen, in Blut, Tränen, Jammer und Elend. Oder kommen sie wieder? — Seit dem Dekabristenaufstand haben Russen aller Stände für die Freiheit gekämpft. Sie haben das Ziel erreicht. Wie sieht es aus?

Noch herrschen die Bolschewiki, durch den Terror einerseits, infolge der Apathie, die sich der Bevölkerung bemächtigt hat, andererseits. Aber schon sind Kräfte am Werke, welche sichtbar und verborgen gegen sie arbeiten, Gute und Böse, Patrioten und Soldknechte der Entente, Gardeoffiziere und österreichische Überläufer sind im Kampfe gegen die Herren in Moskau einig. Sie geben sich die Hand und sind stille Gegner, sie marschieren zusammen und hassen sich. Welche von den Gruppen, die gar nicht scharf zu trennen sind, Siegerin bleibt, um damit Rußland endlich wenigstens die äußere Ruhe zu geben, ist unmöglich vorauszusagen, ob es überhaupt der Fall sein wird — ebensowenig. Solange wir keinen Weltfrieden haben, besteht für uns gewiß kein Interesse an einer Konsolidierung der Verhältnisse in Rußland, denn welche Partei wird uns die Garantie geben können, daß sie wirklich keine deutschfeindlichen Absichten verfolgt?

Außer den kurz geschilderten, dem Maximalismus selbst innewohnenden Gefahren scheint es, als wenn drei verschiedene Kräfte alle Anstrengungen machten, um ihn zu stürzen. Rein geographisch betrachtet kommen sie aus dem Norden, Osten und Süden. Im Norden ist es ausgesprochenerweise die Entente. Dank der England eigenen Geschicklichkeit, diplomatische Aktionen mit militärischen zu verquicken, hat es mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit verstanden, sich den gänzlich veränderten Verhältnissen anzupassen. In aller Stille wurden Truppen gelandet und in das Innere vorgeschoben, Rußland von der seit Verlust der Ostseeküsten und Finnlands doppelt wichtigen, durch Bau der Murmanbahn, Schaffung von Hafenanlagen usw. gewissermaßen neuentdeckten Eismeerküste abgeschnitten. Ob wir im Verein mit den roten Garden, diesen zuchtlosen Räuberhorden, oder den tapferen finnländischen Truppen die Murmanküste erobern wollen, soll hier nicht erörtert werden. Wer das Problem wirklich erfaßt, wird erkennen, daß seine glückliche Lösung fast unmöglich ist. Allein wird das Entente-Expeditionskorps unmöglich den Marsch nach Petersburg, geschweige denn Moskau, unternehmen. Aber es ist der Kern, um den sich alle ententefreundlichen Elemente in Rußland scharen können. Das scheinen vor allem die Sozial-Revolutionäre, Minimalisten — oder wie alle diese den Bolschewiki feindlichen sozialistischen Parteien heißen — zu tun. Die Vorhut stand in Wologda, d. h. die diplomatisch-agitatorische, und wurde aus den Vertretern der Entente und einem Gemisch von Abenteurern, Anarchisten, polnischen Legionären u. dergl. gebildet. Diese Nordgruppe hat es, unendliche Entfernungen überwindend, möglich gemacht,

Digitized by Google

mit der östlichen, der tschecho-slowakischen, Fühlung zu nehmen. Trotz reichlicher Unterstützung mit Geldmitteln, und der weit schwierigeren mit Kriegsgerät, würden sich die Tschecho-Slowaken schwerlich mit Erfolg behaupten können, wenn sie nicht von der Bevölkerung unterstützt würden. Kosaken und andere russische Truppen haben sich ihnen schon angeschlossen oder operieren nach gemeinsamem Plan. Großfürsten, Generale, politische Führer aus der kaiserlichen Zeit, Industrielle stehen scheinbar hinter ihnen und bereiten die Gegenrevolution vor, die vielleicht mit den Kämpfen in Moskau und anderen Städten nach Ermordung des deutschen Gesandten in keinem direkten Zusammenhang stand. Hier sind die Kadetten nicht ohne Einfluß. Der letzte antibolschewikische Faktor ist der südliche oder der ukrainische. An der Spitze der Ukraine steht ein noch junger, tapferer Mann, der Hetmann, Skoropadski, einst Kommandeur eines Garde-Kavallerie-Regiments. Im Vergleich zu Großrußland herrschen in der Ukraine geordnete Zustände. An Stelle des Chaos verspürt man etwas wie eine vernünftige Regierung, nur macht sie allerdings keinen ukrainischen Eindruck. Wie wäre dies auch möglich, wo die führenden Personen entweder von wo anders herstammen oder, und das ist die Hauptsache, als den oberen Schichten angehörend, die ukrainische Mundart nicht beherrschen. Gar manches merkwürdige Beispiel ließe sich hierfür anführen. Kürzlich hat in Kiew der Kongreß der Kadetten getagt, jener Partei der liberalen Bourgeoisie, die wie kaum eine andere imperialistisch, panslawistisch und kriegswütig war, aber doch hoffentlich über genug gesunden Menschenverstand verfügt, um sich sagen zu können, daß derartige Ideen zunächst ad acta gelegt werden müssen. Denn jetzt heißt es nicht, Ostpreußen, Galizien und die Dardanellen erobern, sondern das Vaterland von inneren und äußeren Feinden befreien. Wenn auch die rechts von den Kadetten stehenden Parteien ihnen an Deutschfeindlichkeit wenig nachstehen und sie manchmal, wenn auch in anderer Form, übertroffen haben, so hatten doch, wie aus der jetzt bekanntwerdenden Denkschrift des konservativen Reichsratsmitgliedes Durnowo hervorgeht, wenige Weitblickende die Ereignisse des Krieges bereits vorausgeahnt. Am zugänglichsten sind wohl die sogenannten Oktobristen. Der ihnen nicht allzufern stehende frühere Botschafter in Tokio, Baron Rosen, hat kürzlich, zwar nur als Privatmann, Berlin besucht. Ob die russischen Konservativen und gemäßigten Liberalen, d. h. die Kreise, von denen noch ein gewisses Verständnis für die Art der deutschen Staatsauffassung zugemutet werden kann, stark genug und vor allem befähigt sein werden, die innere und äußere Politik in vernünftigen Bahnen zu erhalten, muß die Zukunft lehren. Diese Parteien brauchen sich aber nicht in dem Maße, wie die mit anglo-französischem Parlamentswesen liebäugelnden und mehr panslawistisch als allrussisch empfindenden Kadetten, denen zweifellos viele der begabtesten Köpfe angehören, umzuorientieren. Es kommt darauf an, ob die künftigen russischen Machthaber uns mit Hilfe der Entente oder die Entente mit unserer Hilfe werden vertreiben wollen ... Auf die Ukraine

Digitized by Google

und auf alles, was von ihr ausgeht, haben wir Einfluß oder könnten ihn haben. Auch wenn wir unseren Versprechungen gegen Kongreßpolen, unseren Verpflichtungen gegen Finnland und der Stimme des Blutes unseren baltischen Brüdern gegenüber nachkommen wollen und müssen, so gibt es doch Wege und Möglichkeiten aller Art, um mit dem künftigen Rußland, das über kurz oder lang alles sein wird, nur keine aus Blut und Mord geborene Utopia theoretischer Fanatiker, einen modus vivendi zu finden. Einige Voraussetzungen gehören allerdings dazu:

1. Eine geschickt operierende, instinktiv das Kommende vorausahnende, unabhängige Diplomatie.
2. Absolutes Vermeiden einer wirtschaftlichen Ausbeutung Rußlands durch Handelsverträge u. dergl.

Vor allem aber:

3. Keine Schwäche, weder den uns wohlgesinnten, noch den uns feindlichen Strömungen gegenüber. — Dadurch gewinnt man niemanden in der Politik und am wenigsten die Russen.

Vincennes

Von

Dr. Robert Hallgarten

Bolo-Pascha ist gegenüber den stets neuen „Verrätern" in Paris nur mehr der Held von vorgestern. Wer nur im geringsten Namenssymbolik herauszuhören vermag, dem klingt gerade dieser Name so gutmütig, orientalisch-märchenhaft, so gar nicht heldisch, tragisch, dramatisch. Aber wenn die Meute des Volks den gerichteten Bolo umheulte mit dem Drohrufe: Tod dem Verräter!, wenn die Pariser Presse mit schwarzgeränderter Emphase die Laufgräben von Vincennes abfilmte, in denen Bolo füsiliert werden sollte, dann war mit dem Schlußbild die Sensationstragödie und nolens volens der tragische Held mit einem Schlage da.

Der hohe Donjon von Vincennes, der einzige noch bestehende von den Türmen der altersgrauen Feste, von der die ältesten erhaltenen Teile aus dem 14., die Kapelle aus dem 16. Jahrhundert, die Pavillons Roi und Reine aus dem Jahre 1660 stammen — der Donjon und die Gräben von Vincennes sind eine würdige und oft erprobte Dekoration für französische Justiztragödien und -tragikomödien.

Ludwig XI., der Rex christianissimus, der Freund der Kunst und des Papstes, der blutige, grausame Feind seiner Pairs, weihte den Donjon als Staatsgefängnis ein. In ihm saßen im Laufe der Zeiten der große Condé — von Mazarin eingekerkert —, Fouquet, der Kardinal von Retz, Diderot

Digitized by Google

und der jüngere Mirabeau, der durch seine heißen Briefe an die schöne Sophie von Ruffey den Kerker unsterblich machte.

1784 wurde das Gefängnis, das zur Sukkursale der Bastille geworden war, aufgegeben und die drei letzten Gäste, darunter der berüchtigte Marquis de Sade, nach dem Stammgefängnis überführt. Erst nach der Revolution gelangten Schloß und Gräben von Vincennes zu neuer, trauriger Berühmtheit durch den Prozeß und die Hinrichtung des Herzogs von Enghien.

In weiten Kreisen ist nur dieser Schlußakt der Tragödie bekannt, der, so reich an verbürgten romantischen und ergreifenden Einzelheiten, noch legendär ausgeschmückt ist, nicht durch die Sage, sondern durch Parteileidenschaft.

Der Herzog von Bourbon-Condé, Vater des Herzogs von Enghien, schrieb dem König in partibus Ludwig XVIII., der ihn nach der Hinrichtung seines Sohnes zu trösten versucht hatte: „Ein Trost sind mir seine letzten Worte: Gott, rette meinen König und befreie Frankreich von dem fremden Joch, das auf ihm lastet!"

Nach einer anderen Version ruft der letzte Condé angesichts des ihm schon vor seiner Verurteilung geschaufelten Grabes dem Peloton der Elitegendarmen zu: „Wie schrecklich, so von der Hand von Franzosen zu sterben!"

Beglaubigt scheinen auch diese Worte nicht, und es dünkt mich unwahrscheinlich, daß der einfache, tapfere, ritterliche Soldat, der Enghien war, sich vor seinem Ende in irgendeine Pose geworfen habe. Aber in den letztgenannten Worten lag das Schicksal eines Lebens ausgesprochen, das nicht nur seinem Ende nach tragisch war, nein, über das ein Verhängnis von Anfang an seine Schwingen gebreitet hielt.

Der junge Condé, der in einem rührenden Kinderbriefchen seinem Ahnen, dem großen Condé, gelobte, sich den Namen Enghien, den jener nach der Schlacht von Rocroi annahm, zu erkämpfen, muß sich seine Sporen im unberühmten Kampfe gegen sein Vaterland verdienen, frühzeitig von der Mutter getrennt, die infolge eines Zerwürfnisses mit dem Vater während der Revolution in Frankreich blieb, und vom Vater schon als Jüngling der Zucht des eisernen Großvaters übergeben, jenes Condé, der das von ihm selbst organisierte und zu Beginn auch besoldete Emigrantenheer befehligte. Eine Armee, bestehend aus der Infanterie noble und ein paar „Kavallerieregimentern", fast alles Edelleute, das Ganze kaum je die Stärke einer heutigen kriegsstarken Brigade erreichend. Wohl waren diese Edelleute eher „Enterbte Frankreichs" zu nennen als Emigranten, jedenfalls anders als jene berüchtigten Emigranten, die in Koblenz und an so vielen deutschen Fürstenhöfen ihr Lotterwesen trieben und vor denen an manchen Wegen Deutschlands die bekannte Aufschrift warnte: Für Vagabunden, Bettler und Emigranten verboten! Wohl schlugen sie sich wacker auf vielen Schlachtfeldern Europas, wohl mochte der alte Condé dem Marschall Wurmser, der die geringe Zahl der Emigranteninfanterie bemängelte, das stolze Wort entgegenhalten: Sie wird groß im Feuer! Aber ein rechtes

Digitized by Google

Ansehen genoß das Condésche Heer weder bei den Republikanern noch bei den Fremden, in deren Reihen es kämpfte: zu wenig Offiziere, zu wenig Soldaten.

Der junge Condé empfand die beschämende, niederdrückende Rolle, zu der die kleine tapfere Schar verurteilt war, so bitter wie den Zwang, gegen die eignen Landsleute zu fechten. Das letztere dünkte ihm traurig, aber kein Unrecht: dem Royalisten war der rechtmäßige König das Vaterland. Und Bonapartes Feldherrngröße hat der Herzog wiederholt ebenso anerkannt wie die Tapferkeit der Republikaner. Unter diesen widrigen, oft lähmenden Verhältnissen, oft auch niedergehalten unter den eisernen Willen des alten Condé, schlug sich der junge Herzog tapfer im Elsaß, in Württemberg, in Österreich unter den Härten des österreichischen Kommandos, machte unter russischem Kommando die aufreibenden Quartiere der Condé-Armee in Luck und Dubno mit, stand unter englischem Oberbefehl im Friaul, kämpfte wieder mit den Österreichern zusammen bei Rosenheim und Aibling gegen die Republikaner, machte nach Moreaus Sieg bei Hohenlinden den Rückzug mit, wobei er den Übergang über den Inn mit 300 Mann Infanterie und ebensoviel Kavallerie decken mußte, bis der Waffenstillstand von Steyr und dann der Frieden von Lunéville auch die Emigrantenarmee auflöst.

Nach Beendigung seiner kriegerischen Laufbahn schlug der Herzog seinen Wohnsitz in dem lieblichen badischen, südlich von Offenburg, nahe dem Rhein gelegenen Städtchen Ettenheim auf, wo ihm schon vor zehn Jahren der dort residierende letzte Fürstbischof von Straßburg, der durch die Halsbandaffäre bekannte und kompromittierte Kardinal von Rohan, ein vorübergehendes Asyl geboten hatte. Schon damals lernte d'Enghien die um fünf Jahre ältere Nichte des Kardinals, die Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort, kennen, mit der ihn seitdem eine dauernde Liebe verband. Während seines letzten Aufenthalts in Ettenheim wohnte sie dort in seiner Nähe.

Die Liebe dieser hochgesinnten Frau, von deren sympathischem Wesen uns manche Briefe Zeugnis geben, warf einen letzten verklärenden Schein in die Kerkergräben von Vincennes, und es dünkt mich ganz überflüssig, wie es Henry Welschinger in seinem — nebenbei recht deutschfeindlichen — Werke über Enghien in frömmelnder, moralisierender Weise tut, den Liebesbund der beiden zu einer heimlichen Ehe zu legitimieren.

Mir scheint aus den Briefen der Prinzessin an den Herzog von Bourbon, den Vater d'Enghiens, und an den alten Condé, aus der Tatsache, daß sie offiziell immer, auch nach dem Tode d'Enghiens, den Namen Rohan führte, daß endlich ein Sohn, der der Verbindung entsproß, später nach dem geheimnisvollen Ende des alten Bourbon im Erbschaftsprozeß als natürlicher Sohn des letzten Condé öffentlich bezeichnet wird, das Gegenteil von Welschingers Vermutungen bewiesen. Erwähnenswert sind diese Dinge nur, weil tatsächlich ein wichtiger und für das weitere Schicksal d'Enghiens bestimmender Grund gegen diese Ehe vorlag: der Wille des alten Condé, der nach hochfliegenden

Digitized by Google

Plänen seinen Enkel mit einer Prinzessin aus einem regierenden Hause zu vermählen gedachte, und von dem der Herzog von Enghien auch nach der Entlassung aus dem Condéschen Heere sich noch in drückender Abhängigkeit fühlen mußte. Denn seine einzigen Subsistenzmittel waren jetzt — und das wurde später im Prozeß gegen ihn ausgebeutet — eine sicherlich nur durch Vermittlung des alten Condé gewährte englische Pension.

Der Herzog lebte in Ettenheim der Jagd, dem Gartenbau, einem heiteren Gespräch mit guten Freunden über Kunst und Wissenschaft. Aber es war eine erzwungene Muße, bei der die Gedanken an künftige kriegerische Betätigung niemals ruhten. Erst erwog der junge Condé den Plan, in der Schweiz, für die er aus wiederholten Reisen eine große Sympathie empfand, den Feinden Bonapartes, den Erlach und Reding, im Kampfe gegen das französische Joch beizustehen. Die baldige Unterdrückung des schweizerischen Aufstands durch Rapp und Ney kam der Verwirklichung seiner Gedanken zuvor, die sich nun mit immer wachsender Hoffnung auf die damals, anfangs 1803, beginnende Spannung zwischen Frankreich und England verdichteten, aus der allenthalben die Emigranten neuen Mut zu neuen Anschlägen gewannen.

Bonaparte suchte dies ihm wohlbekannte geheime Spiel durch einen gewagten Schritt zu durchkreuzen: Ludwig XVIII. sollte nach seinem durch einen Agenten gemachten Vorschlag gegen die Krone Polens und eine große Entschädigung förmlich für sich und seine Familie auf den französischen Thron verzichten. Die stolze, abschlägige Antwort des Königs auf diese merkwürdige Proposition ging neben den Prinzen seines Hauses, wie es scheint, auch dem Herzog von Enghien zu. Die mannhafte Zustimmung des jungen Condé zu diesem Akt seines Königs, in der sich Enghien als ein Franzose, treu seinem Gott, seinem König und den Schwüren seiner Ehre, bekannte, wurde ungesäumt in englischen Zeitungen veröffentlicht und dürfte zuerst die wenig wohlwollende Aufmerksamkeit Bonapartes auf ihn gelenkt haben. Möglich, daß der Konsul außer diesem auf offizielle Art in Erfahrung gebrachten Brief inoffiziell von einigen mysteriösen Briefen Kenntnis erhielt, die der junge Enghien unvorsichtig genug war, an seinen in London lebenden Vater zu schreiben. Diese Korrespondenz zwischen Sohn und Vater hat etwas Rührendes: hier feuriger junger Tatendrang und ebenso stürmische Sohnesliebe, die den Vater beschwört, Leben und Glück mit ihm zu teilen, dort zwar aufrichtige, aber temperierte Vaterliebe, und die etwas bequem gewordene Gesinnung des sich beim Whist in Old England wohlfühlenden vornehmen Emigranten. Etwas geheimnisvoll sind die Briefe des jungen Condé bisweilen gehalten. Von Plänen zu einer geheimen Verschwörung ist auch in jenen Briefen nicht die Rede, wo der Plan eines Handstreichs im Elsaß nach dem Tode Bonapartes erwogen wird. Offen wird dabei auf den Fall hingedeutet, daß der Konsul, zu Land und zur See allen Gefahren ausgesetzt, auf dem Schlachtfelde falle.

Dieser Brief ist aus dem Herbste 1803. Die Hoffnung aller Royalisten war auf das nächste Jahr gerichtet. Inzwischen waren die Kriegsvorbereitungen

Digitized by Google

Frankreichs weit gediehen und die Augen der ganzen Welt auf das Riesenlager in Boulogne gerichtet, auf die eiserne Küste, von der aus der phantastische Plan einer Landung in England Wirklichkeit gewinnen sollte. Tausende von Schiffen lagen bereit, unablässig wurde weitergebaut. Da versuchte die große, langgeplante royalistische Verschwörung von Cadoudal in die Räder der Geschichte zu greifen und ein Unternehmen zu hemmen, dessen Gelingen der Welt einen anderen Lauf gegeben hätte.

Die Expedition unterblieb, wobei freilich noch ganz andere Gründe mitsprachen als diese Verschwörung, die Verschwörung selbst scheiterte, und das Jahr, das den Fall des Konsuls Bonaparte bringen sollte, sah im Scheiden den Kaiser Napoleon, triumphierend über seine Widersacher, über seine ehemaligen Generale Moreau und Pichegru, über Georges Cadoudal und die anderen Chouans, über die royalistischen Edelleute und — über den Herzog von Enghien. Wenige Wochen, ehe der große öffentliche Prozeß gegen Georges Cadoudal und Genossen begann, fiel der letzte Condé nach heimlichem summarischem Verfahren in den Gräben von Vincennes unter den Kugeln der Gendarmen. —

Ein Franzose bezeichnet es als Aufgabe der Geschichtsforschung, das Gewonnene ständig zu revidieren.

Die Revision des Falles d'Enghien wurde lange erschwert. Solange das sämtliche Material, freilich in den Händen der Familie Condé, der Prinzessin Charlotte, der kaiserlichen Regierung verstreut, erhalten war, d. h. das erste Jahrzehnt nach dem Tode des Herzogs, so lange wurde kein Gebrauch davon gemacht. Beim Einmarsch der Verbündeten im Jahre 1814 verschwand alles, was sich in den Archiven des französischen Kriegsministeriums vorfand, wanderte an andere Stellen oder wurde vernichtet, hauptsächlich auf Betreiben Talleyrands, der durch die Korrespondenz mit dem Herrscher, den er offen im Stich gelassen hatte, kompromittiert zu werden fürchtete und nur das übrigließ, was ihn den Verbündeten in einem günstigen Lichte zeigen konnte, so die Briefe, in denen er Napoleon, der über die provozierende Haltung Rußlands nach der Entführung Enghiens aus Ettenheim sich erzürnt zeigte, zur Mäßigung geraten hatte. Nach langer Zeit und nach verschiedenen Schicksalen kam ein großer Teil der Dokumente durch die neue archivalische Forschung wieder zum Vorschein, teils aus öffentlichen Archiven Frankreichs, Deutschlands, Rußlands, teils aus privaten Sammlungen.

So liegt jetzt fast das ganze Aktenmaterial zum Falle d'Enghien vor, gesammelt und verarbeitet nicht sowohl in den Publikationen Welschingers und Boulays de la Meurthe über den Herzog von Enghien, als in den von Boulay in den Veröffentlichungen der Société d'histoire contemporaine 1904/10 herausgegebenen Briefen des Herzogs und Dokumenten über seine Entführung und seinen Tod. Die Korrespondenz ist sehr reichhaltig, die Dokumente bringen eine Menge diplomatischer Berichte sowie Verfügungen Bonapartes und der französischen Behörden. Briefe und Dokumente ermöglichen neuerdings

Digitized by Google

eine genaue und unparteiische Nachprüfung des Falles. Sie wird bestätigen, daß Menschenwillkür und blinder Zufall zusammen hier zu einem der merkwürdigsten Verhängnisse geführt haben. D'Enghien fiel als Opfer der Verschwörung, an der er nicht teilgenommen hatte, ja die seinem Charakter absolut fernlag. Und seltsamer Gegensatz: während der Herzog, durch mancherlei Sturmzeichen gewarnt, allzu sorglos in den Wäldern von Ettenheim auf der Jagd liegt, organisiert Bonaparte, durch mangelhafte oder falsche Informationen der Überzeugung geworden, daß d'Enghien gegen ihn konspiriert, seinerseits eine wohlvorbereitete Verschwörung, der d'Enghien zum Opfer fällt.

Der Argwohn Bonapartes hatte sich erst seit kurzem auf den in so verdächtiger Nähe der französischen Grenze lebenden Herzog gelenkt, von dem die Fama überdies zu berichten wußte, daß er sich wiederholt in Straßburg habe sehen lassen. Den Argwohn des ersten Konsuls gegen Bourbonen und Condés insgesamt wird man verstehen und gerechtfertigt finden, wenn man bedenkt, daß schon kurz nach dem Antritt des Konsulats die royalistisch-republikanischen Verschwörungen gegen das Leben Bonapartes begannen, die erst nach dem Exempel von 1804 ein vorläufiges Ende fanden.

Fast genau ein Jahr, nachdem Bonaparte durch das Konsulat die volle monarchische Gewalt erhalten hatte, erfolgte das ruchlose Attentat mit der Höllenmaschine in der Rue St. Nicaise, dem Bonaparte nur wie durch ein Wunder entrann, während das Blut von achtzig Parisern das Pflaster tränkte. Saint-Régent, der abscheuliche Mörder von St. Nicaise, war Kommandant der royalistischen Division der Côtes du Nord, Georges Cadoudal, das Haupt der Verschwörung von 1804, Mitwisser des Attentats. Ganz zweifellos, daß die in England lebenden hohen Emigranten darum wußten. Auch das britische Ministerium wurde offen der Billigung dieser Anschläge bezichtigt. Cadoudals Verschwörung von 1804 nahm von England ihren Ausgang. Nach abenteuerlicher Landung an einem entlegenen Orte der Normandie eilten die Verschwörer auf Schleichwegen nach Paris, wo sie wie in einer Mausefalle saßen. Die Tore waren gesperrt, jeder wurde ein-, keiner hinausgelassen. Dann erfolgte die Jagd, die endlich nach den anderen am 9. März auch Georges zur Strecke brachte. Daß wiederum hohe Persönlichkeiten beteiligt waren, schien zweifellos, die Aussagen der Verhafteten deuteten direkt auf einen Prinzen. Der Herzog von Berry aber war in London geblieben, der König mit seinen Prinzen in Warschau, der jüngste Condé dagegen nahe dem Rhein. Bonaparte, in seinen Plänen gestört, war nervös geworden. „Er sah rot," sagt ein französischer Historiker. Bonapartes Spione in Ettenheim berichteten von jenen Reisen d'Enghiens, der sich früher schon verkleidet nach Paris gewagt haben sollte. Und die verhängnisvollste Nachricht: bei d'Enghien halte sich Dumouriez auf, der republikanische General, der 1793 verräterisch mit den Österreichern verhandelt, ihnen die Konventsgesandten ausgeliefert hatte und dann zum Feinde geflohen war. Es war eine Verwechslung mit dem

Digitized by Google

Marquis de Thumery, einem alten Offizier des Herzogs, der ebenso unschuldig in dieser Sache war, wie die angeblich aus England in Ettenheim angekommenen Agenten, ebenfalls Freunde des Herzogs, die in Wirklichkeit den Breisgau nicht verlassen hatten.

Ebenso wurden verschwörerische Ränke der Emigranten aus Offenburg, Intrigen von Agenten in München und Stuttgart berichtet. Talleyrand und Fouché schürten den Verdacht, und so zog sich das Netz über dem Ettenheimer Idyll zusammen.

Am Tage nach der Verhaftung Cadoudals, am 10. März, hielt Bonaparte mit den anderen Konsuln, Cambacérès und Lebrun, den Ministern des Auswärtigen und der Justiz Talleyrand und Régnier und dem früheren Polizeichef Fouché die Beratung ab, in der das gewaltsame Vorgehen gegen d'Enghien verabredet wurde. Cambacérès scheint sich nach Thiers unter der Berufung auf die Ehre Bonapartes und des Staates dem Vorhaben nachdrücklich widersetzt zu haben. Talleyrand, der ränkevolle, gewundene, wird dagegen als die treibende Kraft bezeichnet. Schon damals habe er heimlich mit Ludwig XVIII. korrespondiert und diesen Schlag geführt, weil er seine Entdeckung fürchtete. So wird auch in einer der poetischen Enghien-Tragödien, deren Dichter den Herzog verherrlichen wollte, ohne Napoleon vom Piedestal zu stürzen, Talleyrand allein als der schurkische Urheber der Katastrophe hingestellt. Seine Mitschuld kann nicht bezweifelt werden, aber sie entlastet Bonaparte nicht, der weder da noch später der Mann war, sich gängeln zu lassen, und der auch sofort nach der Sitzung dem Kriegsminister Berthier den Feldzugsplan gegen d'Enghien und die Offenburger Emigranten diktierte. Denn ein richtiger Feldzug im kleinen war es, bis in jede Einzelheit genau vorbereitet. Der General Ordener sollte mit 300 Dragonern aus Schlettstadt bei Rheinau über den Rhein setzen, wozu fünf Fahrzeuge mit fünfzehn Pontonieren bereitzustellen waren, dann über Kappel und Altdorf nach Ettenheim vorrücken, der General Caulaincourt in Offenburg die Emigranten festnehmen und gegebenenfalls Ordener unterstützen. Genügende Reserven mit Artillerie hatten in Kehl, ein Trupp aus Neu-Breisach an einem bestimmten Punkte des rechten Rheinufers bereitzustehen. Leichte Kavallerie hatte in Wilstadt zwischen Offenburg und Ettenheim die Verbindung zwischen den beiden operierenden Truppen herzustellen. Es scheint, daß man bei diesen Vorbereitungen, die eine immerhin ganz stattliche militärische Macht auf die Beine stellten, kaum den Widerstand Badens befürchtete, in dessen Gebiet man unter Verletzung jeden Völkerrechts einbrach. Hier begnügte man sich, einen Offizier Caulaincourts von Offenburg nach Karlsruhe an den Minister von Edelsheim zu senden mit einem Briefe Talleyrands, in dem die Entsendung zweier „kleinerer Abteilungen" zur Verhaftung der Emigranten mit einem Komplott gegen die französische Regierung gerechtfertigt wurde. Eher wohl schien man einen Widerstand der Emigranten anzunehmen. In beiden Fällen kam es nicht dazu, obschon d'Enghien persönlich den Versuch

Digitized by Google

machte, sich mit der Waffe zu verteidigen, als er in der Frühe des 15. März mit mehreren Freunden in Ettenheim gefangengenommen wurde. Unter ihnen befand sich der Marquis de Thumery, der Anlaß zu jener verhängnisvollen Verwechslung gegeben hatte. Sie wurden später sämtlich freigelassen. Anders d'Enghien. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Straßburg, der zunächst der Agnoszierung des Herzogs galt, den man anfangs unter den Verhafteten noch nicht mit Bestimmtheit herausgefunden hatte (!), wurde er nach Paris überführt. Der Wagen hielt vor dem Ministerium des Äußern, aber Talleyrand vermied jede Begegnung mit dem Herzog, und nach kurzem Aufenthalt ging es weiter nach Vincennes, wo d'Enghien am 20. März abends ankam. Der Polizeibefehl an Harel, den Kommandanten von Vincennes, lautete, ein Individuum (wörtlich), dessen Name nicht genannt werden sollte, auch nicht einmal Harel selbst, in streng geheimem, sicherem Gewahrsam unterzubringen. Das Gelaß d'Enghiens war in dem südlich an den Donjon anstoßenden Pavillon du Roi, das Kriegsgericht scheint, soweit sich den Angaben entnehmen läßt, in dem gegenüber liegenden Pavillon de la Reine getagt zu haben.

Jener Befehl war in überstürzter Eile gegeben, keine weiteren Vorbereitungen getroffen worden. Für den von der langen ununterbrochenen Reise Erschöpften wurde erst auf sein Verlangen von einem Gastwirt in der Nähe ein Mahl geholt, das er, so kärglich es war, mit seinem treuen Hunde Mohiloff teilte, dem einzigen Freund, der ihm zuletzt blieb.

Nicht minder überstürzt als die Vorbereitungen für die Unterbringung des Gefangenen, nicht minder unzulänglich waren die Vorbereitungen für die gerichtliche Untersuchung und Verhandlung.

Das Vorgehen gegen Enghien hatte mit einer schreienden Ungesetzlichkeit gegen ihn begonnen, dazu mit einer ungeheuerlichen Verletzung des Völkerrechts. Damit wußte man sich am leichtesten abzufinden. Wir möchten uns versucht sehen, schon für damals den Satz aufzustellen, daß im sogenannten Völkerrecht die Macht allein das Recht bedeutet. Baden begnügte sich später mit einem schwachen Protest beim Reichstag in Regensburg. Dem Konsul gegenüber zeigte es sich eher bestrebt, sein bisheriges korrektes Verhalten festzustellen, das es überdies durch Ausweisung der Emigranten bekräftigte, als zu klagen. Nur der König von Schweden, der Schwiegersohn des Kurfürsten von Baden, der gerade in Karlsruhe weilte, wagte es, dem französischen Agenten dort ein kräftiges Wörtlein über die unerhörte Verletzung des Völkerrechts zu sagen und intervenierte auch bei Bonaparte. Sein Brief wurde dort gar nicht entgegengenommen, und Talleyrand replizierte dem schwedischen Gesandten in Paris, die französische Regierung habe nicht die Gewohnheit, sich in innere Angelegenheiten anderer Mächte zu mischen, und erwarte von diesen die gleichen Rücksichten.

Gegenüber diesem mutigen, offenen, leider vergeblichen Schritt eines Fremden machen die aus den Karlsruher Archiven bei Boulay (Correspon-

Digitized by Google

dance et documents) mitgeteilten Briefe des badischen Gesandten in Paris an Edelsheim einen niederschmetternden, für jeden Deutschen beschämend kläglichen Eindruck. Am 21. März schreibt der Gesandte Baron Dalberg: „Man versichert, daß gestern der Herzog von Enghien angekommen ist, eskortiert von fünfzig Gendarmen. Jedermann frägt, was man mit dem Gefangenen will. — Gestern speiste ich mit Herrn von Talleyrand beim Konsul Cambacérès. Talleyrand war gegen mich von einer Leutseligkeit, wie ich sie nie an ihm gekannt habe. Er sprach mir von gleichgültigen Dingen. Ich dachte, er werde mir sagen, was er dem Herrn von Beust mitgeteilt habe. Aber es war keine Rede davon. Frankreich will nämlich jetzt, daß die Emigranten ausgewiesen werden."

Der ahnungslose Diplomat! Er speist bei Cambacérès, Talleyrand ist besonders liebenswürdig. Dalberg weiß nicht, was mit Enghien vorgeht. Es geht das vor, daß während des Diners in Paris d'Enghien in Vincennes abgeurteilt, daß, während der Gesandte von den Liebenswürdigkeiten Talleyrands träumt, d'Enghien erschossen wird!!

Kein Wunder, daß später Bonaparte sagen durfte, der Kurfürst von Baden habe ihm d'Enghien ausgeliefert, daß Talleyrand zynisch über das Völkerrecht spotten, daß ein französischer Historiker es andeuten durfte, die spätere Ernennung des badischen Fürsten zum Großherzog sei die Belohnung für sein Verhalten in der Sache d'Enghien gewesen.

So nahm das Verfahren gegen den Herzog seinen ungehemmten Lauf.

(Schluß folgt)

Erinnerungen an meinen Bruder Ignaz Brüll, Brahms und Goldmark

Von

Hermine Schwarz

(Schluß)

Das Salzkammergut zog viele Künstler zum behaglichen Sommeraufenthalt an. Auch Gustav Mahler verbrachte viele Sommer in Steinbach am Attersee, wo er sich am Rand des Sees ein Gartenhäuschen bauen ließ, um ganz ungestört und ungehört arbeiten zu können. Dort vollendete er auch seine zweite Symphonie. Oft kam er allein zu Rad auf den Berghof, oft aber auch begleiteten ihn seine Schwestern und Bruno Walter, der damals bei ihm wohnte. An einem Vormittag brachte Mahler seine zweite Symphonie, für zwei Klaviere arrangiert, um sie mit Ignaz zu spielen. Ignaz spielte sie mit Mahler prima vista, so, als ob er die Symphonie schon gekannt hätte; ich sang das Urlicht.

Bei seinem nächsten Besuch brachte mir Mahler seine ersten drei Liederhefte mit einer reizenden Widmung. Mit Ignaz hatte er im letzten Jahr seines

Digitized by Google

Aufenthaltes am Attersee lange Besprechungen, er wollte nach Wien, Direktor an der Hofoper werden. Mahler kam nach Wien und wurde bejubelt, gefeiert, geliebt, aber auch angefeindet.

Ignaz freute sich immer schon auf sein stilles, freundliches Arbeitszimmer auf dem Berghof. Ganz abgeschlossen und ungestört konnte er viele Stunden dort verträumen, spielen und komponieren; nur die Amseln in den hohen Tannen hörten ihn und wetteiferten im Gesang mit seinem Spiel. Einigemal des Tages saß er aber stets mit der Mutter im traulichen Gespräch, die sich immer schon auf sein Kommen freute. Gegen Abend liebte er es, mit Marie und den Kindern auf den See weit hinauszurudern oder auf den Berghofwiesen herumzusteigen. Von seiner Schwägerin Frau Hermine Waschmann animiert, die eine sehr tüchtige Radfahrerin war, erlernte er mit Müh und Not das Radfahren und brachte es sogar einmal zu einer Tour nach Ischl, einen bergigen Weg durch den Wald. An langen Regentagen liebte er es auch, mit ihr vierhändig zu spielen, und freute sich an ihrem gediegenen musikalischen Können.

Abends saßen Marie und Ignaz mit ihren schon herangewachsenen Töchtern in der traulichen Ecke ihres Bauernspeisezimmers mit Arbeit und Buch (wie oft habe ich sie dabei gestört!), und da entwickelten sich manch ernste Gespräche. Es wurde aber oft lustig geplaudert und gelacht, namentlich wenn gute Freunde zu Besuch kamen. — An schönen Sommertagen kam man gern zu Brülls am Attersee. Unter anderen das Ehepaar Kalbeck, das auch den Zauber unseres Berghofes empfand, der Musikschriftsteller Karpath, Hubermann, der ein paar Tage bei Ignaz wohnte und viel mit ihm musizierte. Ignaz hatte kurz vorher drei Violinstücke op. 90 „Spanische Szenen" für Geige und Klavier fertig geschrieben, die Hubermann oft auf sein Programm gesetzt hat. Auch Hanslick, schon als Schwerkranker, verbrachte mit seiner Frau einige Tage im Brüllhäusl. Aus dem zwei Stunden entfernten Scharfling, wo sie ihr Häuschen hatte, kam Lilli Lehmann jeden Sommer zu Brülls; sie trug stets das einfache Bauernkleid, das zu ihrem schönen geistvollen Kopf mit dem weißen Haar und den dunklen Augen und zu ihrer kraftvollen Gestalt so gut paßte.

Auch Professor Gänsbacher besuchte meinen Bruder jeden Sommer von Mondsee aus — einmal in Begleitung der Marie Wilt. Wir saßen im Wald, als sie kam; sie setzte sich zu uns, schaute auf den blauen See, der durch die Bäume schimmerte, nahm mir plötzlich das Buch aus der Hand, das ich gerade gelesen hatte, und sagte: „Ich werde euch jetzt vorlesen." Als sie davon genug hatte, gingen wir ins Haus zum Klavier. Da sang sie uns ein Lied aus der „Winterreise" von Schubert mit noch immer machtvoller Stimme. Sie war aber selbst davon so ergriffen und aufgeregt, daß sie in Tränen ausbrach. Wenige Monate später hat sie ihrem Leben ein Ende gemacht.

Dr. Josef Breuer, der langjährige liebe Freund und Hausarzt, später Hannas Schwiegervater, kam mit seiner Familie oft zu Ignaz und Marie, die ganz besonders verstand, es ihren Gästen behaglich und angenehm zu machen.

Digitized by Google

Ein treuer Freund des Hauses war und ist der Schriftsteller Felix Salten, der von Anbeginn der Berghofzeit zu Brülls, zu Spechts, die unsere Sommergenossen waren, und zu uns kam und seit sieben Jahren mit Frau und Kindern auf dem Berghof wohnt. So vereinigten sich Musik und Literatur in unserer Sommeridylle.

Die meisten Arbeiten meines Bruders sind in dem ruhigen, poetischen Winkel des Atterssees entstanden. Da brachte der liebe Bruder so manches schöne Lied zu mir herüber, das, noch feucht von der Tinte, sofort probiert wurde.

Der Sommer 1896 wurde für Brahms verhängnisvoll. Klara Schumann starb, Brahms erhielt verspätet das Telegramm und regte sich auf der Reise zu ihrem Begräbnis derart auf, daß er von dem Moment an zu kränkeln anfing.

Auf diese traurige Nachricht hin fuhren Ignaz, mein Mann und ich zu ihm nach Ischl, trafen ihn aber nicht. Eine Karte von Brahms, worin er bedauert, unsern Besuch verfehlt zu haben, veranlaßte mich, ihn aufzufordern, zu uns auf den Berghof zu kommen. Inzwischen wurde Brahms nach Karlsbad geschickt, von wo aus ich folgenden Brief erhielt. — Der Stempel des Kuverts trug das Datum 27. September 1896:

„Verehrte Frau!

Wie sehr leid es mir tut, nicht kommen zu können, habe ich soeben Ihrem verehrten lieben Onkel ausführlich dargestellt. Ihnen möchte ich nur wiederholen, wie besonders ich bedaure, Sie nicht zu sehen und zu hören.

Auch die andern Freunde und — doch das steht alles schon dort — nur den besten Gruß an Sie möchte auch hier zu wiederholen sich erlauben

Ihr

herzlich ergebener

J. Brahms."

Als von ihm nur traurige Berichte kamen und er über große Einsamkeit klagte, reiste Ignaz sofort von Unterach nach Karlsbad, um ihn zu besuchen.

Ende Oktober kam Brahms, uns zur Verlobung unserer ältesten Tochter Nelly zu gratulieren. Wie erschraken wir über die traurige Veränderung, die seine grausame Krankheit hervorgerufen! In dem schmalen gelben Gesicht waren nur die lieben blauen Augen geblieben. Nach seinem Besuch sahen wir uns ganz entsetzt an und weinten. Seine Freunde trachteten noch soviel als möglich mit ihm zusammen zu sein. Er liebte kleine Diners im engen Freundeskreis, doch waren wir jedesmal tief erschüttert, wenn er von uns ging — bis er einmal nicht wiederkam! Zwei Tage vor seinem Tode schrieb er noch an Ignaz, er „möge ihn entschuldigen, aber Dr. Breuer habe ihn ins Bett gesteckt". Wir haben ihn tief betrauert.

Als der Tonkünstlerverein am 3. April 1898, dem Todestag des Meisters, eine Brahmsfeier veranstaltete, wurde Ignaz gebeten, zu spielen. Kalbeck schrieb darüber: „Ignaz Brüll, der Brahmsspieler par excellence, trug das Es-Moll-

Digitized by Google

Intermezzo aus op. 118 und das zweite Heft der Paganini-Variationen vor. Man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte, ob die durchsichtige Klarheit oder die zarte Beseelung seines ergreifenden und fesselnden Spieles; die von anderen meist als Problem der Technik behandelten Variationen zeigten hier jede ihr eigenes Gesicht — eine kleine Porträtgalerie in arabeskenreichem Rahmen."

Im Sommer 1897 entschloß sich Ignaz, eine heitere Oper nach dem Scribeschen Stoff „Der Husar" zu schreiben. Es ist mir oft der Kontrast aufgefallen, wie merkwürdig es war, daß Ignaz, von Natur verträumt, still, eher zur Melancholie geneigt, sich hauptsächlich zu heiteren Sujets hingezogen fühlte und auch in Liedern mehr das graziöse, volkstümlich heitere Genre bevorzugte, aber immer mit dem Grundton warmer Herzenstöne. Goldmark dagegen, im Leben voll Humor und voll lustiger Einfälle, war zumeist in seiner Musik ernst und leidenschaftlich, was sich auch in der Wahl seiner Operntexte zeigte.

In einem Brief an Goldmark schrieb mein Bruder: „Wir, die Bewohner der Brüll-Villa, sind erst vor wenigen Tagen nach Wien gereist. Wir waren die letzten Berghofbewohner. Trotz des schlechten Wetters — es schneite fast täglich — wollten sich die Meinen gar nicht von dem Berghof trennen, obwohl unser Umgang fast nur „Lord" und „Wolferl", die beiden Hunde des Berghofs, waren. Hier fand ich das Pflaster aufgerissen, die Leute im allgemeinen unangenehm, die Cafés langweilig und die Luft nicht so gut wie in Unterach.

Mein „Husar" kommt erst im Jahre 1898 (in der zweiten Hälfte der Saison) daran."

Die Stimmen der Presse über die Musik der Oper „Der Husar" waren durchweg gut; das Textbuch aber wurde sehr angegriffen.

Und wenn man all die Texte durchgeht, die von meinem Bruder komponiert sind, so muß ich mit Schmerz konstatieren, daß oft und oft die Wahl eine unglückliche gewesen — die Sehnsucht nach einer Arbeit ließ ihn all die schweren Mängel an seinen Sujets übersehen. „Der Husar" hatte Wiener Typen und wurde am 12. März 1898 am Theater an der Wien zur Aufführung gebracht. Den Winter darauf wurde er auch in Berlin gegeben.

Während all dieser verflossenen Jahre waren wir stets in regem Verkehr mit Goldmark und seiner Familie. Im Winter verging kaum eine Woche, wo er nicht ein- oder zweimal in unser Haus kam, und war der Sommer da, so flogen die Briefe über die Berge, so lange, bis der Zeitpunkt kam, an dem Goldmark seine Arbeit unterbrach und bei uns Erholung suchte. Anfangs kam er nur auf wenige Tage auf den Berghof, da ihn noch die Fusch festhielt. Mit den Jahren mußte er die geliebte Wanderung dahin unterlassen, und unser Berghof mußte ihm die Fuscherluft und Fuscherherrlichkeit ersetzen. Vom Jahre 1891 bis 1914, seinem letzten Sommer, hatten wir die Freude, ihn bei uns auf dem Berghof als Gast zu haben. Auch er empfand wie wir den Zauber unseres stillen, blauen Attersees, wohin ihn treueste Freundschaft

Digitized by Google

zog und wo treueste Freundschaft ihn empfing. Das war stets ein Jubel, wenn die Köpfe der zwei Schimmel beim Tor auftauchten und in raschem Bogen der Wagen vorfuhr, dem der liebe Freund und Meister entstieg, gar nicht müde von der langen Fahrt von Gmunden über Mitterweißenbach durch den Wald zum Attersee.

Er freute sich Jahr für Jahr auf die Behaglichkeit des Lebens auf dem Berghof, auf die liebliche Landschaft von Unterach. Er liebte sein Stübchen, es hieß allgemein das Goldmarkzimmer, in dem er ungestört arbeiten konnte und aus dem er mit einem Schritt hinaus auf den Spielplatz der Kinder und in den Wald oder aufs Plateau gehen konnte, wo sich an sonnigen Nachmittagen unsere Jugend beim Tennisspiel herumtummelte. Goldmark war ein Frühaufsteher und ging schon eine Stunde vor dem Frühstück auf dem Plateau auf und ab und lernte französische Vokabeln. Wenn ich als Hausfrau beim Frühstück, das für 8 Uhr bestellt war, einmal nicht pünktlich war, ertönte schon ein Trauermarsch.

Ich kam oft schon des Morgens von einem Berg herab, den Arm voll Farn und Enzian, darob mich Goldmark sehr beneidete, da sein Herz ihm solche Wege nicht mehr erlaubte. Er blieb immer gern noch lange bei seiner Morgenzigarre sitzen, und da kamen auf die Terrasse die Töchter und Nichten und Schwester und Schwägerin, und allen machte der liebe lustige Meister den Hof. Dann suchte Ignaz seinen Karolus auf, und da gingen die beiden Freunde plaudernd auf den Wiesenwegen auf und ab und scheuten auch den Regen nicht, der leider nur zu oft vom Himmel herabströmte. Nach dem Mittagsschläfchen kam die große Tarockpartie mit Ignaz und Richard Specht, dem Musikschriftsteller. An den Abenden wurde größtenteils musiziert, am liebsten saß Goldmark vor dem Fenster unseres Musikzimmers, rauchte und ließ den schönen, milden Abend auf sich wirken, der durch die Musik noch erhöhten Eindruck machte. Ignaz spielte, ich sang, die drei Brüder Specht, die seit Jahren Mitbewohner des Berghofes waren, hervorragend musikalisch, spielten Trios. Nun möchte ich hier gleich sagen, wie diese letzten Jahre jedesmal ein wehmütiger Glanz unseren Berghofsommer durchschimmerte, wenn Goldmark bei uns weilte. Allzufrüh hatten wir unseren Bruder Ignaz verloren, und seit er — im Herbst 1907 — uns entrissen wurde, war gleichsam auch das schöne Musikfest unseres Lebens vorbei!

Kam nun Goldmark, der dem Freundesbrauch der sommerlichen Besuche treu geblieben war, in den folgenden Jahren zu uns, dann leuchteten alle die vielen glücklichen Berghoferinnerungen, mit denen er so eng verknüpft war, noch heller auf. — Er ging hier umher als der letzte, übriggebliebene Kunstgenosse, als der Freund unseres geliebten, dahingeschiedenen Bruders. Er schien die alte frohe Zeit, die uns entschwunden war, durch sein Dasein festzuhalten, und wenn wir ihn in unserer Mitte sahen, vermißten wir unseren Bruder, den wir so viele Jahre lang an seiner Seite gesehen hatten, doppelt schmerzlich. Da kam dann nach und nach die Musik auch wieder zu Wort. Gern spielte der alte

Digitized by Google

Meister Beethovens Quartette vierhändig mit mir, oder meine Tochter Hansi mußte ihm alle unsere schönen Lieder singen. Hansi (später verheiratet mit Professor Dr. Julius v. Landesberger) hatte schon bei Lebzeiten meines Bruders sich in unseren Musikantenkreis erfrischend eingefügt, und mein Bruder wie Goldmark pflegten sie scherzweise ihre Kammersängerin zu nennen. Wenn Hansi, wie es ihre Art ist, am Klavier saß, sich selbst begleitete und auswendig ein Lied nach dem andern mehr vor sich hinsang, versammelte sich der ganze Berghof bei uns. An Abenden, wo nicht Musik gemacht wurde, mußte mein Mann Goldmark die Zeitung vorlesen. Im bequemen Fauteuil, die Zigarre im Mund, hörte er aufmerksam zu. Anknüpfend an das Gelesene, hatten sich oft lebhafte, lange Debatten entwickelt. Oder man saß um den Tisch herum, arbeitete und plauderte, während meine zweite Tochter Klara (verheiratet mit Paul v. Sonnenthal) uns oft mit ihren lustigen Karikaturen amüsierte, die sie von unserem Berghofleben zeichnete.[1])

Im Frühling ging Goldmark immer nach Abbazia; im historischen Jahr 1914 schrieb er mir von dort noch in vollster Friedensstimmung folgenden Brief:

Abbazia, den 30. April 1914.

„Verehrteste Freundin!

Sie wollen durchaus wissen, wie es mir geht, wie ich lebe? Das ist furchtbar schwer zu sagen, wie immer, wenn man über ein „Nichts" reden oder schreiben soll. Und doch, unsere berühmtesten Feuilletonisten verdanken hauptsächlich dieser Fähigkeit ihren Ruhm. Aber was ist ein „Nichts"? eine Abstraktion, die Abwesenheit alles Positiven. Es gibt aber auch positives „Nichts", das sind so manche moderne Musik und moderne Bilder. Sie kennen die Empfindungen, die solche Kunstwerke hervorrufen. Aber darüber noch schreiben müssen — darum habe ich unsere Kritiker nie beneidet. Wie staunt man aber, wenn man dann noch begeisterte Schilderungen liest! Aber wo gerate ich hin! Ich wollte über meinen Aufenthalt reden und gerate ins „Nichts". Aber aus diesem Geschwabel spiegelt sich der Inhalt meines hiesigen Daseins: ein Nichts, worüber man nicht viel reden kann, wenigstens nichts Vernünftiges. Also zur Sache! Ich bin Vormittag vier Stunden auf dem Wasser, Nachmittag Ausfahrt in die Berge zum Kaffee mit Karolinen,[2]) ich schlafe gut, esse viel und gut, trinke stromweise frische Seeluft, fühle mich wohl und frisch und segne Abbazia und fliehe die Gesellschaft soviel als möglich.

Sehen Sie, verehrteste Freundin, so schreibt man vier Seiten über ein „Nichts". Es langweilt zwar den Leser, aber es trägt soundso viel Honorar. Mir leider keines, verlange aber auch keines außer Ihrer Wertschätzung für

Ihren ergebenen

Karl Goldmark."

---

[1]) Von ihr hängt in unserem Zimmer ein Porträt von Goldmark, das sie ganz aus der Erinnerung nach seinem Tode gemacht.

[2]) Frau v. Gomperz-Bettelheim.

Digitized by Google

Am 6. Juni 1914 (Goldmarks letzten Sommer) schreibt er mir aus Gmunden: „. . . Im übrigen bin ich gesund, ganz gesund und wohl mit einem sehr dummen Kopf, dem nichts mehr einfällt. Seit Montag bin ich hier und habe noch keinen Sinfoniesatz oder einen Akt einer Oper geschrieben, das war früher nicht! Am zweiten Tag schon saß ich mit brennendem Kopf mitten drin im Gewirr anstürmender Gedanken. Und jetzt?! Von der steilen Höhe meiner fünfundachtzig seh' ich betrübt herab auf den reichen, blühenden Garten der Jugend und — trauere. Indessen man muß nicht verzweifeln. In diesem Hundewetter kommt ja keine Stimmung auf. Kommt wieder Sonne, war ich erst vierzehn Tage in meinem lieben Unterach, dann hoffe ich auch wieder auf Musik im Leibe." — Und zwei Wochen darauf war er schon mit dem Scherzo zu seinem letzten Klavierquintett beschäftigt, das ursprünglich als Quartett gedacht war und von dem er den ersten Satz noch in dieser Fassung niederschrieb. Am Berghof hat er ihn in einen Quintettsatz umgewandelt.

Auf meine Aufforderung, zu uns zu kommen, schrieb er mir: „Die Sonne wärmt bereits ganz anständig, trotz Gewitter und zeitweilig Regen, und Sie meinen, ich sollte packen und kommen. Aber der Mensch befindet sich inmitten eines sehr lustigen Scherzo, und da kann man, nämlich der Mensch, nicht los. In acht bis vierzehn Tagen hoffe ich zu Rande zu sein, dann will ich vor Beginn des letzten Satzes Unterach beglücken, dort ausruhen und neue Kräfte sammeln für die neue Arbeit. Und somit soll die liebe Sonne scheinen ohne mich — einstweilen." — Und zwei Wochen darauf schrieb er mir: „Das Scherzo hat noch Geburtsschmerzen, oder backen Sie die Scherzi heraus wie die Krapfen? Steht es fertig da, soll mich kein Donnerwetter aufhalten, mein liebes Stübchen aufzusuchen."

Leider sollte diesmal sein Aufenthalt schon nach vierzehn Tagen jäh abgebrochen werden. Der 2. August 1914 brachte die Mobilisierung — der Weltkrieg war ausgebrochen. In großer Aufregung und Hast packte Goldmark seinen Koffer, um nach Gmunden zu seiner Familie zu reisen, da er fürchtete, daß sein Enkel ohne Abschied einrücken könne. Auf der Fahrt, die durch die Mobilisierung sehr erschwert wurde, geriet sein Koffer in Verlust. Da er das Manuskript seines Quintetts darin hatte, war er darüber selbstverständlich sehr besorgt. Doch bekam ich am 16. August folgenden Brief: „Ich rufe Ihnen ein dreimaliges kräftiges Halleluja zu! Bei dem großen Interesse, das Sie — und mit Recht — meinem so geliebten Koffer entgegenbringen, dürfte es Sie mit Freude erfüllen, daß er heimgekehrt ist. Ich saß in tiefen Gedanken versunken (?), als plötzlich die Tür weit aufgeht, und mein Koffer, getragen von fröhlichem Stolz und von einem Dienstmann der Bahn, mein Zimmer betrat. Mir war, als kehrte mir ein teurer Angehöriger aus dem Kriege zurück.

Während der ganzen Zeit nahm ich erst wahr, wie abhängig wir von tausend Kleinigkeiten des täglichen Bedürfnisses sind. Jeden Augenblick griff ich mechanisch nach etwas, was nicht da war. So Rasierzeug, Regenschirm, Apotheke usw.

Digitized by Google

In meiner unmittelbaren Nachbarschaft jammerte herzzerreißend eine Kuh — man hat ihr Kind genommen. So oft sie zu heulen begann, gab's mir einen Stich ins Herz — auch ich trauerte um mein verlorenes jüngstes Kind, mein Quintett. Wenn es auch nicht schöner sei als das Geheul dieser Mama, ist es doch immerhin mein Kind. Und die Kuh fragt auch nicht viel, ob ihr Kind schön sei oder nicht. Das ist das Gemeinsame mit ihr. Was uns unterscheidet, das ist jedoch — abgesehen von der höheren Intelligenz und künstlerischen Begabung ihrerseits — das ist: ich habe mein Kind, sie leider nicht. Hoffnungslos! Sie, meine Verehrte, dürften es — nicht das Kaibl, ich meine das Quintett — im Gegensatz zum Priester — vierhändig aus der Taufe heben.

Eigentlich eine zweite schmerzhafte Geburt, worauf sich sehr freut

Ihr alter ergebener

Karl Goldmark."

Und zwei Tage darauf: „Als ich heute die Arbeit, die ich in Unterach gemacht habe, durchsah, fand ich, daß mir ein Bogen (zwei Blatt) fehlten, die sich trotz alles Suchens nicht finden. Wollten Sie wohl die Güte haben, im Zimmer von Ignaz, wo ich schrieb, nachzusehen, ob sie sich nicht dort finden. Mein letzter Satz ist trotz Mord und Totschlag fertig — vielleicht auch mord und tod. Minna in Wien, Karli in der Kaserne und in Uniform. Wenn er abends in die Kaserne muß, haben die Eltern die Augen voll Wasser. O Graus! Auch mir verursacht es schlaflose Nächte. Aber was tun! Kismet!"

Nur zu rasch sollten sich seine traurigen Ahnungen erfüllen. Sein Enkel Karli, der talentvolle, frische Junge, stellte sich als Freiwilliger, kam nach Serbien, wo er den Heldentod fand. — Goldmark, den ich noch gesund, aber kummer- und sorgenvoll verließ, erkrankte plötzlich, und kurz vor seinem Ende hörte er noch von dem Tode seines Enkels und murmelte: „Darauf mußte man gefaßt sein." Und sprach nichts mehr. Am 30. Dezember 1914, mit dem Blick auf Beethovens Bildnis, schied er sanft vom Leben, allen Schmerz hinter sich lassend. Es war, als wollte er all die Greuel und Entsetzlichkeiten des großen Krieges nicht mitmachen! Unvergeßlich aber bleibt mir seine warme Freundschaft, die er durch vierundfünfzig Jahre uns allen bewahrt hat, und all die schöne Zeit, die wir mit ihm verlebt haben. Sein heiteres Wesen, seine philosophische Anschauung, die große Gleichmäßigkeit und Ausgeglichenheit in seiner Lebensführung wirkten unwillkürlich erzieherisch auf den, der mit ihm umging. Er erzog sich ja selbst bis in sein spätestes Alter. In einem Feuilleton im „Berliner Tageblatt" schrieb Felix Salten nach dem Tode unseres unvergeßlichen Freundes eine kleine Skizze über seinen Sommeraufenthalt bei uns: „Das war auf dem Berghof, der wie von einer Festtribüne zum smaragdgrünen Attersee niederblickt. Hierher kam Goldmark Jahr für Jahr und wohnte da als Gast bei den Familien, denen der Berghof gehört. Hier blieb er ein paar Wochen, bis er nach Gmunden ging, wo er dann immer bis tief in den Dezember festsaß. In diesen letzten Jahren ist seine Ankunft immer festlicher und

Digitized by Google

festlicher gewesen, als hätten es alle wie ein Geschenk empfunden, daß er nun doch noch einmal wiedergekommen war. Wenn wir ihn aber ein paar Wochen nachher zum Tor hinaus und die Rampe hinunterfahren sahen, war die Stimmung in diesen letzten Jahren doch immer sekundenlang von Wehmut und Sorge überschattet. Er war der letzte von den vielen Musikern, die auf dem Berghof zu Gast oder heimisch gewesen sind. In dem versteckteſten der vier Sommerhäuser, die das Anwesen besitzt, hat der stille, feine und ganz in sich hineinträumende Komponist des „Goldenen Kreuzes", Ignaz Brüll, gewohnt. Johannes Brahms kam oft hierher und war an üppiger Tafel ein geistvoll üppiger, in feingeschliffenen Reden meisterhafter Zechgenosse. Johannes Brahms erschien für manche Reihe von Tagen als Logiergast, und oft muß ich jetzt noch in mancher Sommermorgenstunde jener fernen Zeiten gedenken. Wie ich da als ganz junger Mensch gern auf und hinaus wäre, zum See hinunter ins Ruderboot oder auf die Berge, und mich doch in meinem Bett nicht zu rühren wagte, weil im Zimmer nebenan der Meister wohnte. Er war empfindlich gegen jedes Geräusch, ganz besonders aber des Morgens. Da lag ich nun und wartete schnuppernd, bis durch die Türritzen der Duft des Kaffees zu mir hereindrang, den Brahms sich immer als erstes Frühstück selbst bereitete. Das war dann das Zeichen. Ein anderes für sein Erwachen gab es nicht, denn er war selber so behutsam und so leise, daß man keinen Laut vernahm. Auch Gustav Mahler ist in späteren Jahren von der anderen Seite des Sees, von Steinbach, etliche Male herübergekommen. Der freundliche Saal mit den Bauernmöbeln aus Zirbelholz hat viel gute Musik gehört im Sommerlauf der Jahre. Manch eine Melodie, die dann in der Welt berühmt geworden ist, manche Lieder von Brüll, Brahms und Goldmark erklangen hier zum erstenmal. Wenn Goldmark auf dem Berghof weilte, brauchte man keine Uhr. Kam er aus dem Wald zurück und verschwand in seine Zimmer, dann war es 10. Ging er, noch ehe die Glocke ihn rief, über den Kiesplatz in das andere Haus zu Tisch, dann war es 1 Uhr mittags. Rief er seine Partnerinnen zur Tarockpartie, dann war es Punkt 4. Und von 6 bis 7 wandelte er auf dem weiten Rasenplateau langsam auf und nieder, ein offenes Buch in den Händen. Da lernte er Englisch. Mit dreiundachtzig Jahren. Einmal fand ich im Wald auf einer Bank ein kleines zerlesenes Büchelchen. Eine wohlfeile französische Ausgabe von Beaumarchais' „Figaros Hochzeit". Da der Wald zum Berghof gehört und von fremden Leuten nicht betreten wird, nahm ich das Büchlein unbedenklich an mich. Am selben Nachmittag fragte mich Goldmark, ob mir Beaumarchais' Lebensgeschichte näher bekannt sei und wo man sich wohl genau darüber unterrichten könne. Das kleine Buch, das ich gefunden, hatte er auf jener Bank vergessen. Er las es, um sich im Französischen zu üben. Er konnte vortrefflich erzählen. Seine Erinnerungen reichten weit in den Vormärz zurück und strömten ihm aus einem frisch beweglichen Gedächtnis nur so zu. Langsam, übersichtlich und einprägsam sprach er, ohne Redseligkeit des Alters. Was er sagte, war so geordnet wie seine Arbeit, wie seine Tage, wie sein ganzes

Digitized by Google

Leben. Bis zuletzt war er mit neuen Kompositionen beschäftigt. Zwischendurch war er in voller geistiger Regsamkeit tätig. Seit einigen Jahren schon hat er an seinen Erinnerungen geschrieben. Wie weit er darin gekommen ist, weiß ich nicht. Doch bei seiner stetigen Art darf man annehmen, daß er sie tüchtig gefördert hat. Sie werden sich wohl in seinem Nachlaß finden."

Nach dieser meinem Freunde Goldmark gewidmeten Erinnerung kehre ich nun wieder zum Jahre 1903 zurück.

Am 7. April hatten wir unsere teure Mutter verloren — ein ganzes Jahr ist sie leidend gewesen. Zweimal täglich ist Ignaz zur Mutter gekommen, die mit meinem Bruder Eugen im selben Stock mit uns wohnte, so daß ich zu jeder Zeit bei ihr sein konnte. Wenn Ignaz gegen Abend kam, spielte er ihr vor oder er begleitete mich oder meine Tochter Hansi zu seinen Liedern, und so konnten wir ihr doch immer eine Freude mit der Musik machen.

Im Frühling 1904 ging Ignaz mit Frau und Töchtern nach Italien. Als sie in Rom ankamen, sagte er: „Ihr werdet doch nicht jetzt erst auspacken?!" Sie mußten mit ihm gleich eine Rundfahrt machen; als Ignaz plötzlich das Kolosseum im glühenden Sonnenuntergang erblickte, stieß er einen Schrei aus vor Überraschung und hellem Entzücken — in diesem Moment hatte er vielleicht den stärksten Eindruck von Rom empfangen. Mit Begeisterung erfüllte ihn die Antike. Gemeinsam mit seinen Freunden, der Familie Breuer, verlebten sie genußreiche Tage. Leider wurde sein Aufenthalt nach vierzehn Tagen sehr getrübt — Minni erkrankte an typhösem Fieber, so daß Ignaz und Marie die Freude an Rom ganz genommen wurde. Einen ausgezeichneten Arzt und Freund, der ihnen hilfreich zur Seite stand, hatten sie an Dr. Otto v. Fleischl.

Im Sommer desselben Jahres schrieb Ignaz an Goldmark aus Unterach:

„Lieber Freund!

Lieber grand old man! „Old?" Nein, Du bist's nicht. Beweis: Deine Ouvertüre „In Italien", dieses jugendfrische, aus Sonnenlicht und Mondschein, Lebens- und Liebeslust gewebte Werk; man will denn „alt" als synonym mit „reif" und „meisterhaft" auffassen. Ich danke Dir von Herzen für Dein mir wertes und teures Geschenk und Deine lieben Zeilen in- und außerhalb der Partitur. Mit Vergnügen erinnere ich mich des enthusiasmierenden Eindruckes, den mir die Ouvertüre bei der Aufführung machte — mir, der ich nicht leicht mehr zu enthusiasmieren bin, leider! Und beim Lesen der Partitur erinnere ich mich wieder deutlich des Klangs, bemerke sogar, daß Schuch das Tempo anfangs wohl zu rasch nahm.

Du fehlst uns allen sehr. Herzlichste Grüße von den Meinen und Deinem Nazi.

Unterach, 14. August 1904."

Einen anderen Brief an Goldmark füge ich bei; Goldmark, der für Autogramme schwer zu haben war, wurde von Ignaz um ein solches für einen Freund gebeten:

Digitized by Google

„Liebster Freund!

Das einzige Hindernis der Erfüllung von G...s Bitte war, daß Du kein Bild von Dir hattest, so erlaube ich mir hiermit, Dir eines zu verehren. Was tut man nicht für seine Freunde!

Ich habe mich über die guten Nachrichten Deines lieben Briefes gefreut. Unter den obwaltenden Umständen werde ich Dich freilich erst im dickſten Winter wiederſehen — Du haſt's bis dahin gut. Dein Winter iſt ein ſchönes „Wintermärchen". Dein treuer

Ignaz."

In dieſem Jahre feierte Ignaz am 7. November ſeinen ſechzigſten Geburtstag und hatte die Freude, von nah und fern zahlreiche Beweiſe der Freundſchaft und muſikaliſchen Wertung zu erhalten.

Am nächſten Tag fand das Konzert des „Wiener A-capella-Chores" ſtatt, der einen reizenden kleinen Chor aus dem „Toskaniſchen Liederſpiel": „Selig iſt das Sternlein drüben" aufführte. — „Brüll ſaß nach langer Zeit wieder einmal am Klavier," ſchrieb J. Korngold in der „Neuen Freien Preſſe", „ſo daß zu ſeinem ſechzigſten Geburtstag eigentlich dem Publikum zu gratulieren war. Er ſpielt in ſeiner tiefmuſikaliſchen Art ſo verſonnen und in ſich verſponnen vor ſich hin, daß man ſagen kann: man hört ihm nicht bloß zu, man belauſcht ihn. Bei Schumanns „Faſchingsſchwank aus Wien" ſchien der große Muſikvereinsſaal zu verſinken, man glaubte ſich im verdunkelten Davidsbündlerzimmer."

Vom Frühling 1907 an ſah Ignaz ſehr ſchlecht aus und fühlte ſich gar nicht wohl. Im Monat Mai desſelben Jahres wurde er von Dr. Breuer nach Karlsbad geſchickt; in Wien waren gerade die Wahlen, und als mein Mann ihn daran erinnerte, ſeine Stimme abzugeben, ſchrieb er mir: „... Ich danke Julius ſehr. Ich wußte natürlich, daß ich mich entſchuldigen muß, nicht zu wählen. „Abweſenheit von Wien in einem anderen Kronland als Niederöſterreich gilt als Entſchuldigungsgrund" ſteht auf der Legitimationskarte. Nur muß ich auch beweiſen. Ich wollte erſt morgen ſchreiben, da morgen der Tag iſt, an dem auch ich wählen ſoll, und wenn mein Brief von dieſem Tag in Karlsbad datiert iſt, ſo beweiſt das, daß ich nicht in Wien bin. Schreibe ich aber z. B. am 12., ſo könnte ich ja doch morgen, den 14., in Wien ſein. Ich war hier im Stadthauſe, wo mir der betreffende Beamte, der einen Stoß von Legitimationskarten zur Wahl vor ſich liegen hatte, einſchärfte, erſt morgen zu ſchreiben (man darf ſogar mit der Entſchuldigung bis acht Tage nach der Wahl warten), ſteht auch auf der Legitimationskarte. Nun iſt aber zu beweiſen, daß ich wirklich — ich, der Schreiber des Briefes — Ignaz Brüll („Konzipiſt" offenbar anſtatt Komponiſt ſteht auf meiner Legitimation) bin. Ich hatte mir zu dieſem Zweck eine Beſtätigung von Dr. Lang, meinem hieſigen Arzt, geben laſſen. Aber auch die genügt nicht. Ich muß meine Legitimationskarte mitſenden und eine Beſtätigung der hieſigen Kurkommiſſion oder des Gemeinde-

Digitized by Google

rates — ich werde das morgen erfahren. Zu adressieren ist an den Magistrat von Wien. Welche Umstände! Im Hause „Freischütz", wo ich wohne, ist mir eine sehr hübsche Melodie eingefallen. So geht sie:

Originell, nicht wahr? Die erwünschte Wärme habe ich endlich. Ich fühle mich wie ein Salamander oder wie der Teufel in den Flammen. — Eben war ich im Posthof bei einem historischen Konzert der Kurkapelle, das mit Bach anfing und mit Richard Strauß endete. Gerade beim Schluß von „Till Eulenspiegel" ein Donner, so apropos, daß ich erst nicht wußte, war es Donner oder waren es zwölf Pauken. Aber es war das himmlische Musikinstrument. Gleich darauf regnete es in Strömen; ich fand aber Platz in einem Omnibus, der mich nach Hause („nach Hause" ist gut!) brachte, und wurde kaum naß.

Mit dem süßen Schlaf geht es etwas besser, ich brauche wenigstens nicht Veronal zu nehmen. Richard Mandl, dem es noch immer nicht gut geht, schrieb mir aus Abbazia, daß er Goldmark um 4 Uhr nachts auf der Straße, und zwar auf dem seiner Wohnung entgegengesetzten Wege getroffen hat. Er bewundert seine Geistesfrische und die „Elastizität seines Leibes", seine unermüdliche Schaffensfreude. Er „wirkt geradezu erfrischend" usw. — Seligmann (der Maler und Kritiker) erzählte mir kürzlich, daß er gerade in Hamburg war und dort in einer Ausstellung, die er in ein paar Stunden komplett besichtigte (!), zweitausend Bilder waren! In welchen Massen jetzt gemalt, gedichtet, komponiert wird! Und wie viel bleibt auch nur kurze Zeit bestehen! Traurige Frage! Heute las ich den Artikel von Nordau über „Salome". Ein Instrumentationseffekt, den er beschreibt (wie Jochanaan umgebracht wird), rührt, meint er, von „einer Geige" her. Diese Geige ist aber hoher Ton der Kontrabässe. Und wie kommt Lamprecht (Historiker) in den „Salome"-Artikel?

Seid alle herzlich umarmt Dein

Nazi."

Seinem lieben Freund Professor Julius Epstein schrieb er ein paar Monate später:

„Liebster Freund!

Viel Ehr', viel Beschwer! Das hast Du wohl an Deinem Geburtstag wieder erfahren an der Masse der Gratulationen, von denen Du so viel meinst beantworten zu müssen. Aber schön ist's doch, zu merken, wie viele einen lieben und schätzen. Unvergessen — weil unvergeßlich — sind auch Deine künstlerischen Leistungen. Du spielst ja alles schön, aber Dein Mozartspiel — für das hat sich gar kein Nachfolger gefunden, so lange es her ist, nur in Deutschland ganz allein Reinecke — aber, wie mir scheint, Du spielst noch „mozartischer".

Digitized by Google

Ich danke Dir für das Programm; erwidere für mich, bitte, Herrn Wagners Grüße. Ich kann mich übrigens nicht erinnern, daß ich ihn kenne. Ich bin sehr froh darüber, daß Deine Genesung fortschreitet.

Sei herzlich umarmt. Dein

Unterach, 11. August 1907. Ignaz."

(Dies war sein letzter Brief an Professor Julius Epstein.)

Als mein geliebter Bruder von Karlsbad zurückkehrte, ging er mit seiner Familie wie gewöhnlich nach Unterach. Wer von uns hätte gedacht, daß dies sein letzter Sommer werden würde! — Er sprach nie viel über seinen Zustand, und sowie er nur konnte, beschäftigte er sich mit guter Lektüre und mit Notenschreiben. Uns aber drückte die Sorge um ihn schwer danieder den ganzen Sommer lang. Sein schlechtes Aussehen, die große Müdigkeit, über die er schon in den Morgenstunden klagte, die schlaflosen Nächte, all das deutete auf ein schlimmes Leiden.

Beim Klavier aber vergaß er alle Beschwerden, und Goldmark staunte, mit welcher Kraft und Schönheit er spielte.

Die schwersten Stücke, wie die Paganini-Variationen von Brahms, die Etüden von Chopin, die symphonischen Etüden von Schumann spielte er mit glänzender Technik und Kraft und tiefer Poesie wie in seinen jüngsten Jahren, und den letzten Beethoven mit so wahrer Verklärung und überirdischer Schönheit, wie nur er es konnte. Wenn ich jetzt das stimmungsvolle Musikzimmer betrete, ist mir, als müßten die Töne, die da erklungen, hängen geblieben sein und leise zu singen anfangen.

Ignaz hatte noch in den letzten Jahren zwei Orchesterwerke geschrieben, die oft gespielt wurden. Die drei Intermezzi und die Ouverture Pathétique, außerdem eine ganze Reihe von Klavierstücken und Liedern, darunter eines betitelt: „Letzte Worte" op. 100, Nr. 3. — Als er es mir noch im Manuskript brachte, konnte ich es nur unter Tränen singen, so viel Resignation und Verklärung erklingt daraus.

Am 30. August bekam Ignaz die Nachricht aus Wien von Marie, daß ihm ein Enkerl geboren war — Mariedl Breuer. Im Nu wurde eingepackt, und ich half meinem Bruder, seine Noten sortieren und einpacken, ahnungslos, daß wir zum letztenmal so beisammen waren! Am nächsten Morgen fuhr er mit Minni nach Wien — ein paar Tage darauf erkrankte er schon. Mein Mann und wir Schwestern eilten auf diese schreckliche Nachricht nach Wien und verbrachten die wenigen Tage, die er krank gelegen, an seinem Bett mit Marie, die Tag und Nacht in wortlosem Schmerz bei ihm blieb bis zu seinem letzten Atemhauch. Am 17. September 1907 ist mein geliebter Bruder sanft entschlafen.

Mit ihm ist Schönheit und Freude aus unserem Leben gegangen, ewig bleibt die Lücke in unserem Kreis, ewig bleibt dieser Schmerz um ihn in unserem Leben.

Digitized by Google

Immer seh' ich ihn vor mir mit seinen lieben blauen Augen, in denen ein ganzes Himmelreich lag. Seine vornehme Gesinnung, die Aufrichtigkeit in seinem Urteil, ohne zu verletzen, seine Treue und der Abscheu gegen jede Falschheit und Heuchelei verleugnete sich auch nicht in seiner Musik. Er konnte nichts gegen seine Natur tun und oft zu seinem Schaden keine Zugeständnisse machen. „Sich wahr und treu bleiben im Leben und in der Kunst", das war sein Wahlspruch.

Die große Strömung aber, die sich in den letzten Jahren geltend machte, konnte er wohl verstehen, aber nicht mitmachen, er lebte in stiller Resignation, aber doch in der Hoffnung auf eine Wiedergeburt seiner Musik.

Und so wird vielleicht seine Muse wieder mit ihrem reizenden, fröhlichen Lächeln in die Welt blicken und ihre Freunde finden.

Über die Möglichkeit einer Rohstoffvereinbarung für die europäischen Neutralen

Die unglaubliche Brutalität, mit der England und Amerika die holländischen und skandinavischen Schiffahrtsinteressen zu ihren Kriegszwecken unterjocht haben, ist im August-Heft der „Deutschen Revue" kurz gezeichnet worden. Dabei wurde von den englischen Plänen gesprochen, nach dem Kriege nicht nur den jetzigen Feinden, sondern auch den Neutralen Baumwolle und ähnliche wichtige Rohstoffe erst dann abzugeben, wenn der Bedarf Englands, seiner Kolonien und der mit ihm gegenwärtig verbündeten Länder vollauf gedeckt sei. Hand in Hand damit wird von derselben englischen Seite vorgeschlagen, künftig für die Einfuhr von Textilwaren usw. den Neutralen einen höheren Zoll aufzuerlegen als den gegenwärtig Verbündeten. Was hier von einer Kommission für die Faserstoffe vorgeschlagen wird, würde gegebenenfalls auch für die anderen wichtigen Wirtschaftsgebiete gelten. In der Wirkung käme eine solche Zollpolitik auf nichts anderes heraus als auf eine Bestrafung der Neutralen dafür, daß sie ihre Völker vor dem Blutvergießen bewahrt haben. Werden diese Vorschläge jemals in die Praxis umgesetzt werden? Noch sträubt sich der gesunde Menschenverstand gegen ein solches Vorgehen, das nicht nur einen völligen Bruch mit der früheren englischen Handelspolitik bedeuten, sondern in sich bereits den Keim neuer furchtbarer Kriege tragen würde. In der englischen Presse sind jene Ausschußberichte verschieden aufgefaßt worden. Die linksliberalen Blätter meinten, es handle sich hier um Kommissionsarbeiten einer durch die Weltereignisse und namentlich durch den Eintritt Amerikas in den Krieg überholten Zeit, und tatsächlich wird hier die Arbeit einer Kommission vorgelegt, die bereits 1916 eingesetzt ist. Man wird aber gut tun, diese Ansicht der liberalen Blätter nicht so ohne weiteres als richtig anzusehen, denn die große konservative Presse beurteilte die Arbeit ganz anders, und auch ein großer Teil des heute stark schutzzöllnerisch angehauchten englischen Erwerbslebens verlangt solche Dinge. Es ist deshalb sehr wohl angebracht, daß die Neutralen sich mit derartigen Ideen vertraut machen und daß sie vor allem rechtzeitig Maßnahmen treffen, damit es ihnen in dieser Richtung nicht so geht wie mit dem Raum ihrer Schiffe.

Aber auch für Deutschland würde es sich empfehlen, sich einige wirtschaftspolitische Schlüsse aus solchen Plänen zu ziehen und mit geeigneten Gegenschachzügen zu parieren. Namentlich drängt sich hier folgende Frage auf: Wenn England tatsächlich

Digitized by Google

die Absicht hat, die Neutralen für ihr korrektes Vorgehen später zu maßregeln, so müßten wir Mittel und Wege finden, um die Neutralen zur Gewährung zollpolitischer Vorteile näher an unsere Seite zu bringen. Gelingt das, so könnten wir die Neutralen in mannigfacher Hinsicht unabhängig gegenüber England und Nordamerika machen, namentlich würde es dann möglich sein, sie aus ihrem Schiffsvasallentum gegenüber England und Nordamerika zu befreien und sie zu bewegen, in Wahrung ihrer Neutralität mit uns für die Freiheit der Meere zu kämpfen, d. h. für diese durch gemeinsamen Beschluß einzutreten. Um die Möglichkeit eines solchen Planes zu prüfen, muß man sich vergegenwärtigen, welche Waren die hier in Betracht kommenden Länder brauchen und welche wir geben können.

Wenn wir mit den schon erwähnten Textilwaren anfangen, so kann hier Deutschland in absehbarer Zeit gewiß nicht als Lieferant auftreten, denn wir sind ja selbst in dieser Richtung schlimmer daran als die Neutralen, die heute noch, wenn auch in beschränktem Maße, Baumwolle und Wolle von überseeischen Ländern bekommen. Nun mag es ja möglich sein, daß in einer fernen Zeit, durch die jetzt so viel erörterten sensationellen Erfindungen neuer chemischer Faserstoffe, Deutschland zum Exporteur wird. Das aber ist Zukunftsmusik, die man besser bei nüchterner Betrachtung derartiger Probleme aus dem Auge lassen soll. Umgekehrt können die Neutralen auch uns unter den gegebenen Verhältnissen keine Textilstoffe liefern. Gerade in bezug auf Faserstoffe dürften die Neutralen für später keine allzu großen Befürchtungen haben, da hier ja nicht England als Hauptlieferant in Betracht kommt, sondern Nordamerika, und dieses aller Voraussicht nach später froh sein wird, wenn man ihm seine Baumwolle abnehmen wird.

Fast noch wichtiger als die Textilrohstoffe sind die Nahrungsmittel. Hier ist die Lage in den neutralen Ländern sehr verschieden. Während beispielsweise Dänemark in verschiedenen Nahrungsmitteln, wie Butter, Eiern usw. normalerweise großen Überfluß erzeugt, ist Schweden und auch Norwegen in hohem Grade von der Einfuhr abhängig, und das gilt für Brotgetreide auch für Holland. Hier käme Deutschland zunächst nur als Durchgangsland und Vermittler in Betracht durch die Lieferung russischer und ukrainischer Ware. Eine andere Frage wäre freilich die, ob wir nicht nach Holland, aber auch nach Dänemark durch Lieferung von Düngemittel indirekt der dortigen Landwirtschaft zu einer weitgehenden Unabhängigkeit verhelfen würden. Norwegen und Schweden wird dafür kaum in Betracht kommen, weil dort selbst eine gewaltige Stickstoffindustrie im Werden begriffen ist. Wenn man aber an unsere Kalivorräte und namentlich an die während des Krieges ins Ungeheure gestiegene Stickstoffgewinnung denkt, so sind hier Möglichkeiten geboten, die zum mindesten nach dem Aufhören der eigentlichen Kriegshandlungen, der Einstellung der Munitionsfabrikation eine sehr gewaltige Rolle spielen können.

Viel besser noch steht es mit den beiden wichtigsten Rohstoffen für die weiterverarbeitende Industrie, mit Kohle und Eisen. Hier sind wir bekanntlich sehr leistungsfähig, leistungsfähiger als irgendein anderes Land der Welt. Alle Wirtschaftsverhandlungen im Kriege haben ja schon bewiesen, daß wir, wo wir selbst gewaltigen Kohlenbedarf haben und wo die Förderung durch mannigfache Umstände zurückgegangen ist, in der Kohle das allerwertvollste Austauschobjekt besessen haben. Ebenso läßt sich in normalen Zeiten Eisen verwenden, worin wir ohnehin immer als sehr wichtiger Belieferer der erwähnten Länder aufgetreten sind.

Gerade in einer Zeit, in der die Neutralen durch den empfindlichen Mangel an Tonnage lieber und billiger auf dem Schienenwege beziehen werden, müßte es unsere Sache sein, hier helfend einzuwirken und mit einer entsprechenden Tarifpolitik den Güteraustausch vorzubereiten. Selbstverständlich ist das nur möglich, wenn wir auch in bezug auf unsere Zollpolitik diesen Ländern entgegenkommen und ihnen für ihre eigene Erzeug-

Digitized by Google

nisse freie Bahn machen. Wenn wir diese wirtschaftlichen Beziehungen zwischen uns und den Neutralen in der skizzierten Weise ausbauen, wird jeder der Beteiligten alles daransetzen, dem anderen auch Vorteile zu sichern, und es lassen sich die Absichten eines gemeinsamen Vorgehens in bezug auf die Freiheit der Meere viel leichter durchführen, als wenn lediglich rein theoretische und ideelle Faktoren als Unterlagen des Vorgehens dienen. E. K.

Literarische Berichte

Die christliche Antike und das Mittelalter. Von Ernst Augustin Troeltsch. München, R. Oldenbourg (XII, 173), M. 5.50.

Zunächst zur Ergänzung einer Lücke, die Troeltsch in seinem großen Werke „Soziallehren" gelassen hatte, stellt er jetzt im obengenannten Buche genauer dar, daß Augustins Stellung mehr abschließend für die christlich gewordene Antike, als grundlegend für das Mittelalter war. Die Darlegung wird gerade auch in unseren Tagen ein großes Interesse wachrufen, wenn auch nicht dem beigestimmt werden kann, daß die jetzigen „Debatten über Krieg und Christentum, Staat und Bruderliebe den Standpunkt Augustins, den Rückzug von der Welt und den Gegensatz des christlichen Liebesreiches gegen den politischen Kampf ums Dasein, die eschatologische und jenseitige Stimmung doch recht unmittelbar verständlich erscheinen lassen" (S. VII).

Ed. König.

Ueber das Verhältnis der Poesie zur Religion. Von Martin Deutinger. Kempten, Kösel (IV, 125), M. 1.—.

Die große Frage nach dem Verhältnis von Poesie und Religion wird in den jetzt von Prof. Karl Muth neu herausgegebenen Vorträgen in folgenden Abschnitten beantwortet: Das Interesse aller Menschen an der Poesie; das Verhältnis der Poesie zur Religion; Geschichte der vorchristlichen Poesie; Entwicklung der christlichen Poesie bis Shakespeare; Verhältnis der neueren Poesie zur Religion. Es sei gern anerkannt, daß die Darlegung sehr viele treffliche Gedanken im einzelnen enthält. Aber die zugrunde liegende allgemeine Anschauung vom Zusammenhang der Religion mit der Poesie muß mit kritischen Augen angesehen werden, weil eine neueste Richtung der Bibelkritik nur die Dichtung als die der Religion wirklich entsprechende Ausdrucksweise hinstellen will, worüber in meiner neulich erschienenen Hermeneutik genauer gesprochen worden ist.

Ed. König.

Grenzen der Seele. Von Emil Lucka. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Mit Hilfe einer beschreibenden Psychologie entwirft der Verfasser ein feines und lebendiges Bild des Menschlichen, das die geistigen Werte in Religion, Ethik, Philosophie zu äußerem Dasein bringt und sie begleitet. Seine Kunst seelischer Charakteristik entfaltet sich aber noch reicher in der Schilderung des „Grenzmenschen": das ist der Mensch, der als künstlerisches Genie sich in Gegenden bewegt, zu denen der durchschnittliche Mensch wie zu unerreichbaren Höhen emporblickt, das ist der tragische Mensch, der trotz der Größe seines Könnens sich an der Härte seiner Aufgabe blutig reißt, das ist der dämonische Mensch, den Dostojewski — selbst ein Beispiel dafür — das Wesen mit den zwei Abgründen nennt, das ist schließlich ein Schicksalsmensch wie Napoleon. Ueber solche selten geprägte Formen sagt Lucka viel Gutes; nachdenkliche Leser werden ihre Freude daran haben.

D.

Der Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Eucken. 5., völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer.

Wenn von einem philosophischen Buch in zehn Jahren 20000 Stück gekauft werden, so ist mindestens dies eine sicher: daß es den Zeitgenossen viel bietet. Zum Glück ist das „viel" nicht im Sinne der Vielfältigkeit zu verstehen. Zwar dehnt Eucken seine Betrachtung weit aus, aber sie behält von Anfang bis zu Ende ihre schöne Einheitlichkeit. So etwa spricht er: Kunst und Wissenschaft, Moral und Religion sind geschlossene Gebiete mit eigentümlichen Gesetzen und Forderungen; in sie emporzusteigen, aus ihnen Kraft zu ziehen, das gibt dem Leben seinen Wert. Alle großen Menschen haben an eine höhere Geisteswelt geglaubt und sind nur aus diesem Glauben heraus zu ihren Leistungen befähigt gewesen. Auch wir Menschen der Gegenwart müssen nach dem Ewigkeitsgehalt des Seins streben, nach einer Erhebung des Lebens über die Wirren des Alltags, nach einer

Digitized by Google

inneren Erhöhung. Gerade für uns, die wir eine ungeheure Erschütterung der Kultur durchmachen, soll Moral mehr sein als ein soziales Verhalten, nämlich ein Verhältnis des Handelnden zu dem Ursprünglichen und Unendlichen in seinem eigenen Wesen; und Religion bedeutet, daß sich innerhalb unseres Lebens zeitüberlegenes Leben bildet. „In einer gewissen Tiefe seines Wesens muß der Mensch die Gebundenheit und die Punktualität seiner natürlichen Existenz überwinden." D.

Geschichte der politischen Ideen in Polen seit dessen Teilungen (1795—1914). Von W. Feldman. München und Berlin, R. Oldenbourg. M. 10.—

Eine zweifache Aufgabe war in diesem umfassenden Werke zu lösen, die des gründlichen, in die Tiefe dringenden Forschers und die des darstellenden Geschichtsschreibers, der das vom Forscher Erkannte zu lebendiger Anschaulichkeit bringt. Feldman ist beiden Seiten seiner Aufgabe voll gerecht geworden, und es ist nicht sein geringstes Verdienst, daß man die mühselige Kleinarbeit des Forschers über der klaren Bestimmtheit, geschmackvollen Rundung und teilweise auch dramatischen Bewegtheit seiner Darstellung fast ganz vergißt: nur vollkommenste Beherrschung des vielverzweigten Stoffes konnte zu diesem schönen Ergebnisse führen. Mit dem Jahre 1914 schließt die eigentliche Darstellung ab, aber ein Nachwort geht auch noch kurz auf die Neubegründung des polnischen Staates ein. Gute Register machen das gewichtige, hochaktuelle Werk leicht benutzbar. H. Z.

Das alte Burgtheater (1776—1888). Eine Charakteristik durch zeitgenössische Darstellungen, herausgeg. von Richard Smekal. Wien, Kunstverlag Anton Schroll & Co., G. m. b. H. Geh. M. 5.—.

Ein bestrickend liebenswürdiges Buch von intimstem Reiz beschaulicher Behaglichkeit! Das alte Burgtheater, fast ein Jahrhundert lang der Mittelpunkt aller großen Schauspielkunst und auch für den Reichsdeutschen ein Liebling sondergleichen, ist sein Held. Durch eine lebendige Fülle zeitgenössischer Berichte, Erinnerungen, Briefe, Erlasse, Gespräche, Bekenntnisse, Zeitungsbesprechungen und dergleichen wird es hier sehr viel besser und anschaulicher charakterisiert, als es eine geschlossene geschichtliche Darstellung vermöchte, in der Ungeschminktheit und Unberührtheit aller dieser Zeugnisse liegt ihr Wert, und zahlreiche Schnurren, Anekdoten, Zensurstückchen usw., alle dem Leben abgelauscht und unterstützt durch ein halbes Hundert trefflicher Bilder nach seltenen Stichen, Lithographien, Photographien und Gemälden, machen das taufrische Werkchen zu einem amüsanten Buch im besten Sinne. Dreierlei leistete der Herausgeber Smekal: er schrieb die anregende und aufschlußreiche „Einführung", er besorgte mit sicherer Hand und guter Kennerschaft die Auswahl des Aufzunehmenden, und er machte das Ganze auch als Nachschlagebuch leicht benutzbar durch die gewissenhaft zusammengestellten Register. Seiner Behauptung aber (S. 7), daß die Stellung des Hoftheaterdichters in Wien eine „Sinekure" gewesen sei, muß mindestens für Theodor Körner widersprochen werden: von Körner wurde, wie aus dem Briefwechsel mit den Seinen hervorgeht, geradezu bedenklich viel an Produktivität verlangt. Hans Zimmer.

Der Papst und die römische Frage. Von Dr. Karl Hoeber. Köln, Bachem (63 S.). M. 1.20.

Besonders wieder, als Italien es richtig fand, sich am gegenwärtigen Kriege zu beteiligen, tauchte die Frage auf, wie während dieses Zustandes sich der unabhängige Verkehr des Papstes mit seiner Kirche aufrecht erhalten lasse. Da ist es nicht verwunderlich, daß die Frage nach dem Recht des Kirchenstaates wieder ein lebhaftes Interesse gefunden hat und mehrere Schriften über dieselbe veröffentlicht worden sind. In der Broschüre Hoebers ist sie der Reihe nach von religiös-kirchlicher, italienisch-nationaler und völkerrechtlich-internationaler Seite betrachtet. Endlich werden auch neue Richtlinien zur Lösung dieser Frage gezogen. Das flott geschriebene Schriftchen gibt also Gelegenheit, sich über diese wichtige Sache allseitig zu unterrichten.

Ed. König.

Der Weg zur Form. Aesthetische Abhandlungen vornehmlich zur Tragödie und Novelle von Paul Ernst. 2. Auflage. Berlin 1915, Hyperionverlag. 227 S., M. 4.— (5.—).

Diese aus Zeitschriften und Zeitungen gesammelten Aufsätze sind so voll Ernst und Tiefe, daß ihre Bedeutung weit über den Tag hinausreicht und daß ihnen zum Besten unserer Literatur aufs neue ein großer Kreis einsichtiger Leser zu wünschen ist. Man wird diese Gedanken einer neuklassischen Richtung ergänzen und in Einzelheiten berichtigen können, aber es bleibt ein Verdienst, daß die hier vorliegenden Untersuchungen über die Weltanschauungen nach ihrer ästhetischen Seite, über die Reinheit und Kraft der Motive, über die Strenge der Form so gründlich und zielbewußt angestellt sind. Sie gehören zum Besten, was in unserer Zeit über die Technik der Tragödie und Novelle gesagt ist.

H. Brömse.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Friedrich Kallmorgen. Zur Entwicklung der Landschaftsmalerei. Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1918. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. M. 1.—.

Pfordten, Hermann v. d., Deutsche Musik, auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 9.—.

Piper, Dr. Otto, Der Spuk. 250 Geschehnisse aller Arten und Zeiten aus der Welt des Uebersinnlichen. Köln a. Rh., Verlagsbuchhandlung J. P. Bachem. Geh. M. 2.20, geb. M. 4.—.

Pirchan, Emil, Der zeugende Tod. Roman. Mit sechs Bildern. Berlin, Die Wende, Verlag. Gewöhnliche Ausgabe M. 4.50, Geschenkband M. 6.80.

Pirchan, Emil, Faust-Brevier. Mit zwei Schattenbildern. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Plenge, Dr. Johann, Die Geburt der Vernunft. Berlin, Julius Springer. M. 3.—.

Ranke, Leopold v., Ueber die Epochen der neueren Geschichte. Neunzehn Vorträge, gehalten vor König Maximilian von Bayern. München, Duncker & Humblot. M. 3.—.

Reventlow, Graf E., Brauchen wir die flandrische Küste? Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—.

Rühlmann, Prof. Dr. Paul, Staatsanschauungen. Quellenstücke zur Geschichte des Staatsgedankens von der Antike bis zur Gegenwart. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.—.

Schoenichen, Prof. Dr. Walther, u. Prof. Dr. Max Popp. Unsere Volksernährung auf der Grundlage unserer Landwirtschaft. Fünfundsechzig graphische Darstellungen mit erläuterndem Text. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 2.80.

Schulze-Soelde, Dr. Walther, Geschichte als Wissenschaft. Berlin, Reuther & Reichard. M. 3.—.

Schumacher, Prof. Fritz, Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 145.) Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 1.25.

Simmel, Georg, Grundfragen der Soziologie. (Individuum und Gesellschaft.) (Sammlung Göschen Nr. 101.) Berlin, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Geb. M. 1.—.

Spanien. Reisebilder von Johannes Mayrhofer. Mit 17 Bildern und einer Karte. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. M. 4.20, in Pappband M. 5.20.

Sternberg, Dr. Kurt, Der Kampf zwischen Pragmatismus und Idealismus in Philosophie und Weltkrieg. Berlin, Reuther & Reichard. M. 1.—.

Tolstoi, L. N., Tagebuch. Erster Band 1895/99. Uebersetzt von Ludwig Berndl. München, Georg Müller.

Vivat, du wackere Armee. Singlieder für Soldaten der 10. Armee. Verlag der Zeitung der 10. Armee A. O. K. 10. M.—.80.

Weimann-Bischoff, Anna, Gottfried Keller und die Romantik. Borna-Leipzig, Robert Noske.

Weiser, Christian F., Das Auslandsdeutschtum und das neue Reich. (Das neue Reich. Perthes' Schriften zum Weltkrieg, neue Folge, 1. Heft.) Gotha, F. A. Perthes. M. 2.—.

Willms, Hermann, Die seekriegsrechtliche Bedeutung von Flottenstützpunkten. (Quellen und Studien zur Geschichte und Dogmatik des Seekriegsrechts. Bd. I, Heft 1.) Berlin, Julius Springer. M. 9.—.

Witzmann, Georg, Die Gothaer Nachversammlung zum Frankfurter Parlament im Jahre 1849 (Das „Gothaer Parlament"). Gotha, Thienemanns Hofbuchhandlung (B. Schröder).

Zeiz, A. H., Der Tanz um den Tod. Berlin, Erich Reiß, Verlag. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

JAN 15 1920

Dreiundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Oktober 1918

Preis vierteljährl. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Inhalts-Verzeichnis

Seite

General der Infanterie Freiherr v. Woinovich: Die Verblutung der Völker durch die feindliche Hydra 1
Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Cavours, Sonninos und Salandras Stellung zu Deutschland 4
Freiherr v. Macchio, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Die Rolle Bulgariens in der österreichisch-ungarischen Politik 11
Dr. Robert Hallgarten: Vincennes (Schluß) 19
Oberlandesgerichtsrat Dr. Sommer, Geh. Justizrat: Wehrpflicht und Wahlrecht 31
J. Palisa: Ortsbestimmung zur See 42
Geheimrat Professor Dr. Aloys Schulte (Bonn): Frankreich und das linke Rheinufer 58
Realgymnasialdirektor Dr. Galle (Bützow i. M.): Die höhere Schule im nationalen Leben nach dem Kriege 64
Viktor Freiherr v. Kalchberg: Reichswirtschaftsbank und Mitteleuropa? .. 69
Professor Wilhelm Foerster (Berlin): Zur Geschichte der Weltharmonik. I 71
Karl Mollenhauer: An der Wolga. Erinnerungen aus dem alten Rußland (Forts.) 79
Regierungsassessor Dr. Bode, z. Z. beim Stabe des Chefs des Generalstabs des Feldheeres: Einheitsstenographie 88
Deutsch-russisches Finanzabkommen. Von E. K. 91
Literarische Berichte 94
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 96

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1918

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

A. G. XIII.

Karlsruher Lebensversicherung a. G.
Kriegsanleihe-Versicherung
ohne besondere Anzahlung.
Die Stücke für Kriegsanleihe-Versicherung werden von der Anstalt für den Versicherungsnehmer gezeichnet.
Versicherungsbestand 800 Millionen Mark.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Politische Bücherei
geleitet von
Geh. Rat Prof. Dr. Erich Marcks
Geh. Rat Prof. Dr. H. Schumacher und Prof. Dr. R. Smend

In dieser Sammlung erschien soeben:

Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich
Von
Dr. Wilhelm Schüßler

Dr. Schüßlers Buch gibt auf gedrängtem Raum eine ausgezeichnete Uebersicht über die vielgestaltigen Probleme, von deren befriedigender Lösung für uns fast ebensoviel abhängt wie für Österreich-Ungarn selbst. Es gehört zu der kleinen Zahl wertvoller politischer Bücher, deren Lektüre dem aufmerksamen Leser das Studium einer ganzen Reihe einschlägiger Spezialwerke und Schriften erspart. Diese auf gründlichem Studium beruhende Darstellung der österreichisch-ungarischen Zustände wird sicher von allen politisch interessierten Kreisen willkommen geheißen werden.

Geh. M 6.—, geb. M 8.— :: Für Subskribenten der „Politischen Bücherei": Geh. M 5.25, geb. M 7.—
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Dreiundvierzigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1918

Stuttgart und Leipzig 1918 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLIII

(Oktober bis Dezember 1918)

Seite

General der Infanterie Freiherr v. Woinovich: Die Verblutung der Völker durch die feindliche Hydra 1

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Cavours, Sonninos und Salandras Stellung zu Deutschland 4

Freiherr v. Macchio, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Die Rolle Bulgariens in der österreichisch-ungarischen Orientpolitik 11

Dr. Robert Hallgarten: Vincennes (Schluß) 19

Oberlandesgerichtsrat Dr. Sommer, Geheimer Justizrat: Wehrpflicht und Wahlrecht 31

J. Palisa: Ortsbestimmung zur See. Mit 7 Abbildungen 42

Geheimrat Professor Dr. Aloys Schulte (Bonn): Frankreich und das linke Rheinufer 58

Realgymnasialdirektor Dr. Galle (Bützow i. M.): Die höhere Schule im nationalen Leben nach dem Kriege 64

Viktor Freiherr v. Kalchberg: Reichswirtschaftsbank und Mitteleuropa? 69

Professor Wilhelm Foerster (Berlin): Zur Geschichte der Weltharmonik. I, II, III 71. 128. 276

Karl Mollenhauer: An der Wolga. Erinnerungen aus dem alten Rußland 79. 145

Regierungsassessor Dr. Bode, z. Z. beim Stabe des Chefs des Generalstabes des Feldheeres: Einheitsstenographie 88

Deutsch-russisches Finanzabkommen. Von E. K. 91

Prinz Max von Baden 97

Dr. S. van Houten, Minister a. D.: Holland im 20. Jahrhundert ... 101

Archivrat Dr. J. Lulvès: Der politische Mord in der Geschichte Englands 110

Margarete Henriette Gräfin v. Bünau, geb. v. Meerheimb: Adele Schopenhauer 115. 219

Ordens- und Titelsammler 123

H. Ch. G. J. van der Mandere: Vermittlung im Kriege? 134

Digitized by Google

Seite

Karl Passarge: Das französische Sprachgebiet in Elsaß-Lothringen. Mit einer Karte ... 138
Karl Elster: Das deutsche Volksvermögen im Weltkriege I, II 151. 262
Dr. Freiherr v. Friesen: Napoleon IV. ... 162
Hermann Wätjen: Die deutsche Hochschule im Zivilgefangenenlager Lofthouse Park bei Wakefield ... 166
Fried. Noack: Aus Peter Cornelius' Frühzeit ... 174
Geh. Regierungsrat J. Neuberg: Wie sorgt das Recht für den Krieger? Eine Rechtsplauderei ... 178
Die Ernüchterung an der Börse. Von E. K. ... 184
Philipp Zorn: Der Völkerbund ... 193
Die wirtschaftlichen Fragen auf dem Friedenskongreß ... 228
Professor Dr. P. Guthnick: Die neue Photometrie der Gestirne ... 230
Max Dessoir: Kulturpolitik ... 237
Robert Kohlrausch: Vom Zauberschloß Vergils ... 251
Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Deutsche und Polen in den östlichen Provinzen Preußens ... 258
Dr. Anton Lábán: Franz Deáks Anschauungen über den Panslawismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Panslawismus aus dem Jahre 1843 270
Dr. Eduard Färber: Die Grundlagen der Temperaturbestimmung ... 281

Kleine Revuen

Literarische Berichte ... 94. 186. 284
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes ... 96. 190. 287

Digitized by Google

Die Verblutung der Völker durch die feindliche Hydra

Von

General der Infanterie Freiherrn v. Woinovich

Der Weltkrieg, dessen Dauer jeglicher Vermutung Hohn spricht, ist, was seinen Ausbruch und seinen Verlauf anbelangt, das Werk einer Anzahl von Persönlichkeiten, deren Interesse oder deren Fanatismus er entspringt: die Völker spielen dabei die Rolle von Herden, die ihnen blindlings folgen.

Diese Persönlichkeiten sind aber jedenfalls, abgesehen von ihrer moralischen Nichtswürdigkeit, in der Wahl jener Mittel sehr erfinderisch und geschickt, die ihnen dazu dienen, den Kriegswillen der Völker nicht ersterben zu lassen. Wenn wir näher zusehen, so müssen wir allerdings bekennen, daß wir unsere Weisheit hierüber nur aus der Lektüre der Presse der uns feindlich gesinnten Völker beziehen; es ist daher durchaus nicht ausgeschlossen, daß dieser Kriegswille gar nicht mehr besteht, daß es eben nur die Presse ist, welche ihn zeigt, und zwar nur deshalb, weil die maßgebenden Persönlichkeiten das Geschick und die Kraft haben, die Presse vollständig zu beherrschen, die eiserne Hand, all und jedes zu unterdrücken, was im Auslande als Zeichen der Kriegsmüdigkeit gelten könnte. Dergestalt erweckt die Presse der uns feindlich gesinnten Völker den uns überraschenden Eindruck unversöhnlichen Hasses und unstillbaren Kriegsverlangens.

Schon die Vertiefung in volkspsychologischer Hinsicht macht es jedoch unwahrscheinlich, daß dieser Wunsch nach endloser Fortsetzung des Krieges in der Mehrheit der gegnerischen Völker tatsächlich vorhanden sei. War er es doch nicht selbst zu Beginn des Krieges — wenn man etwa von Serbien und Rußland absieht, und diese kommen gegenwärtig nicht mehr in Betracht. Die Geschichte hat gezeigt, daß, fast in ihrem ganzen Verlaufe, das Schicksal fremder Völker auf die Dauer nicht ausschlaggebend sei für die beständige Erhaltung freundlicher, noch weniger aber feindlicher Gefühle — wann hat sich je ein Volk dem Verbluten ausgesetzt, wie gegenwärtig etwa Frankreich oder England abstrakter Begriffe halber, wie es die angeblich angestrebte Herstellung von Recht, Freiheit, nationale Unabhängigkeit bei den Nachbarn u. dgl. m. sind. Wohl hat es mitunter solche als Vorwand für unlautere Bestrebungen gebraucht, sobald aber diese erreicht waren, sie brutalerweise wieder fallen gelassen. Um konkret zu reden, was geht z. B. Frankreich und England oder gar Nordamerika die Herrschaft der Tschechen in Böhmen

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

oder in der Slowakei an — ihnen ist kaum bekannt, wo diese Völker leben und existieren, geschweige denn, welches ihre Schmerzen sind, gerade so wenig, wie sie sich früher um die Schicksale der Polen kümmerten. Daß Italien seinerzeit für seine Ansprüche anscheinend mehr Teilnahme fand, dankt es dem Umstand, daß Frankreich und Preußen sich seiner als Hebel bedienten, um das unbequeme Österreich aus dem Sattel zu heben.

Daß die von feindlicher Presse angegebenen „ethischen" Momente es gewiß nicht sind, welche z. B. den französischen Spießbürger zu einem blutrünstigen Kriegsverlängerer machen, ist sicher, mehr Einfluß könnte dem Revanchegeschrei „Elsaß-Lothringen" zugeschrieben werden und in Italien der angeblichen Irredenta. Aber auch diese Motive würden keineswegs hinreichen, den Kriegsfanatismus nach mehrjährigem Kriege brennend zu erhalten, um so weniger, als ja bekannt ist, daß zu Beginn des Krieges sowohl in Frankreich als auch in Italien sehr starke Parteien vorhanden waren, die den Krieg nicht wollten. Daß diesen dieselben Völker, die dessen Greuel inzwischen verkostet haben, gegenwärtig durchaus wollen sollten, das anzunehmen, ist absurd.

Es bleibt also nur die Annahme, daß es der Terrorismus einer Anzahl von Personen ist, welche — die Geschicklichkeit und die Kraft haben, ihre Völker durch die Presse zu leiten, denen die Verantwortung dafür zufällt, daß die Völker der Entente noch nicht das Joch von sich geschüttelt haben, welches ihnen ihre Führer aufzwangen. Bezeichnend und charakteristisch ist übrigens die Erscheinung, daß jene Völker, die mit ihren demokratischen Einrichtungen protzen, viel weniger freien Willen besitzen, ihre wirklichen Anschauungen kundzugeben, als jene, die von den Gegnern als versklavt geschildert werden, z. B. Deutschland, Österreich-Ungarn. Die Erkenntnis dessen mag vielleicht den greisen Kaiser Franz Joseph, der über so viel Erfahrung verfügte, dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber vor zwei Jahren zu der Bemerkung bewogen haben: „Wie aber dieser Krieg unter den gegebenen staatlichen Verhältnissen enden soll — das ist mir ein Rätsel!"

Und in der Tat ist dies noch gegenwärtig rätselhaft! Wenn wir uns fragen, welche Hoffnungen unsere Feinde auf die Fortsetzung des Krieges setzen, so können wir nur zweierlei sagen: den Eintritt Amerikas in den Krieg und die Erwartung des wirtschaftlichen Niederbruches der Zentralmächte! Beides ist, nach den bisherigen Erfahrungen, vollkommen ausgeschlossen. Entbehrungen können uns noch vielfach beschieden sein, Hungers sterben aber werden wir gewiß nicht. Die Macht Amerikas, die sich nur sukzessive fühlbar zu machen vermag, kann sich niemals mit jener Stärke geltend machen, die allein imstande wäre, einen plötzlichen Umschwung in der militärischen Lage hervorzubringen. Es ist demnach nicht zu ergründen, auf welches Wunder zu ihren Gunsten die Entente noch wartet, wo sie doch dem ganz zwecklosen Blutvergießen und der Verarmung und Verelendigung Europas auch in ihrem Interesse baldigst Einhalt gebieten müßte.

Digitized by Google

Ich denke, daß dies auch den Völkern in allen Schichten völlig klar ist. Nur Kriegsgewinnern und solchen, die in deren Bann stehen, also irgendein Interesse an der Fortsetzung des Krieges haben, möglicherweise auch jene weniger materiell interessierter Personen, die jedoch im Drange eines mißverstandenen Patriotismus oder vielmehr Chauvinismus handeln, sind es, die bewußt fortfahren, ihre Volksgenossen zur Schlachtbank zu schleppen.

Der Krieg wird daher kein Ende nehmen, bevor nicht diese feindlichen Machthaber und Kriegsverlängerer, d. h. etwa ein Dutzend ehrgeiziger feindlicher Staatsmänner, mit ihrer Lügenmacht gestürzt sind. Solange Wilson, Lloyd George, Poincaré, Balfour, Clémenceau, Sonnino u. a. m. nicht gestürzt sind und an der Macht bleiben, wird keine Friedensmöglichkeit eintreten, weil es diese Männer immer sind, die mit allen erdenklichen Lügen und Phrasen ihre Völker berücken, jede Möglichkeit einer friedlichen Annäherung zu vermeiden und im Keime zu vernichten wissen, wobei sie vor terroristischen Mitteln nicht zurückschrecken, wenn es gilt, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Insbesondere ist es die Presse, die dabei das Hauptfeld ihrer Tätigkeit darstellt. Auf diesem Wege unterstützen sie die in der schamlosesten Weise bei uns ins Leben gerufene Propaganda. Ihr Treiben zur Stärkung dieser, der Irredenta, ihre Erfindung der tschecho-slowakischen Staaten und der gleichnamigen Truppen in den Lagern unserer Gegner charakterisiert die Skrupellosigkeit ihrer bezüglichen Tätigkeit.

Völlig unübertroffen an Niedertracht stehen diese Männer endlich in der Wahl der verbrecherischen Mittel zur Förderung ihrer Politik u. a. schon vor Ausbruch des Weltkrieges da.

Was war der Mord, verübt an dem kriegsfeindlichen Sozialistenführer Jaurès in Frankreich, was jene meuchlerische, die Welt in Brand steckende Tat in Sarajevo anders, als das Machwerk gewisser Führer der Entente. Und was sind die Ermordung des deutschen Botschafters Grafen Mirbach und des Generalfeldmarschalls von Eichhorn, die jüngst erfolgten, anders, als versuchte Nachhilfen, um den Gang der Ereignisse im Sinne der Entente zu wenden!

Es müßten daher Wege und Schritte ersonnen werden, um die Welt von diesen Feinden der Menschheit zu befreien, die gefährlicher als reißende Tiere sind und nebst ihrer moralischen Schuld an dem Ausbruche des Krieges noch jene an der Fortsetzung desselben tragen, abgesehen von der Möglichkeit, daß sie die Zahl ihrer Opfer, die sie in heimtückischer Weise bisher dahinrafften, unzweifelhaft noch zu vermehren bedacht sind.

Angesichts dessen, daß sich in den Ententestaaten niemand findet, der das schändliche Vorgehen dieser Menschen zu erkennen scheint und mit dem wahren Namen zu nennen wagt, ist die Annahme gerechtfertigt, daß das moralische Niveau der feindlichen Völker schon so tief gesunken sei, daß sie nicht mehr Gut von Böse unterscheiden können und daß sie im vollsten Sinne des Wortes dem Grundsatze huldigen, daß der Zweck das Mittel heilige. Schiene es da

Digitized by Google

nicht gerechtfertigt, ihnen wenigstens die Propaganda nachzumachen, deren sie sich gegen uns bedienen? Gut geleitet, wäre sie vielleicht imstande, mit der Zeit jenen Persönlichkeiten den Boden zu entziehen, welche gegenwärtig die Ententestaaten lenken und durch lügenhafte Darstellung unserer inneren Verhältnisse und Zustände bemüht sind, uns Abbruch zu tun. Dann würden die feindlichen Völker, die bisher den Splitter in unserem Auge bis zum Wahnwitz übertrieben, den Balken im eigenen entdecken und vielleicht geneigter werden, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Eine gut geleitete, ernsthafte Propaganda unsererseits fände in den Verhältnissen unserer Gegner mehr als genügende Anhaltspunkte, um ihnen physisch und moralisch den Boden heiß zu machen. Wir wollen hier nur auf ihre empfindlichsten Stellen hinweisen. Gibraltar, Malta, Zypern, Ägypten, Indien, Irland sind es bei den Engländern, Tripolis, Erythräa bei den Italienern, Nizza, Savoyen bei den Franzosen, Mexiko, die Philippinen und die inneren, keineswegs musterhaften Zustände in der Union, wären es bei den Amerikanern die, wenn von den Zentralmächten mit jener Rücksichtslosigkeit ausgebeutet, die unseren Gegnern uns gegenüber eigen ist, ihnen immerhin genügende Schwierigkeiten bereiten würden und wenigstens dazu führen könnten, sie aus den Griffen jener unseligen Personen zu befreien, denen wir allein die Schuld an der Fortdauer des Weltkrieges beimessen müssen.

Cavours, Sonninos und Salandras Stellung zu Deutschland

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès (in Berlin)

„Die deutsche Einheit wird gegründet werden, aber diese langsamen Preußen werden fünfzig Jahre brauchen, um uns nachzufolgen." Camillo Benso Graf von Cavour, der Schöpfer der italienischen Einheit, (1810 bis 1861) hat diesen Ausspruch getan, als Fieberträume ihn auf dem Sterbebette zu umgaukeln begannen. Der Ausspruch zeigt ein nicht unberechtigtes patriotisches Selbstbewußtsein, daneben aber auch eine gewisse Verkennung uns Deutschen gegenüber; denn tatsächlich war nicht erst nach fünf, sondern schon nach einem Jahrzehnt die deutsche Einheit vollendet. Voraussetzung zu dieser Beschleunigung war allerdings das Genie eines Bismarck. Daß ein solcher Heros dem deutschen Volke, den „langsamen Preußen" so bald beschieden sein würde, konnte damals kein Mensch ahnen, selbstverständlich auch Cavour nicht. 1¼ Jahre nach seinem Tode ward Bismarck preußischer Ministerpräsident.

Digitized by Google

Vor allem aber beweist jener Ausspruch, daß sich der sterbende Staatsmann (gest. 6. Juni 1861) mit Preußen, mit Deutschland in seinem Geiste beschäftigte, daß in letzter Zeit angeschlagene Gedankensaiten in seinem Geiste noch nachklangen.

Das Bündnis mit Napoleon III., die politische Vormundschaft des französischen Mephisto, der dem um seine Einheit ringenden italienischen Volke kürzlich zwei wertvolle Provinzen wegeskamotiert hatte, war dem verantwortlichen Staatsleiter auf der Apenninenhalbinsel schon lange lästig geworden. Er sah sich nach einem anderen Bundesgenossen um. Preußen, der nächst dem noch immer in Oberitalien festsitzenden feindlichen Österreich mächtigste deutsche Staat, kam da in erster Linie, ja einzig in Betracht. Die Idee, mit Preußen, das im Krimkriege (1854—1856) gegen Italiens damaligen Verbündeten, Napoleon, eine immer drohender werdende Haltung angenommen hatte, freundschaftliche Beziehungen anzubahnen, hatte schon seit Jahren den Grafen Cavour beherrscht. Unter ihrem Eindrucke hatte er bereits am 18. Februar 1858 dem preußischen Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel Preußen als Italiens „natürlichen Verbündeten" (alleato naturale) bezeichnet.

Das war volle fünf Monate vor der denkwürdigen Unterredung mit Napoleon zu Plombières gewesen, welche das Programm für den italienischen Krieg zur Befreiung der Lombardei und Venetiens ergab. Nach den Erfahrungen jenes Krieges, den Napoleon durch den Präliminarfrieden von Villafranca (11. Juli 1859), ohne sein Versprechen hinsichtlich Venetiens einzulösen, wohl aber unter Einheimfung von Nizza und Savoyen, vorzeitig beendet hatte, erneuerte er seine Bemühungen um einen näheren Anschluß an Preußen. Durch umherreisende Vertraute suchte er in Deutschland Verbindungen anzuknüpfen; der ihm nahestehende Historiker Giuseppe La Farina hatte einen italienischen Nationalverein gegründet, dieser bemühte sich, das Interesse und den Beistand des von Rudolf v. Bennigsen ins Leben gerufenen „Deutschen Nationalvereins" für Italiens Einheitssache, gleich nach seiner Gründung (1859), zu gewinnen.

Cavour kann von dem Ergebnis dieser mehrfachen Versuche und Bemühungen nicht unbefriedigt gewesen sein, denn im Herbst 1860 äußerte er gelegentlich: „Die Zeit ist nicht fern, wo der größte Teil des edlen Deutschlands zeigen wird, daß er nicht mehr mitschuldig sein will an den Leiden Venedigs." Mehr und mehr begeisterte er sich für Preußen, das, national und liberal zugleich, sich an die Spitze der deutschen Bewegung stelle und sich dadurch gerade als konservative Macht bewähre.

Ideen und Hoffnungen, die der preußische Gesandte, Graf Brassier de St. Simon, ebenfalls teilte; auch er erwartete die Befreiung Venedigs von einem preußisch-italienischen Bündnisse; vielleicht sprach der Diplomat dabei seine Meinung allzu offen aus.

Auf den preußischen Prinzregenten Wilhelm setzte Cavour seine Hoffnungen, und als jener 1861 den Thron bestieg, da ward er von einem

Digitized by Google

Spezialgesandten Italiens, von dem General La Marmora, mit warmen Worten beglückwünscht. Vor allem kam der Gedanke wieder zum Ausdruck, daß die Italiener, infolge der ähnlichen Entwicklung ihrer nationalen Bestrebungen mit denen Preußen-Deutschlands, sich daran gewöhnt hätten, Preußen als ihren natürlichen Bundesgenossen zu betrachten.

Entsprechend begrüßte die Thronrede Viktor Emanuels II. am 18. Februar 1861 den „loyalen und erlauchten Fürsten auf dem preußischen Thron" mit dem Ausdruck „der Sympathie für die edle deutsche Nation, welche, das hoffe ich immer mehr, in der Überzeugung leben wird, daß Italien, in seiner natürlichen Einheit konstituiert, weder die Rechte noch die Interessen der anderen Nationen verletzen kann". Unendlicher Jubel begleitete im Parlamente diese Worte. Wilhelms I. Abgesandter, General v. Bonin, war der Held des Tages!

Minder enthusiastisch, ja etwas gar zu reserviert, verhielt sich hingegen die Berliner Regierung. Das kühlte ab, verstimmte den weit impulsiveren Lenker Italiens. Darum seine eingangs wiedergegebene unmutige Klage über die preußische Langsamkeit.

Aber vor seinem geistigen Auge stand das preußisch-italienische Bündnis, das fünf Jahre nach seinem Tode Wirklichkeit werden und dem jungen Königreich das schmerzlich vermißte Venetien einbringen sollte. Jenes Bündnis, die Vorstufe zum späteren Dreibund, dem Italien eine staunenswerte, ruhig und sicher fortschreitende Entwicklung im Innern, nach außen die Stellung einer Großmacht verdanken sollte.

Das war die Erbschaft Cavours! Preußen-Deutschland war dabei geleitet von einem großen Staatsmann, der für jenen volles Verständnis, wirklich kongeniale Empfindungen besaß. Otto v. Bismarck hat noch in seinen späteren Jahren dem Werke Cavours, seiner politischen Handlungsweise in diesem Sinne rückhaltlose Anerkennung gezollt, wenn er gelegentlich sagte: „Daß die deutsche Einheit und die Verschmelzung des Nordens mit dem Süden ohne kriegerische Abrechnung mit Frankreich nicht zu erreichen war, kann weder politisch noch geschichtlich bezweifelt werden. Solche zur Herstellung nationaler Einheit nötigen Kriege herbeizuführen, hat Italien niemals Bedenken getragen, und die deutsche Kritik hat die italienischen Bestrebungen bis zur terza riscossa niemals gemißbilligt oder gar in irgendwelcher Form für ruchlos und unehrlich erklärt. Cavour hat vor keinem europäischen Kriege zurückgeschreckt, um die italienische Einheit zu verwirklichen, und die deutsche öffentliche Meinung hat die Bestrebungen in keiner ihrer Handlungen getadelt.

Wenn ich unter dem Drucke der französischen Drohungen mich hätte fortreißen lassen und auf eigene Verantwortung hin den Krieg entfesselt hätte, würde ich dann etwas anderes getan haben, als was Cavour, dessen persönliche Integrität bei uns niemand anficht, jahrelang wiederholt getan hat, ohne daß sein Patriotismus und seine Ehrlichkeit deshalb irgendeinem

Digitized by Google

Vorwurf ausgesetzt worden wären? Von italienisch nationaler Seite ist das nicht geschehen; aber auch von unparteiischer deutscher Kritik ist ihm aus seinem, für den europäischen Frieden nicht immer rücksichtsvollen politischen Verhalten niemals ein Vorwurf gemacht worden." —

Doch jetzt waltet der Geist Cavours nicht mehr über Italiens Politik!

Zerrissen ist der Dreibundsvertrag, Italien im Kriege mit seinen früheren Bundesgenossen, sogar mit Deutschland! Trotz der Waffenbrüderschaft von 1866, trotz der Beihilfe zur Erwerbung Venetiens und Roms, trotz der von Deutschland 33 Jahre hindurch treu bewahrten Bundesgenossenschaft und ihrer wohltätigen Folgen für Italiens Entwicklung!

Das Ministerium Salandra-Sonnino hat mit dem Makel der Treulosigkeit sich selbst, sogar die ganze Nation befleckt!

Ja, wären die beiden verantwortlichen Männer wenigstens von vornherein überzeugte Gegner Deutschlands gewesen! Aber mitnichten!

Der einer jüdischen Bankiersfamilie entstammende Führer der konstitutionellen Opposition im italienischen Parlament, Baron Sidney Sonnino, ist in erster Linie Finanzpolitiker. Er hat sich 1893 als Minister eingeführt unter dem Präsidium Francesco Crispis, der seinerseits stets seinen Ehrgeiz darin setzte, als Bismarck- und Dreibundsfreund zu gelten.

In seiner Jugend ist Sonnino (1847 geboren) Mitarbeiter an der von Karl Hillebrand begründeten deutschen Zeitschrift „Italia" gewesen. Denn mit deutscher Bildung ist er vertraut. Er ist ein Verehrer Goethes. Zu seinen Freunden zählte der italienische Übersetzer von „Faust" und „Hermann und Dorothea", Anselmo Guerrieri Gonzaga. Auch deutsche Wissenschaft ist ihm nicht fremd; selbst die deutsche Sprache soll er leidlich beherrschen.

Das noch 1881 mit Frankreich liebäugelnde Ministerium Depretis-Mancini suchte er im Parlament und in seiner Wochenschrift „Rassegna Settimanale" zu einer entschiedenen Schwenkung zum Zweibunde, zu einem wirklichen Bündnis mit Deutschland und Österreich-Ungarn zu drängen. Als ausgesprochener Widersacher des Irredentismus hat er Wert und Stellung von Triest und Trient für Österreich einerseits und für Italien anderseits unparteiisch und richtig am 29. Mai 1881 in jener Zeitschrift präzisiert:

„Der Besitz von Triest ist für Österreich-Ungarn von höchster Wichtigkeit, und dieses würde bis zum Äußersten kämpfen, ehe es auf diesen Hafen verzichtete. Ferner ist Triest der geeignetste Hafen für das ganze deutsche Gebiet. Triests Bevölkerung ist gemischt, wie alle Bevölkerungen an der Grenze. Die Forderung Triests als Recht wäre eine Übertreibung des Nationalitätenprinzips, ohne wirkliches Interesse für unsere Verteidigung zu haben. Trient ist italienisches Land und würde eine Vervollständigung unserer Verteidigung darstellen, ohne für Österreich die Bedeutung von Triest zu besitzen; aber die Interessen, die wir in Trient haben können, sind klein im Vergleich zu denen, die in unserer Freundschaft zu Österreich enthalten sind."

Digitized by Google

An anderer Stelle trat er mit ganzer Kraft für die Freundschaft mit Deutschlands nächstem Verbündeten, mit Österreich, ein, in voller Erkenntnis ihres hohen Wertes für Italien. „Die Freundschaft mit Österreich-Ungarn bedeutet für uns die freie Verfügung über alle unsere Kräfte zu Wasser und zu Lande. Sie bedeutet für uns — es ist unnütz, sich einer Täuschung darüber hinzugeben — die Geltung unserer Stimme im europäischen Konzert. Ist das von unserer Seite eine ernste Politik, die auf jeden Einfluß im Rate Europas verzichtet, um hinter dem Erwerb der irredentistischen Provinzen herzulaufen, der für uns kein großes Interesse darstellt?... Die Freundschaft zu Österreich ist für uns eine unerläßliche Bedingung für eine zielbewußte und tätige Politik. Pflegen wir sie also mit aller Sorgfalt."

Mit seiner Überzeugung als „Triplicista", dem das Einvernehmen mit Deutschland als Basis für eine gedeihliche Politik Italiens galt, war bei seinem sonst so starren Doktrinarismus ein gutes Einvernehmen mit England vereinbar, das dem Dreibund ja in den ersten Jahrzehnten wohl gesinnt zu sein schien. Sonninos menschlichem und politischem Empfinden erschien gerade ein günstiges Verhältnis Italiens zu England von allergrößtem Wert. Denn England war die Heimat seiner Mutter, England verdankte er vieles von seinen Anschauungen, von seiner politischen Erziehung, von seinen Lebensgewohnheiten. Das hinderte ihn aber nicht daran, sich gerade in politischer Hinsicht ein treffendes Urteil über England zu bilden, über „unsern platonischen Alliierten", der jede Gelegenheit allein dazu benutze, um mit „philosophischer und ökonomischer Gemütsruhe" wirtschaftliche Vorteile herauszuschlagen. „Die Geschichte lehrt," so schrieb er im Jahre 1882, „daß es Wahnsinn wäre, sich allein auf den Beistand Englands zu verlassen zum wirksamen Schutz von Interessen, die für uns kapitale und dringende, für England aber sekundäre und fernliegende sind. England gemäß seiner Natur als Industriemacht, gemäß der Größe seines Weltreiches und der sich daraus ergebenden Vielheit seiner Interessen, legt viel zu großen Wert auf die Erhaltung guter Beziehungen zu Frankreich, als daß wir jemals hoffen könnten, daß es aus irgendeinem Interesse, das nicht direkt und klar in erster Linie das eigene ist, diesen Bund in Frage stellte."

Als überzeugter Vertreter der Dreibundsidee gab sich Sonnino sogar zur Zeit der harten Probe, die dieser bei der gerade in Italien so viel Staub aufwirbelnden Annektierung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich durchmachte. Damals betonte er in der Öffentlichkeit, in einem programmatischen Schreiben vom 22. Februar 1909 an seine Wähler in Toskana: „Angesichts der Besorgnisse der gegenwärtigen Stunde können wir mit Sympathie der Abkommen und Ententen der anderen Staaten gedenken, die darauf abzielen, den Weltfrieden zu sichern, und dabei unsere eigenen Ententen nicht verletzen. Der Dreibund hat während der letzten Jahre beständig zur Aufrechterhaltung des Friedens beigetragen, weil er niemand bedroht, nie-

Digitized by Google

mandes Rechte verletzt und niemals ein Hindernis war für die größte Herzlichkeit der Beziehungen jedes einzelnen der Verbündeten zu den anderen Staaten. Es ist dennoch entschieden wünschenswert, daß die Diplomatie ein Mittel finde, um so schnell wie möglich jeden leisesten Zweifel, jedes Mißverständnis, jeden Verdacht, der zwischen den Verbündeten auftauchen könnte, zu zerstreuen, und daß zwischen unserer Regierung und den leitenden Staatsmännern der Nachbarmonarchie die vertrauensvollen und herzlichen Beziehungen wieder hergestellt werden, die so sehr die Lösung jeder Frage, selbst der verwickeltsten und schwierigsten, erleichtern." Dann fährt er fort: „Selbst wenn sich aber Italien die alleräußerste Zurückhaltung auferlegen wollte, könnte es doch niemals gegenüber einem Ereignis gleichgültig bleiben, welches das Gleichgewicht der Kräfte im Mittelmeerbecken berührte. Es wird daher immer sehr wünschenswert im Interesse der Lebensfähigkeit und Aufrichtigkeit seiner Allianzen sein, daß das Einvernehmen auch diese Frage umfasse, um hierdurch die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes zu gewährleisten."

In den letzten Sätzen hat Sonnino vollbewußt das Gebiet berührt, bei welchem — außer noch in der Balkanfrage — die Interessen der Dreibundsmächte möglicherweise auseinanderzugehen drohten, die Mittelmeerfrage. Vielleicht hoffte er, daß sie bei der nächsten Erneuerung des Dreibundvertrages Berücksichtigung finden würde. Das wäre erst zu Juli 1914 gewesen.

Sonnino sah aber bedeutend früher andere Aufgaben vor sich. Zehn Monate nach dem Datum jenes Schreibens, im Dezember 1909, wurde er an die Spitze des Ministeriums berufen. Er beeilte sich in seinen parlamentarischen Antrittsreden, sich als unentwegten Anhänger des Dreibunds vorzustellen. Es war zum zweiten Male, daß er das Ministerpräsidium führte, aber wie im Jahre 1906 nur auf drei Monate.

Zumeist an Sonnino hat sich der neapolitanische Advokat und Professor der Rechte Antonio Salandra (geb. 1853) im politischen Leben gehalten; er ist sozusagen dessen Unterfeldherr gewesen. Dieses Verhältnis ist im Grunde auch dann noch geblieben, als Sonnino, nach dem Tode des seit 1. März 1910 ständigen Außenministers Marchese di San Giuliano, an dessen Stelle im November 1914 in das seit März desselben Jahres von Salandra geleitete Ministerium eingetreten war. Auf Sonninos Erfahrung in der äußeren Politik verließ sich der Ministerpräsident Salandra, bei seiner eigenen Schwäche auf diesem gefährlichen Gebiet. Verband ihn doch eine dreißigjährige Freundschaft mit jenem Parlamentsgenossen. Zur Bildung eines Ministeriums und zum Vorsitz in demselben war Salandra von seinem Vorgänger Giovanni Giolitti, dem Führer der Mehrheit im Parlament, der von 1903—1914 mit nur kurzen, zumeist selbstgewählten Unterbrechungen das Staatssteuer in der Hand gehabt hatte, vorgeschlagen worden. Nach Giolittis Absichten nur als zeitweiliger Platzhalter, wie es der alterfahrene Politiker in den letzten Jahrzehnten so oft gemacht hatte.

Digitized by Google

Diesmal ist es anders gekommen! Giolitti hat sich in der Berechnung getäuscht, nach seinem Belieben wieder auf der Bildfläche erscheinen zu können, um, gewissermaßen als Diktator, das Land am Rande des inzwischen ausgebrochenen Weltkrieges, schließlich doch vor seinen Schrecken zu bewahren, der Nation sogar noch etwas mehr an österreichischen Zugeständnissen zu verschaffen, als es inzwischen Salandra gelungen wäre. Des letzteren Ehrgeiz, das Präsidium möglichst lange, jedenfalls über Giolittis selbstsüchtige Berechnungen hinaus, zu behalten, hat unerwartete Folgen gehabt. Salandra, der zu Anfang Gegner einer Teilnahme am Kriege gewesen war, wollte durchaus einen möglichst starken Druck auf Österreich bei der sich anscheinend darbietenden günstigen Gelegenheit zur Durchsetzung territorialer Forderungen ausüben. Zu diesem Zwecke suchte er Rückhalt bei den nationalistischen und bei den demokratisch-republikanischen Parteien, ja sogar bei den mit den Freimaurern verbündeten Parteien mit bedenklich anarchistischem Einschlag!

Auch Sonnino wollte diesmal nicht, wie früher, nur für Giolitti, mit dem er seit zwanzig Jahren verfeindet war, und nur für die Mehrung seines Ruhms gearbeitet, nur für ihn die Kastanien aus dem Feuer geholt haben, ohne eigenen Vorteil. Er wollte den verhaßten Rivalen endgültig ausgeschaltet und unmöglich gemacht sehen; er verbohrte sich immer tiefer in diesen durchaus nicht selbstlosen Gedanken.

Arm in Arm mit jenen rücksichtslos vordrängenden Parteien hofften Salandra und Sonnino, ohne Rücksicht auf die Politik des verstorbenen Marchese di San Giuliano, dem schon nach anderer Seite vollbeschäftigten Österreich das Höchstmaß ihrer Forderungen, d. h. der alten irredentistischen Forderungen in möglichst weitem Sinne, herauspressen zu können. Gelang das, dann gebührt ihnen der Ruhm, die Einheit Italiens, das Werk Cavours, wirklich vollendet zu haben, ungeachtet ärgster Verwicklungen, unter Wahrung des Friedens in schwerer Kriegszeit. Aber je schwerer Österreich sich zu jenem Höchstmaß entschließen konnte, desto stärker schwoll die von jenen beiden aus Gründen des Ehrgeizes entfesselte nationalistisch-revolutionäre Bewegung an, noch dazu angefacht und genährt durch die Entente, vor allem durch die von ihr gekaufte Presse. Sehr bald konnten Salandra und Sonnino der entfesselten Bewegung nicht mehr Herr werden. Aufgestachelt von gewissenlosen, zumeist bezahlten Demagogen, herrschte der Straßenpöbel; der Wille einer kleinen, aber skrupelfreien Minorität kam zum Durchbruch. Salandra und Sonnino hatten mit der Kriegsgefahr als Drohung gegen Österreich gewissermaßen gespielt. Jetzt wurden sie selbst von dem Strudel davongerissen; wohl nicht so ganz willenlos, denn den Einflüsterungen der Entente hatten sie sich willig hingegeben; mit dem in Propaganda ausnehmend rührigen Botschafter Barrère soll Baron Sonnino schon lange in näherem Verkehr gestanden haben. Unheilvoll ist, neben dem Druck Englands und der Militärpartei, auch auf beide Männer der Einfluß des franzosenfreundlichen Kolonialministers Ferdinando Martini gewesen, durch dessen Indiskretion 1914 die Entscheidung

Digitized by Google

des Ministeriums für die Neutralität verhängnisvollerweise zu früh in Paris bekannt geworden war. Ein weiteres Eingehen auf andere noch maßgebende Momente, wie das Verhalten des Königs usw., erübrigt sich in diesem Zusammenhange.

Die ganze Tragweite ihres Vorgehens und seiner Folgen haben Salandra und Sonnino nicht übersehen, vor allem nicht der in abstrakten Doktrinen befangene, in sich verbissene und eigenwillige Sonnino. So ist gerade er schließlich, ungeachtet seiner oben dargelegten politischen und kulturellen Anschauungen, Vertreter der stärksten irredentistischen Forderungen, der wahre Urheber des Verrats am Dreibund und des Krieges gegen Österreich-Ungarn und Deutschland geworden.

Ja, an Salandra und Sonnino haftet der Makel der Treulosigkeit und des Verrats! Noch in der Kapitolrede, die ersterer am 2. Juni 1915, wenige Tage nach der Kriegserklärung an Österreich, nach der Abreise der diplomatischen Vertreter Österreich-Ungarns und Deutschlands hielt, sprach er mit einer gewissen Ehrfurcht von Deutschland und von seinen Heroen, Friedrich dem Großen und Bismarck, von der Nation besonders in den Worten: „Ich bewundere und achte das gelehrte, mächtige und große Deutschland, das ein staunenswertes Beispiel von Organisation und Widerstandskraft bietet."

Am 27. August 1916 folgte die Kriegserklärung an Deutschland!

Erreicht hat die unheilvoll verblendete Politik der beiden Männer eine noch unabsehbare Fortdauer des Weltkrieges, der sonst sehr bald mit Deutschlands Sieg geendet hätte, vor allem aber für ihr Vaterland selbst eine schmähliche und dauernde Abhängigkeit von der Entente in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht, den drohenden Bankerott, den Verlust der Großmachtsstellung, die Cavour angebahnt und gerade durch den Anschluß an Deutschland für alle Zukunft hatte sicherstellen wollen — Cavour, der einmal einen Ausspruch getan und selbst bewahrheitet hat, den jene beiden, nur von selbstsüchtigen Interessen geleiteten Männer, nicht zu kennen scheinen: „Der Staatsmann, der nicht bereit ist, dem Lande seinen Namen zu opfern, verdient es nicht, seinesgleichen zu regieren!"

Die Rolle Bulgariens in der österreichisch-ungarischen Orientpolitik

Von

Freiherrn v. Macchio, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Botschafter a. D.

In dem großen Komplex der auswärtigen Politik der Habsburger Monarchie spielten seit jeher die den Orient berührenden Probleme eine wesentliche Rolle. Zur Zeit als der Islam noch erobernd in Europa auftrat, bildete, schon vermöge der geographischen Konfiguration, zunächst Ungarn, dann

Digitized by Google

Österreich das Zentrum des Widerstandes, sozusagen einen mächtigen Brückenkopf für das westliche Europa.

Es würde den dieser summarischen Rückschau gezogenen engen Rahmen weit überschreiten, wollte ich die österreichische Orientpolitik an der Hand der Tatsachen systematisch rekapitulieren, soweit dieselbe im Lichte der Geschichte bereits offen zutage liegt. Ich kann mich nur darauf beschränken, die historischen Entwicklungen, die sie beeinflußt haben dürften, die grundlegenden Ideen, die ihren jeweiligen Gang geregelt haben mögen, zu skizzieren, die Zusammenhänge zu berühren, und so zu versuchen, in dieser kurzen Darstellung deren Einheitlichkeit nachzuweisen.

In vergangenen Jahrhunderten durch den Kampf gegen das den Westen bedrohende osmanische Imperium beherrscht, änderte sich ihre Direktive schon einigermaßen, als mit dem Eintritte Rußlands in den Kreis der europäischen Mächte auch die Velleitäten letzterer Macht auf die Beherrschung Konstantinopels und der Meerengen in die politischen Erwägungen einbezogen werden mußten. Es war damit eine neue Figur auf dem Schachbrett der Orientpolitik erschienen, deren Tendenzen aus dem Schlagworte des Testaments Peter des Großen und manchem andern schon bald deutlich hervorleuchteten. Während die österreichische Politik der türkischen Macht nur defensiv dort entgegentrat, wo sie in deren natürliche Machtsphäre überzugreifen drohte, erkannte sie bald in der neuen östlichen Großmacht jenes Land, welches unter dem Deckmantel des Schutzes der Christen weit ausschauende politische Offensivpläne im Orient verfolgte und, zähe daran festhaltend, mit jenen allmählich in Widerstreit geraten mußte, welche ein Interesse daran finden würden, gewaltsame Umwälzungen in ihrer Nähe hintanzuhalten.

Die österreichische Politik mußte also von da an stets mit Rußland rechnen und, je nach der allgemeinen Weltlage, seinen jeweiligen Kräfteverhältnissen und seiner wesentlich friedlichen Veranlagung bemüht sein, mit der Expansionslust dieses gewaltigen Nachbars sein Auskommen zu finden, dieselbe sich nutzbar zu machen oder einzudämmen, wie es eben die Umstände mit sich brachten und wie es nötig war, um einem direkten Konflikte aus dem Wege zu gehen.

Neben der Türkei, deren Bestand und Fortschritt in den jeweilig entsprechenden Grenzen stets zu den Grundprinzipien der österreichischen Orientpolitik gehörten, wurde also immer mehr Rußland das wichtigste Element in allen auf den Balkan bezüglichen Kalküls der Monarchie.

Mit dem staatsrechtlichen Neuaufbau Deutschlands entfiel für die Monarchie die Aufgabe, den früheren Komplikationen der deutschen Bundespolitik zu folgen, ihr Schwerpunkt war nach Osten gerückt, das staatsrechtliche Neugebäude Österreich-Ungarn erschien von nun an als der mächtige Pfeiler, der West- und Mitteleuropa mit dem Balkan verbinden, dem letzteren westliche Kultur vermitteln und in demselben das wichtigste Absatzgebiet seiner Industrieprodukte finden sollte.

Digitized by Google

Wieweit es dieser Aufgabe seither gerecht wurde, was für vielfache Fluktuationen und Abweichungen sich daraus ergaben, gehört nicht hierher.

Hervorgehoben muß aber werden, daß diese Einwirkung auf die Völker des Ostens von Anfang an als eine wirtschaftliche und kulturelle gedacht war und es im wesentlichen auch immer geblieben ist. Doch lassen sich auch solche Bestrebungen mit Aussicht auf Erfolg nicht fördern, wenn sie nicht mit Politik Hand in Hand gehen, auf diese aufgebaut sind und von ihr die nötige Anregung empfangen.

Natürlich mußte aber durch diese Hinweisung der Monarchie auf das orientalische Tätigkeitsfeld ihr Kontakt mit der russischen Orientpolitik ein immer engerer und schwierigerer werden und in allem und jedem den Gang ihrer eigenen Politik beeinflussen. Der Gegensatz zwischen der friedlichen kommerziellen Expansion, die für die Monarchie eine Lebensfrage wurde, und den territorialen Herrschgelüsten der russischen Politik war eben unüberbrückbar und mußte früher oder später, so oder so ausgekämpft werden.

Einstweilen war die österreichisch-ungarische Politik nur darauf bedacht, ihre obigen legitimen Belange zu fördern, dem intensiv kultivierten russischen Einfluß ein Gegengewicht zu bieten und womöglich den russischen Einwirkungsbestrebungen den Wind aus dem Segel zu nehmen.

Zu einer Zeit, wo die christlichen Balkanstaaten noch unter türkischer Herrschaft standen, war es nur natürlich, wenn Österreich-Ungarn zunächst bemüht war, mit dem damals allein beschränkte Selbständigkeit genießenden Serbien als seinem nächsten Nachbar, welcher schon bei früheren Anlässen wiederholt an das Wohlwollen der Nachbarmonarchie appelliert hatte, vertrauensvollere Beziehungen herzustellen und demselben Proben seiner freundlichen Gesinnung zu geben. Ich erinnere nur an die Räumung der damals noch türkischen Festung Belgrad im Jahre 1867 durch die türkischen Truppen auf Anraten Österreichs.

Trotzdem mußte es nach und nach, gefördert durch die slawische Rassengemeinschaft, am meisten aber wohl durch die religiöse Zusammenarbeit unter dem Schutze des Zaren als geistlichen Oberhaupts gelingen, das Vertrauen zur Monarchie und deren Plänen bei den christlichen Balkanvölkern zu untergraben. Der wirtschaftliche „Drang nach Osten" wurde in ein politisches Eroberungsprogramm umgedeutet.

So war der Boden nach zwei Seiten (gegen die Türkei und die Monarchie) für den serbischen Aufstand vom Jahre 1876 vorbereitet worden. Nur sollte das Eintreten Rußlands in den Befreiungskrieg vollends beweisen, daß diese Macht allein willens und befähigt ist, selbständige Staaten am Balkan zu schaffen und dieselben für alle Zukunft zu gehorsamen Werkzeugen der weitergreifenden russischen Pläne zu gestalten.

Dieser gewaltsame Eingriff Rußlands, wenn er auch durch die Ergebnisse des Berliner Vertrages in Grenzen gebannt wurde, welche den Wünschen der anderen europäischen Großmächte besser entsprachen, konnte doch nicht

Digitized by Google

ohne Rückwirkung auf die Postulate der österreichisch-ungarischen Orientpolitik bleiben. Dieselbe mußte angesichts der Intensität und des Tempos des russischen Spieles darauf bedacht sein, ihre eigenen Interessen auf eine solidere Grundlage zu stellen, als es die bisherigen Erfahrungen mit der Freundschaft Serbiens waren. — Die Unruhen in den türkischen Nachbarprovinzen hatten ihr seit dem Jahre 1875 gezeigt, wie sehr das Gebiet der Monarchie schon durch die Massenflucht der Bevölkerung bei solchen Anlässen in Mitleidenschaft gezogen werden könne, und daher die Absicht nahegelegt, die Hand auf Bosnien und die Herzegowina zu legen, um vor ähnlichen Störungen sich in Hinkunft zu schützen, zugleich aber auch für den schmalen dalmatinischen Küstenstreif ein gesichertes Hinterland zu besitzen. Der Berliner Vertrag bot Gelegenheit, dieses dringende Bedürfnis in Form der Okkupation zu realisieren und ebnete zugleich den Boden, auf dem ein Jahr später das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis erstand — eine sichere Rückendeckung für die Monarchie.

So sehr diese Mittel unabweislich sein mochten, um die Stellung Österreich-Ungarns am Balkan zu konsolidieren, so sehr dies letztere bestrebt war, durch die kulturelle Erschließung und Schaffung geregelter Verwaltungszustände in den bosnischen Ländern den Beweis zu erbringen, daß deren Besetzung nicht der Ausdruck territorialer Gelüste, sondern das imperative Erfordernis der Herstellung geordneter Verhältnisse an seinen Südostgrenzen darstelle, in den Augen der mit Eifersucht und Mißtrauen den Gang der österreichisch-ungarischen Politik beobachtenden anderen Mächte, und vornehmlich Rußlands, war dieser Schritt — wenn er auch mit deren Zustimmung erfolgt war — eine Revelation. Sie erblickten darin das Symptom aktiverer politischer Betätigung am Balkan, den Ausdruck einer Vitalität, welche manchen von ihnen nicht willkommen sein mochte.

Durch die Besetzung Bosniens und der Herzegowina war Österreich-Ungarn selbst eine Balkanmacht geworden. — Es konnte sich nicht dem Risiko aussetzen, seine wirtschaftliche Expansion nach Südosten durch die politische Beherrschung der Balkanvölker durch Rußland illusorisch werden zu sehen.

Aber naturgemäß war die Okkupation ein politischer Akt, und als solcher wurde sie von der Gegenseite reichlich ausgebeutet. Die ganze Meute des Allrussentums, geführt von Katkow und der slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft in Moskau, wurde gegen die Monarchie losgelassen, um der Welt klarzumachen, daß mit der Okkupation, mit dem Besetzungsrecht im Sandschak von Nowibasar «au delà de Mitrowitza» — welches, nebenbei bemerkt, nie voll ausgeübt wurde — eine neue Politik Österreich-Ungarns inauguriert sei, welche den ersten Schritt auf dem Wege nach Saloniki darstellte. Man wußte sehr wohl, daß dadurch in die Seele der eben erst zur Welt gekommenen jungen Balkanstaaten der tiefste Stachel des Argwohns eingepflanzt wurde, indem sie in Österreich-Ungarn einen gefährlichen Konkurrenten für all ihre eigenen geheimen Träume erstehen sahen.

Digitized by Google

Indes die österreichisch-ungarische Politik war auch nach der Okkupation ihrer konservativen Richtung treu geblieben. Sie trug dem Erstehen, der ruhigen Entwicklung der jungen Balkanstaaten als einer naturgemäßen Folgeerscheinung der Geschehnisse Rechnung. Das Kálnokysche Wort: der Balkan den Balkanvölkern, wurde ihre Richtlinie.

Wenn demgegenüber die allrussische Hetzkampagne ihren Fortgang nahm, wenn gelegentlich die zaristische Bravade: der Weg nach Konstantinopel geht über Wien, Europa in Erinnerung gebracht wurde, so mußte sie sich eben bescheiden; sie konnte nicht mehr zweifeln, wer ihr am Balkan stets entgegentrat, war aber genötigt, solange als möglich mit friedlichen Mitteln einen Ausgleich zu suchen.

War doch von Anfang an ihre Situation durch den Umstand erschwert, daß Serbien in der Besetzung Bosniens und der Herzegowina einen Eingriff in seine, wie ihm schien, legitimen Zukunftsaspirationen erblickte, was wieder Rußland eine bequeme Handhabe bot, dort den Hebel anzusetzen. Zudem war tatsächlich Bulgarien durch den Russisch-Türkischen Krieg von 1877/78 zu einem selbständigen Fürstentum geworden und nicht nur durch die Pflicht der Dankbarkeit für den Zarbefreier, sondern auch durch seine geographische Lage der russischen Einwirkung in besonderem Maße ausgesetzt.

Wie sich übrigens Rußland die Befreiung gedacht hatte, davon bekam das junge Fürstentum schon bald einen Vorgeschmack, als es dieselbe ohne russische Autorisation zu vervollständigen sich anschickte. Die Kämpfe und die schließliche Abdankung des Fürsten Alexander von Bulgarien, das Regime Kaulbars, die vom russischen Gesandten Hitrowo aus Bukarest geleiteten Aktionen, um Bulgariens Selbständigkeitstrieb niederzuhalten, gehören einer nun schon entfernten Geschichte an. Daß Österreich-Ungarn damals genötigt war, den kriegerischen Fortschritten Bulgariens in Serbien Halt zu gebieten, mag weniger auf eingewurzelte Sympathien für letzteres, als auf die Erkenntnis zurückzuführen sein, daß gerade damals ein übermäßiger territorialer Zuwachs Bulgariens dasselbe in noch viel höherem Maße den russischen Vexationen und damit schließlich einer völligen Unterwerfung unter die russische Faust ausgesetzt haben würde. Denn man darf nicht vergessen, daß schon in jenen Jahren von der Wiener Politik dem jungen, tapferen, aufstrebenden Bulgarenvolke die größten Sympathien entgegengebracht wurden. Man hatte in der nüchternen, fleißigen, zähen, urwüchsigen, realistischen Veranlagung dieses Volkes und seiner Führer die Elemente erkannt, welche geeignet wären, ihm bei weiterer kultureller Entwicklung eine ausschlaggebende Stellung unter dem balkanischen Staatswesen zu sichern. Man hatte aber ebenso erkannt, wie unendlich schwierig seine Situation gegenüber dem Befreier, der gleichzeitig ein Unterwerfer zu werden strebte, sich gestaltete.

In Wien war man sich ja damals schon klar darüber, daß ein erstarktes Bulgarien für Rußland nur ein Hemmnis auf dem Wege nach Konstantinopel sein könnte — Rußland brauchte ein ihm blind ergebenes, von ihm vollständig

Digitized by Google

abhängiges Durchzugsland. Um das zu schaffen, hatte es Bulgarien von der Türkenherrschaft befreit.

Die österreichisch-ungarische Politik aber brauchte eben das Gegenteil: ein immer kräftiger, immer selbständiger sich entwickelndes Bulgarien, um den russischen Plänen auf Konstantinopel einen Riegel vorzuschieben. Somit fiel schon damals die österreichisch-ungarische Politik mit dem Aufschwung Bulgariens zusammen. Demgemäß fanden auch die mühevollen Bestrebungen jenes Landes, sich von den enger und enger es umspannenden russischen Netzen freizuhalten, gerade in den im Jahre 1885 beginnenden diplomatischen Kämpfen die werktätigste Unterstützung am österreichisch-ungarischen Vertreter, an der Politik des Ballplatzes.

Waren ja doch aus diesem Grunde die Beziehungen der Monarchie zu Rußland im Jahre 1886 dermaßen gespannt, daß eine kriegerische Auseinandersetzung in den Bereich der Möglichkeit rückte — sie wurde damals vermieden, und das russische Netz, das Bulgarien umspannen sollte, wurde wieder gelockert. Stets mußte der Faden neu aufgenommen werden, um im Zusammenwirken mit Rußland die gefährlichen Klippen, die ihn zum Reißen bringen konnten, zu umschiffen. Mit nie erlahmender Geduld war unsere Orientpolitik an diese Kleinarbeit gewiesen. Unter anderem konnte man an der oft auftauchenden Idee einer Teilung der Interessensphären der beiden Großmächte am Balkan ersehen, wie viel Rußland daran gelegen war, Bulgarien ein für allemal fest in die Hand zu bekommen. Denn eine solche Teilung wäre ja doch nur darauf hinausgelaufen, den Russen freie Hand in Bulgarien zu geben und Österreich-Ungarn das durch russische Wühlarbeit unterminierte Serbien als Domäne eines höchst zweifelhaften und unsicheren Einflusses zu überlassen. Bulgarien sollte eben das Hauptbollwerk der russischen Macht werden, Serbien und Montenegro gewissermaßen leichte Vortruppen im geographischen Bereich der Monarchie, stets gut zu gebrauchen, um letztere zu beschäftigen und zu beunruhigen.

Erst im Jahre 1897 gelegentlich des Besuchs Kaiser Franz Josephs in Petersburg kam ein Übereinkommen zustande, welches mit dem Standpunkt „der Balkan den Balkanvölkern" und dem von Wien immer präkonisierten Kräftegleichgewicht derselben vereinbar war. Damit wurde eine diplomatische Waffenruhe angebahnt, aber auch nicht mehr. Das Spiel der russischen Politik in Sofia kam deshalb noch lange nicht zur Ruhe, doch hatte es dort in dem 1887 zur Regierung berufenen damaligen Fürsten Ferdinand mit einer erstklassigen Klinge im diplomatischen Ringen zu tun; mit unendlicher Feinheit handhabte er die Parade und die Riposte, und mit hervorragender Klugheit und Gewandtheit gelang es ihm, zu verhindern, daß sein Land durch die Schachzüge der russischen Diplomatie mattgesetzt werde.

Es galt demnach sich, wo unvermeidlich, mit geschickter Anpassungsgabe den russischen Wünschen unterzuordnen oder dieselben für das bulgarische Interesse nutzbar zu machen, wobei schließlich die große politische Begabung

Digitized by Google

des Fürsten, der gesunde Sinn des Bulgaren doch den richtigen Weg zu finden wußte.

Daneben gelang es dem jetzigen Herrscher, eine mächtige Entwicklung im Innern anzubahnen, die finanziellen Grundlagen zu festigen, die wirtschaftlichen Kräfte zu heben, alle staatlichen Hilfsmittel zusammenzufassen und die Armee so auszugestalten, daß Bulgarien aus eigener Kraft nach wenigen Dezennien als achtunggebietender Faktor dastand, den zu vergewaltigen nicht mehr so leicht war.

Auch während dieser Entwicklungsjahre, wenn auch notgedrungen die Rücksicht auf Rußland und die manchmal ausgesprochen in russischem Fahrwasser segelnde bulgarische offizielle Politik eine vorsichtige Zurückhaltung zeitweise zur Pflicht machten, die auch nur den jeweiligen Erfordernissen der politischen Lage in Bulgarien entsprochen haben dürfte, hat Österreich-Ungarn seine warme Sympathie und freundschaftliche Anteilnahme an diesem Lande der Zukunft nicht verleugnet. So oft es auch in großen Fragen nur in beschränkterem Maße geschehen konnte, wenigstens in kleineren, aber darum nicht minder wertvollen, hat die Monarchie dieser Gefühlsrichtung Ausdruck gegeben, wie beispielsweise, als sie zuerst von allen Mächten, und zwar ohne jede Gegenleistung, auf die von türkischer Zeit her bestehenden Kapitulationen verzichtete. Sie konnte um so leichter eine solche Haltung einnehmen, als ihre Anerkennung für das, was von Bulgarien geleistet worden, auch realpolitisch zu vertreten war, und als sie selbst nicht, wie man ihr böswilligerweise in die Schuhe schob, als territorialer Bewerber in die Balkanarena trat, sondern als saturierter Großstaat, der nur in friedlichem wirtschaftlichem Wettbewerb im nahen Orient als Konkurrent auftrat.

Politisch war sich Österreich-Ungarn immer klarer darüber geworden, daß, angesichts der längst erkannten Unzuverlässigkeit der serbischen Nachbarn, dessen großserbische Utopien über die ungarischen und bosnischen Grenzpfähle lange hinausgewachsen waren, angesichts der Entwicklung des irredentistischen Gedankens in Rumänien, dessen Freundschaft man in Wien zu einer Zeit gesucht und zum Teil gefunden hatte, als König Karol der Orientierung der rumänischen Politik nach Westen Verständnis entgegenbrachte und die Verhältnisse am Balkan zu ungeklärt waren, um die nächsten Nachbarstaaten zu übersehen, Bulgarien allein der natürliche Verbündete der Monarchie am Balkan ist.

Ein Land, das keinerlei Stammesgenossen in Österreich-Ungarn zu „erlösen" findet, das speziell mit der magyarischen Rasse verwandtschaftliche Berührungen aufweist, das sich mit uns in der politischen Notwendigkeit begegnet, von verschiedenen Seiten den ungemessenen Zukunftsträumen Serbiens und Rumäniens rechtzeitig in den Weg zu treten, und mit dem uns stets zunehmende wirtschaftliche Bande verknüpfen, wird — das waren wir gewiß —, sobald es die Kraft aufbringt, sich vom übermächtigen russischen Drucke zu befreien, auch den Weg dorthin finden, wo seine wahren Interessen liegen.

Digitized by Google

Die Ereignisse der letzten Jahre haben dieser Überzeugung in ungeahnter Raschheit Erfüllung gebracht. Zwar wurde zunächst dem jungen bulgarischen Staate noch eine schwere Prüfung auferlegt, die ihm indes Gelegenheit gab, seine Einrichtungen und seine Vitalität mit seltener Spannkraft zu erproben.

Die Regenerierung der Türkei durch das Jungtürkentum hatte die allmählich in der Behandlung der Mächte versumpfte mazedonische Frage zu einem Geschwür ausreifen lassen, das operativen Eingriff erforderte. Die Balkanstaaten ließen sich — wohl nicht ohne weitergehende Nebenabsichten von russischer Seite — zu einer solchen gewaltsamen Lösung zusammenführen, wobei Bulgarien glänzend den Aufschwung erwies, den es genommen. Noch bewunderungswürdiger zeigte es sich aber der Welt im Mißgeschick, als die Beutegier seiner momentanen Bundesgenossen ihm einen ungleichen Krieg aufzwang und Rumänien ihm feig in den Rücken fiel. Mit stoischer Größe ertrug es diesen Schicksalsschlag, fügte sich einstweilen in das Unabänderliche und enthüllte die ungebrochene Volkskraft, die in der jugendlichen Nation schlummert.

Auch in diesen dunkelsten Tagen der bulgarischen Geschichte stand Österreich-Ungarn diplomatisch auf seiner Seite und trachtete im Bukarester Frieden zu seinen Gunsten zu wirken. In dieser ernsten Zeit erkannte man auch in weiteren Kreisen Bulgariens mehr und mehr, wessen man sich von Rußland zu versehen habe, wenn man einen eigenen Willen zu betätigen sich unterfange.

Mittlerweile hatte Rußland immer mehr Serbien zum Vollstrecker seiner Befehle am Balkan erkoren, da es in ihm das gefügigste Werkzeug erblickte, und mit rasender Verblendung entfesselte es den Weltkrieg, dessen viertes Jahr wir nun schon vollendet haben.

Die österreichisch-ungarische Politik war darauf gefaßt, daß diese Abrechnung unausweichlich wurde, sie wußte aber auch, daß die letzten Ereignisse genügt hatten, in Bulgarien die Erkenntnis reifen zu lassen und das Bewußtsein der Kraft zu entwickeln, welche nötig war, um jede Hemmung seiner selbständigen staatlichen Ausgestaltung zu beseitigen und der russischen Bevormundung ein für allemal zu entwachsen.

Unter der siegreichen Führung seines Königs Ferdinand hat Bulgarien sich entschlossen an die Seite der Mittelmächte gestellt, als die Schicksalsstunde geschlagen hatte, seinen Feinden den Herrn gezeigt und auch durch seine kriegerischen Tugenden die Erwartung wahr gemacht, daß es dereinst nur im engen Anschlusse an die Gruppe der Mittelmächte zu jener Rolle am Balkan gelangen werde, die es beanspruchen kann.

In ungeahnter Weise hat sich im Laufe dieses gigantischen Ringens das Bismarcksche Wort vom Koloß auf tönernen Füßen bewahrheitet. Bulgarien ist vom Alp befreit, an eine längst getilgte Dankesschuld noch erinnert zu werden, und ist der Fesseln ledig, die sein östlicher Protektor seiner freien Entwicklung aufzuerlegen für gut fand.

Digitized by Google

Die Ereigniſſe haben der öſterreichiſch-ungariſchen Politik recht gegeben; mit aufrichtiger Befriedigung ſieht ſie die Bahn frei für das national geeinte junge Staatsweſen, welches ſie zu ihren Verbündeten und nunmehr auch zum Nachbarn zählt.

Vincennes

Von

Dr. Robert Hallgarten

(Schluß)

Am 20. März beſchloſſen die drei Konſuln zuſammen mit dem Juſtizminiſter Régnier, daß der frühere Herzog von Enghien, beſchuldigt, die Waffen gegen die Republik getragen und im Solde Englands geſtanden zu haben und noch zu ſtehen, an den Komplotten, die dieſe Macht gegen die äußere und innere Sicherheit der Republik geſchmiedet hatte, teilgenommen zu haben, vor eine vom Generalgouverneur von Paris (Murat) zu ernennende ſiebengliedrige militäriſche Kommiſſion in Vincennes zur Aburteilung geſtellt werden ſollte. Juſtizminiſter, Kriegsminiſter und der Generalgouverneur ſollten für Ausführung dieſes Beſchluſſes Sorge tragen.

Die juriſtiſchen Fragen dieſes merkwürdigen Prozeſſes, von den Hiſtorikern nur teilweiſe beachtet, ſind für die Kritik des Ganzen von größter Wichtigkeit. War hier, da d'Enghien wenn nicht als ausländiſcher, doch auf keinen Fall als republikaniſcher (franzöſiſcher) Offizier zu betrachten war, das Kriegsgericht zuſtändig (dem nach einem Geſetz von 1801 überhaupt nur noch die Frage der Deſertion unterliegen ſollte)? War das ad hoc zuſammengeſetzte Gericht ein reguläres Kriegsgericht?

Einer der Hauptanklagepunkte gegen d'Enghien, zugleich der dunkelſte, war die Bezichtigung der Teilnahme an der von England ausgehenden Verſchwörung. Wenn hier auch offenbar d'Enghien andere Mittel des Verbrechens vorgeworfen wurden, als Cadoudal und Genoſſen, es konnte ſich doch nur um einen Ableger jener großen Verſchwörung handeln, deren Hauptherd England war. Und mehr noch: In die Cadoudalſche Verſchwörung waren die Generale Moreau und Pichegru verſtrickt. War nicht d'Enghien urſprünglich beſchuldigt, mit dem gleichfalls früher republikaniſchen General Dumouriez konſpiriert zu haben? Was lag näher als eine Verabredung der frondierenden Generale? So war eine Konnexität der hier und dort zur Anklage gebrachten Fälle unverkennbar, wie denn auch in Bonapartes Korreſpondenz jener Zeit dieſe Tatſachen ſtets zuſammengehalten ſind. Auch war Cadoudal, wie wir ſahen, ſchon ſeit einigen Tagen verhaftet. Er und ſeine Genoſſen kamen ſpäter vor den ordentlichen Kriminalgerichtshof der Seine, wobei alle Formen gewahrt und eine richtige Verteidigung beſtellt

Digitized by Google

wurde. Warum ging man nicht in gleicher Weise gegen d'Enghien vor? Warum scheute man in seinem Falle den zwar schwerfälligen, aber wohl abgemessenen Lauf eines regelmäßigen Prozesses? Offenbar, weil hier auch die Entlastungsmomente zur Sprache kommen konnten.

Sie mußten schweigen vor dem Scheingericht einer Kommission, die ebenso willkürlich zusammengesetzt wie unzulänglich informiert war.

Es waren der General Hulin, fünf Kommandeure Pariser Regimenter und ein Major, alle wahllos erst gegen Abend des 20. März zum Gouverneur kommandiert, von wo sie schleunigst nach Vincennes beordert wurden, um über einen ihnen unbekannten Emigranten zu Gericht zu sitzen. Hulin allein von den Offizieren kannte den Rang des Angeklagten. Er allein wußte im voraus, daß ebenso streng als schnell abgeurteilt werden sollte. Zugleich wurde der General Savary mit einer Brigade Infanterie und einer Legion Gendarmen nach Vincennes befehligt. Eine kleine Armee zur Verhaftung und ebenso zur Urteilsvollstreckung!

Um 9 Uhr abends erst kamen die Richter an, die noch nicht wußten, über wen und was sie in wenigen Stunden urteilen sollten. Hulin teilte ihnen ihren Auftrag (mission) mit. Wie er später selbst berichtet, hatte weder er noch seine Mitrichter eine Ahnung von Gesetzen, alle hatten ihren Rang auf dem Schlachtfeld erworben, keiner je in einem Gericht gesessen, nicht einmal der Kapitänmajor Dautancourt, der als Berichterstatter, d. h. zunächst als Untersuchungsrichter fungieren sollte, noch ein zum Gerichtschreiber bestellter weiterer Hauptmann.

Es waren keine Aktenmenschen, noch wurde ihnen ein großes Aktenstudium zugemutet. So verwickelt die Vorgänge dieses 20. März sind, so viel ersieht man aus dem Wirrwarr von Briefen des Konsuls und seiner Organe, aus diplomatischen Berichten, aus Befehlen und aus den Protokollen des „heimlichen Gerichts", wie man die Kommission wohl nennen darf, daß ihre Aufgabe zwar eine sehr verantwortungsvolle, aber die Ausführung recht einfach war. Das einzige ihnen wirklich behändigte Aktenmaterial war jener summarische Anklagebeschluß der Konsuln. Das ist auch im Urteil des Gerichts unzweideutig vermerkt.

Aber es waren Akten vorhanden, die beschlagnahmten Papiere d'Enghiens, die der erste Konsul durch einen aus Straßburg abgefertigten Kurier spätestens am 19. früh empfangen hatte. Nur ein Teil dieser Papiere ist uns noch erhalten, immerhin genügend, um wichtige Schlüsse zu ziehen. Wir sehen, daß d'Enghien von den Schritten, die der englische Agent in München bei früheren Condéschen Offizieren tat, unterrichtet wurde, und wir lernen eine Denkschrift kennen, die der Herzog durch Vermittlung des britischen Gesandten in Wien der englischen Regierung übermitteln ließ. Wir gewahren dabei freilich die drückende Abhängigkeit d'Enghiens von der durch England gewährten Pension — es mag dem Herzog schwer genug angekommen sein, von den „Wohltaten einer edelmütigen Regierung" sprechen zu müssen —,

Digitized by Google

aber wir sehen zugleich mit vollster Klarheit, daß er sich um den elenden Sold dieser Wohltaten niemals zum Werkzeug elender Intrigen, zum geheimen Verschwörer erniedrigt hätte. Nicht mit dem Dolche, mit dem Schwerte wollte er in dem Krieg mitkämpfen, den er zwischen England und Frankreich entbrennen sah, der nach seinen eigenen Worten seine teuersten und heiligsten Interessen berührte. Mag es uns befremden, ja zurückstoßen, daß der französische Edelmann diese Interessen auf der Seite der Feinde Frankreichs fand, mag uns diese Gesinnung beschränkt, fanatisch, auch unpolitisch dünken, unehrenhaft war sie so wenig wie verbrecherisch.

Das beweist auch die von Bonaparte nicht eingesehene Korrespondenz d'Enghiens aus den letzten Ettenheimer Tagen. Die Briefe an den Vater plaudern harmlos von dem Ettenheimer Karneval des Jahres 1804 mit seinen Bällen, Picknicks und Jagden und von der schönen Baronin Schilling, Gattin des badischen Jägermeisters, der zu Ehren diese kleinen Feste gefeiert wurden. In einem Briefe an den Großvater vom 26. Februar ist von der Verschwörung die Rede, über die aber damals schon der „Moniteur" öffentlich berichtet hatte, der in seinen Nummern vom 18. und 23. Februar die Landung Pichegrus, die Besprechungen zwischen ihm, Moreau und Georges feststellte und von dem großen Freudenfest der Jagdleoparden John Bulls sprach, die auf neue Beute lecker seien (wörtlich). D'Enghien spricht von dieser bekannten Verschwörung als einer Sache, die so unglückselig (malheureuse) sei, wie alle vergangenen und kommenden. Er hofft, daß nicht zu viele Opfer fallen werden. Condé erwiderte in einem Briefe vom 26. März, der d'Enghien nicht mehr erreichte, jedenfalls habe man geglaubt, daß solche Dinge weder seiner noch seines Enkels Art entsprächen. So habe man sie beide nicht ins Vertrauen gezogen. — Für den alten Condé stimmt das nicht ganz. Ein Brief des Grafen Botherel an ihn vom 26. August 1803 handelt von den Plänen Cadoudals, ja er enthüllt ungescheut, daß dabei der Chouan Coster St.-Victor — ob mit einer neuen Höllenmaschine? — die Rolle St.-Régents, des Mörders von St. Nicaise, zu agieren habe. Es wäre ja auch wunderbar, wenn der alte Condé, im britischen Jagdhause weilend, nichts von der Dressur der Jagdleoparden John Bulls bemerkt haben sollte. Aber es ist durchaus sicher, daß er solche Dinge dem geraden und ritterlichen Enkel verschweigen, ja sich ihm gegenüber verstellen mußte. — Endlich erwähne ich hier noch einen Brief d'Enghiens an den Grafen von Marans, Adjutant des alten Condé, vom 24. November 1800, datiert aus Aibling bei Rosenheim (Forneron, histoire des émigrés, der diesen Brief bringt, zitiert Aubling près Rosenach): „Ich weiß kein Wort von Euren Agentengeschichten, von André (einem royalistischen Verschwörer) usw. Das ist ein Haufen stinkender Dummheiten, in den ich mich nicht mengen will. Ich sehe dabei eine Menge Leute, die nur Geld verdienen wollen und die viel mehr schaden, als nützen. Dazu gehören die ersten, die ich aus der Nähe gesehen habe, Pichegru und Willot. Ich verachte das alles. Ich gehe

Digitized by Google

meinen geraden Weg, und wenn ich mein Leben für meinen Herrn einsetzen soll, so habe ich das immer offen getan und werde es tun. Ich kann meinem König nicht im Frack dienen, höchstens in der Uniform der Vendée."

Nimmt man zu diesem Brief noch die protokollierten Antworten, die d'Enghien vor dem Kriegsgericht gab und die alle von dem gleichen Geist von ritterlicher Art und Offenheit des Tuns erfüllt sind, so werden diese Beispiele genügend erweisen, ob der Herzog an einem gemeinen Mordanschlag gegen Bonaparte beteiligt sein konnte oder nicht. Gewiß, der Beweis, ob man sich bei einem Angeklagten einer Tat versehen kann, wird immer nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis bleiben. Aber es gilt doch auch der Satz oder sollte gelten, daß der Ankläger die Schuld, nicht der Beklagte seine Unschuld beweisen muß. Von dem Beweis der Schuld kann bei d'Enghien keine Rede sein.

Wir werden aber aus dem Hinweis auf alle diese abscheulichen Ränke, die sich um Bonaparte spannen, auch über sein vorgefaßtes Urteil gegen den Herzog milder urteilen. Von England sah er diese vermummten Mordgesellen kommen, mit ihren heimlichen Waffen und Maschinen, von England, wo mehrere Bourbonen diese Emissäre aus dem Hinterhalt zu lenken schienen, von England, das dem Herzog einen Gnadensold gewährte. Die Wut des Konsuls auf den Inselfeind war aufs höchste gestiegen. Wie Dalberg am Tage, da d'Enghien starb, an Edelsheim schrieb: „Seit der Entdeckung der Verschwörung will der Konsul nichts mehr von Frieden und Versöhnung mit England hören. Er ist entschlossen, einen Vernichtungskrieg gegen England zu führen." — Und vorher mußte er die bourbonische Hydra zertreten. Tag und Nacht sehen wir ihn mit diesen Vernichtungsplänen beschäftigt. Er entwirft persönlich die Pläne zum Verhör gefangener Royalisten und Royalistinnen und setzt unablässig durch den „Moniteur" die Mitwelt von den Ränken seiner Gegner in Kenntnis, oft unter einer geradezu lächerlichen Verfälschung der öffentlichen Meinung. Der „Moniteur" vom 12. läßt sich einen Bericht aus Frankfurt zugehen, daß die Entdeckung der Verschwörung bei allen Klassen der Deutschen, sogar an den Höfen, allgemeine Freude hervorgerufen habe, nicht allein wegen der Erlösung von Gefahren, denen der Sturz der französischen Regierung auch das Deutsche Reich ausgesetzt haben würde, nein, auch wegen des Enthusiasmus für den ersten Konsul, dem die guten Deutschen außerordentlich zugetan seien (wörtlich). Und am 19. März berichtet der „Moniteur", daß England zugleich mit der Entsendung Pichegrus, Georges' und der Exekutionsbande nach Paris in Deutschland eine Legion von Emigranten warb, die unter dem Befehl eines bourbonischen Prinzen, der mit seinem Generalstab und den Unterstäben bereit stände, über den Rhein setzen sollte. — Eine offizielle Vorbereitung der öffentlichen Meinung auf den Prozeß und die Beseitigung d'Enghiens.

Inzwischen mußte sich Bonaparte bereits davon überzeugt haben, daß ein Teil der Anschuldigungen gegen d'Enghien nicht aufrecht zu erhalten

Digitized by Google

war. Insbesondere wußte er, daß man Dumouriez nicht bei dem Herzog gefunden hatte. Was Bonaparte im übrigen bei d'Enghien festzustellen oder aus ihm herauszulocken hoffte, ersieht man aus dem Verhörsplan, den Bonaparte an jenem ereignisreichen 20. März, von der Beratung mit den Konsuln und Régnier aus Paris nach Malmaison zurückgekehrt, für den Staatsrat Réal niederschrieb, der dann freilich diesen Plan nicht mehr ausführen konnte.

Die wichtigsten der von Bonaparte verzeichneten elf Punkte waren: ob der Herzog die Waffen gegen sein Vaterland getragen und im Solde Englands gestanden habe, ob er im Dienste Englands gegen die französische Armee kämpfen sollte, die unter dem Kommando Mortiers Hannover zu erobern bestimmt war. Ob er vorgeschlagen habe, eine Legion (jedenfalls von Emigranten) auszuheben und die Truppen der Republik zur Desertion zu verleiten. Was er für Korrespondenzen mit dem Elsaß und mit Paris geführt habe. Ob er Kenntnis von dem Komplott Englands gehabt habe, das die Regierung stürzen sollte, und ob er in diesem Falle in das Elsaß eindringen und nach Paris vorstoßen sollte. Ob er mit einigen namentlich bezeichneten royalistischen Verschwörern bekannt sei. — Sehr bezeichnend ist noch eine gefühlsmäßige Wendung Bonapartes: ob der Herzog nicht alle Gefühle der Natur verleugnet habe, da er das französische Volk seinen grausamsten Feind nannte.

Erwiesen oder nicht, mußte gerade dieser Vorhalt stärksten Eindruck auf die Richter machen. Im übrigen gibt diese Instruktion eine Mischung von wahren und falschen Beschuldigungen, von strafbaren und nicht strafbaren Delikten. Selbstverständlich hatte d'Enghien die Waffen gegen Frankreich getragen. Aber er war Offizier einer regulären kriegführenden Macht. Freilich hieß es, daß die französischen Prinzen, die gegen Frankreich kämpften, den hier geltenden völkerrechtlichen Gesetzen nicht unterliegen sollten. Doch war das eine mindestens sehr bestrittene Rechtsfrage. Ein großer Teil der anderen Fragen erledigte sich mit Beantwortung dieser Grundfrage. Ebenso zog die Beantwortung der Frage der Teilnahme an dem Komplott, die d'Enghien nach dem Bonaparte vorliegenden Material ohne Willkür nicht nachgewiesen werden konnte, die Entscheidung über die übrigen Fragen nach sich. Es ist also sehr fraglich, ob Bonaparte bei einem regelmäßigen, öffentlichen Verfahren mit Voruntersuchung, Vorlage der Akten, freier Beweiswürdigung, freier Verteidigung, durch diese Instruktion etwas gegen d'Enghien hätte erreichen können. Aber daß Bonaparte unter keinen Umständen ein derartiges Verfahren wollte, ist unbestreitbar. Selbst, daß er wirklich d'Enghien nach der ausführlichen Verhörsinstruktion aburteilen lassen wollte, bleibt noch bestritten. Welschinger bezeichnet das einfach als eine zur späteren Rechtfertigung bestimmte Farce, zumal da es nicht einmal zur Ausführung dieses Scheinspiels von Justiz kam. Réal, so wird berichtet, hatte, durch viele Arbeit erschöpft, seinen Bedienten verboten, ihn zu wecken.

Digitized by Google

So erhielt er den Befehl erst, als d'Enghien tot war. Dieser sonderbare Fall von Schlafsucht eines Staatsrates ist je nach dem Standpunkt für oder gegen Bonaparte ausgebeutet worden. Nach einigen Berichten soll Réal überhaupt nicht mehr nach Vincennes gegangen, nach anderen, unwissend über das Geschehene dorthin gelangt, erfahren haben, daß es zu spät sei. Auf seinen in Malmaison zitternd herausgestammelten Bericht habe Bonaparte weder Billigung noch Tadel geäußert.

Die Sache bleibt dunkel und bedeutet auf keinen Fall eine Entlastung für den ersten Konsul. Am Abend, als d'Enghien verurteilt wurde, spielte der Konsul in Malmaison nach dem Bericht der Madame de Rémusat eine Schachpartie, die er plötzlich mit Deklamationen unterbrach, mit dem berühmten „Soyons amis, Cinna," und mit den Versen aus Voltaires „Alzire", in denen Guzman den Feind, der ihn töten will, beklagt und ihm verzeiht. — Ist der Bericht wahr, so hätte der Konsul eine höchst widerwärtige und verlogene Komödie aufgeführt. Denn daß er wirklich ernstlich an Gnade gedacht hätte, scheint ausgeschlossen. In Wirklichkeit spielte er die Rolle, die Schiller die Königin Elisabeth vor der Hinrichtung der Maria Stuart tragieren läßt, und Réal vertrat die undankbare Partie des schuldig-unschuldigen Staatssekretärs Davison.

Von der Komödie zur Tragödie.

Die Richter von Vincennes bereiteten sich, so gut und schlecht es ging, auf ihre Aufgabe vor. Um Mitternacht wurde der Gefangene geweckt und in seinem Zimmer durch den Major Dautancourt in Anwesenheit einiger Gendarmerieoffiziere einem Verhör unterworfen. Um die Identität festzustellen, war ein genaues Signalement des Herzogs gegeben worden: Größe 1 Meter 705 Millimeter, Haarfarbe hellbraun, Gesicht länglich oval und wohlgebildet, Augen graubraun, Adlernase und etwas gebogenes Kinn. — D'Enghien gab in diesem Vorverhör eine kurze Darstellung seines Lebenslaufes, versicherte, von England eine Pension zu erhalten, aber nie dort gewesen zu sein. Dumouriez habe er nie gekannt. Auf die Frage, ob er Pichegru kenne, gab der Herzog die sehr bezeichnende Antwort: „Ich habe nie irgendwelche Beziehungen zu ihm gehabt, obgleich er mich zu sehen wünschte. Ich rühme mich, ihn nie gekannt zu haben, nach den verabscheuungswürdigen Mitteln, zu denen er gegriffen haben soll."

D'Enghien fügte dem ihm vorgelegten Protokoll noch die dringende schriftliche Bitte bei, eine besondere Audienz beim ersten Konsul zu erhalten. „Mein Name, mein Rang, meine Denkweise, meine schreckliche Situation lassen mich hoffen, daß er mein Gesuch nicht zurückweisen wird." Einer der Richter befürwortete dies Gesuch vor der Kommission und forderte Vertagung des Gerichts. Aber unter Hinweis auf den ausdrücklichen Befehl Murats, „unverzüglich zu urteilen", und auf die Mißbilligung Savarys, den man für ganz genau über die Absichten Bonapartes unterrichtet hielt, wies das Gericht den Antrag zurück.

Digitized by Google

Um 1 Uhr morgens des 21. März wird dann der Herzog der Kommission vorgeführt. Hulin will den Prinzen auf den Ernst der Situation und auf die Schwäche des Verteidigungssystems aufmerksam gemacht haben, bei dem er nicht zu wissen vorgab, was alle Welt wußte. Was sollte d'Enghien hierauf und auf die anderen Beschuldigungen erwidern? Wiederum nur, daß er ein Feind Bonapartes, aber kein Mörder sei, daß er in die englische Armee eintreten wollte, was ihm aber verweigert worden sei, und daß er, bis ein kriegerisches Eingreifen möglich gewesen, am Rhein habe bleiben sollen. — Nach dieser kurzen Verhandlung wurde d'Enghien wieder zurückgeführt. In seinem Zimmer unterhielt er sich mit größter Liebenswürdigkeit und Ruhe mit dem Gendarmerieoffizier. Für die Richter aber kam jetzt die schwerste Aufgabe, nach ihrer sogenannten Gerichtssitzung ein Urteil nicht nur zu fällen, sondern auch zu stilisieren. Fürwahr, ein verdammtes Problem für Hulin, den früheren Limonadenverkäufer, Bastillenstürmer und alten Kämpfer der italienischen Armee, und für die anderen tapferen und ebenso unwissenden Offiziere.

Man könnte über dies Meisterstück eines bündigen Urteils lachen, wenn es nicht eine so bitter traurige Sache wäre. Es beruft sich einfach auf die Erklärungen d'Enghiens in der Voruntersuchung und auf sein Geständnis in der Hauptverhandlung, die Waffen gegen Frankreich geführt und eine Pension von England erhalten zu haben. Daraufhin wird der Herzog einstimmig für schuldig erklärt (einfach schuldig, das Delikt steht nicht im Urteil) und unter Anwendung des Artikels soundso des Gesetzes soundso, lautend soundso (für das alles sind Lücken zur späteren Ausfüllung freigelassen!!) zum Tode verurteilt. Das Urteil soll sogleich vollstreckt werden! Punktum!

Den gelehrten Richtern, denen später die schmachvolle Aufgabe zufiel, dieses Zerrbild eines nach einer dem Begriff hohnsprechenden „Verhandlung" gefällten „Urteils" für die Veröffentlichung im „Moniteur" umzuredigieren, mag diese Arbeit noch mehr Kopfzerbrechen gemacht haben als den gehorsamen Militärs. Dieses offizielle Urteil zieht drei Gesetze zur Begründung heran (Art. 612 des Gesetzes vom 3. Frimaire IV, Art. 2 des Gesetzes vom 21. Brumaire V und Art. 1 und 2 des Gesetzes vom 6. Oktober 1791). Die betreffenden Gesetzesbestimmungen beziehen sich auf Konspirationen und Komplotte gegen die Republik durch Erregung eines Bürgerkrieges, bei dem man Bürger gegen Bürger bewaffnet, auf Spionage für den Feind, auf Komplotte oder Attentate gegen den König oder Thronfolger (hier umgemodelt in „gegen die Republik"), alles Dinge, die d'Enghien nicht bewiesen waren oder (Spionage) überhaupt nicht in Betracht kamen. — So sieht dies zweite Urteil lediglich etwas „schöner" aus, es bleibt eine Verhöhnung jedes Rechts, wie das erste. — Dautancourt rief nach der Fällung des ersten Verdikts die schmerzlichen Worte aus: „Lieber hundert Schlachten als ein Urteil!" Und Hulin wollte im Einvernehmen mit der Kommission Bonaparte den Wunsch d'Enghiens nach einer Audienz beim Konsul vorlegen

Digitized by Google

und zugleich bitten, die Strafe, zu der die Härte ihrer Stellung die Richter zwang (wieso? Sie kannten ja nicht einmal das Gesetz!), zu mildern. Während des Schreibens nähert sich ihm jemand, der sich die ganze Zeit im Gerichtssaal aufgehalten hatte, und nimmt ihm mit den Worten: „Ihr Geschäft ist zu Ende," die Feder aus der Hand. Wer ist der Geheimnisvolle? Der Tod? Nein, Savary, der Befehlshaber der Gendarmen, der Todesbringer. Auch seine Leute wußten nichts von der Persönlichkeit des Gefangenen, sie dachten, es handle sich um einen gewissen Plessis. Die Vorbereitungen waren schon sehr frühe getroffen, ein Grab an einer bestimmten Stelle in den Festungsgräben angeblich schon seit einem Tage ausgeschaufelt. Schon um 1 Uhr früh — die Urteilsverkündigung erfolgte um 2 Uhr — ließ Savary 16 Mann antreten und laden. Kurz vor 3 Uhr wird der Herzog abgeholt, vom Pavillon du Roi an der westlichen Längsseite des ein Rechteck bildenden Kastells hinüber nach der Ostseite geführt, muß in einen Graben hinabsteigen und geht durch den kalten, finsteren Märzmorgen weiter, an verschiedenen Türmen vorbei, bis er sich endlich an der Außenseite des Pavillon de la Reine dem Peloton der Gendarmen gegenüber findet. Er wird an die Mauer des Pavillons gestellt und erhält beim Scheine einer auf ihn gerichteten Laterne das Todesurteil verlesen. Er bittet um eine Schere, schneidet sich eine Locke ab und legt sie zugleich mit einem Ring in ein schon auf der Reise heimlich geschriebenes Billett, das er einem Offizier der Prinzessin Charlotte zu übergeben bittet. Diese Reliquien sind nie an ihre Stelle gelangt. Viele Jahre lang lag ein verstaubtes Kästchen mit diesen Andenken im Kriegsarchiv, bis es beim Brand der Tuilerien verschwand. Noch bittet der Gefangene um den Beistand eines Geistlichen. Von der Mauer des Pavillons ruft eine Stimme: „Will er denn als Kapuziner sterben?" So blieb ihm die Tröstung versagt, die die Henker Ludwig XVI. nicht verweigert hatten. D'Enghien betet auf den Knien. Als er sich erhebt, feuern die Gendarmen, und er bricht tot zusammen. Die Leiche wird sofort in ihren Kleidern eingescharrt in dem Winkel zwischen dem Turm du Gouverneur und dem Pavillon. Bei der Ausgrabung fand man später Geld und andere Wertstücke. Die Uhr soll Harel an sich genommen haben, den man später oft scherzend gefragt habe: „Welche Zeit zeigt die Uhr des Herzogs von Enghien?"

Genug und übergenug!

Die Verurteilung d'Enghiens war ein Justizmord, wenn es je einen gegeben hat. Und selten ist einer in so scheußlicher, dem primitivsten menschlichen Empfinden hohnsprechender Weise vollstreckt worden.

Wie dachte Napoleon darüber? Wenn er, wie er es später in seinen Memoiren tut, lange nach dem Tod des Herzogs die Schuld auf die royalistischen Verschwörer schiebt und auf seine eigenen Leute, die d'Enghien als Verschwörer hinstellten, wenn er einen ewigen Vorwurf gegen die erhebt, die in verbrecherischem Eifer die Vollstreckung des Urteils beschleunigten, ohne

Digitized by Google

seinen Befehl abzuwarten, so verwickelt er sich in Widersprüche und Unwahrheiten. Wußte er nicht schon vorher, daß ein Teil der Berichte falsch war? Wußte er nicht, daß das Gericht ausdrücklichen Befehl hatte, schnell zu urteilen? Gewiß, Talleyrand und Fouché hatten gehetzt. Konnte er anders annehmen, als daß die untergeordneten Organe, zu denen wir hier auch Savary rechnen müssen, sich nur als Vollstrecker seines Willens betrachteten, der ihnen unzweideutig auf Beseitigung des Herzogs zu gehen schien? „Und ihr vollstrecktet ihn rasch, ohne meinen Willen erst zu wissen?" sagt auch Elisabeth. Hier und dort dasselbe Spiel. War die Mission an Réal ernst gemeint, so wußte der Konsul am besten, wie sehr Gefahr im Verzuge lag. Nein, die Hinrichtung d'Enghiens war gewollt, sie war ein Staatsakt gegen die Bourbonen, nicht mehr, nicht weniger. Daß diese Politik eine falsche war, sei nur nebenher erwähnt. Napoleon selbst hat sein Vorgehen als ein rein politisches gestempelt in den kurz vor seinem Tod mit kaum noch leserlicher Hand (bei Boulay, Correspondance du Duc d'Enghien, III. Band, ist die betreffende Stelle faksimiliert wiedergegeben) in seinem Testament niedergeschriebenen Sätzen: „Ich ließ den Herzog von Enghien verhaften und aburteilen, weil es nötig war für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes, in einer Zeit, da der Graf von Artois nach seinem Geständnis sechzig Mörder in Paris unterhielt. Unter gleichen Umständen würde ich ebenso handeln."

Vielleicht freilich wäre es anders gekommen, wenn d'Enghiens Wunsch erfüllt worden wäre und eine Zusammenkunft mit dem Konsul stattgefunden hätte. In den Worten der Bewunderung, die der Herzog oft genug für Bonapartes Feldherrngröße fand, in Napoleons Vorwurf an d'Enghien, daß es unnatürlich für einen Franzosen sei, Frankreich seinen grausamsten Feind zu nennen — in diesen Äußerungen der beiden Gegner liegt etwas Menschliches. Es ist eine herbe Tragik, daß Zufälle und mehr noch Menschenwillkür jede Versöhnung dieser menschlichen Elemente unbarmherzig verhinderten.

*

Der d'Enghien-Prozeß bildet den Auftakt zu dem großen Verschwörerprozeß, den Napoleon, sicher als ein höchst unwillkommenes Erbe, vom Konsulat in sein junges Kaisertum mit hinübernahm. Ob er beim Verfahren gegen den letzten Condé je einen inneren Konflikt empfunden haben mochte — hier stritten sicher bei ihm politische und persönliche Gefühle. —Das Cadoudalsche Unternehmen war ein richtiges Abenteuer, ein Gemisch von Realistik und Phantastik, durchtränkt von einem donquixotehaften Rittertum. Republikaner wie Moreau, royalistische Edelleute, gewöhnliche Chouans, Geistliche, Offiziere aus den früheren Lagern der Republik und des Königs, und Zivilisten waren zu einer sehr sonderbaren Verschwörerbande vereinigt. Jedenfalls trug die Buntscheckigkeit, die Interessenvielheit dieser Mordgemeinschaft dazu bei, daß ihr Plan schon sehr frühe, im Herbst 1803, verraten wurde, so daß sie ihrem

Digitized by Google

vermeintlichen Opfer geradezu ins Netz lief. Napoleon empfand Sympathien lediglich für die Republikaner, gegen die royalistischen Edelleute begreiflicherweise bittersten Haß. Ähnlich war die Stimmung im Volke. Man darf sagen, daß die bourbonischen Verschwörer den neuen Kaiser populär machten, so daß selbst die Stimmen des Unwillens, die über den Ausgang d'Enghiens in Frankreich laut wurden, dort am ehesten verstummten. Aus der Stimmung des Kaisers erwuchs die Begnadigung des Republikaners Moreau. Auch Pichegru wollte er sicher begnadigen. Der Überbringer der Gnadenbotschaft sollte Réal sein, und wieder kam dieser Unglücksmann zu spät. Man fand den General im Gefängnis erhängt. Kein Wunder, daß sich hartnäckig das Gerücht erhielt, der Kaiser habe Pichegru durch seine Mamelucken erdrosseln lassen.

Wenn Napoleon schließlich die bedeutendsten royalistischen Edelleute begnadigte, so sprachen neben den Bitten seiner feudalen Neigungen nicht ganz fremden Gemahlin Josephine sicher politische Motive mit: er wollte die Bourbonen nicht zum Äußersten treiben. Dafür wurden Cadoudal und elf andere Chouans am 24. Juni auf dem Grèveplatze hingerichtet.

Die Restauration revidierte diese Prozesse, indem sie den Opfern und ihren noch lebenden Angehörigen alle Ehren erwies. Cadoudals Familie wurde geadelt, Messen über Messen für die Hingerichteten gelesen, es regnete Denkmäler.

Auch d'Enghiens Leiche wurde exhumiert und genau zwölf Jahre nach seinem Tode feierlich beigesetzt. In der Sakristei der Kapelle von Vincennes ist dem Herzog ein wenig schönes Denkmal von Deseine errichtet. „Welches Denkmal könnte meinen Schmerz lindern?" rief der alte Herzog von Bourbon, d'Enghiens Vater, aus. Er überlebte den Sohn um über ein Vierteljahrhundert. Kurz nach der Julirevolution machte er in dem Wahn, als Anhänger des gestürzten Königs verfolgt zu werden, seinem Leben ein Ende. Der Streit um seine Erbschaft zeitigte die gänzlich unbewiesene Beschuldigung, daß der alte Bourbon ermordet worden sei. Welschinger glaubt gar, daß der alte Dämon Talleyrand wieder seine Hand im Spiel gehabt habe — eine ganz abenteuerliche Idee. Wieder aber tauchte damals die Erinnerung an Pichegrus Ende, an d'Enghien auf.

Und noch andere Fäden sind es, die sich von dem Verschwörerjahre 1804 zum Revolutionsjahre 1830 spinnen, in dem sich die Tragikomödie von Vincennes abspielte, von der hier noch die Rede sein soll.

Zu den von Napoleon damals begnadigten royalistischen Verschwörern gehörten auch die Brüder Polignac. Der Jüngere, Jules de Polignac, war später auch in die Malletsche Verschwörung des Jahres 1812 gegen Napoleon verwickelt, entkam damals, kehrte mit den Bourbonen zurück, wurde gefürstet und endete seine politische Laufbahn als der verblendete Premierminister des eigensinnigen und verblendeten Karl X. Gegen Polignac vor allem kehrte sich nach dem Sturz des Königs die Wut des Volkes, deren

Digitized by Google

Sturmzeichen der Minister schon lange vor der Revolution erkannt und verachtet hatte. Er wurde auf der Flucht verhaftet, und im Dezember begann der Prozeß gegen ihn und die anderen Juliminister mit der Anklage, daß sie einen Staatsstreich geplant, außerordentliche Gerichte hätten einsetzen wollen, daß sie das Volk ungewarnt durch die Truppen angreifen ließen, kurz daß sie die Charte aufs schmählichste verletzt hätten.

Noch war das Julivolk seit den Tagen seines Ruhmes nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen. Lange schon vor Beginn des Prozesses tobte und heulte die Straßenjustiz mit der Parole: Tod den Ministern! Derweilen spielte man in der Kammer, um die Minister vor dem Äußersten zu retten, mit der Abschaffung der Todesstrafe. Es war ja so schön für die Julikämpfer, die nie satt wurden, ihre Tapferkeit und ihren Edelmut gegen die Besiegten mit tönenden Worten zu preisen, sich in den Strahlen antiker Großmut zu sonnen — und zugleich den „Pöbel" seine Todesdrohungen ausheulen zu lassen.

Der „National" goß damals Wasser in den feurigen Wein und erklärte unverblümt, in den Salons von Paris könne man sich solchen humanen Gefühlen überlassen, um die Minister zu retten, in Wirklichkeit sei die Abschaffung der Todesstrafe praktisch nach einer Revolution erst recht untunlich und, abgesehen von der gewaltigen Arbeit, mehr als 40 Strafgesetzparagraphen (!) zu revidieren, durchaus unpopulär. Daß der „National" damit recht hatte, bewies die Gasse, die immer noch nicht zur Ruhe kommen wollte und unablässig ihre Todesdrohungen weiterbrüllte.

Am 18. Oktober erreichten die Tumulte ihren Höhepunkt. In den gewöhnlichen Ruf: „Tod den Ministern, nieder mit Polignac!" mischte sich der Schrei: „Auf nach Vincennes!"

Dort saßen die vier Minister gefangen. Schloßkommandant von Vincennes war damals der General Daumesnil, um dessen Haupt ernsthafte französische Biographen einen wahren Münchhausennimbus gesponnen haben: Bei Arcole zieht er Napoleon aus dem Wasser, bei St. Jean d'Acre wirft er sich gar zwischen Napoleon und eine Bombe (sic). Ob er die Bombe wieder zurückwarf, wissen wir nicht. Daß Napoleon hier zu ihm sagte: „Quel soldat!", war wohl das mindeste, was der Feldherr tun konnte. Bei Wagram verliert der Brave das linke Bein. Mit dreiundzwanzig Wunden bedeckt (s. Cäsar) wird er Brigadegeneral. 1812 Kommandant von Vincennes geworden, rettete er am 30. März 1814 beim Einrücken der Verbündeten eine Menge Kriegsmaterial in die Festung. Die geforderte Übergabe verweigert er mit dem Hinweis auf das Pulvermagazin, das zwei Millionen Pfund birgt und das er in die Luft zu sprengen droht. Nach Napoleons Rückkehr wird er zum zweiten Male in Vincennes „belagert". Wieder weist er die Aufforderung zur Übergabe mit den „eines Spartaners würdigen Worten" zurück: „Ich gebe euch Vincennes zurück, wenn ihr mir mein Bein wiedergebt." Blücher bietet ihm drei Millionen für die Kapitulation.

Digitized by Google

Daumesnil bleibt standhaft und verweigert ebenso höflich, aber fest die Übergabe des Kastells wie die Rückgabe des Briefes (war das verlangt?), denn mangels sonstiger Reichtümer wollte er den Brief Blüchers dereinst seinen Kindern als Erbe hinterlassen.

Nun droht ein neuer Sturm auf die alte Feste. Spät am Abend des 18. Oktober kamen die Aufrührer beim Scheine von Fackeln, die sie aus einem Sargmagazin gestohlen hatten, und stellten sich vor der Festung in Schlachtordnung (?) auf. Daumesnil erbot sich zu Verhandlungen. Die Zugbrücke ging nieder, und der Kommandant erschien. Die Menge verlangte drohend den Tod der Minister. Daumesnil erklärte, ohne höheren Befehl über die Gefangenen nicht verfügen zu können. Man könne nicht wollen, daß er sich selbst entehre. Zweimal sei er von den verbündeten Armeen eingeschlossen gewesen (sic), ohne daß diese in die Festung kamen. Sollten die Pariser jetzt eindringen, so sprenge er sich samt dem Kerker der Minister (Rezept von Anno 14) in die Luft, wobei auch die halbe Vorstadt St. Antoine mitfliegen werde. Er schwor ihnen aber bei seiner Ehre, er werde die Minister nicht entkommen lassen.

Die Rede zündet. Alles schreit: „Es lebe das Holzbein!" Mehrere küssen ihm Knie und Hände mit allen Zeichen der Ehrfurcht. Sie erbitten sich von dem General einen Trommler und zwei Nationalgardisten, um sie nach dem Château d'Eau zu führen. So zieht dieses Volk von Hyänen und Kindern ab, und die Minister sind gerettet.

Und diesem Volke warf Lamartine, der sich mit seinen politischen Gesängen von 1830 und 1840 (Rheinfrage) und seinen Sängen zur Verbrüderung der französischen und englischen Kelten als Dichter der weltumspannenden Humanität vorstellt, in jenen Tagen die pompöse Ode entgegen: Contre la Peine de mort, Au Peuple du 19 Octobre 1830, in der er zugleich den Siegern schmeichelt und den Rächern die Beute entreißen will, und wenn er selbst dafür als Opfer der Volkswut bluten müsse wie André Chénier, mit dem er sich übertreibend vergleicht.

Aber Lamartine lief durchaus keine Gefahr, das Schicksal Chéniers zu teilen. Das Volk dachte nicht daran, dem Sänger ein Haar zu krümmen. Und auch die Minister kamen mit dem Leben davon, selbst Polignac, der zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt und später begnadigt wurde. Es gab ja noch so viel anderes zu tun: sich über Belgien aufzuregen, über Polen zu entrüsten, gegen Preußen ein Kriegsgeschrei loszuschmettern usw. usw.

*

Das französische Volk liebt es, seine Geschichte zu revidieren, Leichen und Prozesse auszugraben, Geschändeten Denkmäler zu errichten. Hat sich nicht kurz vor diesem Kriege ein Komitee in Paris gebildet zur Ehrenrettung der 1840 wegen Giftmords und Diebstahls verurteilten Marie Lafarge? Und warum? Weil sie ein illegitimer Sproß des Hauses Orléans sein sollte. —

Digitized by Google

Vielleicht bekommt auch der in Vincennes füsilierte Bolo dort dereinst neben d'Enghien ein Denkmal errichtet.

Ich will mir damit nicht über den Rechtsfall Bolo, der uns zu wenig bekannt ist, aber keineswegs geklärt erscheint, ein Urteil anmaßen (das Hauptbeweisstück, das amerikanische Telegramm, soll nach der im Revisionsverfahren gemachten amtlichen Feststellung gefälscht sein), sondern über seine Richter, die ja (man vergleiche das Urteil gegen deutsche Ärzte und Schwestern und vieles andere) in diesem Kriege oft genug bewiesen haben, was sie unter Gerechtigkeit verstehen. Was wird man auf das Bolo-Denkmal setzen? Ein Opfer der Staatsraison? Oder ein Opfer der Volksleidenschaft jener Leidenschaft, die Voltaire mit „démence de la canaille" zu übersetzen pflegte?

Wehrpflicht und Wahlrecht

Von

Oberlandesgerichtsrat Dr. Sommer, Geheimen Justizrat

Aus der Vernichtung des Jahres 1806 hat die allgemeine Wehrpflicht Preußen zu Erhebung und Sieg geführt.

Die Bürgerheere Roms hatten im Sieg über Söldnermassen die Welt erobert; im Mittelalter verschwand der Bürgersoldat. Massen, die nur an Sold dachten, an Beute, die von Abenteuerlust — noch dem sympathischsten Grund — getrieben waren, die unehrenhaft, von jedem bürgerlichen Leben abgeschnitten, ein Unterkommen suchen mußten, bildeten die Heere. Angeworben wurde, wer zu fassen war, wes Landes er auch sein mochte. Barbarische entehrende Strafen des Spießrutenlaufens, des Stockes, hielten sie in Zucht. Sie kämpften tapfer, aber es war ihnen gleichgültig, für wen und für was sie kämpften; ob für den eigenen Staat oder einen fremden, ob für die eigene Religion oder eine fremde, ob für Republik oder Königtum. Seine epigrammatische Verwirklichung und seine letzte Höhe zeigte das System im Sterben der Schweizer vor den Tuilerien, in dem Todesopfer bezahlter, landfremder Republikaner für die Lilie von Bourbon.

Der Ansturm der Koalitionskriege rief in Frankreich das Volk unter die Waffen, aber selbst die Not dieser Kriege war nicht imstande, den Waffendienst als allgemeine Bürgerpflicht zu schaffen. Es wurde Stellvertretung zugelassen.

Friedrich Wilhelms I. Verdienst ist es, als erster in Europa in Preußen den Gedanken neu ausgesprochen und in Form des Kantonsystems ausgeführt zu haben, daß der Untertan zum Waffendienst verpflichtet sei, daß Staatszugehörigkeit und Waffendienst verbunden seien.[1]) Aber der Gedanke kam

[1]) Verordnung vom 1. und 18. Mai 1733 und 30. Oktober 1735.

Digitized by Google

nicht zur vollen Entfaltung. Die Zahl der Ausnahmen, die zugelassen wurden, war groß. Adel, Besitz, Beamte waren befreit. Unter Friedrich dem Großen trat er noch mehr zurück. Der König verbot seinen Offizieren, während des Krieges auch nur einen Mann „aus des Königs Landen" zu nehmen, und er suchte darin Ersatz, daß Ausländer geworben, Gefangene und Deserteure eingestellt, Rekruten aus dem besetzten Lande genommen wurden.[1])

Das Kantonreglement von 1792 spricht dann zwar aus: „Die Verbindlichkeit zum Kriegsdienst ist eine Obliegenheit unserer getreuen Untertanen." Aber nach seiner weiteren Bestimmung war diese Verbindlichkeit im wesentlichen nur eine solche der Bauern und der gemeinen Handwerker.

Die Männer, die nach dem Zusammenbruche des bisherigen Systems das Vaterland durch neue Kräfte beleben wollten, sahen in der allgemeinen Wehrpflicht die belebendste dieser Kräfte. Sie haben das in das Heer getragen, was das mächtigste ist: die Idee.

„Es ist nötig, daß alle Bewohner des Staates dessen geborene Verteidiger sind."

Diese Worte Scharnhorsts sprechen den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht in vollkommener Einfachheit und zugleich überzeugendster Kraft aus. Alles soll dienen, jung und alt, jeder, der die Waffen führen kann. Weder Ansehen noch Vermögen sollten Ausnahmen schaffen, sollten wie bisher „eximierend" wirken. Der allgemeine Heerbann wird aufgerichtet. Jeder Kriegsfähige ist Krieger, notwendig und selbstverständlich wie in ältester germanischer Zeit.

Man ging allerdings allmählich voran. Man erlaubte zunächst Stellvertretung, um die Träger von Wissenschaft und Kunst zu schonen, und man ließ die Begüterten frei, führte eine Dienstpflicht nur für die Nichtbegüterten ein.

Aber es war doch schon ein Fortschritt, daß die ausländischen Werbungen beseitigt wurden. Eine allgemeine Vorbereitung der Zukunft lag in der Beseitigung der entehrenden Strafen und darin, daß die Schranken fielen, die den Bürgerlichen vom Offizierkorps ausschlossen. Als mittelbarer Zwang auch für die Begüterten wirkte die Aufforderung an sie, bei den Volontärjägern Dienste zu nehmen, mit der Androhung, daß sie sonst in Zukunft von jedem Staatsamt ausgeschlossen sein sollten.

Die Auffassung vom Soldatendienst änderte sich von Grund auf. Bisher hatte der Vater den ungeratenen Sohn zur Strafe in den Soldatenrock gesteckt. Wer im Dienste sich strafbar gemacht hatte, dem wurde zur weiteren Strafe die Dienstzeit verlängert. Jetzt wurde aus dem Munde der Apostel des aufzuerweckenden und aufzurichtenden Vaterlandes verkündet: Der Heeresdienst ist Ehrendienst; der Heeresdienst ist höchster Dienst am Vaterlande.

Das Verhältnis des Staates zum Staatsbürger und des Einzelnen zum Staat wurde ein höheres. Mißtrauen, Gefühl der Feindseligkeit hatten es

[1]) Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst, Bd. II, S. 68, 77 ff.

Digitized by Google

bestimmt. Noch 1786 verbot eine Verordnung der Mehrzahl der Landeseinwohner den Besitz von Schießwaffen und ordnete ihre Ablieferung an. Jetzt wünscht die Reformpartei, daß jeder Haussohn Waffen führen möge. So faßt der Staat Vertrauen zum Volk, und die Armee soll das Mittel sein, alle Stände untereinander und Nation und Staat fest zu verbinden.

In solchem Dienst für die höchsten allgemeinen Güter kann es seiner Natur nach keine Ausnahme geben. Der Einzelne darf sie nicht verlangen, der Staat sie nicht gewähren.

Die Bewegung der preußischen Reformpartei kam zunächst zu einem großen Erfolge in der Verordnung über die Aufhebung der bisherigen Exemtionen von der Kantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges; gegeben zu Breslau den 9. Februar 1813.

„In Erwägung der von Unsren getreuen Untertanen längst anerkannten Verbindlichkeit eines jeden waffenfähigen Bürgers, sein Vaterland zu verteidigen, verordnen Wir, daß für die Dauer des Krieges alle Ausnahmen von der Verpflichtung zum Militärdienst nach der bisherigen Kantonverfassung ..... hiemit aufgehoben sein sollen."

Befreit blieben im wesentlichen Gebrechliche, die einzigen Ernährer der Familie, Beamte, Geistliche.

Es blieben noch zwei grundsätzliche Ausnahmen von der allgemeinen Wehrpflicht: zunächst die Bevorzugung derjenigen, die bisher eximiert und imstande waren, sich selbst auszurüsten. Diese Begünstigung bedeutet aber nicht eine Befreiung von der Dienstpflicht, sondern betrifft nur die Bestimmung der Waffengattung, bei der sie zu leisten ist.

Die zweite wichtigere Einschränkung besteht darin, daß die allgemeine Wehrpflicht nur für die Dauer des Krieges gelten soll. Hiergegen hatten die Freunde dieser Wehrpflicht stets gekämpft, da sie sagten, schon der Friede müsse alles für den Krieg vorbereiten.

Sie siegten durch die Siege der Freiheitskriege, denn das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 3. September 1814 (Sammlung Seite 79) besagt:

„Die allgemeine Anstrengung Unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem soeben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt, und nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit und der ehrenvolle Standpunkt, den sich Preußen erwarb, fortwährend zu sichern. Die Einrichtungen also, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht und deren Beibehaltung von der ganzen Nation gewünscht wird, sollen die Grundlage der Kriegsverfassung des Staates bilden.

1. Jeder Eingeborene, sobald er das 20. Jahr vollendet hat, ist zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet ...

4. Die stehende Armee ist Hauptbildungsschule der ganzen Nation für den Krieg."

Digitized by Google

Über die Heere des Mittelalters hat Macchiavelli geklagt:[1]) „Wie sollte ich die heutigen Soldaten dahin bringen, mehr Waffen zu tragen als gewöhnlich, oder Lebensmittel, oder die Hacke? Wie sollte ich sie tagelang in erdachten Übungen halten? Wie sollte ich sie Ehrerbietung, Gehorsam und Scham lehren, die geboren und erzogen sind ohne Scham?"

Das Ideal, das Macchiavelli unerreichbar scheint, ist in dem Heere der allgemeinen Wehrpflicht erreicht und übertroffen. Unsere heutigen Soldaten tragen Waffen und Lebensmittel und Hacke und Spaten und Zelte. Sie werden in erdachten Übungen im Frieden vorbereitet, sie werden ausgebildet und leben in Zucht und Sitte.[2])

II

Im Zeichen der allgemeinen Wehrpflicht siegten die Freiheitskämpfer, wurden die Kriege geführt, die zur Aufrichtung des Reiches führten. Unter den gleichen Zeichen steht der große Krieg unseres Jahrhunderts. Mann für Mann hat sich erhoben und schreitet gegen den Feind, der geistig Einfache neben dem geistig Großen.

Das muß so sein. Dieser Krieg beweist und wird es in seinem Schlusse beweisen, daß nicht die rohe Kraft und Zahl, sondern Idee und Seele, nicht nur körperliche, sondern geistige Ausdauer den Sieg haben. Deshalb ist es nötig, daß die ungebrochene Einheit des Volkes kämpft, daß im Schützengraben neben dem einfachen Mann der Mann geistiger Herrschaft steht, ihn mit seinem Geiste erfüllt und, wenn es nötig ist, stützt. Es darf niemand der Zweifel kommen, ob es geboten und richtig sei, den einen wie den andern der gleichen Kugel und Gefahr auszusetzen, den besten der Zufallskugel eines vielleicht Erbärmlichen.

Wer wollte auch zwischen wertvollen und weniger wertvollen Volksgenossen unterscheiden dürfen? Im Kampfe für das Vaterland sind alle gleich.

Und endlich: wir müssen Vertrauen haben.

Dürer war das dritte von dreizehn Kindern. „Nun sind diese meine Geschwistrige, meines lieben Vaters Kinder, alle gestorben, etliche in der Jugend, die anderen so sie heranwuchsen."

Albrecht aber lebte und lebt.

Durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam Goethe für tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß er das Licht erblickte.

In der Nacht, auf offenem Bauernwagen, im langen Zug der Truppen und Bagagen mußte die Wöchnerin mit dem Kinde Gneisenau fliehen. Erschöpft sinkt sie in Schlaf. Das Kind entgleitet ihren Armen, fällt auf die

[1]) Dell' arte della Guera sette libri; bei Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. 1. Auflage, Seite 192.

[2]) Wie auch Goethe das Gefühl für die allgemeine Wehrpflicht hatte, zeigen die Worte Hermanns zur Mutter im IV. Gesang von Hermann und Dorothea.

Digitized by Google

Straße neben das Geleise. Es wird von einem Soldaten aufgehoben und ihr am nächsten Morgen zurückgebracht.

Welche Fügungen sind nötig gewesen, damit diejenigen leben blieben, von denen wir leben!

Deshalb dürfen wir das Vertrauen haben, daß auch weiter solche beschützt bleiben, die für das Wesen der Welt nötig sind; daß, wenn auch Millionen Keime, die über die Erde ausgestreut werden, vergehen, Keime von Großen aufgehen und groß werden.

Und es bleibt uns nur eines übrig: Wenn einem von ihnen ein früher Tod beschieden sein sollte, dann beugen wir uns vor ihm in Dank und Treue. Wir müssen bitten und hoffen, daß aus dem Glanze eines solchen Todes für die Gemeinschaft unseres Volkes so viel Großes und Gutes ausgeht, wie ihr Leben uns hätte bringen können.

Aber wir wollen überhaupt keinen Unterschied machen. Alle, die für uns fielen, sind unsere Helden, diejenigen, die im Ruhm siegreichen Angriffes vorangeschritten sind, und die anderen, die wie mancher Armierungssoldat namenlos und klanglos dahingingen und von denen das Wort gilt, das in den Katakomben für die Märtyrer aufgezeichnet ist: quorum nomina Deo soli nota sunt.

III

In weitem, bescheidenem Abstand von diesen Kämpfern erscheint das bürgerliche Heer ihrer Helfer im Lande, das Heer der Heimat. Unser Krieg ist nicht nur ein Kämpfen von Soldaten gegen Soldaten, der Männer eines Volkes gegen die Männer des andern, nicht nur ein bellum omnium contra omnes, sondern ein bellum omnium contra omnia.

Zwei Kampfplätze, zwei zum erstenmal, seitdem es eine Geschichte gibt, bestimmen den Sieg: der Kampfplatz der ringenden Heere und der der Arbeit. Für die Arbeit ist ein zweites neues Heer aufgerufen. Es soll in beständigem, unermüdlichem Schaffen den Kämpfern Waffen, Nahrung, Kleidung sichern, der Heimat Nahrung und Kleidung. Diese Aufgabe ist früher im freien wirtschaftlichen Betriebe gelöst worden, jetzt tritt staatliche Regelung an die Stelle, die die vollkommene Sicherheit der Leistung schaffen und ihre Ergebnisse erhöhen soll. Was eine ganze Welt für den Feind schafft, überwinden wir durch die geordnete Kraft des eigenen Landes. Wer bisher freiwillig für den Krieg gearbeitet hat, arbeitet jetzt im Dienste der Wehrpflicht, denn Wehrarbeit ist jede Arbeit, die dem Kriege dient. Die Durchführung des Gedankens im einzelnen war nicht leicht. Es galt neue Betriebe zu schaffen, alte zu ändern, überflüssige einzuschränken oder aufzuheben, Arbeiter neu einzustellen oder ihnen neue Arbeitsplätze zu bestimmen. Ferner war zu sorgen, daß notwendige Betriebe nicht gestört oder vernichtet wurden, insbesondere war an Landwirtschaft, den Mittelstand, an Export, soweit er noch möglich ist, zu denken. Über allem mußte dabei der Gedanke schweben

Digitized by Google

und entscheiden, was führt am besten zu dem Ziele, auf das wir hinarbeiten, den Sieg.

Die bürgerliche Wehrpflicht steht neben der soldatischen. Auch in ihr sind alle gleich. Es gibt keine Ausnahme, keinen Unterschied nach Stand und Bildung, keine für Arbeitgeber und -nehmer. Alle stehen nebeneinander in gleicher Pflicht.

Die Frauen sind noch nicht durch Staatsgebot mit der Kriegspflicht verbunden; aber der Idee nach sind auch sie es, denn sie sind zur freiwilligen Dienstleistung aufgerufen, und die weiblichen Kriegsfreiwilligen fehlen nicht. Sie arbeiten im Dienste organisierter Freiwilligkeit. Wenige Töchter gibt es, die nicht im Lazarett oder in der Gefangenenhilfe oder sonst in der Kriegswohlfahrt Dienst tun. Die Fabriken könnten nicht arbeiten, die elektrischen Bahnen würden stillstehen, Post und Telegraphie, Eisenbahnbetrieb würden versagen, wenn sie nicht weibliche Hilfe hätten.

Und wer ermißt die tägliche Arbeit der Hausfrau, die für Nahrung und Kleidung sorgen, für das nicht Vorhandene Ersatz beschaffen muß, die in mühseliger Kleinarbeit bis in die Nacht hinein ihre Kräfte aufwendet und dadurch mithilft, die Ordnung im Lande und im Leben aufrechtzuerhalten? Alles das ist Kriegsdienst.

Über den Weg der Freiwilligkeit war der Heeresdienst zur Wehrpflicht geworden. Wenn es nötig werden sollte, wird aus dem freiwilligen Dienst der Frau die Dienstpflicht für sie werden müssen.

Auch die Jugend fehlt nicht im Dienste für das Vaterland. Sie hilft in der Landwirtschaft, sie sammelt im Walde Futter für die Tiere, fährt Handkarren durch die Stadt, trägt Depeschen in die Häuser, kurzum, sie greift ein, wo die Kräfte fehlen. Sie vereinigt sich als Jungmannschaft und Pfadfinder, um sich für die kriegerische Zukunft vorzubilden.

Der Ring der allgemeinen Wehrpflicht scheint geschlossen, von der waffenpflichtigen Jugend über die ganze Nation bis zur Schuljugend.[1])

IV

So ist alles gegen den Feind versammelt, Menschen und Mittel. Aber es besteht noch eine andere Wehrpflicht, neben der körperlichen die Wehrpflicht des Geistes. Sie gilt für jeden ohne Ausnahme, für jung und alt. Sie ist neben der allgemeinen die allgemeinste.

---

[1]) Die preußische Reorganisationskommission unter Friedrich Wilhelm III. wollte den Unterrichtsplan der Stadtschulen so erweitern, daß sie als Vorschulen für die Ausbildung der Unteroffiziere und Offiziere dienen könnten. Soldatische Disziplin sollte eingeführt werden. Ein Exerziermeister sollte die Knaben während der Erholungsstunden im Gebrauch der Waffen üben. Jede Schule sollte sich in Kompagnien formieren und sich ihren Offizier wählen. Lehmann a. a. O., Band II, S. 93. Fichte schlug vor, die nationale Erziehung den Eltern zu nehmen und sie ganz in die Hände des Staates zu legen. Reden an die deutsche Nation, Inselverlag 1909, S. 175.

Digitized by Google

Wir wissen alle, welche Bedeutung es für Ausharren und Sieg hat, daß alle im Staate vorhandenen Sachmittel, Nahrung und Stoffe, von einem ordnenden Geiste verwaltet und verteilt werden, nicht der einzelne sich darauf stürzen und gewohnheitsmäßig verbrauchen darf, was er nach seinem Vermögen und seiner Geschicklichkeit erraffen kann. Gleichmäßige Verteilung sichert den Erfolg für alle, ungleichmäßige gefährdet ihn für alle.

Jedermann müßte die solchem Zwecke dienenden Gesetze beachten, der Erzeuger der Ware, indem er sie pflichtgemäß abliefert oder zu dem gebotenen Preise verkauft, der Verbraucher, indem er nur das erwirbt, was er erwerben darf, und nur zu dem Preise, den er zahlen soll. Wenn jedermann im Staate diese Gesetze beachtete, so würde der Erzeuger und der Verbraucher das ihm Gebührende erhalten und zugleich der Gesamtheit gleichmäßige Kraft zugeführt werden.

Wie ist es in Wirklichkeit? Es ist nicht nur öffentliches Geheimnis, sondern es wird allgemein erklärt, daß niemand diese Gesetze beachte, und daß es auch unmöglich sei, es zu tun.

Solche Zustände dürften nicht weiterbestehen.

Wenn die Gesetze so sind, daß sie nicht beobachtet werden können, dann sind sie falsch, und die Allgemeinheit, die sie nicht hält, muß den Weg finden, ihre Änderung herbeizuführen.

Bis dahin aber müssen sie befolgt werden. Denn das Gesetz besteht, und solange es besteht, muß es gehalten werden, weil es Gesetz ist. Es genügt dieser eine Grund. Lex dura, sed ita scripta est.

Es geht nicht an, daß der einzelne sich die Gesetze aussucht, die er beachten will. Wie will er demjenigen gegenübertreten, der andere Gesetze aussucht, die er gelten lassen will.

Hier ist nicht zu prüfen, ob die Gesetze zweckmäßig sind, hier soll nur die Forderung erhoben werden, daß sie entweder geändert oder daß sie erfüllt werden, solange sie bestehen, damit das allgemeine Rechtsgefühl nicht weiter gestört werde und wieder erstarke, und damit namentlich unsere Jugend in festem Rechtsgefühl aufwachse. Wir wollen in ungebrochener sittlicher Stärke in die Arbeit des Friedens eintreten.

Wir haben die Pflicht des Gehorsams und der Unterordnung unter das Gesetz wie beim Heere. Wir dürfen uns über das Gesetz beschweren, aber bis zur Änderung schulden wir ihm Gehorsam.

V

Die allgemeine Wehrpflicht ist erst vollendet, wenn nicht nur die gesamte körperliche Kraft, sondern dazu die gesamte geistige und sittliche Kraft des Volkes in Angriff und Verteidigung sich gegen den Feind wendet. Das starke Mittel, diese sämtlichen Kräfte zum Kampfe zu entbinden, das Mittel, den letzten Ansporn zur Betätigung seiner höchsten Kraft in das Volk zu tragen, sei das allgemeine, gleiche Wahlrecht für Preußen. Deshalb wäre seine Ein-

Digitized by Google

führung der Schluß der allgemeinen Wehrpflicht, die diese höchste Leistung des Volkes schaffen soll.

Wohl dürfte die Frage aufgeworfen werden: ist die Zeit des Krieges, des gigantischsten, alle Verhältnisse des Landes ergreifenden und erschütternden Krieges, die richtige, um Fragen zu lösen, die die Parteien zum heftigsten Widerstand aufrufen und so neben dem Kriege nach außen den inneren Kampf entfesseln?

Ich bekenne, daß ich zu denjenigen gehöre, die eine Erörterung dieser Frage und eine politische Bewegung für sie während des Krieges für unrichtig und schädlich gehalten haben, weil die Gefahr, daß dadurch eine schwächende Uneinigkeit im ganzen Reiche entstehen könnte, offensichtlich war. Inter arma sileant leges partium. Solange der Krieg spricht, schweige das Parteiprogramm. Wer eine Handlung, die den Krieg berührt, befürwortet oder bekämpft, weil sie der Partei nützt oder schadet, handelt unrecht am Vaterlande. Dieser Satz kann für die Aufstellung einer Forderung wie für ihre Verweigerung gelten. Jeder muß daran denken, daß der Boden des Landes zu verteidigen ist, und daß, wenn sein Parteihandeln den Sieg gefährdet, kein Boden mehr ist, auf dem er sein Parteiprogramm verwirklichen kann. Deshalb darf jedes Parteiverlangen nur eine Richtung und einen Willen haben, den Weg zum Siege und was ihn fördert.

Die Zeit ist über die Erwägungen hinweggeschritten, die eine Wahlrechtserörterung aufschieben wollten.

Eine große Partei, die bis zum Kriegsbeginn abseits stand und der Staatsführung gegenüber sich parteigrundsätzlich ablehnend verhalten hat, hat den Tag vom August 1914 mitgelebt, hat dann mitgearbeitet und alles für den Krieg Notwendige mitbewilligt. Nun ist zwar der Gedanke zurückzuweisen, daß sie deshalb Anspruch auf besondere Belohnung hätte, insbesondere in der Form der Gewährung des gleichen Wahlrechtes. Wahlrecht und Kriegskredit dürfen nicht miteinander verkoppelt werden. Denn auch diese Partei hat aus vaterländischen Gründen, nicht aus selbstsüchtigen, parteilichen Erwägungen, diese Mittel bewilligt, weil sie, wie alle anderen Deutschen, in selbstverständlicher Verteidigung des Vaterlandes handeln wollte und mußte.

Allein die Politik, die das Mögliche erreichen will, darf vor dem Wirklichen die Augen nicht verschließen. Und diese Augen sehen, daß weite Kreise des Volkes das durch den Krieg und dessen Umwälzungen gesteigerte Gefühl haben, daß der Anteil, den ihnen der preußische Staat im Wahlrecht an der Verwaltung des Staates zuspricht, ihrer Bedeutung und ihren Leistungen nicht mehr entspreche, daß nur die gleiche staatsrechtliche Stellung im Wahlrecht den von ihm gleicherweise gemachten Leistungen gemäß sei. Wie Preußen-Deutschland aus dem Schützengraben in gleicher Linie, mit gleichem Willen vorgestürmt ist, wie die Heimat in gleicher Weise dem Vaterlande gedient hat, so müsse es auch in gleicher Weise an der Regierung des Landes teilnehmen. Den gleichen Leistungen, so wird verlangt, sollten die gleichen politischen Rechte entsprechen.

Digitized by Google

Das so begründete Verlangen erheischt sorgfältige Prüfung.

Unrecht wäre es, das gleiche Wahlrecht aus internationaler kosmopolitischer Gesinnung wegen der Forderungen unserer Feinde, deren Einmischung in unsere Verhältnisse streng zurückzuweisen ist, zu erstreben; aber es soll auch nicht aus Angst vor solcher Gemeinschaft der Idee mit anderen Völkern verweigert werden. Auch die allgemeine Waffenwehrpflicht gilt nicht nur bei uns, sondern hat sich die Welt erobert, hat kosmopolitische Wirkung bekommen.

Das Wahlrecht soll auch nicht im Zurückweichen vor befürchteten Forderungen einer Partei, sondern nur aus wohlerwogenen Gründen der Politik und des Krieges gegeben werden.

Mehrere große Parteien haben die alsbaldige Einführung des gleichen Wahlrechts auf ihre Fahne geschrieben; große Massen des Volkes erwarten sie; die Regierung hat sie bewilligt. Die Versagung würde die heftigste Kampfbewegung entfesseln, insbesondere würde die Auflösung des Abgeordnetenhauses die Nation in zwei Teile spalten. Die Versagung würde also die Kraft der Nation durch Zersplitterung schwächen, in demselben Augenblick, in dem sie dieser Kraft wie noch nie seit ihrem Bestehen bedarf. Das darf nicht sein; es wäre verhängnisvoll. Es gilt jetzt Kriegspolitik zu treiben. Aus diesem Grunde halte ich die Einführung des gleichen Wahlrechts während des Krieges für geboten.

Die Veränderung des Wahlrechts wird die Zusammensetzung der Volksvertretung wesentlich verändern, wird die spätere Gesetzgebung, die gesamte Staatsverwaltung und die Gemeindeverwaltungen beeinflussen. Wer da glaubt, daß die jetzige Art der preußischen Staatsverwaltung die richtige ist, die einzig richtige für die Erhaltung und Gestaltung des preußischen Staatswesens ist, wird sich schwer zu der geplanten Änderung entschließen.

Allein unsere Zeit läßt die Erinnerung an die Freiheitskriege lebendig werden; es wurde ein Kampf um das Sein und zugleich um die höhere Zukunft des Vaterlandes wie jetzt ausgefochten. Neue Gedanken wurden dem Gemeinwesen eingeflößt, um durch das neue Blut in seinem Körper die staatliche und kriegerische Kraft zu stärken. Auch damals haben Männer von unzweifelhaftem Patriotismus mit aller Kraft sich gegen die neuen Staatsgedanken, gegen die Schöpfungen von Stein und Hardenberg gewendet. Sie standen dem doch wahrlich wahrhaft preußischen Geist von Scharnhorst, Gneisenau fremd und in scharfer Abwehr gegenüber. Sogar in der allgemeinen Wehrpflicht sahen sie eine Gefahr und lehnten sie ab. Die Konskription wurde als das Grab der Kultur, der Wissenschaft, der bürgerlichen Freiheit bezeichnet. Sie konnten sich nicht an die neuen Gedanken gewöhnen, und doch entsprang aus ihnen die Herrlichkeit von 1813.

Es gibt politische Gedanken, die sich so weit entwickelt und so viel Macht im Staatsleben erlangt haben, daß ihre Verwirklichung nicht mehr gehindert werden kann. Dann aber gilt: nicht sibi res, sed se submittere rebus. Sich die Dinge unterwerfen ist ein gutes, starkes Wort; aber die Geschichte

Digitized by Google

kann dahin gehen, daß sie Unterwerfung unter die Dinge verlangt. Wer Gefahren mit der Einführung des gleichen Wahlrechts verbunden sieht, darf sie ins Auge fassen, aber darin kein Hindernis sehen. Im Kriege ist, wie Moltke sagt, jeder Schritt mit Gefahr verbunden; entscheidend ist, wie er im Augenblick wirkt. Das kann dazu führen, daß einzelnes aufgeopfert werden muß, weil anderes im Augenblick das Wichtigste, im Augenblick das Entscheidende ist.

Als am Nachmittag von Mars-la-Tour die Attacke der Brigade Bredow befohlen werden sollte, fiel das Wort, „sie könne nicht reüssieren". Darauf antwortete der Kommandierende General des brandenburgischen Armeekorps: „Wenn die Brigade fällt, Mann für Mann, aber sie hält den Feind fünf Minuten auf, dann hat sie ihren Zweck erfüllt."

Der tapfere v. Bredow ritt die Attacke, sie reüssierte, sie führte zum Sieg.

Jeder Fortschritt der Völker enthält notwendig zugleich einen Verlust,[1]) und wer alles konservieren will, konserviert, nach einem Worte Friedrichs des Großen, nichts.

Sichert die Gegenwart, der Zukunft werden wir schon Herr werden.

Es darf niemand den Wahlkampf in dem Gedanken entfesseln wollen, die Regierung trage die Verantwortung. Es trägt sie jeder, der nicht redlich mitarbeitet, um die innere Verständigung herbeizuführen.

Meine Worte sollen keiner Partei dienen, nur dem Vaterlande; es soll deshalb auch nicht darüber gesprochen werden, wie der Gedanke des gleichen Wahlrechtes im einzelnen auszugestalten ist.

Wie man sich auch sonst zu dieser Frage stellen mag, und wie man im Frieden sich dazu gestellt hat oder gestellt haben würde: jetzt darf für jedermann, welcher Partei er angehören mag, nur ein einziger Gesichtspunkt entscheiden, kein anderer: Wie fördern wir den Sieg? Alle Parteien sollen in Selbstzucht und Selbstkritik zusammenarbeiten, damit die Einheit für die Dauer des Krieges gesichert wird. Im Kleinen und Großen darf es keinen andern Ausgangspunkt für das Handeln geben, ganz gewiß nicht in der größten Frage, die jetzt im Inneren das Deutsche Reich bewegt, denn jede andere Unterlassung kann später nachgeholt werden, nicht aber eine solche, die den Krieg beeinflußt.

Friedrich Wilhelm III. hat in dem Gesetz vom 3. September 1814 ausgesprochen (vgl. oben S. 33), daß die Einrichtungen, die den glücklichen Erfolg der Freiheitskriege hervorgebracht haben, und deren Beibehaltung von der ganzen Nation gewünscht werde, die Grundlagen der zukünftigen Kriegsverfassung bilden sollten. Wir wollen wünschen, und es ist nicht vermessen, zu hoffen, daß die erstrebte neue verfassungsmäßige Grundlage des preußischen Staatswesens sich so bewähre, daß sie die Grundlage für unsere Verfassung in Zukunft mit Recht bildet. Die preußische Eigenart wird, das beweist die

[1]) Treitschke, Ausgewählte Schriften, Bd. I, S. 214.

Digitized by Google

Kraft ihrer Vergangenheit, gewiß auch unter dem neuen Wahlrecht sich erhalten und ihr Wesen geltend machen.

Einigkeit im Innern und nach außen, das muß unser Ziel und Kampfmittel sein; Sammlung aller Kräfte im Innern, um nach außen stark zu sein; deshalb das gleiche Wahlrecht.

Und es wäre ein besonderer Beweis für die Kraft der Einigkeitsidee, wenn gerade die Parteien, die vornehmlich für die Gewährung des Wahlrechtes, zugleich aber für geringere Kriegsziele eintreten, durch die Einführung des gleichen Wahlrechtes die Kraft zu Sieg und segensreichem Frieden schaffen würden.

Je stärker die Liebe zu Preußen und je stärker das Verlangen ist, es zum Siege zu führen, um so mehr muß für alle, auch für die grundsätzlichen Gegner des gleichen Wahlrechtes, das Verlangen sein, die Einheit in Preußen aufrechtzuerhalten.

Die alte Welt ist versunken, das Meer des Riesenkampfes hat alle Staaten überflutet, und wenn der Friede da sein wird und wir die Augen öffnen, werden sie neues Land sehen. Anders wird die Welt sein und anders unser Staat. Es ist natürlich, daß die großen Umwälzungen, in denen wir leben, große Folgen haben, und daß dann auch unsere staatsrechtliche Waffnung eine andere geworden ist.

Möge, wenn Abgeordnetenhaus und Herrenhaus in Preußen neu aufgerichtet sind, der Gesetzgeber wie Solon von Athen sprechen können:

„So viel Teil an der Macht, als genug ist, gab ich dem Volke,
Nahm an Berechtigung ihm nichts, noch gewährt' ich zu viel.
Für die Gewaltigen auch und die reicher Begüterten sorgt' ich,
Daß man ihr Ansehen nicht schädige wider Gebühr.
Also stand ich mit mächtigem Schild und schützte sie beide,
Doch vor beiden zugleich schützt' ich das heilige Recht." —

Und ich füge hinzu: das heilige Land.

VI

Gesamtdeutschland steht im Dienste der Wehrpflicht. Es ist nicht bloß die allgemeine, die nur den Waffendienst und andere militärische Dienstleistungen umfaßt und nur an bestimmte Personen sich wendet, sie ist die allgemeinste, die gesetzlich umschriebene und freiwillig übernommene; die unbeschränkte und unbeschränkbare.

So dienen wir alle, Mann und Frau, jung und alt, ohne jede Grenze mit der Waffe und jedem Mittel.

So dienen wir bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Lande, unter der Erde und über ihr.

So wollen wir zuletzt und zuhöchst dienen, indem wir die Einheit im Lande neu aufbauen und festmachen.

Digitized by Google

Wie die Waffenwehrpflicht Einheit schaffen sollte und in ihrem Bereich geschaffen hat, so soll das gleiche Wahlrecht die Einheit von Nation und Staat schaffen.

So kommt Pflicht zu Pflicht und Recht zu Recht und Rüstung zu Rüstung.

So erfüllen wir den Fahneneid, der vom Heere geleistet und von uns allen ungeschworen mit der Geburt dem Vaterlande geschworen ist.

Die so geschmiedete Wehrpflicht ist aus der sittlichen Pflicht erzeugt und hat ihre Bürgschaft in der sittlichen Kraft eines jeden.

Wo im Laufe des Krieges sittliches Land verloren gegangen ist, wollen wir es zurückerobern und festhalten.

So handeln wir im Geiste der Männer der Freiheitskriege, im Geiste Fichtes und unseres größten Lehrers: Kant.

Ortsbestimmung zur See[1]

Von

J. Palisa

Es war zu Beginn meiner astronomischen Laufbahn, etwa im Jahre 1872, daß ich einmal den Vater eines Freundes aus meiner Kindheit, der ein wohlhabender und angesehener Kaufmann in meiner Vaterstadt Troppau war, besuchte. Wir kamen auch dazu über Astronomie zu sprechen, und da sagte mir der alte Herr etwa folgendes: Ihr Astronomen beschäftigt euch mit den Sternen des Himmels, ihr berechnet, wie sie sich bewegen, wie weit und wie groß sie sind und vieles andere, lauter Dinge, die zu wissen ja sehr schön ist, die aber im praktischen Leben doch keine Verwertung finden. Mich als Kaufmann interessiert es nun zu erfahren, welchen Nutzen die Astronomie für das praktische Leben hat und wie hoch sich dieser Nutzen, in Geld berechnet, stellt. Nach kurzem Besinnen antwortete ich: „Vor allem werden unsere Uhren durch die Astronomie reguliert." — „Ja, dazu brauche ich keine Astronomie, denn ich richte mir meine Uhr nach der Kirchturmuhr." — „Und wonach richtet der Kirchturmwächter die Kirchturmuhr?" entgegnete ich. Da wußte mein Partner keine Antwort, und er fing an zu begreifen, was ich eben gesagt hatte. „Aber außerdem macht es die Astronomie allein möglich, den weiten Weg über die Ozeane zu finden." — „Ja, aber dazu dient ja der Kompaß!" — „Nicht ganz, denn der Kompaß sagt Ihnen wohl, wo Norden, Osten, Süden und Westen ist, aber nicht, wo sich das Schiff be-

[1] Über dieses Thema hat der Verfasser einen Vortrag im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien gehalten.

Digitized by Google

findet; erst dann, wenn der Kapitän dies weiß, kann er die Richtung der Fahrt bestimmen, die dann mit Hilfe des Kompasses eingehalten wird."

Und so wie dieser Kaufmann mögen damals noch viele andere gedacht haben, denn die naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren noch nicht so verbreitet wie jetzt. Was man in den Schulen gelernt hatte, wußte man, aber viel mehr nicht; nur selten traten Männer der Wissenschaft vor das Publikum, um von ihrem Wissen den Laien etwas mitzuteilen, und zwar so mitzuteilen, daß es auch verstanden werde. Das ist nun anders; aber nichtsdestoweniger glaube ich, daß es noch viele gibt, welche die Astronomie so wie jener Kaufmann zwar sehr hoch schätzen, jedoch nicht wissen, wie vielfach sie in das praktische Leben eingreift. Aber ich wurde auch von solchen, die wissen, daß die Astronomie der Wegweiser über die Ozeane ist, gefragt, wieso der Kapitän mit Hilfe astronomischer Beobachtungen den Ort seines Schiffes findet. Und so glaube ich, daß dieser Gegenstand es wert sei, auch einem größeren Publikum vorgetragen zu werden.

Bevor ich aber das eigentliche Thema bespreche, muß ich vorausschicken, daß nicht nur die besonders ins Auge fallende Ortsbestimmung auf dem Ozean eine nur durch die Astronomie zu lösende, und zwar jedesmal sofort und rasch zu lösende Aufgabe ist, sondern daß es ihr auch obliegt, den Ort auf dem Festlande zu bestimmen. So können in unbekannten Ländern befindliche Forschungsreisende nur auf Grund astronomischer Beobachtungen uns sagen, wo sie waren. Und da kann ich nicht unterdrücken, zu sagen, daß es auch solche Reisende gegeben hat, die in allen anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen ausgezeichnet bewandert waren, nur nicht in der Anstellung guter astronomischer Beobachtungen. Dazu gehört eben eine längere Übung, die man sich aber erst kurz vor der Abreise kaum erwerben kann. Es ist ferner ein Bedürfnis der kultivierten Menschen, richtige Karten, das sind getreue, aber natürlich sehr verkleinerte Bilder der Länder, Inseln und Meere zu besitzen. Um nun solche zu erhalten, muß vor allem die richtige Lage einzelner ausgewählter und weit auseinanderliegender Punkte so genau als möglich ermittelt werden, und das ist nur mit Hilfe der Astronomie möglich. Diese Arbeiten benötigen aber, um die höchste Genauigkeit zu erreichen, viele Beobachtungen und können viele Monate dauern, auch wenn es sich nur um die gegenseitige Lage zweier solcher Punkte handelt. Die so gewonnene Genauigkeit erreicht aber dann 0·1 Bogensekunde, was einer Länge von 3 Metern auf der Erdoberfläche entspricht. Mit einer derartigen Genauigkeit ist also der Astronom bzw. der Geodät imstande, die Lage eines Punktes auf der so großen Erdkugel festzulegen. Sind einmal solche Hauptpunkte, sog. Punkte erster Ordnung festgelegt, so wird gleichfalls auf astronomischem Wege eine Anzahl Punkte zweiter Ordnung an einen Punkt erster Ordnung angeschlossen, worauf durch Triangulation oder Winkelmessung alles andere Detail verzeichnet wird. Abgesehen davon, daß die Erde eine Kugel und daher ihre Oberfläche keine Ebene ist, würde man ganz falsche Bilder

Digitized by Google

erhalten, wollte man die Lage zweier entfernter Punkte mit Meßband und einem Winkelinstrument bestimmen. Es wäre der gleiche Fall, als wenn jemand die Länge eines Brettes dadurch messen wollte, daß er statt mit einem Meterstab mit einem Zirkel messen wollte, dessen Spitzen er eine Entfernung von 1 Millimeter gegeben hat. Er würde bei jedesmaliger Wiederholung sehr stark verschiedene Werte erhalten.

Ich gehe nun dazu über, die Prinzipien, auf denen die astronomische Ortsbestimmung beruht, die identisch mit der Bestimmung der geographischen Länge und Breite ist, auseinanderzusetzen.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß der Kreis, welcher an allen seinen Punkten vom Nordpol ebenso weit wie vom Südpol absteht, als Erdäquator bezeichnet wird, ferner, daß jeder Kreisbogen, der vom Nordpol zum Südpol gezogen und durch den Äquator in zwei gleiche Teile geteilt wird, Meridian genannt wird, daß weiters jede dieser Hälften in neunzig Teile geteilt wird und daß diese Teile Breitengrade heißen und vom Äquator aus nach beiden Richtungen gezählt werden. Man weiß ferner, daß auch der Vollkreis des Äquators in 360 Grade geteilt wird, die Längengrade genannt werden, und daß heutzutage allgemein der Durchschnittspunkt des durch die Sternwarte von Greenwich gezogenen Meridians mit dem Äquator als Nullpunkt für die Zählung der Längengrade angenommen wird. Die Lage eines Ortes wird nun dadurch bestimmt, daß man sich vom Nordpol oder Südpol durch diesen Ort einen Meridian bis zum Äquator gezogen denkt. Die Entfernung jenes Punktes, wo der Ortsmeridian den Äquator trifft, von dem erwähnten Nullpunkt in Graden ausgedrückt, oder statt dessen der Winkel am Erdpol, welchen der Ortsmeridian und der Greenwicher Meridian einschließen, ist die geographische Länge, die Entfernung des Ortes vom Äquator nach Norden oder Süden längs des Meridians die geographische Breite.

Sollte es aber jemand einfallen, genau nach diesen Definitionen vorzugehen, um Länge und Breite eines Ortes zu ermitteln, so würde er sofort die Unmöglichkeit einer solchen Bestimmung einsehen. Vor allem andern ist ja der Nordpol und Südpol fast unzugänglich, und es waren erst höchstens drei Expeditionen an diesen Kardinalpunkten der Erde. Wäre es aber jemand auch möglich geworden, hinzukommen, so wüßte er nicht, ob er an der richtigen Stelle sich befindet, denn es ist dort oben und dort unten keine Tafel aufgestellt mit der Inschrift: Nordpol oder Südpol. Und dann diesen Bogen bis zum Erdäquator über Berg und Tal, Land und Meer zu verfolgen und zu messen usw. Doch genug davon! Man sieht daraus, daß man auf diesem Wege nicht zum Ziele kommt und man muß nach einer andern Definition von Länge und Breite suchen. Die Astronomie ist es nun, welche uns diese Definition liefert und gleichzeitig die Mittel zeigt, um das Gesuchte zu finden, und zwar mit einer Genauigkeit, die wirklich staunenswert ist. Ich will nun bei den folgenden Auseinandersetzungen davon absehen, daß die Erde die Form eines Rotationsellipsoides hat, und sie als vollkommen kugelförmig annehmen.

Digitized by Google

In diesem Falle zeigt das Lot, das ist ein Faden, an dem ein Gewicht hängt, gegen den Mittelpunkt der Erde, und die entgegengesetzte Richtung trifft einen Punkt am Himmel, welcher das Zenit genannt wird.

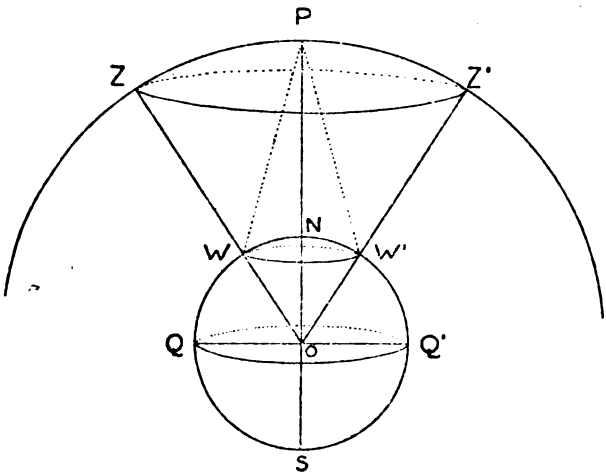


Fig. 1.

Es stelle in folgender Fig. 1 der kleine Kreis die Erde, der große Kreis den Himmel mit seinen Sternen vor. N und S seien die beiden Pole der Erde, der Bogen Q Q' Q der Erdäquator und W ein Punkt, auf dem wir uns beispielsweise befinden. Die Linie O W Z ist die Richtung zum Zenit. Wie Sie wissen, ist das Himmelsgewölbe unbeweglich, während die Erde sich in vierundzwanzig Stunden um ihre Achse N S dreht. Stellt man in W einen Stab senkrecht zur Erdoberfläche auf, so daß er also gegen Z gerichtet ist, so wird er schon in dem nächsten Momente infolge der Drehung der Erde nicht mehr auf den Stern, der in Z stand, weisen, sondern nach und nach auf alle Sterne gerichtet sein, die sich auf dem Kreise Z Z' vorfinden, und beispielsweise nach zwölf Stunden auf den Stern in Z' zeigen. Würde man jedoch in W einen Stab gegen den Punkt P richten, so würde der Stab trotz der Drehung der Erde immer auf P gerichtet sein. P ist nämlich der Mittelpunkt des Kreises Z Z'; es ist der Nordpol des Himmels und den dort stehenden Stern sehen wir auch scheinbar ununterbrochen in derselben Richtung, während alle anderen Sterne um diesen Pol Kreise in je vierundzwanzig Stunden zurücklegen und daher uns scheinbar fortwährend in anderer Richtung erscheinen.

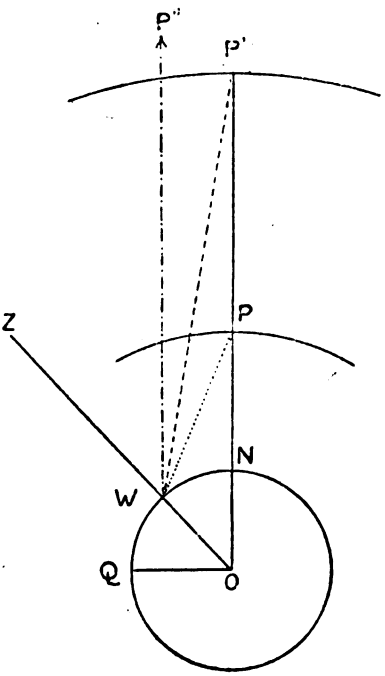


Fig. 2.

Nun aber besitzt obige Zeichnung einen großen Fehler, denn der Halbmesser des großen Kreises ist gegen den Halbmesser des kleinen Kreises in Wirklichkeit unendlich groß.

Wenn man aber den Halbmesser des größeren Kreises größer und größer macht (Fig. 2), so wird z. B. aus dem Winkel ZWP der Winkel

Digitized by Google

ZWP' usw., kurz, die Linie WP dreht sich gegen WZ und das geht so weiter, bis die Linie WP in die Richtung WP'' kommt und der Linie OP parallel wird. Weiter kann sie sich nicht mehr drehen. Wenn aber WP'' parallel zu OP ist, so ist der Winkel ZWP'' gleich dem Winkel ZOP oder WON, und durch Messen des Bogens zwischen dem Zenit und dem Nordpol des Himmels erhält man somit direkt den Winkel WON. Nun ergänzt der Winkel WON den Winkel WOQ zu 90 Grad und somit ist durch die genannte Messung auch der Winkel WOQ bekannt. Weil nun aber auf einer Kugel die Größe der Bögen in Graden den diesen Bögen entsprechenden Winkeln im Kugelzentrum gleich sind, so gibt mir also der Winkel WOQ die geographische Breite meines Beobachtungsortes an. Man kann also die frühere Definition der geographischen Breite ersetzen durch folgende: Die geographische Breite ist gleich 90 Grad weniger dem Winkel Zenit—Himmelspol. Die Tatsache, daß auch der Winkel Himmelspol—Nordpunkt am Horizonte den Winkel Zenit—Himmelspol auf 90 Grad ergänzt, gestattet auch zu sagen: Die geographische Breite ist gleich der Höhe des Himmelspoles über dem Horizonte.

Im Punkte P der Himmelskugel steht nun kein heller Stern und auch durch das Zenit des Ortes wird nur selten ein heller Stern ziehen, aber es bietet dem Astronomen trotzdem keine Schwierigkeit, den Winkel zwischen Zenit und Pol zu messen. Wie aber und mit welchen Instrumenten dieser Winkel gemessen wird, das auseinanderzusetzen muß ich hier, weil zu weit führend, unterlassen.

Auch die Bestimmung der geographischen Länge muß aus gleichen Gründen, wie sie für die Bestimmung der Breite gelten, mit Hilfe der Astronomie vorgenommen werden. Während aber der Ausgang der Breitenzählung, der Erdäquator, durch die Natur bestimmt ist, können wir den Ausgangspunkt der Längenzählung beliebig wählen und es ist, wie bekannt, jetzt der Meridian, welcher durch die Sternwarte von Greenwich geht, der allgemein anerkannte Nullmeridian.

Wenn wir vom Nordpol (Fig. 3) zu dem Orte w, dessen Länge wir bestimmen wollen, z. B. Wien, und weiter bis zum Südpol uns den Meridian nwbs gezogen denken und ferner uns senkrecht zur Erdoberfläche über diesem Meridian eine Wand NWBS aufgerichtet vorstellen, die bis zu den Fixsternen reicht, so wird diese Wand eine Linie am Himmel anreißen, welche durch den Nordpol des Himmels und das Zenit geht und der astronomische Meridian des Ortes oder dessen Mittagslinie ist, auf der in einem beliebig gewählten Augenblicke bestimmte Sterne stehen. Wenn wir uns durch den Meridian von Greenwich ngas gleichfalls eine solche Wand NAS aufgerichtet denken, so wird alles gleich bleiben, nur werden in dem früher gewählten Augenblicke andere Sterne von der Wand getroffen werden. Aber schon im nächsten Momente rücken die beiden Wände infolge der Drehung der Erde nach Osten zu weiter und berühren andere Sterne, bis endlich ein Moment kommt, wo in Greenwich dieselben Sterne von der Wand in Greenwich getroffen

Digitized by Google

werden oder im Meridian stehen wie im ersten Augenblicke in Wien. Weil nun die Erde sich vollkommen gleichmäßig in vierundzwanzig Stunden um ihre Achse dreht, somit in einer Stunde um 15 Grad, in einer Zeitminute um 15 Bogenminuten, so bietet die Zeit, welche von dem Momente an, wo sich bestimmte Sterne im Meridian von Wien befinden, bis zu dem Momente verfließt, wo sich dieselben Sterne im Meridian von Greenwich befinden, das einfachste Mittel, um die Länge Wiens von Greenwich zu bestimmen. Zu diesem Zwecke befinden sich auf beiden Stationen sog. Sternzeituhren, welche stets dasselbe zeigen sollen, wenn derselbe Stern den Meridian passiert, und speziell 0 Uhr 0 Minuten 0 Sekunden, wenn der Frühlingspunkt oder die mit ihm gleichzeitig den Meridian passierenden Sterne durch den Meridian gehen. Die Beobachter auf beiden Stationen ermitteln nun durch Beobachtungen verschiedener Sterne die Abweichung ihrer Uhren von der Wahrheit, den sog. Uhrstand, und wenn dies geschehen ist, so handelt es sich nur mehr darum, zu erfahren, um wie viel die Uhren unter Berücksichtigung der gefundenen Uhrstände selbst differieren. Der Unterschied ergibt sodann den Längenunterschied oder die Länge selbst, wenn Greenwich die eine Station war. In früheren Zeiten bildete dieser Uhrvergleich die Hauptschwierigkeit; heute bietet uns der Telegraph und die drahtlose Telegraphie ein ausgezeichnetes Mittel, um diese Vergleichung vorzunehmen, indem zu verabredeten Zeiten Signale ausgeschickt und von der anderen Station empfangen und beobachtet werden. So z. B. zeigt in Wien eine vollkommen richtig zeigende Sternzeituhr 1 Uhr 5 Minuten 21·5 Sekunden, wenn es in Greenwich 0 Uhr 0 Minuten 0 Sekunden Sternzeit ist.

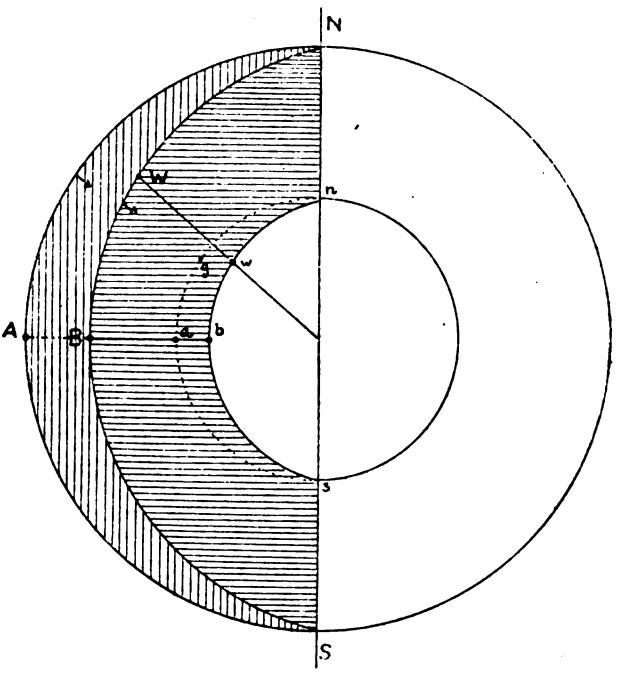


Fig. 3.

Ich gehe nun zur Ortsbestimmung zur See über.

Die diesem Zwecke dienenden Instrumente sind das Log, der Kompaß und der Sextant, mit dem die Höhe der Sonne oder anderer Gestirne bestimmt wird. Das Log ist ein Apparat, welcher gestattet, die Geschwindigkeit

Digitized by Google

des Schiffes gegen das Wasser zu messen und der Kompaß das Instrument, um die astronomische, vom Kapitän bestimmte Richtung der Fahrt einzuhalten. Beide Apparate müssen sozusagen in beständiger Funktion sein, und wenn dieselben einwandfrei arbeiten würden, so wäre der dritte Faktor, die Höhenbestimmung der Sonne, überflüssig. Aber außer der nicht vollständig einwandfreien Funktion dieser Instrumente versetzen Strömungen und Sturm das Schiff an andere Punkte der Wasseroberfläche, als es die Log- und Kompaßrechnung ergibt; diese Verschiebungen können aber nur schätzungsweise in Rechnung gezogen werden, und deshalb muß auf offenem Meere die astronomische Beobachtung eingreifen, welche den Schiffsort ganz unabhängig zu bestimmen gestattet, während in der Nähe des Landes die überall vorhandenen Leuchtfeuer dem Kapitän auf die einfachste Weise gestatten, sich zu orientieren.

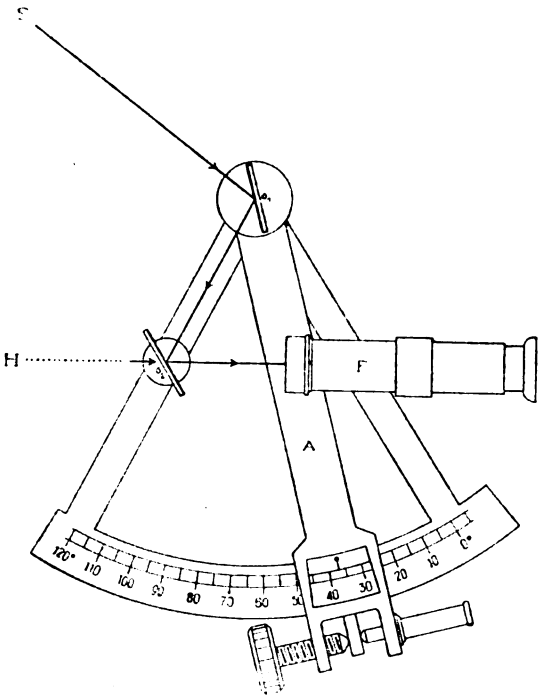


Fig. 4.

Die astronomische Ortsbestimmung zur See erfolgt allgemein durch Beobachtung der Höhe der Gestirne über dem Meereshorizont, speziell der Sonne, des am häufigsten sichtbaren und wegen seiner Helligkeit auch am leichtesten zu beobachtenden Gestirns. Als Instrument dient der Sextant, das einzige Instrument, welches in freier Hand gehalten, vom schwankenden Schiffe aus Beobachtungen gestattet, die die Fehlergrenze von einer Bogenminute nur selten überschreiten. Es ist eine äußerst geniale Idee, welche der Konstruktion des Sextanten zugrunde liegt. Sie möge an der Hand der Fig. 4 in ihren wesentlichsten Teilen erläutert werden. Wir sehen einen Rahmen vor uns, der die Gestalt eines Kreissektors hat und auf dem verschiedenes befestigt ist. Zwei Seiten des Rahmens sind geradlinig, die dritte ist ein Kreisbogen mit einer Kreisteilung, deren zugehöriges Zentrum bei s_1 liegt. Auf diesem Rahmen ist das kleine Fernrohr F befestigt, welches beim Beobachten der Sonnenhöhe gegen den Meereshorizont gerichtet ist, somit horizontal steht. Das Kreiszentrum bei s_1 ist ausgebohrt, und in der Bohrung sitzt drehbar ein in der Zeichnung nicht sichtbarer Zapfen, an dem der Arm A befestigt ist. Das andere Ende des Armes schleift, wenn man den Arm um

Digitized by Google

s_1 dreht, längs der Kreisteilung. Dort aber, wo der Arm über der Kreisteilung vorübergeht, hat er einen Ausschnitt, so daß die Kreisteilung sichtbar ist. In diesem Ausschnitt ist eine Marke (Index oder Nonius) angebracht, mittels welcher die Kreisteilung abgelesen wird. Über dem früher erwähnten Zapfen ist auf dem beweglichen Arm A ein Spiegel fix angebracht, dessen Ebene senkrecht zur Ebene des Rahmens steht. Der Vorgang beim Beobachten ist nun folgender: Mit Hilfe eines in der Figur weggelassenen Griffes hält der Beobachter den Sextanten so in der Hand, daß die Rahmenebene senkrecht steht und die Sonne sich in der Verlängerung der Rahmenebene befindet, und richtet in dieser Stellung das Fernrohr auf den Meereshorizont. Die Sonnenstrahlen fallen auf den Spiegel bei s_1 und werden von ihm reflektiert; aber nur bei einer bestimmten, mit der Sonnenhöhe selbst sich ändernden Stellung des Spiegels bzw. Armes werden die Sonnenstrahlen gegen s_2 geworfen. s_2 ist ein planparalleles, mit Spiegelbelag versehenes Glas, dessen Ebene gleichfalls senkrecht zur Rahmenebene steht. Es ist ein für allemal so auf dem Rahmen gestellt und befestigt, daß die von s_1 kommenden Sonnenstrahlen in das Fernrohr geworfen werden. Weil aber der Spiegel s_2 die Aussicht auf den Meereshorizont verdecken würde, ist nur eine Hälfte des Glases mit Spiegelbelag versehen, so zwar, daß durch die eine Hälfte des Glases Lichtstrahlen vom Meereshorizont, durch die andere Hälfte Sonnenstrahlen in das Fernrohr eintreten können. Davon, daß der Beobachter auch nur von einer Objektivhälfte ein vollkommen gutes Bild der zu beobachtenden Dinge erhält, kann sich jedermann leicht selbst überzeugen, wenn er bei seinem Fernrohr oder Feldstecher eine Hälfte des Objektives zudeckt. Der Seemann sieht also im Fernrohr nicht nur den Meereshorizont, sondern auch die kreisrunde Sonnenscheibe. Sache des Beobachters ist es nun, durch Verstellen des Armes A den oberen oder unteren Sonnenrand zur Berührung mit dem Meereshorizont im Fernrohr zu bringen, die Zeit der Berührung auf die Sekunde genau zu notieren und sodann den Kreis abzulesen. Das erstere ist gar nicht so schwierig, weil der Beobachter die Höhenänderung der Sonne zu Hilfe nehmen kann. Er stellt nämlich den Arm bzw. den Spiegel s_1 so, daß der obere oder untere Sonnenrand infolge der Höhenänderung der Sonne sich im Fernrohr dem sichtbaren Meereshorizont nähert. Da die Einstellung des Spiegels einige Zeit vor der eigentlichen Beobachtung erfolgt, so kann der Beobachter seine ganze Aufmerksamkeit auf die Beobachtung des Augenblickes der Berührung des Sonnenrandes mit dem Meereshorizont verwenden. Die Ablesung des Kreises, die mit Muße vorgenommen werden kann, liefert sodann nach Berücksichtigung der Instrumentalkorrektionen die beobachtete Höhe. Daß aber diese Beobachtungen, trotzdem sie auf schwankendem Boden und mit einem in freier Hand gehaltenen Instrumente angestellt sind, eine so große Genauigkeit besitzen, liegt in dem Umstande, daß bei dem unvermeidlichen Schwanken des Instrumentes, Sonnenbild und Meereshorizont im Gesichtsfelde des Fernrohrs immer nach derselben Richtung

Digitized by Google

und um denselben Betrag sich bewegen, oder mit andern Worten: Die Verbindungslinie vom Sonnenrand zum Meereshorizont schwankt im Fernrohr wohl auf und ab, aber sie ändert infolge des Schwankens nicht ihre Länge und so ist es leicht, den Augenblick zu erfassen, wo diese Strecke der Null gleich geworden ist und Sonnenrand und Meereshorizont sich berühren. Die so gemessene Sonnenhöhe muß zuerst in die wahre Sonnenhöhe umgewandelt werden, indem mehrere Korrektionen an dem Beobachtungsresultat angebracht werden, von denen ich aber nur die zwei wichtigsten erwähnen will. Es ist nämlich der Einfluß der Refraktion oder Strahlenbrechung zu berücksichtigen, welche durch unsere Atmosphären hervorgerufen wird und welche die Sonne höher erscheinen läßt, als sie ohne Vorhandensein der Atmosphäre sein würde. Im Horizonte beträgt dieser Einfluß einen ganzen Sonnendurchmesser, während er gegen das Zenit zu kleiner und im Zenit selbst Null wird. Eine zweite Korrektur der Beobachtung wird dadurch notwendig, daß der Beobachter nur den Winkelabstand der Sonne vom sichtbaren Meereshorizonte messen kann und dieser etwas tiefer als der wahre Horizont liegt. Diese Korrektion der beobachteten Höhe hängt einzig und allein von der Höhe des Beobachters über der Wasserfläche ab, die ja dem Kapitän bekannt ist, und ist für jede Höhe eine andre, für eine und dieselbe Höhe aber immer konstante Größe. Ferner muß ein gutgehendes Chronometer an Bord sein, dem der Kapitän jederzeit entnehmen kann, wie viel Uhr es in Greenwich ist. Daß er gerade Greenwicher Zeit wissen muß, hängt damit zusammen, daß alle Seekarten auf den Meridian von Greenwich bezogen sind. Dieses Chronometer oder eine andere Uhr, welche vor und nach der Beobachtung mit dem Chronometer verglichen wird, muß während der Beobachtung neben dem Beobachter sich befinden, denn letzterer hat nicht nur die Höhe der Sonne zu messen, sondern auch die Zeit, zunächst die Uhrzeit und zunächst die Greenwicher Zeit anzugeben, zu welcher die Sonne die beobachtete Höhe gehabt hat.

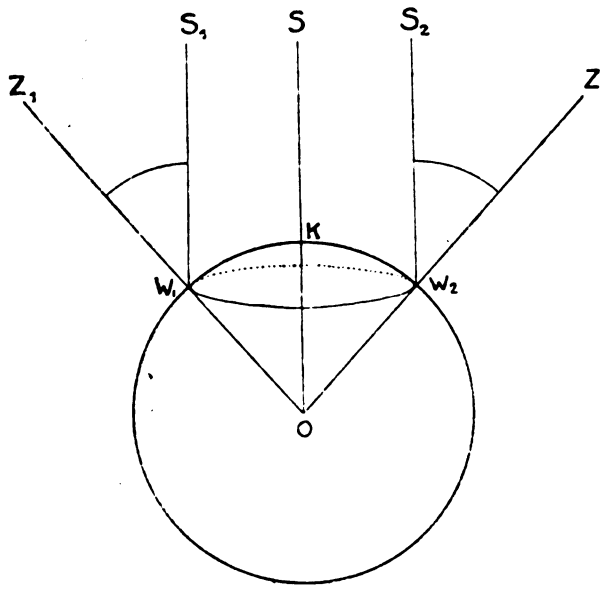


Fig. 5.

Wenn man sich vom Erdzentrum O (Fig. 5) zum Beobachtungsorte W_1 eine Linie gezogen und bis zum Himmelsgewölbe verlängert denkt, so be-

Digitized by Google

zeichnet, wie bereits erwähnt wurde, der Punkt Z_1, wo die Himmelskugel von ihr getroffen wird, das Zenit, den höchsten Punkt über dem jeweiligen Horizont. Denkt man sich eine zweite Linie vom Erdzentrum zum Sonnenzentrum gezogen, so passiert diese selbstverständlich einen Punkt der Erdoberfläche, den Punkt K, und da sie gleichzeitig das Zenit dieses Ortes K trifft, so steht für diesen Punkt der Erdoberfläche die Sonne selbst im Zenit und wohlgemerkt, es ist K der einzige Punkt, wo in diesem Augenblicke die Sonne im Zenit steht. Da aber die Sonne so unendlich weit ist, so sind die Richtungen, in welchen man von irgendeinem Punkte der Erdoberfläche das Sonnenzentrum sieht, einander parallel. Da nun die Winkel, welche entstehen, wenn eine Linie (Erdzentrum—Beobachtungsort—Zenit) von zwei parallelen Linien (Erdzentrum—Sonne und Beobachtungsort—Sonne) geschnitten wird, gleich sind, so folgt, daß der Winkel, unter dem die beiden Punkte W_1 und K der Erdoberfläche vom Erdzentrum aus gesehen erscheinen, gleich ist dem Winkel $S_1W_1Z_1$, um den die Sonne am Beobachtungsorte vom Zenit absteht. Dieser Winkel ist nichts anderes als die Ergänzung der aus der Beobachtung ermittelten wahren Sonnenhöhe zu 90 Grad.

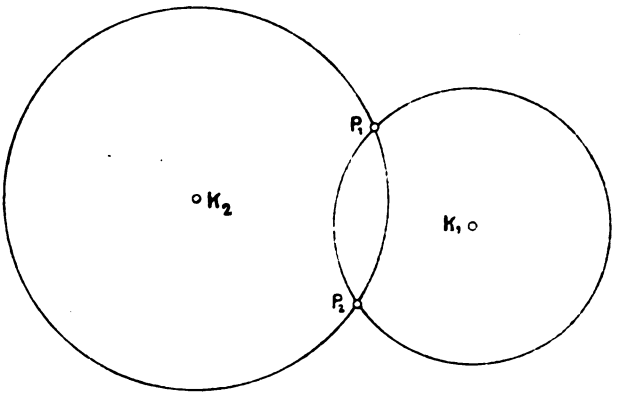


Fig. 6.

Aus der Beobachtung einer Sonnenhöhe erfährt also der Kapitän zunächst den Winkelabstand seines Ortes von jenem Punkte der Erdoberfläche, wo gerade die Sonne im Zenit steht. Unser Beobachtungsort ist aber nicht der einzige Punkt der Erdoberfläche, wo die Sonne den beobachteten Abstand vom Zenit hat. Denn wenn wir im Punkte K die eine Spitze eines Zirkels, am Beobachtungsorte die andere Zirkelspitze einsetzen und dann aus K als Zentrum einen Kreis auf der Erdkugel beschreiben, so ergibt eine einfache Überlegung, daß an allen Punkten der Kreisperipherie die Beobachter die Sonne in gleichem Winkelabstande vom Zenit sehen würden wie unser Kapitän. Aber nur an der Peripherie dieses Kreises und an keinem andern Punkte der Erde kann man die Sonne unter diesem Winkelabstande beobachten. Daraus folgt nun für den Kapitän, daß er sich mit seinem Schiffe auf der Peripherie eines Kreises befindet, dessen Halbmesser der Zenitabstand der Sonne ist und der von jenem Punkte aus gezogen wird, wo gerade die Sonne im Zenit steht. Aber wo er auf diesem Kreise sich befindet, weiß er noch nicht. Es möge von nun an jener Punkt der Erdoberfläche, wo die Sonne im Zenit steht und von dem als Zentrum wir uns Kreise gezogen denken, als Kreiszentrum bezeichnet werden.

Digitized by Google

Vor allem andern ist zu bemerken, daß das Kreiszentrum K_1 (Fig. 6) nicht an demselben Orte verbleibt, sondern in vierundzwanzig Stunden einmal um die Erde herum wandert und dabei kontinuierlich, wenn auch nur um weniges seine geographische Breite ändert. Wenn also der Kapitän einige Stunden nach der ersten Beobachtung eine zweite Sonnenbeobachtung macht, so muß er aus einem ganz andern Punkte K_2 der Erdoberfläche seinen Kreis konstruieren und auch auf diesem Kreise muß sein Schiff sich befinden.

Wenn wir nun für einen Augenblick davon absehen, daß das Schiff sich zwischen den beiden Beobachtungen um ein Stück Weges weiter bewegt hat, und annehmen, daß das Schiff an demselben Orte verblieben ist, so muß das Schiff in einem der Kreuzungspunkte der beiden Kreise P_1 oder P_2 liegen. In welchem, kann der Kapitän leicht entscheiden, da der eine Kreuzungspunkt nördlicher, der andere südlicher als das Kreiszentrum liegt.

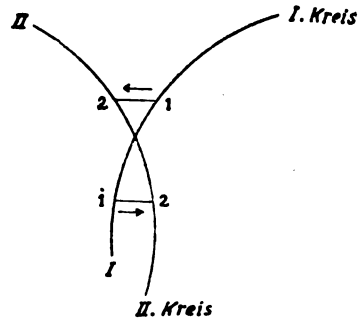


Fig. 7.

Auch daß das Schiff zwischen den beiden Beobachtungen nicht an demselben Orte verblieben ist, sondern sich weiterbewegt hat, bietet dem Kapitän keine Schwierigkeiten, denn er braucht nur in der Nähe des Kreuzungspunktes eine Linie, welche der Länge des in der Zwischenzeit zurückgelegten und durch das Log bestimmten Weges entspricht, der gefahrenen Himmelsrichtung entsprechend so zu ziehen, daß sie die Kreise berührt. Die beiden Berührungspunkte sind sodann die Schiffsorte zu den beiden Beobachtungszeiten. Auch in diesem Falle läßt sich zu beiden Seiten des Kreuzungspunktes je eine solche Linie ziehen; die Richtung der Fahrt aber läßt sehr einfach entscheiden, welche die richtige ist, denn wie die hier gegebene Zeichnung (Fig. 7) deutlich zeigt, entspricht eine Fahrt von rechts nach links die obere, der Fahrt von links nach rechts die untere Linie.

In dem Falle, als dem Kapitän die geographische Breite bekannt und nur die geographische Länge zu bestimmen ist, genügt im allgemeinen eine einzige Beobachtung (die aber nicht zu Mittag angestellt sein darf), denn das Schiff befindet sich dann dort, wo unser Kreis den bereits bekannten Breitegrad schneidet. Und auf ähnliche Weise kann der Kapitän aus einer einzigen Beobachtung die geographische Breite finden, wenn ihm die geographische Länge bekannt ist.

Bei allen diesen Betrachtungen wurde vorausgesetzt, daß dem Kapitän die geographische Länge und geographische Breite des Kreiszentrums bekannt ist. Woher ihm diese Kenntnis wird, soll jetzt auseinandergesetzt werden.

Wie schon erwähnt, verbleibt das Kreiszentrum oder der Punkt, wo die

Digitized by Google

Sonne im Zenit steht, nicht an derselben Stelle der Erde, sondern wandert mit vollkommen gleichmäßiger Geschwindigkeit nach Westen und umkreist die Erde genau in vierundzwanzig Stunden. Dabei findet diese Bewegung fast parallel zum Erdäquator statt. Wenn es in Greenwich Mittag ist — von dem Unterschiede zwischen mittlerem und wahrem Mittag soll hier abgesehen werden —, steht die Sonne im Zenit eines Ortes, der im Meridian von Greenwich liegt; das Kreiszentrum hat also die geographische Länge 0 Grad; ist es in Greenwich 1 Uhr nachmittags, so steht die Sonne im Zenit eines Ortes, der 15 Grad westlich von Greenwich liegt; das Kreiszentrum hat also 15 Grad westliche Länge; um 2 Uhr nachmittags Greenwicher Zeit hat das Kreiszentrum 30 Grad Länge, kurz, mit jeder Stunde ist das Kreiszentrum um 15 Grad nach Westen gewandert. Um also die geographische Länge des Kreiszentrums zu erhalten, muß der Kapitän wissen, wie viel Uhr es in Greenwich zur Zeit seiner Beobachtung war, und dazu dient ihm sein Chronometer. In dem Ausgangshafen, dessen geographische Länge bekannt ist, hatte er Gelegenheit, sich entweder durch den Zeitball oder in Ermangelung eines solchen mit Hilfe des Sextanten den Uhrstand gegen Greenwich und aus der Vergleichung mit früheren Bestimmungen des Uhrstandes den Gang seines Chronometers zu ermitteln. Aber der Gang des Chronometers kann sich ändern und er ändert sich sehr leicht, ja im schlimmsten Falle kann auch das Chronometer stehen bleiben, indem vielleicht vergessen wurde, es aufzuziehen. Von den Mitteln, welche dem Kapitän in diesen Fällen früher und welche ihm jetzt zur Verfügung stehen, soll weiter unten die Rede sein.

Nun bleibt noch die Bestimmung der zweiten Koordinate, der geographischen Breite des Kreiszentrums zu besprechen. Dieselbe ist für jeden Mittag und jede Mitternacht von Greenwich für jeden Tag des Jahres von den Astronomen der Greenwicher Sternwarte vorausberechnet und in dem schon einige Jahre voraus erscheinenden „Nautical Almanac" publiziert. Um für einen zwischen zwei derartigen Angaben des „Nautical Almanac" fallenden Beobachtungsmoment die gewünschte Breite zu finden, genügt eine sehr einfache Regeldetrirechnung.

Es ist nur zu bemerken, daß diese Angabe nicht unter dem Titel Breite des Kreiszentrums zu finden ist, sondern unter dem Titel Deklination der Sonne, mit welcher diese Größe vollkommen identisch ist.

Zu dieser Darstellung des Wesens der Ortsbestimmung wurden Kreise zu Hilfe genommen, die auf einer Kugel oder einem Globus zu ziehen sind. Es wird aber niemand einem Kapitän zumuten, einen Globus von so großen Dimensionen, als es hier notwendig wäre, mitzunehmen. Der Kapitän kann sich nur der ihm mitgegebenen Seekarten bedienen, und da wird es sich in der weitaus größeren Zahl der Fälle ereignen, daß das Kreiszentrum auf einem andern Blatte zu liegen kommt als die zu ziehenden Kreisbögen, so daß schon aus diesem Grunde und von vornherein es dem Kapitän unmöglich ist, die verlangten Kreise zu ziehen. Es ist aber, wie man leicht einsieht, auch

Digitized by Google

gar nicht notwendig, den ganzen Kreis zu ziehen, es genügt, nur jenen Teil desselben in die Karte einzuzeichnen, in dem sich das Schiff sicher befindet. Bedenkt man weiter, daß dieses benötigte Stück wegen seiner Kleinheit von einer geraden Linie kaum zu unterscheiden ist, so wird man auch einsehen, daß es genügt, wenn zwei in der Nähe des wahrscheinlichen Ortes befindliche Punkte des Kreises auf irgendeine Weise gefunden bzw. berechnet werden. Werden zwei so berechnete Punkte durch eine gerade Linie verbunden, so muß auf dieser Linie der Schiffsort liegen. Wird dieses Verfahren bei zwei zu verschiedenen Tageszeiten angestellten Beobachtungen eingeschlagen, so liegt der Schiffsort wie früher am Kreuzungspunkte der beiden Linien, bzw. mit Berücksichtigung des zwischen den beiden Beobachtungen zurückgelegten Schiffsweges in der Nähe des Kreuzungspunktes.

Es ist hier nicht der Ort, genau anzugeben, wie der Kapitän durch Rechnung die Lage einzelner Punkte der auf der Seekarte zu ziehenden Linien ermittelt, aber immerhin läßt es sich wenigstens andeuten.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß man ein ebenes Dreieck konstruieren kann, sobald eine Seite und zwei Winkel oder zwei Seiten und ein Winkel oder alle drei Seiten bekannt sind. Die andern Seiten und Winkel lassen sich sodann durch Rechnung oder Zeichnung finden. Das gilt auch von den auf einer Kugel konstruierten Dreiecken, den sog. sphärischen Dreiecken. Wenn wir die drei Punkte der Erdoberfläche, Nordpol, Kreiszentrum und Schiffsort, ins Auge fassen und dieselben durch Linien (größte Kreisbögen) miteinander verbinden, so haben wir ein solches sphärisches Dreieck vor uns. In demselben sind die beiden Seiten Nordpol — Kreiszentrum und Schiffsort — Kreiszentrum, erstere aus dem „Nautical Almanac", letztere durch die Beobachtung bekannt. Unbekannt sind die dritte Seite Schiffsort — Nordpol, die gleich 90 Grad weniger der zu suchenden geographischen Breite ist, und der Winkel am Pol, welcher direkt der Längenunterschied zwischen Schiffsort und Kreiszentrum ist und dessen Kenntnis durch Addition zu oder Subtraktion von der Greenwicher Zeit der Beobachtung sofort die gesuchte geographische Länge gibt. Sowie aber für das eine oder andre dieser beiden Stücke eine Annahme gemacht wird, läßt sich das andre konstruieren oder berechnen. Wenn also ein Kapitän zwei verschiedene Annahmen über die geographische Breite macht — die Logrechnung wird ihm schon nahezu richtige Annahmen gestatten —, so erhält er zwei verschiedene Längen. Trägt er nun die so gefundenen Längen mit den angenommenen Breiten in die Seekarte ein und verbindet die beiden Punkte durch eine Linie, so hat er einen Teil des Problems gelöst.

Zieht man vom Erdzentrum durch die genannten Punkte der Erdoberfläche Linien zum Himmelsgewölbe, so trifft man auf den Himmelspol, das Sonnenzentrum und das Zenit des Schiffsortes. Diese drei Punkte durch Kreisbögen verbunden, bilden auch ein sphärisches Dreieck, das vollkommen identisch mit dem vorhin auf der Erdoberfläche gezogenen Dreieck ist. Es ist

Digitized by Google

aber dieses an der Himmelssphäre konstruierte Dreieck dasjenige, welches in den nautischen Lehrbüchern, wenn es sich um die Bestimmung der geographischen Länge handelt, durch die Formel gelöst wird:

$$\operatorname{tg}\frac{t^2}{2} = \sqrt{\frac{\sin(s-\varphi)\,\sin(s-\delta)}{\cos s\,\cos(s-z)}}, \text{ worin } s = \frac{\varphi+\delta+z}{2}$$

und t der Winkel am Nordpol, φ die geographische Breite, δ die Deklination der Sonne und z die beobachtete Zenitdistanz der Sonne bedeutet.

In besonders einfacher Weise gestaltet sich die Bestimmung der geographischen Breite. Erwägt man nämlich, daß die Sonne im Mittage ihre größte Höhe erreicht, daß sie vor- und nachher tiefer steht und daher um die Mittagszeit die Höhenänderung so gering ist, daß der Kapitän sie am Sextanten nicht mehr bemerken kann, so ergibt sich daraus die Regel, daß man um die vermutete Mittagszeit die Sonne in Höhe so lange verfolgt, bis die Höhenänderung aufhört. Um diese Zeit befindet sich sowohl die Sonne als auch das Kreiszentrum im Meridian des Schiffsortes, und da der beobachtete und dann wegen Refraktion und Meereshorizont korrigierte Zenitabstand der Sonne der Abstand des Schiffsortes vom Kreiszentrum in Graden ausgedrückt ist, so ist zur geographischen Breite des Kreiszentrums oder zur Deklination der Sonne dieser Zenitabstand zu addieren, um sofort die geographische Breite des Schiffsortes zu erhalten.

Da die Sonne um Mittag ihre Höhe nur äußerst langsam ändert, so läßt sich der Moment, wo sie den höchsten Stand erreicht, also der Eintritt des Mittags nur mit einer Unsicherheit von mehr als einer Zeitminute aus der Mittagsbeobachtung ableiten, was viel zu ungenau ist. Die zur Längenbestimmung nötigen Beobachtungen werden also, wenn die Witterung es gestattet, vormittags gemacht; ist das aber nicht möglich, dann erfolgen sie nachmittags.

Es ist allen Ozeanreisenden bekannt, daß um die Mittagsstunde der Schiffsort, das sog. „Besteck", den Passagieren durch Anschlag mitgeteilt wird. War weder vormittags noch zu Mittag eine Sonnenbeobachtung möglich, dann beruht diese Angabe nur auf der Logrechnung, fehlt die Vormittagsbeobachtung, dann ist die Breite auf der Beobachtung, die Länge aber auf der Logrechnung basiert; der Kapitän aber korrigiert gewiß sein Besteck, wenn ihm nachmittags die Sonnenbeobachtung gelingt.

Während die Bestimmung der geographischen Breite durch die Mittagsbeobachtung fast unabhängig von der Greenwicher Zeit ist, ist die Bestimmung der Länge aufs innigste mit dieser verknüpft. Eine falsche Annahme des Chronometerstandes geht mit seinem vollen Betrage in die geographische Länge über und deshalb ist die Kenntnis des Uhrstandes von so großer Wichtigkeit. Je länger die Reise von einem Hafen zum andern dauert, um so stärker kann der angenommene Uhrstand von dem wahren abweichen. In früheren Zeiten wurde in solchen Fällen zur Mondbeobachtung gegriffen, denn da der Mond in siebenundzwanzig Tagen einen Umlauf unter den Stern-

Digitized by Google

bildern vollführt, so gleicht er einem Uhrzeiger, der über das Zifferblatt des Himmels, an dem die hellsten Sterne die Stelle von Ziffern einnehmen, wandert. Beobachtet wird der sich fortwährend ändernde Abstand des Mondes von einzelnen Fixsternen oder den großen Planeten. Diese Beobachtungen erfordern eine größere Übung, aber die Hauptschwierigkeit liegt in der Berechnung des vom Erdmittelpunkte gesehenen Abstandes aus dem beobachteten. Deshalb wurde die Mondbeobachtung nur im Notfalle angestellt, und da mag es sich wohl öfters ereignet haben, daß dem Kapitän die Rechnungsvorschriften nicht mehr geläufig waren. Diesem großen Übelstande wird nun heutzutage durch die drahtlose Telegraphie auf das gründlichste abgeholfen, indem zu verabredeten Zeiten, um volle Greenwicher Stunden bald von da, bald von dort drahtlose Signale über den Ozean gesendet werden, so daß der Kapitän sich täglich über den Stand seines Chronometers auf das genaueste informieren kann. Welche außerordentliche Hilfe die drahtlose Telegraphie bei Unglücksfällen zur See geleistet hat, ist allgemein bekannt, aber die durch sie erfolgten Hilferufe konnten auch nur dadurch Erfolg haben, daß der Hilferuf genau den Ort angeben konnte, wo Hilfe notwendig war. Und so sieht man abermals an diesen Unglücksfällen, von welcher Wichtigkeit die genaue und stetig fortgeführte Ortsbestimmung zur See ist. Die ersten Versuche, Zeitsignale mittels drahtloser Telegraphie zu geben, wurden 1907 in Kanada gemacht, wo von der Funkenstation Camperdown bei Halifax Signale gegeben wurden. Bald darauf folgte Arlington in den Vereinigten Staaten und 1910 wurde auch diesseits des Atlantischen Ozeans von der Großstation Norddeich und bald darauf von der Station Eiffelturm mit einer solchen Signalreihe begonnen. Auf Grund dieser Vorversuche trat in der Zeit vom 15. bis 23. Oktober 1912 die von der französischen Regierung auf Veranlassung des Bureau des Longitudes einberufene internationale Zeitkonferenz, zu der wohl die Regierungen aller Länder ihre Vertreter absendeten, zusammen. Von dieser Konferenz hörte man im großen Publikum sehr wenig — es war ja der Balkankrieg im Anzuge — und nur eine kurze Notiz war in den Journalen zu finden, aus der aber der Laie kaum das eigentliche Ziel des Kongresses entnehmen konnte, und doch bedeuteten die Beschlüsse dieses Kongresses, die teilweise bereits in die Praxis eingeführt waren, einen nicht unbedeutenden Fortschritt in der Navigationskunst.

Die Pariser Zeitkonferenz konnte jedoch keine bindenden Beschlüsse über die Abgabe der Zeitzeichen fassen, weil viele Mitglieder derselben von ihren Regierungen dazu nicht autorisiert worden waren; sie hat aber einen Ausschuß gewählt, der den ganzen Plan nochmals eingehend studieren und einen Satzungsentwurf ausarbeiten soll, der sämtlichen Regierungen zu weiteren Verhandlungen und als Grundlage für ein internationales Abkommen vorgelegt werden soll.

Da seit 1910 die Zahl der Funkenstationen sich vermehrt hat, so ist es schon möglich, von verschiedenen Orten der Erde Zeitsignale auszusenden, und

Digitized by Google

man hoffte, daß am 1. Juli 1913 nachfolgende Stationen bereit sein werden, sich an diesem Unternehmen zu den folgenden Stunden zu beteiligen:

	Greenwicher Zeit	
Paris	0 Uhr	(Mitternacht)
San Fernando (Brasilien)	2 „	
Arlington (Vereinigte Staaten) . . .	3 „	
Modagiscio (ital. Somaliland) . . .	4 „	
Manila	4 „	versuchsweise
Timbuktu	6 „	
Paris	10 „	
Norddeich-Wilhelmshaven	12 „	(Mittag)
San Fernando (Brasilien)	16 „	
Arlington (Vereinigte Staaten) . . .	17 „	
Massaua (Erythräa)	18 „	
San Franzisko	20 „	
Norddeich-Wilhelmshaven	22 „	

Durch die funkentelegraphische Aussendung von Zeitsignalen über die Ozeane wird die letzte Hauptquelle der Unsicherheit in der astronomischen Längenbestimmung zur See beseitigt. Nur über eins kann der Seemann nicht immer verfügen, nämlich über die Sichtbarkeit der Sonne. Dann bleibt ihm nur die Logrechnung übrig, die übrigens auch bereits zu hoher Stufe gelangt ist.

Wie man aus diesen Darlegungen ersieht, ist die Ortsbestimmung zur See fortwährend vervollkommnet und vereinfacht worden. Im „Nautical Almanac" sind die Stellungen der Sonne vorausberechnet, und mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie kann der Kapitän sich täglich den Stand seines Chronometers gegen Greenwicher Zeit bestimmen, und damit ist die letzte Unsicherheit in der astronomischen Ortsbestimmung beseitigt worden. Ein weiterer Fortschritt in dieser Richtung ist nur schwer denkbar. Und dennoch kann man sagen, daß die Ortsbestimmung zur See noch nicht den höchsten Grad der Genauigkeit und Zuverlässigkeit erreicht hat, denn sie ist durchaus von der Sichtbarkeit der Sonne abhängig. Ein Fortschritt ist aber denkbar in der Ausbildung der von der Sonnenbeobachtung unabhängigen Methoden. Wie früher erwähnt, haften der Logrechnung bedeutende Unsicherheiten an, die durch den Einfluß von Wind und Strömung hervorgerufen werden. Es könnte aber eine neue Entdeckung in der Physik das Problem gänzlich lösen. So z. B. wäre es denkbar, daß Wellen entdeckt werden, die eine kleine Geschwindigkeit etwa von 10 bis 20 Kilometern in der Sekunde besitzen, und deren Geschwindigkeit weder durch Wind noch durch sonst etwas beeinflußt wird. Nun ist die Geschwindigkeit der elektrischen Wellen der drahtlosen Telegraphie gleich jener des Lichtes, nämlich 300000 Kilometer in der Sekunde. Der Zeitunterschied zwischen Abgabe und Empfang eines

Digitized by Google

drahtlosen Signals ist daher praktisch gleich Null. Wenn daher von zwei weit entfernten Landstationen gleichzeitig mit den drahtlosen Zeitsignalen solche langsamere Wellen ausgeschickt würden, so würde der Unterschied der Ankunftszeiten der Signale den Schiffsort sofort bestimmen lassen. Bis jetzt stehen solche Wellen den Physikern nicht zur Verfügung, aber ich wollte damit nur sagen, daß ein weiterer Fortschritt in der Ortsbestimmung zur See ganz gut denkbar ist, wenn man auch den Weg dazu noch nicht kennt; man bedenke, wie oft schon in unserer Zeit das Unwahrscheinlichste Wirklichkeit geworden ist.

Frankreich und das linke Rheinufer

Von

Geheimrat Prof. Dr. Aloys Schulte (Bonn)

In Frankreich hat sich eine Liga des linken Rheinufers gebildet, die auf alle Weise sich bemüht, Stimmung für den vollen Erwerb des linken Rheinufers zu machen. Das ganze Gebiet von Hüningen bis Cleve soll Frankreich angegliedert werden. Eine Flut von Schriften überschwemmt dieses Land wie die weiten Gebiete der französischen Bundesgenossen und der Neutralen.

Ich habe in meinem Buche: „Frankreich und das linke Rheinufer" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), von dem soeben die zweite Auflage ausgegeben wurde, mich eingehend mit den Bestrebungen Frankreichs, die Rheingrenze zu gewinnen, alle Seiten dieser Frage beleuchtend beschäftigt und dabei in weitem Umfange die neueste französische Literatur herangezogen. Heute will ich mich mit einem interessanten französischen Buche, das dort noch nicht benutzt wurde, auseinandersetzen, weil der Verfasser in lebhaftem Drange nach Klarheit der Grundsätze die französischen Ansprüche in durchsichtiger Gestalt vorführt. Es handelt sich um das schon 1916 erschienene Buch F. de Grailly's La Vérité territoriale et la Rive gauche du Rhin (Paris-Nancy. Imprimerie Berger-Levrault, 384 Seiten).

Die französische Revolution hat einst das Recht der Nationen zum staatlichen Leben feierlich verbürgt, und die Völker haben früher oder später von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Die Grundrechte von 1795 sagen: „Les peuples sont, respectivement, indépendants et souverains, quels que soient le nombre des individus qui les composent et l'étendue du territoire qu'ils occupent. Cette souveraineté est inaliénable." Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, auch der Kleinsten, war damit verkündet, und die heutigen französischen Republikaner stehen theoretisch auf dem Boden dieses jeden Imperialismus verurteilenden Prinzips.

Digitized by Google

Aber wie die erste Republik in der Tat dieses Recht mit Füßen trat, so suchen auch die heutigen Machthaber Mittel und Wege, um die Praxis anders zu gestalten, als es das heilige Prinzip sonst gebieten würde. Auch de Grailly wandelt diese Wege, vielleicht unbewußt.

Der natürliche Sinn jener Erklärung führt selbstverständlich zu dem Rechte der Nationalität, deren vornehmstes Kennzeichen die Muttersprache ist. Dieses Prinzip würde aber alle französischen Ansprüche auf das Elsaß und auf Deutschlothringen, vollends auf die übrigen Teile des linken Rheinufers sofort ertöten; und in Frankreich gibt es viele Leute, die in gesundem Menschenverstande das als richtig anerkennen. Doch nach Grailly ist das zweideutige Nationalitätsprinzip schlecht gestellt, schlecht erfaßt, weithin Schuld an solcher Lehre, der selbst Renan zuneigte. Man muß es richtig interpretieren!

Derselbe Konvent, der jenes Prinzip verkündete, hat daneben für Frankreich sein natürliches Territorium, dessen natürliche Grenzen verlangt. Danton hat sie gefordert; „am Ozean, an den Ufern des Rheins, an den Alpen und an den Pyrenäen." Daß dieses räumliche Prinzip mit jenem der Nationalitäten in Widerstreit steht, hat bisher jeder ruhig denkende Historiker anerkannt. Aber nach Grailly setzten sich die Revolutionsmänner nicht in Widerspruch zu sich selbst. Es kommt nur auf die Deutung des Begriffs der Nation an!

Ein Verslein von Corneille enthält für Grailly die erlösende Wahrheit:

Laisse faire le temps, ta patience et ton sol!

Oder mit anderen Worten: Lasse den Boden wirken, den natürlich bedingten Volksbereich, habe Geduld, erwarte die Zeit, sie wird fremde Glieder angleichen. „Die Nation ist das Werk eines Volkes, das in Mitarbeit mit der Natur zustande kommt." Die Unterschiede von Haar- und Augenfarbe, von Schädelbildung — also die Rassenfrage —, von Sprache und Gleichheit der Sitte — also die Sprachenfrage, die wir Deutsche nach Grailly einseitig verfolgen, wiegen nach ihm in Wahrheit sehr wenig. Alle Völker sind ihrem Blute nach gemischt. Wenn die Sprache so wenig bedeutet, so ist es uns freilich unverständlich, wie die Franzosen einerseits an den Neo-Latinismus, also an die Einheit der romanischen Nationen glauben können, und andererseits eine so starke geographische Einheit wie die Donaudoppelmonarchie als ein Unrecht empfinden können.

Auch die Geschichte besagt Grailly sehr wenig: Zwar sagt er: „die Grenzen eines Volkes sind bestimmt durch die Geschichte dieses Volkes" (S. 21), aber er hält diese historischen Grenzen für wandelbar, wie sie es ja meistens sind, für unwandelbar aber die „natürlichen Grenzen", auf die es ihm schließlich allein ankommt, alle anderen Grenzbestimmungen haben dahinter zurückzutreten.

Der natürliche Raum hat es dem Verfasser angetan, für ihn ist die „vérité territoriale" die Grundlage aller Politik. Abweichungen von ihr sind Sünde am menschlichen Geschlechte, sind ungültig, sind auf die Dauer

Digitized by Google

nicht haltbar. „Jedes Territorium ist unvollständig, wenn seine Grenze hinter den nächsten natürlichen Grenzen zurückbleibt, es ist übergreifend, wenn seine Grenze außerhalb derselben liegt“ (S. 223).

Diesen Grundkern seiner Theorie durch alle Konsequenzen zu verfolgen, die selbstverständlich zu einer neuen Einteilung und einer neuen Wertung der Kriege der Weltgeschichte führt, würde zu weit führen. Kommen wir lieber gleich auf das Ziel, um dessentwillen alles das geschrieben wird.

Was sind die natürlichen Grenzen Frankreichs? Ein Meer — der Atlantische Ozean, zwei Gebirge, die Pyrenäen und die Alpen, und ein Fluß — der Rhein. Wie inkonsequent! Die Eignung jener Gebirge zu natürlichen Grenzen ist unbestritten. Aber wo in aller Welt ist denn ein Fluß eine Staatsgrenze von Dauer? Europa kannte 1914 nur die untere Donau als Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien, sonst nur bei Tornea die Flußgrenze zwischen Schweden und Rußland; im Innern nur die Donau und Sau zwischen Ungarn und Serbien. Wer die Karten eines historischen Atlasses durchblättert, sucht ebenso fast vergebens nach europäischen Flußgrenzen, die länger Bestand gehabt hätten.

Die Rheingrenze ist in ihrem vollen Umfange niemals eine politische Grenze gewesen; in dem Laufe von Basel bis Cleve nur in den Tagen Cäsars, der aber schon selbst dazu überging, sich auf dem rechten Ufer einzurichten, und in den Tagen Napoleons I.! Ich habe in meinem Buche gezeigt, wie wenig der Rhein sich als Grenze eignet; Bistumsgrenzen, Dialektgrenzen und politische Grenzen schnitten den Strom. Gerade er ist unter allen Flüssen Europas der am meisten verbindende, der sozialste, er übertrifft selbst die Seine. Ernsthafte Schwierigkeiten bot er dem Uferwechsel nur von Straßburg bis Basel, und heute trägt er auch dort verhältnismäßig viel mehr Brücken als die Loire, vom französischen Rhone zu schweigen. Ein ernsthafter Geograph kann die Einheit der beiden Flußufer des Rheines, die wie die Hälften eines Apfels sich gleichen, nicht übersehen; die Franzosen scheuen vor allem das Wort: oberrheinische Tiefebene; denn darin liegt die Einheit schon ausgesprochen! Damit würden sie die Lehre vom Rhein als einer natürlichen Grenze sofort umbringen.

Wenn ich zu dem Ergebnis komme: „der Rhein ist keine natürliche Grenze, er verbindet mehr als er trennt; natürliche Grenzen aber sind in den Vogesen und in den Côtes Lorraines gegeben,“ so ist das die scharfe Gegenthese zu Grailly und zahlreichen Franzosen, die hier eine Flußgrenze preisen, während sie im eigenen Land bei der Departementseinteilung fast niemals einen Flußlauf als Grenze benutzten!

Es ist köstlich genug, auch Grailly selbst hält sonst von Flußgrenzen nichts. Er schreibt: „Meint man etwa, daß die Bande, welche unsere Provinzen zusammenfügen, aus dem reinen Willen ihrer Bewohner hervorgehen? ... Könnte zum Beispiel die Provence, die mit dem Stammkörper (Frankreichs) durch den Rhone und sein großes Tal, durch die Ketten seiner Berge und

Digitized by Google

Hügel verbunden ist, am Mittelmeere gelegen ist als ein Verbindungsland Frankreichs mit diesem Völkermeere, vielleicht Teil einer anderen Nation sein als unseres Frankreichs?" Was will Grailly antworten, wenn ich ihm sagte: Kann man sich das Elsaß anders als bei Deutschland denken, das mit ihm durch den Rhein, seine Brücken und Fähren, seine Schiffahrt verbunden ist, umrahmt von den Vogesen, zu seinem Spiegelbilde Baden sich gesellt, wie die unteren Stufen noch mehr die Gleichheit von hüben und drüben darbieten?

Der Rhein ist eben keine „natürliche" Grenze, sondern sie wäre so widernatürlich, wie es bei der Seine und der Themse der Fall wäre, wenn jemand sie dazu machen wollte! Wir müssen die Widernatürlichkeit der französischen Lehre viel erfolgreicher bekämpfen!

Aber wie kam denn historisch der Glaube an die Natürlichkeit dieser Grenze zu dieser Kraft? Es ist Buchstabenglaube. Immer und immer wieder werden die alten Geschichtschreiber angeführt, die den Rhein als Grenze Galliens angeben! Damals, in den Tagen der Kelten, wo die Anwohner keine entwickelte Schiffahrt kannten, war der Rhein als Grenze möglich; doch nur ein Menschenalter lang. Die im Grunde törichte antiquarische Neigung der späteren Jahrhunderte, der Leute, die sich mit Gelehrsamkeit schmücken wollten, hielt an den Vorstellungen fest: Gallia sei durch den Rhein begrenzt, wo Jahrhunderte hindurch in der kirchlichen wie in der politischen Welt für diese Landschaften jede rechtliche Verbindung mit der einstigen römischen Provinz Gallia aufgegeben worden war. Diese weltfremde Gelehrsamkeit gestattete den französischen Königen, daraus einen Deckmantel für ihre Eroberungszüge zu machen und die Lehre von den natürlichen Grenzen vorzubereiten, die heute in Frankreich alles überwuchert. Freilich das Recht der Rasse, der Sprache, der Geschichte spricht zu laut für die deutsche Auffassung, da bleibt als Rettung vor allem die alte „natürliche" Grenze Galliens, d. h. einer römischen Provinz, die sofort um Germanien erweitert werden sollte!

Im Elsaß und am linken Rheinufer soll das Klima gallisch sein (286)! Und in Freiburg, in Wiesbaden, in Rüdesheim, in Königswinter, in Deutz etwa nicht? Der Verfasser hat keine Ahnung von Klimaprovinzen!

Der Geograph Grailly wird aber noch von dem Historiker überboten. Die rechten Franken sind die Franzosen, Karl der Große dehnte die Grenzen Frankreichs über seine natürlichen Grenzen nach Osten hinaus, er ist also derselbe Sünder wider die „Territorial-Wahrheit" als Napoleon I., der einem widernatürlichen Imperialismus huldigte. Aber das sind nur Episoden in der sonst so korrekten Geschichte der Kriege der französischen Nation. Die deutschen Kriege sind aber alle strafwürdige Empirekriege. Die französischen Kriege haben den Zweck, der Nation ihr natürliches Gebiet zurückzugewinnen; die deutschen aber sind alle auf die uferlose Eroberung gerichtet. Die Deutschen kannten ein Kaiserreich, aber sie hatten keine Nation gebildet, erst von der französischen Revolution an kommen sie so weit und gründen doch wieder

Digitized by Google

ein Kaisertum. Ein nationaler Staat ist ein friedliches Element, das Kaisertum aber erstrebt die Hegemonie, ist ohne Grenzen, bedroht also stets den Frieden. So hat das deutsche Volk niemals eine wahre Nation gebildet, es richtete immer sein Auge auf ein Imperium, es ist daher halb nomadisch, halb barbarisch in seinem Geiste und seiner Seele geblieben. Der Franzose erstrebt nichts außerhalb seiner natürlichen Grenzen, der Deutsche aber sucht und findet deutsche Erde, wohin er wandert! Da die Deutschen die „territoriale Wahrheit" nicht anerkennen, sind sie das eigentliche Friedenshindernis. Also, die französische Geschichte kennt im Kerne nichts von Imperialismus, der ist aber in der deutschen das Grundprinzip. Du, gütiger Leser, verliere die Geduld nicht ob einer solchen Kette von Geschichtsverdrehungen. Es kommt noch besser.

Daß es im Mittelalter ein deutsches Königtum und einen, wenn auch innerlich nicht starken deutschen Einheitsstaat gegeben hat, kümmert Grailly nicht, ja er leugnet ihn. Für ihn gibt es nur das sich auf ihn stützende „universale" Kaisertum. Die verschiedenen Auffassungen des Kaisertums werden verschwiegen, nur die stärkste gilt. Deutschland bildete also gar keinen nationalen Körper, es war eine Menge von unabhängigen Staaten, die nicht nur im Innern frei waren, sondern auch in der auswärtigen Politik; denn sie waren bündnisfähig (310). So haben die Deutschen gar nicht die auf dem linken Rheinufer, die „Zisrhenanen", nationalisiert (308). Das Recht Galliens, d. h. Frankreichs, auf diese Gebiete war bestehen geblieben, denn es gibt kein noch so hohes Alter einer Usurpation Recht, jede Naturalisation gegen die territoriale Wahrheit ist ungültig.

Da der Rhein die natürliche Grenze ist, war das gesamte linke Rheinufer immer dem Rechte nach französisch. Nicht Ludwig XIV., nicht die Revolution, nicht Napoleon hat es usurpiert — das taten die Deutschen, vor allem die Preußen 1815 und 1871! So kommt Grailly zu dem Ergebnis, daß Weiß Schwarz ist. Nicht die Deutschen haben auf dem linken Rheinufer ein Recht, das doch die deutsche Sprache seit der Völkerwanderung spricht, das seit der Auflösung des karolingischen Reiches und dem freien Anschlusse Lothringens an das Ostreich bis zu den Usurpationen Heinrichs II. und denen Richelieus, Mazarins und Ludwigs XIV. staatlich in allen seinen Teilen unbestreitbar zum Deutschen Reiche gehörte, sondern dieses Recht hat Frankreich: alle Usurpationen gelten nichts gegen die territoriale Wahrheit (308). Wenn diese aber — wie gezeigt wurde — für die natürliche Gebirgsgrenze spricht, so wären die Usurpationen Frankreichs östlich der Vogesen und der Côtes Lorraines also ebenfalls rechtlich ungültig. Es käme nur auf die richtige Feststellung der natürlichen Grenze an.

Es ist köstlich zu lesen, daß der französische Besitz des linken Rheinufers nie völlig unterbrochen gewesen sein soll, „diese kleinen zisrhenanischen Staaten bildeten seit langer Zeit mit unserem Lande, in dem großen gallischen Bereiche, gleichsam eine einzige Nation zweiten Grades," d. h. einer solchen, die nicht

Digitized by Google

völlig staatlich geeinigt war! „Diese kleinen Staaten bildeten einen Teil einer gewissen kaiserlichen Gruppierung ... Sie waren nicht mit den vielen und vielgestaltigen Deutschlanden (!) in einem nationalen Körper vereinigt, der gar nicht existiert hat." „Wenn sie ihre Usurpationen von 1815 und 1871, ihren bestrittenen Besitz von einem Jahrhundert oder einem halben, einem Stande der Dinge, dessen Anfänge man nicht kennt, dem gallischen Regionalismus, der die Gesinnungen der Bevölkerungen durchdrungen hat, einem Zustande vor 2000 Jahren, seit der römischen Eroberung, entgegenstellen wollen, so ist das ein wenig kurz."

Auf eine solche Verdrehung der Geschichte, der die stärksten Halswirbel dabei gebrochen werden, heißt die wahre historische Antwort: „Seit dem Zusammenbruche der römischen Herrschaft im Anfang des 5. Jahrhunderts ist der gesamte linke Saum des Rheines in deutschen Händen, der von den deutschen Franken begründete Staat, der Staat der Karolinger, ist die Wurzel des französischen wie des deutschen Nationalstaates, die beide auch fremdsprachige Elemente enthielten, das linke Rheinufer hat niemals ein Stück des französischen Wurzelteiles oder gar des französischen Nationalstaates gebildet, eine äußerst üble Politik, die alle Mittel verwendete, hat von der Mitte des 16. Jahrhunderts an in diese Gebiete sich eingedrängt und ihren Vollbesitz infolge der Revolutionskriege für noch nicht 20 Jahre erreicht."

Nach Grailly soll das ganze linke Rheinufer von Deutschland getrennt und dem gallischen Körper „wieder" angeschlossen werden. Über das Geschick der Lande wird kein Plebiszit entscheiden. „Die Forderungen der territorialen Wahrheit, welche allein eine Annexion rechtfertigen können, legitimieren diese Annexion a priori, weil sie nichts ist als eine Wiederherstellung, eine Erneuerung des Rechtes, des allgemeinsten Interesses." Nachträglich, wenn die Assimilation vollendet ist, erfolgt die Rechtfertigung a posteriori. Da wir nun gesehen haben, daß nicht der Rhein, sondern die Vogesen eine natürliche Grenze sind, so wird der bekehrte Herr Grailly also dem Schlusse zustimmen: Als Deutschland 1871 das Elsaß und die Teile Lothringens zurücknahm, bedurfte es keines Plebiszites, der Protest von Bordeaux ist völlig wertlos, Deutschland hatte in einem gerechten Kriege um seine natürlichen Grenzen sein Eigentum zurückgenommen. Grailly vertritt den Satz, daß die Verschiedenheit der Sprache eine sonst berechtigte Annexion nicht verhindern darf (S. 88), er genehmigt damit auch die Angliederung von Metz an Deutschland. Wer ein so fanatischer Anhänger der Lehre von den natürlichen Grenzen ist, wird nur eine Frage zu beantworten haben: sind der Rhein oder der Kamm der Vogesen und die Côtes Lorraines die bessere natürliche Grenze: Jene stillen Gebirge oder der Rhein, auf dem ich jüngst auf einer Fahrt von Mainz bis zur Loreley, von ladenden Schiffen abgesehen, in $3^1/_2$ Stunden 257 Frachtschiffe zählte, das sind auf den Kilometer Flußlauf 4,673 Schiffe und was für Schiffe? Man braucht da nur an den gesunden Menschenverstand sich zu wenden.

Digitized by Google

Das Buch von Grailly enthält für uns eine sehr ernste Lehre. Wir haben die französische Publizistik viel zu leicht genommen, wir haben eine derartige Literatur lächelnd beiseite gelegt, und doch — diese Verdrehungen der geschichtlichen und geographischen Wahrheit haben die französische Volksseele tief ergriffen; in den Glauben an ihr Recht versetzt kämpfen die französischen Soldaten heldenmütig für etwas, das ihnen einst als Lüge erscheinen wird, und die weite Welt läßt sich von diesen Verdrehungen betören. Es fehlte bei uns an jeder organisierten Verteidigung. Wir haben in den 43 Friedensjahren kein Werk zuwege gebracht, das wissenschaftlich und volkstümlich zugleich die wahre Geschichte Elsaß-Lothringens darlegte, während auf französischer Seite für diese Zwecke die reichsten Geldmittel und die besten Kräfte zur Verfügung standen.

Um diese Lücke wenigstens in den Haupteinbruchstellen zu decken, habe ich ohne jede Anregung und ohne jede offizielle Unterstützung mein oben erwähntes Buch geschrieben. Man hat aus dem Vorstehenden gesehen, daß es sich nicht auf die letzten drei Jahrhunderte beschränken durfte, es mußte bis in die Zeiten des freien Galliens zurückgreifen, und mußte den geographischen, den sprachlichen und volkswirtschaftlichen Fragen ebenso nachgehen wie den rein politischen. In den 25 Kapiteln meines Buches bin ich auch an der Geistesgeschichte nicht vorübergegangen. Ich hoffe, viele Leser nicht nur unter den Deutschen zu finden, sondern auch jenseits der Grenzen, die unsere Truppen erreicht haben. Ich meine, zurzeit gibt es kein Gebiet, auf dem eine sachliche Aufklärung der Welt notwendiger wäre, als in der Frage der Geschichte Elsaß-Lothringens, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft.

Die höhere Schule im nationalen Leben nach dem Kriege

Von

Realgymnasialdirektor Dr. Galle (Bützow i. M.)

> Die Erfolge der nationalen Entwicklung eines jeden Landes beruhen hauptsächlich auf der Minorität der Gebildeten, die das Land enthält ... Deshalb lege ich das Hauptgewicht auf die Erziehung und die Gesinnung der gebildeten Klassen in jedem Land. Bismarck.

Treitschke bemerkt einmal, es gebe eine Traumwelt des Verstandes, in die man sich völlig einleben könne; sie sei für den Deutschen besonders gefährlich. In der Tat, der Weltkrieg hat es wieder bewiesen, wir neigen zur Systemsucht, zum Überorganisieren. Der Boden der Wirklichkeit wird verlassen, geschichtliche Überlieferung kurzweg zerschnitten, Altbewährtes verächtlich über Bord geworfen. So schießen denn auch auf dem Gebiete des

Digitized by Google

höheren Schulwesens Reformvorschläge üppig ins Kraut; Schlagworte und politische Zwecke spielen eine verhängnisvolle Rolle, und gar oft fehlt Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse auch bei solchen, denen sonst Akribie über alles geht. Die Unterrichts- und Erziehungsaufgabe, voller Antinomien wie sie ist, geht ja restlos niemals auf; kein Wunder daher, daß sie Besserwisser in Scharen auf den Plan ruft, um so nötiger aber auch, Gelärme Trotz zu bieten. Gewiß, im einzelnen mag das deutsche Schulwesen weiter ausgestaltet, manche Räume des Baues verschoben und anders eingerichtet, die Gedanken der großen pädagogischen Pfadfinder tiefer begriffen, die Fingerzeige der Lehrpläne und Dienstanweisungen geistiger aufgefaßt werden können: der Gesamtorganismus hat sich bewährt.

Das Schulwesen folgt der politischen und sozialen Entwicklung; es kann sie nicht machen. Gott hat uns Deutsche, sagt Bismarck, in eine Lage gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran gehindert werden, in Trägheit und Versumpfung zu geraten. Die Hechte im Weltkarpfenteiche werden auch in Zukunft uns ihre Stacheln fühlen lassen. Noch kräftiger als vor dem Weltkriege muß daher das nationalerzieherische Prinzip an Stelle des zu blutarmen Humanitätsideals, wenn nicht kaltsinniger Verstandesschärfung, treten, noch mehr gebrochen werden mit der Allerweltsbildung, die dem Geist wahrer Wissenschaft widerstreitet; Tüchtigkeit auf bestimmten Linien, Forscher- und Erfindergeist ist zu wecken, das volkswirtschaftlich Zweckmäßige zu erhalten und einzurichten, insbesondere dem Gelehrtenproletariat und dem Drang ins Beamtentum, auch durch wohlorganisierte Berufsberatung, zu steuern, dagegen das Handwerk durch Ausbau der Volksschule zu fördern. Das nationalerzieherische Prinzip verlangt aber auch, daß der Zusammenhang unserer heutigen Kultur mit dem Gedankenleben der antiken Welt den Schülern der höheren Schule einleuchte, daß sie begreifen, wie wir ohne die Dichter und Denker und Künstler Griechenlands und Italiens in geistiger Nichtigkeit umhertappen würden. Freilich der Weg über das humanistische Gymnasium kann uns als Weltvolk von tiefer Eigenprägung nicht mehr als einzig gangbarer erscheinen.

Die sogenannte Einheitsschule will den Übergang von der Volks- auf die Mittel-, von der Mittel- auf die höhere Schule den, ach so spärlich vorhandenen, Hochbegabten erleichtern, sie läßt aber außer acht, daß in Deutschland die Hälfte aller Kinder auf dem Lande lebt und wenn auch mancherlei wertvolle Anschauungen mitbringt, doch an Wissen und Verständnis durchschnittlich hinter den Stadtkindern zurücksteht, zumal in dünn besiedelten Gegenden. Dies Minimalwissen müßte bei der Einheitsschule zugrunde gelegt werden; damit sänke aber das Niveau der Volksschule nicht nur, sondern auch das der Mittel- und Oberschule wie das der Universität. Soll der „Aufstieg“ ermöglicht werden, so müßten für das Gesamtgebiet von Provinzen oder kleineren Bundesstaaten Sonderschulen bis Untersekunda gegründet werden; künstliche Übergangsformen sind Flickwerk, ganz abgesehen davon, daß der

Digitized by Google

Übergang gerade im Entwicklungsalter bedenklich ist. Es fragt sich freilich, ob es sich lohnt, Sonderschulen für die wenigen Hochbegabten zu gründen, wirklich Hochbegabte bedürfen ja keines großen Apparats, ob es nicht volkswirtschaftlich richtiger ist, dem ausreichend vorhandenen leidlich befähigten Mittelgut zu helfen, die Besuchsziffern in den Volksschulklassen herabzusetzen, den Lehrplan der Volksschule zu verbessern, die Bürgerschule auszubauen, ohne sie doch wieder der auf Wissenschaft eingestellten Realschule anzugleichen, Fachschulen einzurichten, zu meiden, was auf Auspowerung von Volks- und Bürgerschule hinausliefe, Überfülle an Beamten erzeugte, zu fördern, was auf Einsicht und Tüchtigkeit auf den Gebieten besonders des praktischen Lebens hinwirkte. Und doch darf auch dies Streben nicht zu weit führen. Auf heraufgeschraubte Mediokritäten, einen Ausdruck J. Burckhardts zu gebrauchen, läuft schließlich das Ergebnis der gesamten, auf Allgemeinbildung gerichteten Unterrichtsarbeit vielfach hinaus, aber ohne emporgeschraubte Mediokritäten wären die Hörsäle der Hochschulen recht leer, versänken wir ins Banausentum, wäre das deutsche Volk, der deutsche Staat nicht, was sie sind. Zu unserem Rüstzeug, auch zu unserem militärischen Rüstzeug, gehört „das ganze eigentümliche Maß der Verbreitung der Volksbildung, wie es in keinem anderen Lande vorhanden ist“ (Bismarck). Wenn die Vorschulen überall aufhörten, so wäre das an sich für den begabten Kopf kein schwerer Verlust: der befähigte, fleißige Schüler bewältigt die Pensen der Unterstufe auch der Lateinanstalten, selbst wenn er aus einer ein- oder zweiklassigen Landschule kommt. Es besteht aber die Gefahr, daß dann die Forderungen der höheren Schulen herabgesetzt werden, der Zustrom der weniger Befähigten zu ihnen mehr als je wächst und den Befähigten Luft und Licht nimmt. Durch die Reformgymnasien und -realgymnasien ist eine Annäherung an den Lehrplan der Volks- und Bürgerschule geschehen, es scheint mir aber aus gewichtigen sachlichen und didaktischen Gründen zweckmäßig, wenn weit mehr als bisher Englisch, nicht Französisch, als erste Fremdsprache gewählt und das Deutsche, in Sexta und Quinta verstärkt, noch mehr zur grammatischen Schulung herangezogen würde. Denn das ist doch grammatischer Weisheit letzter Schluß, daß der Schüler grammatische Verhältnisse erst dann wirklich verstanden hat, wenn sie ihm in seiner Muttersprache klar und deutlich geworden sind. Würden ferner die Schüler schon in Quarta an den Prüfstein des Latein herangeführt, gabelte sich hier, nicht erst in Untertertia, der lateinlose Ast ab, schwände auf dem Gymnasium das Französische ganz und setzte es (oder Russisch) auf dem Realgymnasium in Untersekunda ein, während zugleich auf dem Gymnasium Griechisch begönne, so würden in den Tertien, was sehr zu begrüßen wäre, nur zwei Fremdsprachen getrieben, die klassischen Sprachen die Stundenzahl gewinnen, die sie nun einmal brauchen, der Nachteil der Kurz(45')stunde in etwa behoben. Von einer weiteren Gabelung auf der Oberstufe in fremdsprachliche und mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppen ist nur dann etwas Gutes zu

Digitized by Google

erhoffen, wenn die Leistungen der betreffenden Schüler im Deutschen gut sind, sonst, fürchte ich, gelangen gar manche junge Leute ohne Einfühlungsgabe in den Geisteswissenschaften, ohne esprit de finesse auf die Hochschule. Es gibt andere Mittel, den Unterricht der Oberstufe freier zu gestalten und eigenartige Anlagen zu fördern.

Die Stundenzahl für das Deutsche wollen viele nationalgesinnte Männer verstärkt wissen; dagegen sagen andere, und Recht haben sie, jede Stunde sei ja eine Deutschstunde oder sollte es doch sein. Sie kann es gewiß werden, wenn auf gute Aussprache, formal, nicht bloß inhaltlich, einwandfreie Antworten, zusammenhängendes Sprechen, Heranziehung von Gedichten, Ausnutzung der Lesebücher auf höheren Klassen gehalten wird. Dann bedarf es, auch um der neuesten Literatur breiteren Eingang zu schaffen, keiner wesentlich höheren Stundenzahl. Doch es liegt viel Wahres in dem Wort Hebbels: „Die Poesie setzt das, was man Bildung nennt, voraus, sie soll es nicht bringen." Gerade edelste Kunstwerke der Muttersprache sind didaktischer Behandlung wenig zugänglich. Hier gilt's feinsten Takt, Maß halten, namentlich bei der Wahl der Aufsatzthemen, Kenntnis der Schülerseele, Kunst viel mehr als Methode und Technik, aber auch diese wieder in hohem Maße. Hat nicht Goethe für Jugendbildung Gellerts Gedichte seinen eigenen vorgezogen? Wird nicht bei der Behandlung besonders von Prosadichtungen der Neuzeit die didaktische Mühle oft leer mahlen und Überdruß und Enttäuschung die Folge sein? Ist nicht die Schülerbibliothek da als stille Mitbildnerin? Dagegen bieten Abhandlungen und Reden von Arndt und Fichte, Teile aus Clausewitzens Meisterwerk, Aufsätze von Moltke, Treitschke, Paulsen, Bismarcksche Reden und Stellen aus den Gedanken und Erinnerungen u. a. m. vortrefflichen Klassenlesestoff.

Daß der Geschichtsunterricht bis auf die jüngste Zeit durchgeführt werden soll, ist gewiß zu loben. Er wurde es übrigens auch früher, zumal dort, wo die Epoche von 1861 bis zur Gegenwart zu Anfang des Schuljahrs vorausgenommen und nicht erst behandelt wurde, wenn Abschluß- oder Reifeprüfung vor der Tür stand. Diese Umlegung wird auch in Zukunft zweckmäßig sein trotz der angeordneten Verschiebung der Pensen. Wird der Geschichtsunterricht in Quinta, Untersekunda und Prima bis auf die Gegenwart geführt, so ist die wichtigste Aufgabe der Bürgerkunde erfüllt, außerdem aber sollte, von anderen Maßnahmen nicht zu sprechen, die Auswahl der Lektüre wie im Deutschen so auch in den Fremdsprachen, namentlich den neueren, vom Standpunkt der staatsbürgerlichen Erziehung aus erfolgen, nicht nur vom literarisch-ästhetischen aus. Taine, Seeley, Parlamentsredner, Rapports des ministres belges eignen sich vorzüglich.

Dem physikalisch-chemischen Unterricht könnte auf dem humanistischen Gymnasium breiterer Raum gegönnt werden, wenn hier Französisch ganz fiele, Englisch als erste Fremdsprache auf Unter- und Mittelstufe gelehrt und dem Wahlfächerunwesen gesteuert würde; auch die Erdkunde käme dann auf der

Digitized by Google

Oberstufe endlich zu ihrem Recht. In der Mathematik und der Geschichte sollte in der mündlichen Reifeprüfung nur das Pensum der Prima verlangt und in der Chemie nur auf Wunsch des Prüflings geprüft werden; für die Vorbereitung auf die Prüfung in diesen Fächern wurde bisher viel Nervenkraft unnötig vergeudet.

Die Körperkraft und Gewandtheit unserer Jugend zu steigern, muß unser großes Anliegen sein. Die gemeinsame militärische Ausbildung von Schülern, Lehrlingen und jungen Arbeitern ist aber weniger zu empfehlen als die getrennte: die Schüler der höheren Lehranstalten sind den anderen Jungmannen körperlich und geistig überlegen und werden der ewig wiederholten Elementarübungen überdrüssig. Auf Hebung des Gesangunterrichts zielen eine Reihe von Erlassen hin. Es ist nun sehr schwer, Schülermassen dahin zu bringen, daß sie ohne Hilfe eines Instruments ein Gesangstück sich „ersingen". Vielfach wird es nicht gelingen, von dem Verfahren abzukommen, das Joh. Seb. Bach mit seinen Thomanern wählte, indem er, an der Orgel oder am Cymbalo sitzend, seinen Chor einstudierte. Ich meine, die Hauptsache sei, daß edel und rein gesungen werde und das Volkslied nicht zu kurz komme. Was das deutsche Lied bedeutet, das haben wir ja in diesem Weltkrieg erfahren.

Den Vorbereitungsdienst der Oberlehrer hat die preußische Unterrichtsverwaltung während des Krieges neu geordnet und treffliche Anweisungen herausgegeben. Auch mit der früheren „Ordnung" ist Ausgezeichnetes geleistet, wo die Leiter der Oberlehrerseminare und die Kollegien ihrer Aufgabe gewachsen waren und die Kandidaten nicht vorzeitig ihre Ausbildung abbrachen oder vollen Dienst übernahmen. An dem fortgesetzten Lehrermangel, dem nicht rechtzeitig vorgebeugt war, hat ja die höhere Schule und mit ihr der Vorbereitungsdienst lange, in kleinen Bundesstaaten bis zu dem Kriege, gekrankt. Der Vorbereitungsdienst verlangt, daß sich eine Überlieferung für die Anleitung bilde; das ist in einem größeren Staate eher möglich als in einem kleinen, dessen Regierung vielleicht gar noch mit städtischen Sonderrechten zu rechnen hat, will sie Ersprießliches schaffen. Dringend zu wünschen ist, daß der weiteren Proletarisierung der höheren Beamten ein Damm vorgebaut, dem Oberlehrerstande durch würdigen Entgelt und würdige soziale Stellung wertvoller Nachwuchs gesichert und im ganzen Reich durch gehörige Schulung tüchtiges praktisches Können und tiefe Einsicht in die Erziehungsaufgabe vermittelt werde, damit bei allem Organisieren und Systematisieren es nicht fehle an Lehrern, die, selbst beseelt von dem Glauben an unser Volk und die Macht der Idee, geeignet und befähigt sind, die ihnen anvertrauten Knaben und Jünglinge zu erziehen zur Schätzung der Güter, die stärker und standhafter sind als der Verstand der Verständigen, der Imponderabilien.

Digitized by Google

Reichswirtschaftsbank und Mitteleuropa?

Von

Viktor Freiherrn v. Kalchberg

Wie ist es gegen alle Voraussage und Vermutung möglich, daß dieser Krieg eine solche Dauer hat, und wie läßt es sich erklären, daß der „Volkswille", welcher, angeblich vom Militarismus vergewaltigt, nur den Frieden wünschte, gerade in den Ländern der Entente in das Kriegshorn bläst, während er in den Ländern der Zentralmächte, wo der Volksgeist so sehr der Erleuchtung durch westliche Ideen bedarf, sich mehr dem Frieden zuneigt? Keineswegs die momentane Kriegslage ist es, die letztere Neigung fördert — denn alle ruhig Denkenden bei uns erwarten im Spätherbste eine ganz andere Situation im Landkriege —, sondern diese Erscheinung beruht auf der gleichen Grundursache, die auch die Möglichkeit des langen Krieges erklärt.

Die militärische und wirtschaftliche Rüstung Deutschlands — und in weit geringerem Grade Österreich-Ungarns — war für einen Verteidigungs- und Abwehrkrieg von begrenzter Dauer hochentwickelt; Leistungen, wie wir sie staunend erlebt haben und noch täglich erleben, waren aber nur möglich durch die bereits weit gediehene und während des Krieges unter Regierungseinfluß immer mehr ausgedehnte kapitalistische Organisation der Industrie und des Handels, zu welcher dann noch die kriegsgemäße Organisation der Arbeiterschaft und Dienstleistungen trat. Der Kapitalismus der Westmächte und Amerikas ist natürlich noch höher als der deutsche entwickelt, und seine Wirkung auf die Kriegsermöglichung und -verlängerung ist noch stärker, weil die Rollen jetzt vertauscht sind. Der deutsche Kapitalismus, als der jüngere, wurde vom älteren, durch Besitz sattgewordenen, für aggressiv erklärt; war es auch in vollberechtigtem Maße insoweit, als er, dem Anwachsen der Bevölkerung und seinem Anlagebedürfnis entsprechend, seinen Platz an der Sonne zu verbreitern strebte. Das wurde dem behäbigen Rentner im Westen unbequem, und statt sich durch Mehrarbeit den neuen Konkurrenten möglichst vom Leibe zu halten, griff er, jetzt im höchsten Maße selbst aggressiv, zu allen Gewaltmitteln der Unterdrückung, der Absperrung und Aushungerung, die uns endlich zum letzten Abwehrmittel des unbeschränkten U-Bootkrieges zwangen. Auch dieser gehört auf das Konto des Kapitalismus, nicht des Militarismus, und hat seine Gegenpost in den durch die Einkreisung und Aushungerung zerstörten riesigen Werten an Volksgesundheit und Verlusten durch Teuerung usw.

Können wir nach diesen Konstatierungen den Kapitalismus noch als die richtige Wirtschaftsform der Zukunft nach dem Kriege betrachten? Ich glaube doch, denn was man ihm auf die Schuldseite schreibt, die „Ausbeutung" der Arbeitskraft, erweist sich durch die Mitwirkung des Staates und der

Digitized by Google

Vertrauensmänner aus Fachkreisen sehr wohl als milderungs-, ja beseitigungsfähig.

Die Arbeiterschaft aller kriegführenden Länder ist, abgesehen von den Blutopfern, wirtschaftlich keinesfalls so hergenommen wie die Mittel- und oberen Schichten, die nicht gerade Kriegsgewinnler sind; und in den Ententeländern, wo doch der Volkswille angeblich viel freier zum Ausdruck kommt als im geknechteten Mitteleuropa, herrscht in der Mehrheit ausgesprochener Kriegswille bis ans Ende, bis zum Knock-out! Soll man dies nur der Leidenschaft, dem Rassenhasse, dem Chauvinismus zuschreiben? Nein, der Engländer der unteren Stände, der Amerikaner, der im Parteiwesen befangene Romane, ist zwar gewohnt, sich in Fragen der auswärtigen Politik von anerkannten Partei- oder Staatshäuptern blindlings führen zu lassen; aber es wäre doch falsch, zu hoffen, daß etwa mit dem Sturze eines Poincaré, Clémenceau oder Lloyd George usw. ein rascher Umschwung eintreten würde. Die Engländer sind wirklich und wahrhaftig um ihre Seelen, d. i. um ihr Kapital und ihr business besorgt, die Amerikaner schießen — sofern Wilson nicht wirklich ein fanatischer Apostel sein sollte — ihren vorgeschossenen Milliarden nach, und nur von den Franzosen läßt sich vielleicht, nach einer empfindlicheren Schlappe im Rückfall in den bon sens im Sinne einer vernünftigen Abwägung der Vor- und Nachteile längerer Kriegführung erwarten. Italien kann nicht Frieden schließen, sonst läßt es England verhungern und erfrieren. So müssen wir, wohl oder übel, gegenüber dem Vernichtungswillen der Feinde, der sich, wenn nicht umgekehrt auf sie ganz vernichtende Schläge niederfallen, gewiß auch in einen faulen Frieden hinüberschleichen würde, die kräftigste wirtschaftliche Organisationsform so rasch als es möglich sein wird, finden und ausbilden, um im weitest möglichen Umfang der Gebiete, auf die wir Einfluß haben, die unentbehrlichen Rohstoffe der Industrie und des Nahrungsbedarfes zu sichern, den Export möglichst in Gang zu bringen und unseren Zahlungsmitteln wieder erhöhten und festen Wert zu verschaffen.

Utopisten in längst vergangenen Jahren des Friedens haben den „kleinen Staat" ohne nennenswerte Wehrmacht, nach Nationen oder gar Nationchen begrenzt, als die wünschenswerteste staatliche Einheit hingestellt; die Entente möchte uns gerne nach diesem Rezepte zerteilen; weniger scheint sie schon damit einverstanden, wenn Rußland sich nach diesem selben Rezepte zerwirkt, und von ihren eigenen Fremdvölkern schweigt sie fein still: Ja, Bauer, das ist ganz was anders, heißt es da.

So idyllisch ein derartiges staatliches Stilleben sein möchte, mit der rauhen Wirklichkeit dürfte es kaum je vereinbar gewesen sein, solange es Menschen und unter ihnen „böse Nachbarn" gab. Auch ohne Militarismus oder Weltherrschaftstendenzen eines derselben würde die bloße natürliche Entwicklung, das einfache Wachstum der Bevölkerung und der Bedürfnisse die Erweiterung dieser engen Grenzen erzwingen. Ein so hoch entwickeltes Verkehrs- und

Digitized by Google

Austauschbedürfnis, wie es die Kriegführenden schon vor dem Kriege erreicht hatten, arbeitet aber notwendig auf freien Weltverkehr los. Solange wir ihn nicht durch vollen Sieg voll erreichen können, wird das Staatengebilde „Mitteleuropa", das wir ja vor unseren Augen entstehen sehen, uns die „Welt" und das freie Meer tunlichst ersetzen müssen. Und die Not der Zeit wird Organisationen schaffen, die es in der Eile ermöglichen sollen, die Hilfsmittel dieser Gebiete genügend auszutauschen.

Die zum Zwecke unserer Abwehrkonzentration jüngst in diesen Blättern angeregte Errichtung einer Reichswirtschaftsbank erscheint allerdings auf den ersten Blick als die höchste Blüte kapitalistischer Organisation; es wäre daher nur folgerichtig, diesen Schritt wirklich zu machen und ihn auch in Österreich-Ungarn nachzuahmen. Je nach dem Umfang der dieser Bank zuzuweisenden Funktionen und mit dem deutschen Institute in geschäftliche Verbindung gebracht, könnte sie viele der bei uns geschaffenen Zentralen und ähnliche Institutionen ersetzen, d. h. in sich vereinigen, und infolge ihres größeren Machtgebietes auch zum Vorteile der geplagten Konsumenten wirken. Ja, vielleicht ist sogar der Gedanke nicht zu kühn, daß die deutsche und die österreichisch-ungarische Reichswirtschaftsbank im Zusammenwirken das Problem des einheitlichen Ernährungsamtes lösen könnten, indem sie einen für alle bestimmten und nach dem jeweils dringendsten Bedarfe verteilten Lebensmittel- und Rohstoffeinkauf vermitteln und die Bezahlung in einem Zahlungsmittel leisten würde, das, von allen beteiligten Staaten fundiert und anerkannt, die weitere Emission der österreichisch-ungarischen Banknoten einschränken und ihrer Entwertung Halt gebieten könnte!

Wenn es dem „Kapitalismus" gelänge, diese erlösende Tat zu vollbringen, dann würde er wohl auch von demokratischer Seite nicht länger als ein Schimpfname gebraucht werden. Möchten patriotische Fachmänner die Durchführbarkeit dieser Anregungen erwägen, dabei aber nicht — wie es besonders in Ungarn so gerne geschieht — in eifersüchtiger Weise staatsrechtliche Bedenken in die vorderste Reihe stellen. Es handelt sich ja um Notstand und dringende Notstandsabhilfe für alle!

Zur Geschichte der Weltharmonik

Von

Professor Wilhelm Foerster (Berlin)

I

Seit den frühesten Tagen der Menschheitsentwicklung haben neben den elementaren Antrieben der Lebensmächte des Daseinskampfes zwei große Willensmächte in der Erdenwelt, und zwar sich gegenseitig ebensowohl fördernd als einschränkend gewirkt, nämlich einerseits der Drang nach sozialer

Digitized by Google

Gemeinschaft im Anschluß an die Pflege und Vertiefung des Erinnerungslebens, anderseits das Verlangen nach Verwertung des Erinnerungslebens zur Erkenntnis und Gestaltung der Zukunft. Beide Willensmächte sind der Gefahr ausgesetzt, daß sie im Gemeinschaftsleben entarten. Einseitige oder leidenschaftliche Deutung der Erinnerungswelt kann ebenso, wie die irrtümliche und eigensüchtige oder abergläubische Voraussagung der Zukunft unweise Entschließungen herbeiführen. Wie sich der Drang nach sozialer Gemeinschaft und Autorität des Erkennens — nennen wir ihn das religiöse oder hierarchische Element der Entwicklung —, und wie sich der Drang nach der Erkenntnis und der Gestaltung der Zukunft — nennen wir ihn das kosmische oder weltharmonische Element der Entwicklung — ebensowohl gefördert als eingeschränkt haben, dies nach den ältesten Legenden und sodann auch geschichtlich darzulegen, ist eine gewaltige und ergreifende Aufgabe. Vielleicht könnten aber solche Darlegungen, auch selbst von unvollkommener Art, doch dazu beitragen, an der Hand der Vergangenheit die Zukunft klären zu helfen.

Ein Beginn des Bewußtwerdens der Nöte und Gefahren dieser Menschheitsentwicklung wird schon durch die biblische Erzählung vom Paradies und Sündenfall gekennzeichnet. Adam hat, verführt durch Eva, zuwider dem Verbot Gottes, von den Früchten des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen. Und Gott spricht hiernach: „Fürwahr, der Mensch ist geworden, wie unsereiner, indem er Gutes und Böses erkennt; daß er nunmehr nur nicht etwa seine Hand ausstreckt und auch von dem Baum des Lebens nimmt und ißt und ewiglich lebt." Da entfernte ihn Gott aus dem Garten Eden.

Eine Dauerwirkung solcher Tradition hat offenbar darin bestanden, daß dem Erkenntnisstreben der Menschen, welches für ihr Zusammenleben, sowie für die Sicherung und Erleichterung ihrer Lebensbedingungen immer wichtiger wurde, sich doch auch Meinungen und Betätigungen entgegenstellten, welche die Überhebungen des beginnenden Erkennens und seiner Vertreter, insbesondere auch das Beginnen eigensüchtiger Zukunftsverkündungen bekämpften. Aus solchen Gegnerschaften gegen das beginnende Erkennenwollen ist dann offenbar die biblische Erzählung entstanden von der Einmischung der Gottheit in den Turmbau zu Babel. Da heißt es in dem elften Kapitel des ersten Buches der Bibel (in der genauen Übersetzung von Professor Kautzsch): „Es hatte aber die ganze Menschheit eine Sprache und einerlei Worte." Und weiterhin heißt es dort: „Da sprachen sie: Wohlan, wir wollen uns eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, und wollen uns ein Denkmal machen, damit wir uns nicht über die ganze Erde hin zerstreuen. Da stieg Jahve herab, um die Stadt und den Turm, den die Menschenkinder erbaut hatten, zu besehen. Und Jahve sprach: Ein Volk sind sie und haben alle dieselbe Sprache, und das ist nur der Anfang ihres Tuns, und fortan wird ihnen nichts unerreichbar sein, was sie sich vornehmen werden. Wohlan, wir wollen hinabfahren und daselbst ihre Sprache

Digitized by Google

verwirren, so daß keiner mehr die Sprache des andern verstehen soll. So zerstreute sie Jahve von dort über die ganze Erde, so daß sie davon abstehen mußten, die Stadt zu erbauen."

Es wäre unweise, diese Bibelstelle ohne die zarteste Pietät zu kritisieren, enthält sie doch neben dem Eingriffe „des Herrn" gegen die Spracheinheit auch eine Vertrauensäußerung höchster Art für die Menschheit in der Prophezeiung, daß ihr nichts unerreichbar sein wird, was sie sich vornehmen werde.

Die Unmöglichkeit aber, schon damals andauernd die Ideale höheren Gemeinschaftslebens in sprachlicher Verständigung und in der erhebenden Wirkung himmelanstrebender Bauten zu verwirklichen, ging aus der unsäglichen Unruhe der Völkerbewegungen hervor, deren bedrängtester Schauplatz gerade das babylonische Zweistromland war, sowie aus der unablässigen, gerade dort immer neuen Verwirrung und Bekämpfung der verschiedensten Völkersprachen. Und so erschien die Sprachverwirrung als ein Gegenzug der Weltenlenkung gegen das himmelstürmende Wissenwollen. Ganz anders jedoch dachte hierüber der jüdische Prophet Jesaias, der schon die liebevollste Zukunft eines höheren einmütigen Gemeinschaftslebens mit Begeisterung verkündet hat, ganz im Sinne der trostvollen Worte, mit denen „der Herr" selber seinem Einblick und seinem Eingriff in den damaligen Zustand des Völkerlebens eine mildernde Wendung durch einen Hinblick auf die Zukunft gegeben haben sollte. Und aus den Anfängen kosmischen Erkennens hatte sich zunächst die astrologische Weissagung entwickelt.

Sehr früh schon hatte man angefangen, die Tage zu zählen, die zwischen der Wiederkehr der Lichtgestalten des Mondes, insbesondere zwischen dem Wiedererscheinen der Mondsichel nach dem Neumond verflossen. Die eindrucksvollsten Änderungen der Lichtgestalten des Mondes waren aber die in wenigen Stunden vorübergehenden Verfinsterungen der Vollmondscheibe durch den Schatten der Erde, und zwar nicht bloß die totalen, sondern auch die partialen Verfinsterungen. Und es ist von einer bei der Erforschung der ältesten Kulturgeschichte bisher nur unvollkommen gewürdigten Bedeutung gewesen, daß es eine Periode gibt von 6585 Tagen oder rund 223 Monaten (gleich nahezu 18 Jahren und 10 bis 11 Tagen), eine Periode, mit Hilfe deren man durch bloße Zählung ihres Verlaufes in Tagen die Wiederkehr von Mondfinsternissen voraussagen kann. Diese Periode hat ja auch noch gegenwärtig nahezu dieselbe näherungsweise Bedeutung, wie vor fünftausend Jahren, wo sie in geschichtlicher Legende zuerst in China als ein Tageszählungsergebnis von damals sehr erheblicher sozialer Bedeutung auftaucht, und zwar in Gestalt einer vom Ozean her überbrachten Botschaft, welche eine der Grundlagen des chinesischen Kultus der Vorfahren wurde. Sehr früh hat man dann in China eine Art von mathematischem Tribunal errichtet, welches solche chronologische Zählungen zu verwalten hatte, auf Grund deren alsdann dem Volke Vorhersagungen zeremoniell verkündet wurden, die den Eindruck einer Störung der Himmelswelt milderten.

Digitized by Google

Es würde in der Erörterung meines vorliegenden Themas zu weit führen, wenn ich die Eigenart und die Verwertung dieser Finsternisperiode und auch die viel eingeschränktere Verwertbarkeit derselben für die Sonnenfinsternisse vom astronomischen Standpunkte eingehender schildern wollte. Auch sind die Einzelheiten dieser ersten Vorgänge des Erkennens und Weissagens, sowohl was die Zeiten und die Erdregionen ihres ersten Auftretens, als auch was die aus denselben hervorgehenden wissenschaftlichen Entwicklungen betrifft, noch so legendarisch, daß man in diesen Schilderungen noch Maß halten muß.

Bedeutungsvoll ist aber die Größe des Eindruckes, welchen diese Anfänge und ihre ersten Erfolge in betreff der Beziehungen der Menschheit zur Himmelswelt hervorbrachten. Die Griechen fanden später die Worte „Gott zählt" für diese ersten Erfolge kosmischen Erkennens. In China haben dieselben offenbar sehr früh eine höchst belebende Wirkung gehabt, nicht bloß auf dem Gebiete chronologischer Zählungen und daraus hervorgehender Einrichtungen von Mondmonaten und Sonnenjahren, sondern auch als ein Antrieb zur Ausmessung der Sonnenbewegung und der Mondbewegung an der Himmelsfläche, sowie zur Ausmessung der Erdoberfläche.

Es ist völlig zweifellos, nämlich durch feinste gegenwärtige Messungen mit Berechnung der säkularen Änderungen erwiesen, daß chinesische Beobachtungen an Schattensäulen in der Zeit zwischen 3000 und 1000 v. Chr. die Lage der Sonnenbahn an der Himmelsfläche schon so genau bestimmt haben, wie es ohne Fernrohr überhaupt geschehen konnte, und daß zugleich durch die Verbindung von solchen Messungen an lotrechten Schattensäulen mit Landesvermessungen auch der Nachweis einer kugelförmig gestalteten Krümmung der mittleren Oberfläche des chinesischen Reiches erlangt wurde, an welchen Nachweis weiterhin Aristoteles seine Lehre von der Kugelgestalt der ganzen Erde anknüpfen konnte.

Neuere Ergebnisse archäologischer Forschungen in Mittelasien und in Vorderasien haben es jetzt sehr wahrscheinlich gemacht, daß innerhalb jener Jahrtausende ein keilschriftlich brieflicher Verkehr von Ostasien bis nach Ägypten hin existiert hat, durch welchen offenbar auch in Babylon die Zählung und Messung auf astronomischem Gebiete und die Entwicklung astrologischer Vorhersagung angeregt werden konnte, welche letztere sich in diesen Regionen sehr früh zu priesterlichem Orakelkultus steigerte.

Wir finden ferner in dem Lehrbuch des griechischen Astronomen Ptolemäus, der um 140 n. Chr. an der Sternwarte und Universität in Alexandria wirkte, den zweifellosen Beweis, daß man in Babylon in dem Jahrtausend v. Chr. das Wesen der Verfinsterungen von Mond und Sonne schon ganz klar erkannt hat. Durch Ausmessung der Umrisse des Schattenkegels, der bei den Mondfinsternissen unter der Wirkung der Sonnenstrahlung von dem Erdkörper in den Weltraum geworfen wird, hatte man, offenbar angeregt durch die Schattensäulenmessungen und die Landesvermessungen in China, den entscheidenden Nachweis von der Kugelgestalt des ganzen Erdkörpers erlangt,

Digitized by Google

während die chinesischen Messungen nur die kugelförmige Krümmung der mittleren Oberfläche des chinesischen Reiches erwiesen hatten.

Ebenso, wie die in China in den drei Jahrtausenden v. Chr. erlangten Zählungs- und Messungsergebnisse offenbar in hohem Grade anregend in Babylon gewirkt hatten, erschienen nun in dem Jahrtausend v. Chr. von Babylon nach Westen hin wissenschaftlich befruchtende und klärende Wirkungen in Vorderasien und auf den griechischen Inseln. Aber nicht nur astronomische Zählungen und Messungen kamen vom Osten her gen Babylon und von dort weiter nach Westen, sondern auch die Freude des Menschen am Rhythmus und an der Welt der Töne erhob sich und verbreitete sich, geweiht und vertieft durch die Erfolge kosmischer Zählung und Messung. Es ist noch schwer zu sagen, in welchen Regionen der Erde, und in welchen Jahrtausenden zuerst jene Elemente hohen Menschenglückes ihrem Wesen nach zahlenmäßig ergründet und in der Technik der Tonkunst verfeinert worden sind. Den Anschluß der Harmonien der Tonwelt an die Harmonik der astronomischen Erfolge finden wir wohl zuerst deutlich ausgesprochen als Harmonie der Sphären in den Zeiten von Pythagoras und Plato. Bevor ich darauf etwas näher eingehe, wäre aber noch ein Blick zu werfen auf die seltsame Überhebung, zu welcher das beginnende kosmische Erkennen damals emporwuchs gegenüber dem religiösen Kultus der Himmelsmächte, welcher mit der astrologischen Weissagung und dem Orakelwesen in den priesterlichen Gemeinschaften emporgekommen war.

Die beginnenden Erfolge kosmischen Erkennens hatten in der Dynastie der griechischen Göttergestalten nacheinander als Weltenlenker verkündet den Gott der Himmelswelt, Uranus, sodann den innerhalb der Himmelswelt als maßgebender Beherrscher der Erdenwelt gedachten Machthaber der Zeit, Chronos, und sodann den von den Priesterschaften im Kultus des Orakelwesens und im Kultus musischer Schönheit als Machthaber der Menschheit verkündeten Zeus. Da erhob sich in dem Jahrtausend v. Chr. in der Griechenwelt gegen den Zeuskultus die mythische Gestalt eines den vorangegangenen Stufen der Götterdynastie angehörig gedachten Titanen, Prometheus, als Verkünder der Wohltaten, welche dem Menschengeschlecht schon vor dem Zeuskultus, und zwar in Gegnerschaft gegen Zeus, zuteil geworden seien.

Am ergreifendsten ist dann dieser Kampf des Prometheus gegen Zeus geschildert worden durch Äschylus in den drei Dramen „Der feuerbringende Prometheus", „Der gefesselte Prometheus„ und „Der gelöste Prometheus". Diese dramatische Trilogie, die im Jahre 475 v. Chr. in Syrakus aufgeführt worden ist, während sie von den führenden Parteien in Athen abgelehnt wurde, besitzen wir leider nur sehr unvollständig. Nur das zweite dieser Dramen, „Der gefesselte Prometheus", ist uns erhalten geblieben. Von dem dritten wissen wir nur, daß dasselbe ausklingt in eine erhabene Mission des Göttersohnes Herakles, welcher den Prometheus und die Menschheit mit dem Kultus des olympischen Göttergeschlechtes aussöhnt. In dem uns

Digitized by Google

erhaltenen Drama „Der gefesselte Prometheus“ erscheint der Titane Okeanos, begleitet von den Okeanidenjungfrauen, und die Mahnung zum versöhnenden Maßhalten, welche Prometheus von Okeanos und den Okeaniden empfängt, wird von Prometheus mit einer Art von Hymnus beantwortet, in welchem er das Emporkommen der Menschheit als sein Werk verkündet; ein wundersames Rühmen, welches wir hier (mit Weglassung einiger unwesentlicher Einzelheiten) wiedergeben wollen. Er sagt von der Menschheit:

„Gedankenlos war all ihr Tun,
Bis ich es ihnen wies, wie die Gestirne auf- und niedergehen,
Und auch die hohe Wissenschaft der Zahlen,
Der Schrift Gebrauch, Erinnerung zugleich,
Der Musen tät'ge Mutter, ihnen gab,
. . . . . .
Und auch der Schiffer meerdurchfliegendes
Linnenbeschwingtes Fahrzeug baute ich.
. . . . . .
Vor allem, wenn nun Krankheit Einen traf,
Da gab's kein Mittel, keine Arzenei,
Nicht Trank noch Salbe, aller Hilfe ledig,
Zum Tode welkten sie, bis ihnen ich
Der linden Heilgetränke Mischung zeigte,
Davor der Übel Menge flieht. — Ich gab
Der Seherkunst Gebräuche ihnen an.
. . . . . .
So wirkt ich hier. Doch in der Erde Schoß,
Der Menschheit tief verborgnes Gut, das Erz,
Und Eisen, Gold und Silber, rühmt sich Einer,
Daß er vor mir das aufgefunden? Nein!
. . . . . .
Kurz, alles sei mit einem Wort gesagt:
Der Menschheit Künste sind Prometheus' Werke.“

Diese dichterische Schilderung des Emporkommens der Menschenwelt fällt in die Zeit zwischen Pythagoras und Plato, welche beide offenbar schon nähere Kenntnis von den in China und in Babylonien erreichten Erfolgen der Heilkunde, der Himmelskunde und der Erforschung der Erdschichten, sowie der Meßkunst und der Zahlenweltharmonik empfangen hatten.

Zwei Jahre nach der Dramentrilogie „Prometheus“ (also 473 v. Chr.) erschien die Trilogie „Die Perser“ von Äschylus. Sie war kein Jubelgesang des Mitkämpfers bei Salamis auf die Siege der Griechen. Nein, sie sollte das Mitleid mit dem besiegten Feinde wecken und die Furcht vor dem Glück, das sich in Gestalt des Übermutes rächt. Harmonisierung und Maßhalten ist das Ideal des Äschylus. Sein Volk sollte wohl an die eigene herrliche Vergangenheit denken, aber auch an der Persermacht trauriges Vergehen.

Wenige Jahrzehnte nachher hat dann auch Perikles dieselbe mahnende Auffassung der damaligen Entwicklung von Athens Politik vertreten, aber

Digitized by Google

vergeblich. Der Siegesübermut führte zu den Kämpfen von Athen mit Sparta, durch welche die politische Entwicklung von Athen und Griechenland den Beginn ihres Verfalles erlitt.

In dieser Zeit erhob sich aber noch die hohe Begabung des griechischen Genius zu den Lichtgestalten von Sokrates, Plato und Aristoteles, nachdem in den vorangegangenen Jahrhunderten vor den Perserkriegen schon in Vorderasien, sowie auf den Inseln und auch in Unteritalien und Sizilien kosmisches und philosophisches Erkennen erblüht war, mit begeisternden Ausblicken auf Weltharmonik, insbesondere in der Gestalt und in den Lehren von Pythagoras, im Anschluß an ägyptische und babylonische Traditionen.

Die Beziehungen zwischen den Zahlenverhältnissen der Tonschwingungen und deren mehr oder minder harmonischen Wirkungen auf die Menschenseele sind wohl am frühesten in Ostasien (China und Indien) erkannt und auch sozial-ethisch verwertet worden, nachdem man in China begonnen hatte, an der Hand der zahlenmäßigen Verwertung der Finsternisperiode und der Umlaufszeiten von Mond und Sonne die Voraussagung der Himmelserscheinungen zu organisieren. Wenn Schiller in der herrlichen Dichtung „Die Künstler" dem Menschen nachrühmt:

„In jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie",

so ist dies eben nur eine dichterische Verklärung des Zusammenwirkens der beiden Gebiete der Zahlenwelt (nämlich des astronomischen und des musischen) in der Seelenwelt.

Am ergreifendsten wird dieses Zusammenwirken wohl in Platos Timäus ausgesprochen, wo es heißt:

„Die Sehkraft ist die Urheberin des größten Nutzens für uns geworden, weil von unseren gegenwärtigen Erörterungen über das All wohl keine einzige wäre gegeben worden, wenn wir weder Sterne noch Sonne, noch Weltgebäude sähen. Nun aber nehmen wir durch ihre Vermittlung Tag und Nacht und auch die Monate und die Jahresumläufe wahr, und haben so durch dies alles die Zahl, sowie den Begriff der Zeit empfangen und sind zur Untersuchung über die Natur des All angeregt worden, und dadurch sind wir zur Philosophie vorgedrungen, welche das größte Gut ist, was dem sterblichen Geschlechte als eine Gabe der Götter zuteil ward und jemals zuteil werden wird.....

Jenen obersten Zweck müssen wir hiernach als die wahre Ursache dafür hinstellen, daß Gott die Sehkraft für uns erfunden und uns verliehen hat, damit wir die Umläufe der Vernunft im Weltgebäude betrachten und sie auf die Bewegungen unseres eigenen Nachdenkens anwenden könnten, welche jenen verwandt sind, und damit wir nach ihrer genauen Durchforschung und nachdem uns die Berechnung ihres richtigen Ganges, wie er ihrem Wesen entspricht, gelungen, in Nachahmung der von allem Irrsal freien Umkreisungen des Gottes dieselben in uns selber ordneten. Und so gilt denn auch ferner in betreff der Stimme und des Gehörs wiederum das nämliche Verhältnis,

Digitized by Google

und sie sind uns aus dem nämlichen Grunde und zu dem nämlichen Zwecke von den Göttern geschenkt worden. Denn sowohl die Sprache ist uns zu diesem gleichen Zwecke bestimmt und trägt den größten Teil dazu bei, wie auch die musikalische Anwendung der Stimme uns verliehen ist, um neben dem Gehör die Harmonie uns zugänglich zu machen. Die Harmonie aber, welche mit den Umkreisungen der Seele in uns verwandte Umläufe hat, erscheint dem, welcher vernunftgemäß des Umganges mit den Musen pflegt, nicht als zu einem bloßen vernunftlosen Vergnügen, wie jetzt, bestimmt, sondern sie ist uns von den Musen als Helferin verliehen, um den in Zwiespalt geratenen Umlauf der Seele in uns zur Ordnung und Übereinstimmung mit sich selber zurückzuführen, ebenso wie auch der Takt wegen der Unregelmäßigkeit in uns und des der inneren Anmut entbehrenden Wesens der meisten uns als Unterstützung zu eben demselben Zwecke von eben denselben gegeben ist . . ."

An die Zeiten von Pythagoras bis Plato (550 bis 350), aus denen diese wundersamen Blüten harmonistischen Erkennens herrühren, knüpft sich nun die große Epoche, in welcher Alexander der Große und sein Lehrer Aristoteles die Archive der kosmischen und harmonistischen Forschungen der in Ostasien und Mesopotamien emporgewachsenen Geisteskultur von Babylon nach Alexandria übertrugen, wo sich dann von 300 v. Chr. bis nahezu 500 n. Chr. eine zentrale Stätte mathematischer und kosmischer Forschung entwickelte: Sternwarte und Universität und zugleich in Fühlung mit den alten Kulturstätten von Ägypten, von Babylon und von Mittelasien bis Ostasien, sowie mit Griechenland und den Inseln und Küsten des ganzen Mittelmeeres.

Insbesondere von den griechischen Inseln her liebten es einige der bedeutendsten Mathematiker und Astronomen nach Alexandria zu übersiedeln. Ich nenne die Mathematiker Euklides und Apollonius, und von den Astronomen den genialen Vorgänger von Kopernikus, Aristarch von Samos, der um die Mitte des Jahrhunderts Zwei v. Chr. die Bewegung der Erde in völliger Klarheit verkündete, wie wir durch Archimedes aus Syrakus zweifellos wissen, sodann den hochbedeutenden Astronomen Hipparch, der um die Mitte des Jahrhunderts Eins v. Chr., ohne soweit, wie Aristarch, zu gehen, die Grundlehren der mathematischen Deutung und Berechnung der Ortsveränderungen der Sonne, des Mondes und der Planeten am Himmel und damit die Grundlagen des drei Jahrhunderte nachher in Alexandria erschienenen großen astronomischen Lehrbuches von Claudius Ptolemäus schuf. Und ich nenne noch den an die ägyptischen Landesvermessungen anknüpfenden Astronomen und Geographen Eratosthenes, dem im Jahrhundert Zwei v. Chr. zuerst eine sogenannte Gradmessung und damit eine sehr nahe zutreffende Bestimmung der Dimensionen der Erdkugel verdankt wurde. Von Rhodus kommend und alexandrinische Weltweisheit nach Rom bringend, ist dann in dem Kreise bedeutender Männer, die sich um die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. um Cicero gesammelt hatten, und zu welchen auch Ciceros Freund, der große, in Athen etablierte Buchhändler Pomponius Atticus gehörte,

Digitized by Google

in der schon zur Zeit der Scipionen begonnenen Entwicklung griechisch-römischen Wissenschaftskultus, der Astronom und Geograph Poseidonius erschienen, von welchem auch das erste Projekt herrührt, nach Westen schiffend, Ostasien zu erreichen. Er hatte durch eine Messung des Unterschiedes der geographischen Breite von Rhodus und Alexandria mit Hilfe der ihm von den zahlreichen Schiffahrtsverbindungen von Rhodus mit Alexandria vorliegenden Bestimmungen des Abstandes der beiden Häfen eine von Eratosthenes abweichende Bestimmung der Größe des Erdumfanges gefunden, nämlich 500 Stadien für die Größe eines Grades statt der 700 Stadien des Eratosthenes. Diese Annahme, welche von da ab in die offizielle Geographie des römischen Reiches überging, brachte Ostasien viel näher an Westeuropa, als man mit Eratosthenes annahm, und erleichterte dadurch, wie weiterhin zu zeigen, die Entschließungen von Kolumbus.

(Fortsetzung folgt.)

An der Wolga

Erinnerungen aus dem alten Rußland

von

Karl Mollenhauer

(Fortsetzung)

Ich habe nur eine undeutliche Erinnerung von meinem ersten kurzen Aufenthalte in der berühmten Messestadt Nishnij Nowgorod, was aber deshalb nicht so bedauerlich war, weil ich späterhin bei selbständiger Reisegestaltung noch einmal dahin kam, und zwar zur Zeit der Messe, wo die Stadt ein völlig anderes Bild bot als jetzt zur Zeit ihres Dämmerungszustandes.

In Nishnij Nowgorod fuhren wir vom Bahnhof unmittelbar an das Ufer der Wolga, die hier die Gewässer der Oka und ihrer Nebenflüsse, in erster Linie der Moskwa, aufnimmt und dadurch eine ungemeine Steigerung ihrer Wichtigkeit als Verkehrsader erfährt. Hierin vor allem liegt die Gunst der Lage des neuen Nowgorod im Vergleich mit dem alten, dessen einstige mittelalterliche Blüte völlig geschwunden ist. Mit dem Betreten des zierlichen Dampfers der Schiffahrtsgesellschaft „Samolet", deren zahlreiche flinke Fahrzeuge unausgesetzt die Gewässer der Wolga, Oka und Kama belebten, gelangten meine beiden Reisegefährten sozusagen auf Antäus- oder Heimatboden, wie ich bald bemerken konnte.

Wer einigermaßen von der Wolga Bescheid weiß, dem ist bekannt, daß das rechte Ufer des Riesenstromes auf Hunderte von Kilometern hin von dem Rande einer weitausgedehnten Hochebene gebildet wird, die zwar keine erhebliche Höhe erreicht, aber immerhin durch den Gegensatz zu dem anderen Flußufer mit seinen gleichförmigen Niederungserscheinungen sich ganz stattlich

Digitized by Google

ausnimmt und es hin und wieder zu malerischen Wirkungen bringt. Der Strom hat infolge der Frühlingsschmelze eine gewaltige Wassermenge abwärts zu befördern; weithin war das Vorland des Wiesenufers überflutet. Die Anlegestellen für die vorüberfahrenden Dampfer sind alle aus großen, außer Dienst gesetzten Kähnen gebildet, die je nach dem Wasserstande, der ganz erheblich schwankt, vorgeschoben oder zurückgenommen werden; dementsprechend verkürzen oder verlängern sich dann auch die breiten Stege, die die Verbindung des Ufers mit dem Kahne herstellen. Der Samolet-Dampfer war ein schmuckes, flinkes Fahrzeug, dessen Kessel mit Holzfeuer erhitzt wurde; über die Holzlieferung konnte ich in den folgenden Wochen und Monaten noch so reichliche Beobachtungen machen, daß ich zunächst darüber hinweggehen will. Außer den Schiffen der Samolet-Gesellschaft verkehrten auf der Wolga und ihren Zuflüssen noch die hochgebauten Personendampfschiffe einer amerikanischen Gesellschaft. Diese verwendeten als Brennstoff Petroleum und andere aus den großen Ölbezirken von Baku stammende billige Erzeugnisse, Masutt u. dgl. Das war entschieden wirtschaftlicher als die sorglose Holzverschwendung, die auf den anderen Schiffen getrieben wurde. Dafür galt aber eine Fahrt auf einem solchen amerikanischen Riesenbau mit den leicht entzündlichen Heizstoffen an Bord nicht für so ganz ungefährlich. Aber phantastisch genug nahm sich ein Schiff dieser Bauart aus, namentlich des Nachts, wenn es, glänzend erleuchtet, den breiten, stillen Fluß dahinfuhr. Da erweckte es wohl die Vorstellung von einem Fahrzeuge derselben Werft, das gleichzeitig auf der anderen Seite der Erdkugel Riesenräume von ähnlichen Verhältnissen auf den Wasserrinnen des Missouri oder Ohio durchmaß. Diese Werkzeuge regster Anspannung wirtschaftlicher Kräfte vermochten aber zunächst hier im unendlichen Wolgagebiete noch keine erhebliche Beschleunigung der Ausbeute und Güterverteilung zu wecken; sie wirkten etwa wie Fingerzeige zukünftiger Möglichkeiten. Einstweilen entsprachen die langsamen Schleppkähne mit Getreideladung, die großen Holzflöße und sonstigen Fahrzeuge der wirtschaftlichen Gebundenheit, in der das Riesengebiet dem kommenden Erwachen entgegenharrte. Von den Zuständen gaben die Fahrgäste des behenden Dampfers, auf dem wir fuhren, eine kleine Probe. Da waren außer dem bunten Landvolke, das auf den Anlegestellen im Ortsverkehr ein- und ausstieg, auf dem vorderen Teil des Schiffes, und namentlich im Salon, der ganz nach dem überall gebräuchlichen Zuschnitt eingerichtet und sehr sauber gehalten war, ein ziemliches Gemisch von Reisenden, die zum Teil recht weit herkamen und auch reichlich weitgesteckte Reiseziele hatten. So erinnere ich mich noch deutlich eines Deutschschweizers, der uns Anwesenden seinen Vorrat an kostbaren Schmucksachen und goldenen Uhren auskramte, ohne sich irgendwelcher Gefahr zu versehen. Besondere Aufmerksamkeit brachte dieser lockenden Schaustellung ein schweigsamer Perser entgegen, der den Weg über Astrachan zur Heimreise gewählt hatte. An den Wänden des Salons entlang waren gepolsterte Bänke angebracht, auf denen man sich für die Nacht ausstreckte,

Digitized by Google

wenn der Platz reichte. Schlafkabinen gab es nur für die Damen und Kinder. In eine solche Gelegenheit hatte sich auch Sophie Nikolajewna mit ihrem Neffen Sascha zurückgezogen. Als nach einem langen, langen Tage endlich die Nacht kam, legte ich mich auf einer der Bänke zu unruhigem Schlafe nieder, wo auch die anderen Reisenden, unter ihnen auch der Perser und der Schweizer, ruhten. Da — ich weiß nicht, wie lange ich wohl geträumt haben mochte — wurde ich von dem jugendlichen Aufwärter geweckt. Unter mir unverständlichen Worten überreichte er mir eine Visitenkarte Sophie Nikolajewnas, auf der ich bei dem abgedämpften Lichte die Worte entziffern konnte: „Karl Karlowitsch, geben Sie mir acht Rubel, mein Geld ist weit." Damit hatte ich den auf keinem Kalender verzeichneten Grund für das lange Fasten in der Hand. Vertrauensvoll übergab ich dem jungen Manne das verlangte Geld, der damit in das mir unbekannte Dunkel des Schiffes verschwand. Hätte doch, so dachte ich, meine Reisepatronin eher das erlösende Wort gefunden! Wir hätten mit den in meinem Besitz befindlichen Mitteln uns ein paar genußreiche Reisetage bereiten können, und ich könnte jetzt, nach so vielen Jahren, deutlichere, fester umrissene Bilder der Erinnerung entlocken. Sophie Nikolajewnas Verlegenheit, die vielleicht von den Spieltischen St. Petersburgs herrühren mochte und ihren Verwandten gar nicht und mir leider erst so spät gebeichtet worden war, hatte mir die Empfänglichkeit für diese Maienfahrt ins Innere des Zarenreiches verdorben.

Es mochte ungefähr 3 Uhr morgens sein, als wir zum Aussteigen fertig an der dafür bestimmten Stelle des Schiffes zusammentrafen. Die Helle eines frühen Sommermorgens unter dem etwa sechs- oder siebenundfünfzigsten Breitengrade, denselben Verhältnissen also etwa, wie sie Kalmar in Schweden oder Kopenhagen haben, kündigte einen schönen Tag an. Auf der Bergseite des Flusses wies Sophie Nikolajewna auf ein hellschimmerndes Landhaus, dessen von leichten Säulen getragener Balkon eine heitere Bauart erkennen ließ. Das war Koslowka! Immer näher kam der Ort an uns heran. Jenseits des Anlegekahnes stand noch ein breiter Wasserstreifen, der von einer langen Balkenlage überbrückt werden mußte. Und als wir nun ausgestiegen und an Land gekommen waren, trennte noch eine breite Zone unendlichen Schmutzes, der von dem Tauwetter des Frühjahrs herrührte, den vorderen Teil des Ortes von den gutsherrlichen Anlagen, die sich die Hügel hinanzogen. Der Ort war noch völlig verschlafen, und auch auf dem Gutshofe hatte niemand auf unsere so frühe Ankunft gerechnet. So kamen wir von hinten an das verschlossene stattliche Landhaus. Unser vereintes Pochen wider die Haustür weckte endlich Leben im Innern. So ablehnend sich anfangs die äußeren Gebärden des Hauses ausgenommen hatten, so überraschend schnell gewannen, seitdem erst einmal Leben das Haus ergriffen hatte, die Züge rührigster Gastlichkeit die Oberhand. In unglaublich kurzer Zeit stand in dem überaus freundlichen großen Speisezimmer ein lockender Frühstückstisch bereit, mit allem reichlichst beschickt, was sich das Herz eines Aus-

Digitized by Google

gehungerten nur wünschen kann. Das sei gleich hier bemerkt, die leibliche Versorgung dieses Hauses zeugte von altväterischer, vornehmer Gediegenheit und artete auch nicht in ungeordnete Schlemmerei aus, wie sie wohl hier und da in Schilderungen aus dem russischen Leben vorkommt. Der Zuschnitt war vorbildlich und musterhaft und entsprach durchaus dem gesicherten Wohlstande, von dem auch alles übrige zeugte. Die zahlreiche Dienerschaft, von der ich an diesem frühen Morgen die beiden Köche und den Kammerdiener nicht zu sehen bekam, begrüßte mit allen Zeichen unterwürfiger Zutunlichkeit die heimkehrenden Familienglieder. Besonders haftet in meiner Erinnerung die alte Zenobia, die mit der im allgemeinen durchaus nicht sentimental veranlagten Sophie Nikolajewna die zärtlichsten Begrüßungen austauschte; der Küsse gab es unzählige. Die Bauernbefreiung, die damals rund fünfzehn Jahre alt war, hatte an den Gefühlen dieser alten Dienerin nichts geändert, und ebensowenig von dem Herrenbewußtsein der Frau Goumiline, née de Leontjewa etwas abbröckeln lassen. Dies Bewillkommensbild zeugte von einer schönen und gesunden Grundlage des Verhältnisses, wennschon der Alltag natürlich auch andere Seiten zur Äußerung gelangen ließ. Die alte Zenobia trug fast homerische Züge: durch ihre Vertrauensstellung in der Familie war ihrem dienenden Stande der schwere Druck der Abhängigkeit genommen. Eine jüngere Person, der ausschließlich die Sorge für den ewig sprudelnden Samowar, die Kaffeemaschine und den Frühstückstisch anvertraut schien, hatte mehr das Wesen einer Mamsell, die mit ihrer Stellung nicht ganz einig ist und sich nicht recht gewürdigt fühlt. Sie wie auch der diensttuende Kammerdiener trugen Übergangsgepräge, das mit seinen Unausgeglichenheiten nicht ganz in das sonst vorwaltende Bild wohlwollenden Herrenlebens paßte. Den sprechendsten Ausdruck für dies im Absterben begriffene gebildete Altrussentum bot die Herrin des Hauses, die allgeehrte „Babuschka", die ich an diesem frühen Morgen kennen lernte. Mit großem Wohlwollen nahm sie mich in ihre Hausgemeinschaft auf und suchte mühsam ihr bißchen Deutsch zusammen, um dem Willkomm den freundlichsten Ausdruck zu geben. Die Zügel der Herrschaft lagen noch fest in ihren Händen, obwohl ihr Sohn, ein zur Disposition gestellter Kavalleriegeneral, der den größten Teil seiner Dienstzeit in Orenburg und Taschkent zugebracht hatte und jetzt auf dem Gute lebte, durchaus nichts zu versäumen hatte. Das Äußere mochte er vertreten, aber die Herrin war seine Mutter, Babuschka, der er die größte Ehrerbietung erwies. Die Mutter Leontjewa konnte, als später die ganze Familie und noch eine Anzahl weitläufiger Verwandter und andere Gäste in dem geräumigen Hause vereinigt waren, wohl an das Haupt einer altslawischen Hausgemeinde erinnern, die der Forschung so viele Rätsel aufgegeben hat; nur daß nicht gleicher Anteil an der allgemeinen Arbeit die Hausgenossen zusammenhielt, sondern der gemeinsame Genuß des sommerlichen Landlebens.

Die alte Dame war wohl nie eigentlich schön gewesen, aber hatte sich wohlerhalten. Sie sprach außer ihrer Muttersprache fließend Französisch und

Digitized by Google

hatte, wie sie mir öfters erzählte, in ihrer Jugend auch Deutsch gekonnt oder gelernt. Ich gewann später den Eindruck, als ob die Familie mehr das alte Großrussentum Moskaus vertrete als das verwaschene Allerweltswesen Petersburgs, obschon natürlich auch hier die jüngere Hauptstadt ihre Verführungskünste nicht ganz erfolglos versucht hatte. Von provinzieller Versimpelung und Versauerung, wie sie so oft in den russischen Romanen gezeichnet wird, war hier nichts oder so gut wie nichts zu bemerken. Das Reich Wera Andrejewnas, so hieß Babuschka, war durchaus gesund und gut verwaltet; man konnte in ihm wohl seines Lebens froh werden. Einstweilen schickte sie uns nach einer ausreichenden leiblichen Erquickung gegen 4 Uhr morgens zu Bett. Ich bekam ein wunderschönes Zimmer mit einem herrlichen Blick auf die Wolga und das weite, unübersehbare Wiesenufer angewiesen und schlief nun, Versäumtes nachholend, meinem russischen Sommer entgegen.

*

Die Landschaft, in der ich nun für ein paar schöne Sommermonate leben sollte, war, was zunächst ihre Bevölkerung betrifft, eine der interessantesten des Reiches; ein Rassenforscher und vergleichender Sprachgelehrter hätte mich um die Gelegenheit zu umfassenden Beobachtungen beneiden mögen. Mir fehlte leider zu wirklich wertvollen Eindrücken die unerläßliche Vorbedingung, die Kenntnis der herrschenden Sprache, des Russischen. Ich hatte meine liebe Not, mir davon nur das Notwendigste mit der Zeit anzueignen. Denn im Hause wurde nicht einmal durchgehends Russisch gesprochen, was mir das Lernen erleichtert hätte; alle Augenblicke ging, namentlich wenn Gäste anwesend waren und eine gewisse Zurschaustellung weltläufiger Lebensformen am Platze schien, die allgemeine Unterhaltung ins geliebte Französisch, und dann riß bei mir der dünne Faden des sich langsam anknüpfenden Verständnisses jäh wieder ab. Also mit der Kenntnis der Verkehrssprache haperte es durchaus, und auf so unvollkommener Grundlage lassen sich keine eingehenderen Beobachtungen noch fremderen Volkstums aufbauen. Das meiste, was ich nicht durch den bloßen Augenschein von der Umgebung aufnahm, verdanke ich den Hinweisungen und Mitteilungen Michael Iwanowitschs, der sehr viel wissenschaftlichen Sinn hatte und gern erklärte.

Die Urbevölkerung, soweit man einen solchen immerhin stark nach Vermutung schmeckenden Ausdruck heutzutage ohne Vorbehalt gebrauchen darf, die Urbevölkerung also dieses Wolgaabschnittes bildeten die der ugrisch-finnischen Rasse angehörigen Tscheremissen, von denen sich die zahlreicheren Tschuwaschen nicht unmerklich unterscheiden, da sie mehr von den Tataren angenommen haben und daher wohl diesen auch unmittelbar zugerechnet werden. Diese zurückgebliebene Bevölkerung, deren äußerlich christliches Bekenntnis sich besser in der Statistik als in Wirklichkeit ausnimmt, hat sich von dem verkehrsreicheren Flußrande in das entlegenere Innere zurückdrängen lassen. Ich habe bei gelegentlichen Streifereien, die ich wohl auf einem flinken Pferde

Digitized by Google

anstellen konnte, unglaublich elende Behausungen dieser scheuen Menschen, zum Teile halb unter der Erde angetroffen. Von einem Gotteshause, mit dessen Anlage die Russen gewiß sonst nicht zaudern, wenn es der Bekundung der Herrschaft des orthodoxen Glaubens irgend förderlich sein kann, habe ich in diesen entlegenen Siedlungen nichts gesehen. Indessen entsinne ich mich eines auf einem Pferde von seiner Zusammengebung mehr als Trauung zurückkehrenden jungen Paares vom Stamme der Tscheremissen, wobei der Aufzug und die Gebräuche so fremdartig anmuteten, daß der christliche Aufstrich ebenso oberflächlich schien wie der Anflug von europäischer Kultur im allgemeinen. Der Oberst versicherte mir denn auch zu wiederholten Malen, daß diese armen Teufel Heiden wären. Ganz erheblich höher im Blute, in Gesittung und Selbstachtung schienen mir die Tataren zu stehen, von denen ich, was bei ihrer Zugehörigkeit zu den Bekennern des Islam begreiflich genug ist, nur Männer gesehen zu haben mich erinnere. Deren aber waren so viele bei allen Gelegenheiten und Verrichtungen stets zugegen, daß ihre Dichtigkeit wohl dem echt russischen Bevölkerungsanteile dieser Gegend wenig nachgab. Kein Wunder, da das nahe Kasan der Mittelpunkt eines der beiden großen Tatarenreiche war, unter deren hartem Drucke die Russen jahrhundertelang seufzten, bis sie sich ermannten und aus Tributpflichtigen Unterdrücker wurden. In einem wichtigen Punkte zeigen sich diese schlanken, anstelligen Tataren den gefühlvolleren Russen trotz des Übergangs des Grund und Bodens in die Hände der Sieger wirtschaftlich überlegen: sie enthalten sich des Alkohols und können daher bei den geringen Kosten ihres Lebensaufwandes von dem geringen Lohne, den sie durch Handarbeit verdienen, Ersparnisse machen. Da ihnen Ausschreitungen fernliegen, brauchen sie auch keine Arbeitsunterbrechungen eintreten zu lassen. Oft sah ich Gruppen von ihnen in einem ländlichen Teehause bei offenen Fenstern um den Samowar vereinigt, gesellige Unterhaltung pflegen. Der Tee, den sie verwandten, war nicht erster Qualität; es war Ziegel- oder Preßtee. Der Stoff sah aus wie etwa Lakritzen und war nach Art von Schokoladetafeln geformt; von abgebrochenen Stückchen wurde der Aufguß hergestellt und je nach Geschmack verdünnt oder durch Hinzutun von neuen Krumen wieder verstärkt. Mit dem Zucker hielten sie es wie vielfach die Russen auch, so daß sie über ein in den Mund gestecktes Stück die heiße Brühe aus ihrem Glase gleiten ließen. Das war ein gewiß nicht kostspieliges Vergnügen. Wegen ihrer Nüchternheit wurden sie mit Vorliebe in den großen Restaurants der Städte als Aufwärter verwandt, und sie machten ihre Sache tadellos. Mit bescheidenem Anstande nahmen sie die Aufträge entgegen und führten sie mit beinahe vornehmer Gelassenheit aus. Ich hatte den Eindruck, als ob gewöhnliche Begehrlichkeit und Erregbarkeit diesen sehnigen Männern völlig fremd wäre, und als vertrage sich auch natürliche Heiterkeit mit ihrem schweigsamen Ernste nicht. Nur einen lustigen Vertreter ihres Stammes erinnere ich mich kennen gelernt zu haben. Das war ein halbwüchsiger Jüngling, den wir auf unsern Ausflügen und Ent-

Digitized by Google

deckungszügen auf einem bestimmten Hügel zuweilen bei seinen Ziegen und Rindern trafen. Er trug auf seinem völlig geschorenen Kopfe die runde, flache, schirmlose Kappe ganz wie ein Erwachsener; aber im Gegensatze zu solchen war er zutunlich und nicht ohne Neugierde. Er erinnerte mich jedesmal trotz des großen Abstandes der Verhältnisse an Uhlands Knaben vom Berge. Ob er aber bei seiner einsamen Schau auf den großen Strom und das ausgedehnte Wiesenufer der Vergangenheit seines Volkes nachgesonnen und von einer fernen Wiederbefreiung geträumt hat, möchte ich bei der vorwaltenden Nüchternheit seines Stammes bezweifeln; eher traue ich ihm nachträglich Zukunftsträume wirtschaftlicher Selbständigmachung zu, die mehr im Bereiche des Möglichen gelegen hätten. Die religiöse Sonderstellung ließ eine gesellige Annäherung an die Russen durchaus nicht zu. Vielleicht hätte bei gelegentlicher Arbeitsgemeinschaft der Gegensätze überbrückende Alkohol verbindend gewirkt; aber dem stellte sich das strenge Verbot des Korans entgegen.

Die Russen dieser Gegend waren ein gutmütiger, freundlicher Menschenschlag, der hierher wohl einst verpflanzt ward, als die Zertrümmerung der Tatarenstaaten gelungen war. Man konnte recht ansprechende Erscheinungen beiderlei Geschlechts unter dieser Bevölkerung wahrnehmen, der der Vorrang vor den Tataren und nun gar den Tschuwaschen und Tscheremissen aber nicht die Züge überheblicher Härte beigemischt hatte. Davor hatte sie wohl die eigene Untertänigkeit bewahrt, deren Druck sie selbst erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit losgeworden war. Koslowka selbst war kein ausgesprochenes Dorf, mehr ein Gutsbezirk, auf dessen dem Flußufer zu gelegenen Teilen sich so etwas wie die Keimzelle eines Emporiums, einer Kaufstadt zu entfalten im Begriffe war. Das Kirchdorf war das etwas landeinwärts auf einer Bodenwelle hingestreckte Bielowolsk, eine große, echte Bauernsiedlung mit stattlicher Kirche. Hier war Ackerbau und Viehzucht die vorherrschende Erwerbsquelle, während das Rückgrat der Gutswirtschaft der Forstbetrieb war, den die Gunst einer unvergleichlichen Lage zur Selbstverständlichkeit machte. Ständige Abnehmerin war die Dampfergesellschaft „Samolet", die mit ihren Schiffen sozusagen vor die Tür gefahren kam, um die Erträge abzuholen, wo andere Waldbesitzer nicht wußten, wo sie mit ihrem Holzreichtume bleiben sollten. Hier lag vielleicht in der Bequemlichkeit der Abfuhr und in der Höhe der gebotenen Preise die Gefahr, daß der Bestand allzusehr gelichtet wurde. Aber wer fragte derzeit im großen Rußland nach Grundsätzen einer gesunden Forstwirtschaft! Täglich vielleicht sechs- oder achtmal wurden Riesenhaufen schönster Birkenblöcke von 1 bis 2 Metern Länge aufgetürmt, bestimmt, in die gefräßigen Feuerungsanlagen der Samoletdampfer zu wandern. Wohl ein Dutzend Tataren- und Tschuwaschenjünglinge warteten jedesmal auf das Anlegen der Schiffe. Waren sie angekommen, so drängten sich immer zwei und zwei mit einer Trage, auf der die Kloben geschichtet lagen, über die schmale Laufbrücke, so daß die etwa angekommenen Reisenden mit dem Vorbeischlüpfen

Digitized by Google

Mühe hatten. Wie viele Festmeter Birken- und Tannenholz allein an diesem Landungsstege im Jahre abgesetzt wurden und welcher Waldgröße diese Menge entsprach, vermag ich nicht mitzuteilen. Mir genügte die bloße Anschauung ohne jede Statistik, um über diese Sorglosigkeit im Umgange mit dem Wachstume des Waldes zu staunen, den man mit guten Gründen am liebsten der Einzelbewirtschaftung entzogen sehen möchte. Wie weit sich hier im besonderen Falle der Holzabschlag vor der Allgemeinheit allenfalls rechtfertigen ließ, da doch der Aufschluß der Gegend durch den Schiffsverkehr eine Art Gegenwert darstellte, oder ob der Waldbesitzer unbedenklich bloß der Versuchung der Gelegenheit erlag, das weiß ich nicht. Während meines Aufenthaltes wurde ein neuer Schlag in Angriff genommen. Dieser mußte wohl größeren Umfang und sonst noch besondere Bedeutung haben, denn die Sache wurde nicht ohne kirchliche Weihe inauguriert. Da gerade eine Anzahl vornehmer Gäste da waren, so gewann die Handlung einen ansehnlichen Schein. In zwei großen Kähnen, deren jeder wohl dreißig Menschen faßte, wurden wir von kräftigen Tataren und andern Jünglingen auf das Wiesenufer schräg gegen die Strömung hinübergerudert. Auf einer sandigen, reizlosen Stelle unweit des Ufers war eine Art Feldaltar errichtet, um den der Diakon oder Erzpriester mit seinen Untergebenen sich zu schaffen machte. Der stattliche Besitzer und wir Gäste und in einigem Abstande die an dem Betriebe tätigen zahlreichen Personen von allerlei Herkunft bildeten einen weiten Halbkreis. Die bunt zusammengesetzte Versammlung mit ihrem kirchlich-zeremoniellen Mittelpunkte in dem hellen Sonnenbrande der Mittagsstunde hätte wohl einen nicht unwürdigen Vorwurf für einen flotten Freilichtmaler abgegeben. Nachdem das Äußere mit einem unverkennbaren natürlichen Geschicke angeordnet war, begannen die Priester zu beten und sehr eindrucksvoll zu singen. Darauf machte der Erzpriester mit einem Wedel, zu dessen ausgiebiger Benutzung ihm ein Gefäß mit Weihwasser nachgetragen wurde, einen feierlichen Umgang, wobei ein jeder von den Näherstehenden mit einer nicht nur symbolischen Sprengung zu seinem Rechte kam. Danach wurde der kirchlichen Handlung ein mehr weltlicher Schluß angehängt. Immer noch mit einer gewissen feierlichen Würde ging ein Glas mit Branntwein von Hand zu Hand, bei dessen Leerung man sich in keinem Sinne zieren durfte, wollte man nicht verletzen und anstoßen. Die fortgesetzte Wiederanfüllung des einen und allgemeinen Glases, das wie ein Symbol brüderlicher Einmütigkeit umging, erfolgte aus einem der beiden Glasballons von wohl je 25 Litern Fassungsraum, die zur Feier des Tages mitgenommen waren. Wie es der Festgesellschaft, von der die Bekenner Mohammeds in Abzug gebracht werden mußten, schließlich mit der Erledigung der zugedachten Aufgabe geglückt ist, habe ich nicht beobachten können, denn wir fuhren nunmehr, nachdem der Ehrenschluck getan war, von den Tataren in dem einen Kahne gerudert, heim.

Der Holzreichtum der Gegend hatte aber auch noch zu anderer Verwendung als zu bloßen Heizzwecken Anlaß gegeben; jeweils lagen starke

Digitized by Google

Stämme in großer Zahl im Wasser, um demnächst zu mächtigen Flößen vereinigt flußabwärts geführt zu werden und in den waldarmen Steppengebieten des Kaspischen Meeres in Bauten wieder zu erstehen. Dieser Betrieb war mir nicht neu; hatte ich doch viele Flöße den Neckar herabkommen sehen. An die Geschicklichkeit der süddeutschen Floßknechte stellte der flache, schnelle Neckar mit seinen vielen Windungen höhere Anforderungen als die breite und tiefe Wolga. Gar gemächlich schwamm hier ein Riesenfloß daher; Begegnungen und Überholtwerden, wobei aufgepaßt werden mußte, waren im Verhältnisse zu der Riesenlänge der Strecken so selten, daß das Tagewerk dieser Wolgaflößer beschaulich zu nennen war im Vergleiche mit dem Hinundherspringen und der Handhabung der langen Sperrstangen, worin die Jockelis auf dem Neckar einst Meister sein mußten, wollten sie an den vielen Brückenpfeilern und vorspringenden Ufernasen heil und ungefährdet vorbeikommen. — Eine Holzverwertung, die ich so wie hier noch nie gesehen hatte, war die Bearbeitung zu den plumpen Rädern der niedrigen Bauernwagen, wie sie landesüblich waren. Hunderte von halbfertigen Erzeugnissen dieser Waldindustrie sah ich zuzeiten am Ufer im Wasser schwimmen; während sie auf die Weiterbeförderung warteten, machten sie zugleich eine wichtige Stufe ihrer Reife durch. Unter starkem Drucke, zu dem irgendwo billige Wasserkraft herangezogen war, waren Holzabschnitte von angemessener Länge und Dicke in radartige Rundung gebracht und vorläufig in dieser Biegung durch starke Bastbänder festgehalten. Durch das Flußbad geschmeidig erhalten, harrten sie nun der Weiterbearbeitung und Fertigstellung in irgendeiner nahen oder fernen ländlichen Wagnerwerkstätte. Große Kosten hatte die bisherige Massenherstellung noch nicht erfordert, so daß der Endpreis auch gering bleiben konnte. War nun so das kleine Koslowka ein bescheidener Stapelplatz für Rohprodukte und Halberzeugnisse der Gegend, so blieb das häufige Anlegen der Dampfer auch nicht ungenutzt in umgekehrter Richtung für den Absatz von Waren aus der großen Welt. Ein gewandter Händler, der sich zu seinem Gewerbe ganz gewiß nicht auf einer Handelsakademie vorbereitet hatte und den ich häufig gelegentlich des Einkaufes von Zigaretten u. dgl. beobachtete, nutzte die Gunst der Lage damals noch ohne Wettbewerb in einem überaus entwicklungsfreudigen Ladengeschäfte und leitete einen guten Teil des Geldumlaufes durch seine Tresenkasse. — Die am vielseitigsten in Anspruch genommene und deshalb ihrer Würde sich auch wohl bewußte Person in dem Getriebe am Flußufer war der Beherrscher des alten Anlegekahns. Es war dies ein blonder Russe in mittlerem Alter, der die natürliche Anstelligkeit des Volkes bei seinen mannigfachen Obliegenheiten zu betätigen reichliche Gelegenheit hatte. So oft ich ihn sah — und das war täglich mindestens einmal, wenn ich nach den angekommenen Postsachen fragte —, langte er aus den unergründlichen Seitentaschen seines langen blauen Tuchrockes, den er auch an heißesten Sommertagen nicht mit leichterer Gewandung vertauschte, Stücke von getrockneten Fischen hervor, die er während des Plauderns, aber auch

Digitized by Google

bei allerlei Hantierung in seinem freundlich listigen Munde verschwinden ließ. Welcher Art diese Dörrfische waren, kann ich nicht sagen, denn ich habe sie trotz freundlichen Anbietens nicht probiert. Das aber kann ich bezeugen, daß der Strom die köstlichsten Fische barg, die mir je im Leben vorgesetzt worden sind. Vor allem sei der Sterlets gedacht, die im Leontjewschen Hause nicht allzu selten auf die Tafel kamen. Krebse zu fangen war ein leichtes. Nahe der sommerlichen, aus leichten Planken errichteten Badeanstalt war ein kleiner Steg in den Fluß hineingebaut. Auf dessen Ende brauchte man sich nur zu stellen und an einem Bindfaden ein flaches Geflecht sogar ohne Köder hinabzulassen, um nach kurzem Warten einen tüchtigen Krebs emporziehen zu können. Das Fehlen gewerblicher Anlagen war für das Getier im Flusse Ursache der Schonung, und zum Betriebe von Raubfischerei fehlte bei der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung und dem allgemeinen Fischreichtume des von vielen großen Wasseradern durchzogenen Landes der Anreiz hoher Preise. Kaviar gab es natürlich zu dieser schönen Sommerzeit nicht zu sehen; nur in Kasan wurde mir in einem Wirtshause ziemlich niederen Ranges, in das ich mich durch die in großen deutschen Buchstaben angebrachte Aufschrift: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein", hatte verlocken lassen, in dem aber trotz des aufdringlichen Köders alles stockrussisch war, Kaviar schlechtester Sorte angeboten.

(Schluß folgt.)

Einheitsstenographie

Von

Regierungsassessor Dr. Bode, z. Z. beim Stabe des Chefs des Generalstabes des Feldheeres

Der Landtagsstenograph Conradi zieht in den „Preußischen Jahrbüchern" vom März gegen die „drohende Einheitsstenographie Deutschlands" zu Feld und nennt sie „eine neue Bürde und Zeitvergeudung für die Schulen". Nach ihm ist die Schnellschrift weder ein gemeinnütziges Hilfsmittel des Schriftverkehrs noch ein notwendiger Lehrgegenstand der Schulen. Von einem Fachmann muß das Urteil überraschen, das mit mehr Leidenschaft, als dienlich ist, entwickelt wird.

Freilich, daß viel zu viele sich ungenügend vorgebildet zum Erlernen der Stenographie drängen, angelockt durch eine vorgespiegelte leichte Erlernbarkeit, verdient von fachmännischer Seite hervorgehoben zu werden. Und es ist richtig, daß die unteren Leistungen in der Stenographie immer mehr von der Schreibmaschine übernommen werden.

Aber eine maßlose Übertreibung liegt darin, der Stenographie einen Wert nur für die besonders für sie Begabten zuzuerkennen, ihre Verwendung

Digitized by Google

einschränken zu wollen auf die Diktatstenographen mit besonders hoher Leistungsfähigkeit und die Wortwahrer der Volksvertretungen. Conradi richtet seinen Blick zu starr auf die Verhältnisse Berlins und auf ein bestimmtes System, das er vor ein paar Jahren auch in einer besonderen Schrift geschüttelt und zerzaust hat. An dem Wichtigsten sieht er vorbei. Ist von der Bedeutung, die die Stenographie, wo sie schon einheitlich gepflegt wird, längst für den Verkehr der Gebildeten gewonnen hat, ihm nichts bekannt? Nichts von ihrer Verwendung bei den Behörden in einzelnen Staaten?

Denn wir haben weite Gebiete im Deutschen Reich, und ihnen schließt sich Österreich sowohl in seiner deutschen Bevölkerung wie mit Übertragungen auf fremde Sprachen — in dieser Hinsicht auch Ungarn und, nicht zu vergessen, Bulgarien — an, in denen man die Mehrzahl der Gebildeten schlechtweg als Kenner der Stenographie, überall hier nach demselben System, ansprechen kann. Stenographischer Briefwechsel gehört in diesen deutschen Gebieten längst nicht mehr zu den Seltenheiten. Bis zum Minister hinauf bedienen sich hohe und höchste Staatsbeamte Bayerns und Sachsens der Schnellschrift, im bayerischen Königshaus ist die Erfindung Gabelsbergers heimisch.

In Sachsen wurde durch eine amtliche Zählung im Jahre 1914 festgestellt, daß von 100 Beamten (aller Gattungen, also Beamte ohne schreibende Tätigkeit eingeschlossen) in der Justizverwaltung 57, in der inneren Verwaltung 58, bei den Gemeindeverwaltungen 72 stenographiekundig waren; in der Lehrerschaft der höheren Lehranstalten waren es 72, der Volksschulen 86 von 100. Unter je 100 Stenographiekundigen aber kamen 96,7 auf das herrschende System (Gabelsberger), 3,3 auf (im ganzen 21 verschiedene) andere Systeme. Schon vor Jahren konnte man in Sachsen nach Einrichtung von Prüfungen für Beamtenanwärter daran gehen, Tagebücher von Stadtverwaltungen und in berufsmäßig verwalteten Landgemeinden stenographisch zu führen.

Bayern hat vielleicht noch günstigere Verhältnisse, dank der Strenge, mit der die Regierung von jeher auf Einheit gesehen, und der Voraussicht, in der sie schon von 1854 an allmählich wahlfreien Unterricht an den höheren Schulen eingeführt hat. In der bayerischen Justizverwaltung ist es allgemein eingebürgert, daß der Richter seine Entwürfe stenographisch niederschreibt und, soweit nötig, durch die Kanzlei in Klarschrift umsetzen läßt — sicher die wertvollste Form der Geschäftsvereinfachung.

Gemeingut ist die Schnellschrift nach einheitlichem System auch bei den Gebildeten Österreichs, dessen Offizierkorps z. B. in seiner übergroßen Mehrzahl als stenographiekundig angesehen werden muß.

Eine durchgreifende Verwendung im behördlichen Dienstbetriebe ist nur möglich bei Einheit des Systems. Fortgeschrittene Einrichtungen wie die von Bayern und Sachsen können also den Wunsch nach Einheit für das ganze Reich nur unterstützen. Preußen sieht sich zu einer Ausnutzung der Schnellschrift solange außerstande, wie es hier nur ein unfruchtbares Neben- und Gegeneinander gibt. Eben haben wir den Vorhang fallen sehen hinter jenem Aus-

Digitized by Google

schuß von 23 Vertretern der 7 verbreitetsten deutschen Systeme, der den Entwurf einer Einheitsschnellschrift vorlegen sollte und nach elfjährigem Bestehen — zwei Entwürfe einreicht. Von den Systemparteien also ist nichts zu erwarten. Unter diesen Umständen gilt es, ohne Scheu eine Entscheidung zu fällen.

Und sie kann nicht schwer sein. Das Hindernis wurde bisher darin erblickt, daß jenes System, das in einer Anzahl anderer Staaten schon das Einheitssystem darstellt, in Preußen noch nicht die überwiegende Verbreitung hat. Hätte es sie, so bestände ja überhaupt keine stenographische Frage. Aber wenn auch das besonders in Berlin und den östlichen Provinzen wurzelnde System Stolze-Schrey und das Gabelsbergersche, das außer in Österreich, Bayern und Sachsen auch in Oldenburg, Sachsen-Weimar und Koburg-Gotha für die Schulen, in Baden für bestimmte Gruppen der Beamtenschaft vorgeschrieben, in Württemberg, Hessen, Braunschweig und anderen Bundesstaaten vorherrschend ist, in Preußen noch miteinander im Streit liegen, so ist das doch kein Grund, auf die Einheit zu verzichten oder die Entscheidung zugunsten eines anderen Systems zu treffen als des als Einheitsschrift schon erprobten.

Gewiß, die Verschiedenheit der Systeme würde damit nicht aus der Welt geschafft. Aber bei jeder anderen Lösung ist das noch viel weniger der Fall. Und dem Staate kann es nur auf Einheit in seinem Dienstbetrieb ankommen. Im kaufmännischen Privatbetrieb mag man beliebig viele Systeme weiter verwenden. Es erleichtert die Schwierigkeit, daß die zahlenmäßig größere Verbreitung des Systems Stolze-Schrey viel ausgeprägter im Gebiete des Handels hervortritt als auf dem Gebiete der Behörden und der Schulen. Im Jahre 1907 wurden an höheren Schulen Preußens 1029 Lehrer als Kenner des Systems Gabelsberger ermittelt, 669 bezeichneten sich als solche des Systems Stolze-Schrey (1129 kamen auf die verschiedenen Richtungen des Systems Stolze). Und in behördlicher Verwendung, insbesondere in der Justizverwaltung, hat sich das Gabelsbergersche System in Preußen auch schon einen festen Besitzstand geschaffen und sich bestens bewährt.

Es ist hier nicht der Ort, Vorzüge und Nachteile der Systeme zu erörtern. Für den Staat wird die Fragestellung rein realpolitisch sein: Was führt zur Einheit am sichersten und schnellsten? Einreißen oder Bewährtes verallgemeinern? Soll das Heim der allgemeinen deutschen Amtsstenographie aus Trümmern aufgemauert werden, oder soll sie in ein als zweckentsprechend schon erwiesenes Gebäude einziehen?

Vielleicht könnte man die erste Lösung für unvermeidlich halten, wenn ein Teil der deutschen Bundesstaaten dieses, der andere jenes System schon bisher gepflegt hätte. Wie die Dinge liegen, besteht aber ein Unterschied von entscheidender Bedeutung: auf der einen Seite Staaten, die durch jahrzehntelange Aufwendungen sich die Einheit erworben haben und durch Einführung eines neuen Systems plötzlich des Errungenen beraubt, der Zersplitterung ausgeliefert da-

Digitized by Google

stehen würden — auf der anderen Seite solche, Preußen voran, die aus ihrer geschichtlich entstandenen Systemverworrenheit bisher alle Nachteile haben tragen müssen, aber nun den einen großen Vorteil wahrnehmen können, daß sie für die endgültige Entscheidung freie Hand haben.

Die Entscheidung, eine bewährte Systemeinheit auf das ganze Deutsche Reich zu erweitern, würde aber nicht nur Deutschland Nutzen bringen, sondern zugleich auch ein neues Band der Gemeinschaft knüpfen mit unseren Verbündeten Österreich-Ungarn und Bulgarien. Es ist zu begrüßen, daß ein Antrag im Preußischen Abgeordnetenhause Gelegenheit geben wird, die Frage aus dem Bannkreise des Systemstreits auf den Weg realpolitischer Lösung zu führen.

Deutsch-russisches Finanzabkommen

Als im Jahre 1871 Bismarck 4 Milliarden Mark von Frankreich verlangte, da erklärten sehr gewiegte Finanzsachverständige, eine derartige Forderung stelle etwas ganz Unmögliches dar. Das war eine Kriegsentschädigung. In dem jetzt ratifizierten Zusatzvertrag mit Rußland ist eine Zahlung von 6 Milliarden Mark an Deutschland vereinbart, die lediglich die Schadloshaltung der deutschen Gläubiger Rußlands vorsieht. Ausdrücklich wird auf eine Kriegsentschädigung verzichtet, ja es ist noch nicht einmal die Rede davon, daß Ostpreußen für die Invasion des Jahres 1914 Geld bekommt. Und daß diese Auffassung nicht etwa nur eine schöne Floskel ist, die man als Pflästerchen für Rußland erfunden hat, geht wohl daraus hervor, daß die russische Presse den neuen Vertrag als einen bedeutsamen Sieg ihrer Regierung betrachtet und sich davon offenbar eine Stärkung ihres nicht gerade leichten Standes gegenüber den inneren und äußeren Feinden erhofft. Ob diese Hoffnung in Erfüllung geht, ist zweifelhaft. Es wird nur wenige Menschen geben, die der Macht der Sovjetleute noch eine sehr lange Dauer versprechen, wenn auch zuzugeben ist, daß niemand gedacht hätte, sie würde sich so lange am Ruder halten. Ohne aber die Dauer der maximalistischen Herrschaft zu kennen, ist auch ein klares Urteil über den Wert des russischen Finanzabkommens nicht möglich, denn die Nachfolger Lenins und Trotzkis werden zweifellos den Vertrag anfechten. Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß die Abmachungen, die uns jetzt vorgelegt werden, einen vorwiegend theoretischen Wert haben, denn einmal wird vermutlich auch eine künftige Regierung die Abreden nicht ganz ignorieren können, sondern sie als Grundlagen einer neuen Verabredung betrachten müssen; dann aber treten ja gewisse Teile des Finanzabkommens schon sehr schnell in Kraft, oder besser gesagt, sind bereits in Kraft getreten. Aus vier verschiedenen Kategorien setzt sich die Entschädigung zusammen:

1. 1½ Milliarden Mark in bar (die runde Hälfte in Gold und in Noten).
2. 1 „ „ in russischen Waren.
3. 2½ „ „ in einer neuen 6prozentigen Sovjet-Anleihe.
4. 1 „ „ die gegebenenfalls von der Ukraine und Finnland zu zahlen wäre.

Die erste Zahlung, und zwar 250 Mill. Mark in barem Geld, erfolgte bereits am 10 September. Ende September und Ende Oktober sollen je eine ähnliche Barzahlung erfolgen, während am 15. November um 150 Mill. Mark Waren, am 30. November wiederum 250 Mill. Mark in Waren und Ende Dezember 250 Mill. Mark in Waren

Digitized by Google

und 150 Mill. Mark in bar übergeben werden sollen. Das wären also bis zum Jahresschluß 1550 Mill. Mark. Im selben Zeitpunkt erfolgt dann die Übergabe der 6prozentigen mit ½ Prozent zuzüglich der ersparten Zinsen zu tilgenden Anleihe. Der größte Teil der noch verbleibenden Warenlieferung soll dann im Jahre 1920 erfolgen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß wenigstens die Verpflichtungen des laufenden Jahres erfüllt werden. Am allerunsichersten ist selbstverständlich die Frage der Anleihe. Auf diesem Standpunkte scheinen auch die Börsen zu stehen, welche die alten russischen Staatsanleihen trotz des Bekanntwerdens des Friedensvertrages fast unverändert mit 58 Prozent bewerten. Diese russischen Staatspapiere werden nämlich in diese neue 6prozentige Anleihe umgetauscht. Zuerst war die Sache anders gedacht: Man wollte den deutschen Besitzern deutsche Kriegsanleihen geben. Deutschland wäre dann gewissermaßen für die Schulden Rußlands eingetreten und wäre anderseits den Russen gegenüber Gläubiger geworden. Erfreulicherweise hat man diesen Plan fallen lassen; er wäre politisch außerordentlich unklug, wirtschaftlich aber vollständig unberechtigt gewesen, denn mit welcher Berechtigung kann der Besitzer russischer Staatsanleihe, die doch bis zu einem gewissen Grade eine spekulative Anlage darstellte, verlangen, daß das Reich bis auf den letzten Pfennig für diese Forderung eintritt? Abgesehen davon wäre aber auch das Reich durch eine solche Vergütung unter Umständen in die unangenehme Lage gekommen, mit allen möglichen Mitteln ursprüngliche Privatforderungen als eigene zu betrachten und in Rußland einzutreiben. Rußland aber wäre in eine Art Vasallenverhältnis zur deutschen Regierung gekommen. Das ist nun vermieden worden. Immerhin ist die Vorsicht, mit der die Börse jene Anleihen immer noch bewertet, darum einigermaßen überraschend, weil ja Deutschland die Sicherheit jener 6prozentigen Anleihe sich im Einräumen von Konzessionen bedungen hat.

Eine unmittelbare Wirkung liegt für Deutschland unter anderem in der Stärkung seiner Währungsreserven für den inländischen und ausländischen Bedarf. So ist es selbst im Zeitalter der Milliardenwirtschaft sehr bedeutend, daß durch den Vertrag etwa 700 Mill. Mark neues Gold in das Land kommen, die für den internationalen Verkehr von hoher Bedeutung sind und heute schon bis zu einem erheblichen Grade zur Stützung unserer sehr gefährdeten Valuta verwendet werden könnten, wenn nicht leider recht weitgehende Verträge zwischen uns und der Türkei gewissermaßen eine Hypothek für unseren Goldbestand bedeuten würden. Immerhin ist vielleicht doch die Möglichkeit gegeben, einen Teil in dieser Richtung zu verwenden. Die uns zukommenden Rubelnoten sollen dazu dienen, uns die Importe aus der Ukraine zu erleichtern, denn dorthin, so ist die Absicht, werden die uns ausgelieferten Rubelbeträge wandern.

Wie man nun auch über die praktische Seite der Frage denken mag, so ist der Vertrag rein staats- und wirtschaftsrechtlich recht interessant. Es handelt sich nämlich hier um Abmachungen zwischen einem rein antikapitalistisch mit einem kapitalistisch orientierten Staat. Die Art und Weise, wie der antikapitalistische Staat, der das Privateigentum, das Erbrecht usw. nicht anerkennt, hier auf dem Umwege über den Nachbarstaat derartige Rechte von ausländischen Gläubigern anerkennt und doch dabei sein Gesicht wahrt, ist fast pikant. Auch rein juristisch sind die Abmachungen recht geschickt. Doch was hilft das, wenn die Dinge nur auf dem Papier stehen sollten? Wollen wir hoffen, daß dies nicht der Fall ist. E. K.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Berichte

Das zweite Leben. Erzählung von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Ein Werk von stiller, aber zwingender Kraft der Linienführung und Stimmung ist Ernst Zahns neue Erzählung. Ihr Held ist ein entlassener Sträfling, Magnus Im Ebnet; sein „zweites Leben" beginnt mit dem Tag, da er aus den Zuchthausmauern wieder in die Welt hinaustritt. Die Tragik einer solchen Existenz tritt uns hier darum nicht minder tief und ergreifend entgegen, weil der Dichter mit weisem Bedacht und Verzicht den Freigewordenen nicht in äußere Not und in neue Schuld verstrickt zeigt; Magnus Im Ebnet ist in den Jahren der Buße bei aller Schlichtheit seines Denkens ein Weiser geworden, dessen Ergebenheit in ein schweres und ungerechtes Schicksal aber nichts Träges und Passives hat, weil in Magnus stark und unbezwinglich der Drang lebt, Gutes zu tun, Versöhnlichkeit und Liebe um sich zu verbreiten. So klingt dies „zweite Leben", ganz der Entsagung und selbstlosem Wohltun geweiht, in sanften, reinen, versöhnenden Akkorden aus, die noch lange im Leser nachschwingen. Ganz fern von allem „Krieg und Kriegsgeschrei", nur von inneren Kämpfen und wortlosem Heldentum kündend, wird Ernst Zahns neues Buch als eine Gabe edlen Herzensfriedens von Unzähligen freudig und dankbar willkommen geheißen werden.

Cäsar Flaischlen. Ein Essay von Frank Thieß. Berlin, E. Fleischel & Co., 102 S.

Wohl dem Dichter, der einen so liebevollen Deuter seines Wesens und Wirkens findet! Thieß sucht zu widerlegen, daß Flaischlen nur Lyriker sei, indem er die Tiefe und Weite seines künstlerischen Schaffens zeigt; schließlich offenbaren sich allerdings auch in seiner Darstellung die Grundzüge dieses Dichters als Kräfte lyrischer Natur. Gedankendichtung und Stimmungsdichtung vereinigen sich bei Flaischlen zu einem achtunggebietenden Werk, dessen Eigenart von Thieß verständnisvoll gewürdigt wird. Der Abschnitt über die Sprachkunst des Dichters ist besonders gut gelungen. H. Brömse

Der Babylonische Turm. Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie. Roman von Josef Ponten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Als ein Talent von starker Eigenart, das sich hohe Ziele steckt und ihnen mit leidenschaftlichem Ernst zustrebt, ist Josef Ponten seit seinem Erstlingswerk „Jungfräulichkeit" bekannt. Und als ein solches Talent, gereift im Laufe der Jahre durch innere Entwicklung und äußere Erfahrung, bewährt er sich auch jetzt wieder in seinem soeben erschienenen Werk „Der Babylonische Turm". Die Schicksale eines Bauunternehmers und seiner Familie — das ist, äußerlich genommen, der Inhalt des Buches. Aber was für ein kühner Träumer und phantasieerfüllter Held der Arbeit dieser Bauunternehmer Großjohann ist, wie sein Emporkommen und sein Niedergang als typisches Schicksal eines ganzen Standes, als Teil einer modernen Stadtentwicklung gesehen und dargestellt ist, wie neben der Berufstragödie die Familientragödie aufsteigt —, damit wäre der eigentliche Inhalt des Buches schon näher, aber noch lange nicht in seinem ganzen Umkreis bezeichnet. Denn in diesen Umkreis ist auch unlösbar und nicht als bloßer Hintergrund, sondern als tragender Erdboden und umgebende Atmosphäre, Landschaft und Menschentum des Niederrheins einbezogen; älteste Volksart und -weisheit prallt auf neueste Entwicklungen im Sozialen und Geistigen; mit hallendem Rhythmus klingt das gesunde Arbeiten des guten alten Handwerks in das bald großartige, bald schwindelhafte Treiben des neuesten Großunternehmertums. Eine Fülle von Gestalten, alle in Bewegung und Leben, alle zusammen ein Bild von so viel Farbe und Lebendigkeit, daß man staunen muß, wie übersichtlich doch diese Massen bleiben, wie klar und folgerichtig und ergreifend der große Gang der Haupthandlung sich herausarbeitet. Sowenig dies Bild ein naturalistisch genaues Abbild der Wirklichkeit ist oder sein will, so ist es doch durchaus beseelt von der genauen Kenntnis dieser Wirklichkeit und von der Ehrfurcht vor der Fülle und Macht des Lebens. So hat es seinen eigenen starken Stil, einen Stil, der nicht in sich selbst erstarrt und zur Manier wird, sondern vom Herzschlag innersten Erlebens Puls und Wärme empfängt.

Minister Freiherr v. Bruck, der Vorkämpfer Mitteleuropas. Sein Lebensgang und seine Denkschriften. Von Richard Charmatz. Leipzig 1916, S. Hirzel.

Einer der bedeutendsten österreichischen Staatsmänner um die Mitte des 19. Jahrhunderts war Karl Ludwig Freiherr v. Bruck. Er, der an der Gründung des österreichischen Lloyd hervorragend beteiligt war, hat als Handels- und als Finanzminister, als Unterhändler in Berlin und in Konstantinopel von 1848 bis 1860 den Plan einer mittel-

Digitized by Google

europäischen Wirtschaftsgemeinschaft entworfen und betrieben; er wollte Deutschland und Oesterreich zollpolitisch verschmelzen, Preußen durch das Zugeständnis eines engeren Bundes, der aber nicht an Stelle des weiteren treten dürfe, gewinnen und so ein mächtiges mitteleuropäisches Wirtschafts- und Staatsgebilde schaffen. Bruck hat tragisch geendet und sein Ziel nicht erreicht; aber seine Gedanken leben heute sieghaft auf, und Charmatz hat ihm mit großem Fleiß und Verständnis ein würdiges Denkmal errichtet. E.

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Von Dr. Joh. Kißling. Dritter Band. Freiburg i. B., 1916, Herder (VI, 474). M. 6.50.

Während wir jetzt im Kriege Deutschlands gegen eine Welt von Feinden das erhebende Schauspiel beobachten, daß alle Reichsbürger ohne Unterschied der Konfessionen und Religionen sich draußen an der Front den Angreifern entgegenwerfen und daheim in Opferwilligkeit miteinander wetteifern, können wir uns schwer in die Zeit zurückversetzen, wo zwischen der katholischen Kirche Deutschlands und dem Reiche ein ernster Kampf ausgefochten wurde. Trotzdem ist es wichtig, daß auch während dieses Krieges die Vollendung des dreibändigen Werkes von Kißling gefördert worden ist, das jenen Kampf in allen Einzelheiten darstellt. Denn die große Frage nach dem richtigen Verhältnis von Kirche und Staat überdauert in ihrer Wichtigkeit natürlich auch diesen Krieg, und es ist gut, wenn die Geister der Deutschen Quellen besitzen, aus denen sie eine genaue Kenntnis der Jahrzehnte schöpfen können, in denen ein Hauptkampf über diese Frage geführt wurde. Ohne sagen zu können, daß der Verfasser die Dinge vom unparteiischen Standpunkte aus betrachtet habe — Bismarcks Stellung scheint S. 353 ff. nicht gerecht genug beurteilt zu sein —, empfehlen wir doch das Studium des Werkes um seiner Materialien willen. Ed. König.

Dietrich Schäfer, der Krieg 1914—16. Erster Teil. Leipzig 1916, Bibliographisches Institut.

Der Verlag, in dem das Meyersche Konversationslexikon erscheint, bietet hier als Vorboten des späteren Lexikons den ersten Teil eines groß angelegten Werkes über den Weltkrieg. Er enthält über hundert größere Uebersichtsartikel, die planmäßig zum Verständnis des Krieges anleiten (Schäfer, Von deutscher Art; Weltlage und Kriegsursachen, von demselben; Der Dreibund, von Oberstudienrat Dr. Egelhaaf; Die politischen Parteien Deutschlands, von Prof. Dr. Rachfahl; Diplomatie, von Prof. Dr. v. Below; Die Kriegsschauplätze, von Quelle, Krebs, Merz), die Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier; Krieg und Kultur, von R. Eucken usw., dazu treten zahlreiche Bilder von Fürsten, Heerführern und Staatsmännern, auch von technischen Dingen, und gute Karten, so daß das Werk ohne Frage mit aller Anerkennung genannt werden darf. E.

Oesterreichs Kampf für sein Südland am Isonzo 1615—1617. Von Dr. Anton Gnirs. Wien 1916, L. W. Seidel.

Durch die heutigen Kämpfe am Isonzo ist das Gedächtnis eines anderen Krieges wieder erweckt worden, den Oesterreich vor 300 Jahren um sein Südland zu führen gehabt hat. Damals war es die Republik Venedig, welche in wiederholten Angriffen auf Görz sich des Küstenlandes zu bemächtigen suchte, aber an dem Widerstand der von Erzherzog Ferdinand herbeigeholten Kroaten unter Graf Wolfgang v. Tersatto und der übrigen habsburgischen Truppen scheiterten. Das Mißlingen kostete die venezianischen Führer Don Giovanni von Medici und Graf Johann von Nassau ihre Stelle; der Friede von Madrid bestätigte Oesterreichs Besitz. Dr. Gnirs, k. k. Landeskonservator, hat diese Dinge nach den Quellen geschildert und Karten und Bildnisse beigegeben. E.

Das Land der Bayern in Farbenphotographie. Herausgegeben von Ludwig Ganghofer. 1. Lieferung. Berlin, Verlagsanstalt für Farbenphotographie Karl Weller. Preis jeder Lieferung M. 1.50.

Die Verlagsanstalt für Farbenphotographie hat sich die schöne Aufgabe gestellt, ein auf 24 Bände berechnetes Gesamtwerk „Deutschland in Farbenphotographie" herauszugeben, und nach den bereits erschienenen Bänden (Die Mark Brandenburg, Das Schwabenland und Das Königreich Sachsen) und der ersten Lieferung von Bayern haben wir es hier mit einem Werke ersten Ranges zu tun. Wie der Titel schon andeutet, ist das Hauptgewicht auf das Bildermaterial gelegt, und dieses ist denn auch in ganz hervorragend schöner Weise hergestellt, so daß es dem Beschauer vom Charakter des betreffenden Landes ein anschauliches Bild vermittelt, wie es die einfarbige, wenn auch noch so schöne Photographie nicht zu geben vermag. Aber auch der Begleittext steht hinter den Bildern nicht zurück. Es braucht nur gesagt zu werden, daß Ludwig Ganghofer die beiden Bände Bayern herausgibt, und daß zu den Mitarbeitern u. a. Prof. Dr. Brodt, Prof. E. v. d. Leyen, Fr. v. Oftini, die Professoren Paul Ree, Aug. Rothpletz und Friedrich Zahn, Reichs-

Digitized by Google

archivrat Dr. Striedinger, Geheimrat Karl v. Völcker, Dr. G. J. Wolff gehören. Wir machen auf das Erscheinen der Bände Bayern ganz besonders aufmerksam und empfehlen es allen denen, die das schöne Land einmal durchstreift haben, als dauernde und wertvolle Erinnerung. H.

Der Kampf um die Ostsee (1544—1621). Von Szelagowski. München 1916, Neue deutsche Bücherei.

Ein Professor der Universität in Lemberg hat in diesem Buch (dem Professor Sigmund Günther in München ein Vorwort mitgegeben hat) es unternommen, die politischen und wirtschaftsgeographischen Beziehungen des Baltischen Meeres an der Hand der Geschichte zu beleuchten. Ursprünglich eine Domäne des deutschen Ordens und der Hansa, ist das baltische Land, nachdem diese beiden machtlos geworden waren, von den Moskowitern, Polen und Schweden umworben worden, mit den Mitteln der Staatskunst und den Waffen, und es ist schließlich 1621 durch Gustav Adolf für Schweden gewonnen worden. All das wird uns von dem Verfasser eingehend und anschaulich erzählt, und es fallen dabei manche interessante Schlaglichter auch auf die Gegenwart, für welche die Ostseeländer wieder besonders wichtig geworden sind. E.

Von der tiefen Wirklichkeit. Von Ludwig Reeg. 2. Aufl. München 1917, Beck. M. 2.20.

Die äußere Wirklichkeit macht sich zur Zeit so stark geltend, daß man von der inneren, tiefen Wirklichkeit oft nichts spürt, zum Teil kaum mehr an sie glaubt. Da empfindet man es dankbar, wenn in unserem Buch ein Denker-Dichter die große Kunst übt, nämlich, die Seele in allem zu finden, zum Klingen zu bringen. Das Tiefste wird in Worte zu kleiden versucht. Dabei spricht es der Verfasser selbst aus: „Durchtasten muß sich unsere Sprache, bis sie unsere Seelensprache ist.“ Aber man spürt beim Mittasten etwas Neues, Reines, Befreiendes; und desto ruhiger und erhobener fühlt man sich, je weiter man sich in die Aphorismen, Meditationen, Gedanken-Gedichte hineinliest. Dr. W.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aall, Harris, Das Schicksal des Nordens. Weimar 1918, Verlag Gustav Kiepenheuer. Geh. M. 6.50, geb. M. 8.—

Aus den Kämpfen vor Arras 1917. Herausgegeben von der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres. Mit Bildnissen und Kartenskizze. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung 1918. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.75.

Aus der Flandernschlacht 1917. Kriegsaufsätze, herausgegeben von der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres. Mit Bildnissen und Kartenskizze. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung 1918. M. 2.—, geb. M. 2.75.

Borchardt, Julian, Demokratie und Freiheit. Heft 3, Frankreich. Berlin SW. 1918, Verlag Buch- und Zeitschriftenverlagshaus Georg Sturm. M. 1.20.

Cathrein, Viktor, S. J., Die Grundlage des Völkerrechts. Freiburg i. Br. 1918, Verlag Herdersche Verlagshandlung. M. 3.—.

Csokor, Franz Theodor, Der Dolch und die Wunde. Gedichte. Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag, G. m. b. H. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Dalberg, Rudolf, Dr. jur. u. phil., Die Entwertung des Geldes. Berlin 1918, Verlag Puttkammer & Mühlbrecht.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Prinz Max von Baden

Keine „Lebensgeschichte". Sie wäre verfrüht; denn sein Leben fängt jetzt erst an, Geschichte zu werden. Wie er vor ihr bestehen, welches Urteil die Mit- und Nachwelt über ihn fällen, welche Dauer seine Kanzlerschaft haben wird, das sind Fragen, die wir heute nicht beantworten können. Aber gerade deshalb wird es nicht ohne Interesse sein, über das bisherige Tun und Leben dieses so plötzlich in den Weltmittelpunkt gerückten Prinzen einiges zu vernehmen. Ist doch dieser Sproß aus altem regierenden Fürstenhause jetzt berufen, das kaiserliche Deutschland in die parlamentarische Regierungsform überzuführen. Man gedenkt dabei unwillkürlich jener Zeit, da ein anderer deutscher Fürst, Karl Anton von Hohenzollern, berufen wurde, das altkonservative Preußen in die Bahnen der „liberalen Ära" zu leiten. Freilich, wie viel schwieriger und bedeutungsvoller ist die heutige Aufgabe!

Prinz Max ist der mutmaßliche Thronfolger in Baden. Da aber der Großherzog nur zehn Jahre älter und von guter Gesundheit ist, mag es immerhin fraglich sein, ob der Prinz den Thron jemals besteigen wird. In seiner Jugendzeit lag jedenfalls eine solche Möglichkeit durchaus fern. Damals lebte noch Großherzog Friedrich I., der zwei blühende Söhne hatte. Prinz Max wurde daher von seinem Vater, dem tapferen und liebenswürdigen Prinzen Wilhelm, der 1870 bei Nuits für das Vaterland geblutet hatte, grundsätzlich so erzogen, als ob er eines begüterten Privatmannes Sohn sei. Er ist der erste Prinz aus regierendem Hause, der das Gymnasium von unten bis oben durchgemacht hat. Wohl hat auch der jetzige Großherzog volle Gymnasialbildung erhalten, aber in einer besonderen „Prinzenschule", zu der nur etwa ein Dutzend auserwählter Söhne höherer Beamten zugelassen waren. Prinz Max dagegen besuchte das Karlsruher Gymnasium genau wie ein anderer Junge. Er genoß keinerlei Ausnahmestellung, ging täglich ohne Begleitung, seine Bücher unter dem Arm, zur Schule, balgte sich mit seinen Altersgenossen oder schloß Freundschaften mit ihnen und bekam halbjährlich seine Zeugnisse über Fleiß und Betragen ohne Ansehen der Person. Das entsprach den Wünschen seines Vaters. So lernte der Prinz frühzeitig die Welt, wenn auch zunächst nur eine kleine Welt, kennen, wie sie wirklich ist, nicht wie sie dem erscheint, der das Leben nur gleichsam vom Logenplatz an sich vorüberziehen sieht. Er bezog dann die Universität (Freiburg, Heidelberg, Leipzig) ohne Hofherrn oder Hofmeister, lediglich von einem Diener begleitet, und krönte seine rechts- und staatswissenschaftlichen Studien, denen er sich mit großem Fleiß hingab, durch den Erwerb des Doktorhutes.

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Natürlich trat er auch in das Heer ein, zunächst bei den Gardekürassieren in Berlin. Auch hier lebte er ohne „Gouverneur" oder „persönlichen Adjutanten", so daß er in seiner Berliner Leutnantszeit ebenso unbefangen mit seinen Kameraden verkehren konnte wie vorher auf der Universität.

Als sein Vater 1898 starb, kam er in den Genuß eines nicht unbedeutenden Vermögens. Schon damals zeigte er Verständnis für die sozialen Aufgaben eines Gutsbesitzers. Seine stille Wohltätigkeit war immer klug bedacht.

Der Prinz war dann mehrere Jahre Kommandeur des badischen Leibdragonerregiments, dessen Offiziere und Mannschaften ihn sehr verehrten. Als Brigadekommandeur nahm er nach einiger Zeit seinen Abschied, um sich ganz seiner weiteren Ausbildung widmen zu können. Er ließ sich in diesen seinen Mannesjahren noch Vorlesungen und Vorträge von bedeutenden Männern der Wissenschaft und der Praxis halten. Er lernte unablässig weiter, ohne nach außen besonders hervorzutreten, bis er nach dem Tode des Prinzen Karl (1906) vom Großherzog zum Präsidenten der Ersten Kammer ernannt wurde.

Man weiß, wie ernst er seine parlamentarische Aufgabe nahm. Er wohnte allen Ausschußsitzungen der Kammer an und suchte auch enge Fühlung mit den Führern aller Parteien der Zweiten Kammer. Hier, wenn auch im engen Rahmen des Kleinstaats, lernte er parlamentarischen Geist kennen und parlamentarische Übung. Seine nach Wahrheit und Erkenntnis dürstende Seele suchte überall Belehrung und Erfahrung. Kein Wunder, daß er sich bald in allen innenpolitischen Fragen zu Haus fühlte. Dabei entwickelte er sein ungewöhnliches Rednertalent, das er freilich als Präsident nur in gelegentlichen Ansprachen und in der Geschäftsleitung zur Geltung bringen konnte. Ob er auch ein schlagfertiger Wechselredner sein wird, muß sich erst zeigen.

Seine Kammertätigkeit ließ ihm Zeit genug, um sich über die Fragen der badischen Staatsverwaltung hinaus mit den Problemen der großen Politik zu beschäftigen und mit bedeutenden Männern im Reich und im Ausland in Verbindung zu treten. Eine bestimmte Partei konnte und kann ihn nicht für sich in Anspruch nehmen. Mit seinem kritischen Verstande und ausgeprägten Gerechtigkeitssinn suchte er sich in die Auffassung aller Parteirichtungen hineinzudenken und Verständnis auch für solche Ansichten zu gewinnen, die er sich nicht aneignen mochte. Die Presse hat ihn gelegentlich den „roten Prinzen" genannt. Mit Unrecht. Richtig ist nur, daß er die Doktrinen der extremen Parteien ebenso unbefangen zu prüfen pflegte wie alle andern, und daß er sich nicht scheute, auch bei Demokraten und Sozialdemokraten Belehrung zu suchen. Er dachte ja vor dem Kriege in keinem Augenblick daran, daß er jemals eine andere politische Rolle spielen werde als die bescheidene in der badischen Ersten Kammer, oder vielleicht später einmal als Landesfürst. Eben darum hielt er sich mit Bedacht außerhalb

Digitized by Google

der Parteien und war in seinen politischen Gesprächen mehr rezeptiv als ausgebend.

Im Jahre 1900 hatte er sich mit der Prinzessin Marie Luise, der lieblichen Tochter des Herzogs von Cumberland, verheiratet. Der Ehe sind zwei Kinder entsprossen, eine Tochter und ein Sohn, der mutmaßliche spätere Großherzog. Man hatte im Lande diese Verbindung, die eine reine Neigungsheirat war, anfangs mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Viele sahen daraus Verlegenheiten hervorgehen. Es war ja damals noch keine Versöhnung des Welfenhauses mit der Krone Preußen zustande gekommen. Man konnte daher wohl besorgen, daß Umtriebe der Welfen sich im badischen Lande breit machen möchten. Aber nichts von dem geschah. Der Herzog von Cumberland hatte verständigerweise seine Töchter ohne Voreingenommenheit gegen das neue Deutschland erziehen lassen. Er war auch zu klug, die Stellung der jungen Frau im neuen Lande durch Welfenangelegenheiten zu erschweren. Die Prinzessin machte überall den besten Eindruck, und gleich der erste Besuch am Berliner Hofe fiel zur allseitigen Zufriedenheit aus. Heute kann man wohl sagen, daß diese Verbindung erst den Boden geebnet hat, aus dem dann die Versöhnung des Cumberlandschen Hauses und die Vermählung des Welfensohnes mit der kaiserlichen Tochter und dessen Thronbesteigung in Braunschweig entstehen konnte. Es ist sehr fraglich, ob alle die Schwierigkeiten, die der Lösung der braunschweigischen Frage berghoch entgegenstanden, ohne die geschickte Vermittlungstätigkeit des Prinzen Max hätten überwunden werden können. Der Prinz hat damals ein diplomatisches Geschick gezeigt, das auf beiden Seiten volle Anerkennung fand. Er wird jetzt Gelegenheit haben, wichtigere Proben seiner diplomatischen Begabung abzulegen!

Seit der Prinz seinen dauernden Wohnsitz in Karlsruhe genommen hatte, war sein Haus eine wichtige Kunststätte geworden. Feiner Kunstsinn hatte ihn von jeher ausgezeichnet. Sein Palais war das Muster einer vornehmeinfachen, stilvollen Wohnung. Die besten Konzerte waren hier zu hören, und in seinen Einladungen hielt er sich nicht an Rang und Würden. Den Künstlern war er ein kluger Berater und tatkräftiger Förderer. Aber alles geschah im stillen, ohne Aufsehen und unnötigen Prunk. Die Presse nahm kaum je Notiz von ihm und seinem Tun.

Erst der Weltkrieg lenkte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den badischen Thronfolger. Zunächst seine umfassende Tätigkeit im Dienste des Roten Kreuzes. Er war wohl auf diesem Gebiet unser bester Unterhändler, der bald in Stockholm und Kopenhagen, bald im Haag und in der Schweiz mit neutralen und feindlichen Abgesandten zusammenfaß und durch seine liebenswürdige Offenheit und bescheidene Geradheit zum günstigen Verlauf der Verhandlungen das meiste beitrug. Seine wärmste Teilnahme widmete er der Gefangenenfürsorge. Unermüdlich war er bald an der Grenze, um unsere Austauschgefangenen mit tiefempfundenen vaterländischen Worten auf

Digitized by Google

deutschem Boden zu begrüßen, bald in der Schweiz zum Besuch der Internierten. Auch die Lager der feindlichen Gefangenen in Deutschland besuchte er häufig und suchte deren Los nach Tunlichkeit zu bessern. Dadurch ist seine freundliche Hilfsbereitschaft, seine Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit auch bei unseren Feinden mählich bekanntgeworden und hat ihm dort eine gewisse Wertschätzung eingetragen, die ihm in seiner jetzigen Stellung nur nützlich sein kann. Daher auch seine drei öffentlichen Kundgebungen vor seiner Berufung zum Reichskanzler im Ausland mehr Aufmerksamkeit fanden und weniger bekrittelt und herabgesetzt wurden, als dies sonst in der Gepflogenheit der feindlichen Presse liegt. Besonders seine Ansprache vom 22. August bei der Jahrhundertfeier der badischen Verfassung — nur sechs Wochen vor seiner Ernennung zum Reichskanzler — erregte im In- und Ausland berechtigtes Aufsehen und hätte noch weit größeres erregt, wenn man damals gewußt hätte, daß hier ein zukünftiger leitender Staatsmann sein Programm der Versöhnungs- und Verständigungspolitik entwickelte.

Und nun ist dieser Prinz in der schwersten Stunde des Deutschen Reichs sein Kanzler geworden! Eine furchtbare Verantwortung ist auf seine Schultern gewälzt. Schwer genug mag ihm der Entschluß geworden sein, des Reiches Zügel in dem Augenblick zu ergreifen, da wir von drohenden Feinden umgeben sind und im Innern eine uns bisher fremde, fast undeutsch anmutende parlamentarische Regierungsweise eingeführt werden soll. Sein Idealismus, sein Gottvertrauen, seine felsenfeste Zuversicht in Deutschlands weltgeschichtlichen Beruf, sein strenges Pflichtgefühl mögen ihm den Entschluß, als man von vielen Seiten in ihn drang, erleichtert haben.

In dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, ist der Prinz erst seit fünf Tagen im Amte. Wenn sie gelesen werden, wird man schon ein klareres Bild über die erste parlamentarische Regierung Deutschlands gewonnen haben. Für heute können wir nur mit den Worten schließen, mit denen der Präsident des Reichstags am denkwürdigen 5. Oktober den neuen Reichskanzler begrüßt hat: „Möge Gottes Schutz auf der Arbeit der neuen Regierung und des Reichstags ruhen!"

9. Oktober 1918.

Nachschrift der Redaktion

Prinz Max von Baden hat das große und schwierige Werk der Parlamentarisierung des Deutschen Reiches übernommen.

Nach den oft traurigen Erfahrungen des Parlamentarismus in anderen Ländern müßte verhütet werden, daß ehrgeizige und egoistische politische Streber oder politische Dilettanten bei uns ans Ruder gelangen.

Es könnte deshalb, um den Parlamentarismus bei uns in eine fortgeschrittene und tiefgehendere Form zu bringen, ein Antrag im Reichstag eingebracht werden, in welchem Nachstehendes bestimmt wird:

Digitized by Google

Der Reichstag beschließt, daß derselbe für Besetzung von leitenden Ämtern durch Mitglieder des Reichstags selbst die geeignetsten und hervorragendsten Fachautoritäten wählt und daß die Mehrheitsparteien hierfür die betreffenden Reichstagsmitglieder ihrer Fraktionen dem Reichstag zur Wahl vorschlagen.

Dieser Reichstagsbeschluß wäre von größter Bedeutung für die Zukunft des Deutschen Reiches und für das Wohl des deutschen Volkes.

Holland im 20. Jahrhundert

Von

Dr. S. van Houten, Minister a. D.

Die Redaktion dieser Zeitschrift möchte von mir einen Überblick erhalten über die Freiheit und Unabhängigkeit Hollands in der Geschichte und in der Gegenwart. Auf Ersuchen meines Freundes Th. Barth gab ich einen solchen am Anfang des Jahrhunderts in seiner „Nation" vom 2. und 9. Juni 1900, insbesondere mit Bezug auf das Verhältnis zu Deutschland. Hieran anschließend werde ich in diesen Blättern den weiteren Verlauf unserer Entwicklung skizzieren.

Das jetzige Holland zehrt nicht von altem Ruhm. Es ist in der Napoleonischen Zeit zugrunde gegangen. Seine Geschichte war glänzend; das weiß der Fremde, nicht aber, was dieser Glanz uns gekostet hat, noch wie rein äußerlich er war. Von dem Anfange des Aufstandes gegen Philipp II. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts herrschte hier religiöse Ungleichheit und politisch ein anarchischer Zustand, wie er z. B. in Mecklenburg entstehen würde, wenn zugleich die Reichs- und die Staatsorganisation in Wegfall käme. In den späteren Provinzen, in welchen Philipp II. auch als Graf oder Herzog landesherrliche Macht ausübte, organisierte sich faktisch eine aus Adligen und städtischen Patriziern gebildete Herrschaft, welche in den sieben unierten Provinzen Generalstaaten bildeten, die jedoch nie eine feste Organisation erhielten und rechtens nie etwas andres waren als eine ständige diplomatische Konferenz. Alle Versuche, sie zu einer wirklichen zentralen Macht zu organisieren, schlugen fehl, bis die Revolutionsperiode uns mit rasender Schnelligkeit drei totgeborene republikanische Verfassungen (1798, 1801 und 1805), darauf die Monarchie Ludwig Napoleons (1806) und schließlich (1810) die Einverleibung in Frankreich brachte.

Das Holland, welches als Königreich der Niederlande im Jahre 1813 neu erstand und von England einige Kolonien zurückbekam, ist staatlich ein neues Gebilde, keine Wiederherstellung des alten. Dessen zwei schlimmste

Digitized by Google

Krebsschäden, die politische Übermacht des Kalvinismus und das Fehlen einer zentralen Organisation, waren beseitigt. Wir konnten uns auf gesunder Basis aufs neue entwickeln. Leider traf uns da — und dies erklärt einigermaßen das damalige Zurückbleiben Hollands hinter England und den angrenzenden norddeutschen Seehäfen — ein schweres Verhängnis in der Vereinigung mit den südlichen Niederländern und in der damit zusammenhängenden blinden Anhänglichkeit des Nordens an den neuen König aus dem Hause Oranien, Wilhelm I., auch in seinen despotischen Verirrungen. Äußerlich ist die Geschichte der Vereinigung allbekannt. Der Wiener Kongreß schuf aus den gesamten Niederlanden im Jahre 1815 eine Vormauer gegen Frankreich. Es war ein vielversprechendes Reich; England sah denn auch gleich den Fehler ein, aus Franzosenfurcht den Rivalen vieler Jahrhunderte aufs neue zu Pferde gesetzt zu haben, und arbeitete bald ebensosehr an dessen Sturz wie Frankreich. Die Fehler Wilhelms reizten die Belgier, und die Westmächte hatten demnach leichtes Spiel. Im Jahre 1830 schied Belgien auf revolutionärem Wege wieder aus; die Niederwerfung des Aufstandes wurde 1831 von einer französischen Armee verhindert; Wilhelm aber blieb auf Kriegsfuß und wartete bis 1838, bevor er sich in das Unvermeidliche fügte. Der Norden blieb wieder allein, erschöpft wie kaum je ein Staat gewesen ist; unzufrieden mit sich selbst und seinem Könige, der 1840 abdankte und seine Lebenstage in Berlin als Privatmann beendete.

Politisch brachte erst der Sturm von 1848 Besserung. Die Verfassungsänderung von 1848 und das daran anschließende Wahlgesetz brachten uns das direkte Wahlrecht mit Abschaffung der Vorrechte des Adels und eine wenn auch „bourgeoise", doch wirkliche Volksvertretung, die großenteils unter Führung Thorbeckes (1849—1872) eine gute innere Organisation und Verwaltung schuf. Das in der finanziellen Not eingeführte koloniale Kultursystem brachte insbesondere durch hohe Kaffeepreise reiche Geldmittel, die zu Änderungen unserer Zollpolitik in die Richtung nach Freihandel und zur Entlastung der unteren Gesellschaftsklassen von Verbrauchssteuern angewandt wurden. Der Unterricht wurde in allen Zweigen gefördert und die völlige Freiheit der Kirchengenossenschaften wurde durchgeführt, natürlich mit Freiheit eines jeden, aus einer Kirche auszutreten.

Bei der Entwicklung der Arbeiterbewegung wurde das Koalitionsverbot abgeschafft und schließlich im Jahr 1887 eine Verfassungsänderung durchgeführt, an welche sich 1896 eine Erweiterung des Wahlrechts anschloß nach dem Prinzip, daß jeder Mann, der für seinen und der Seinigen Lebensunterhalt sorgt, zum Mitregieren befugt sein soll.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren Wohlstand und geistige Entwicklung schnell gewachsen, und am Schluß der Abhandlung in Barths „Nation" konnte ich folgendes schreiben:

„Fremden ist zur Zeit der Thronbesteigung unserer jungen Königin aufgefallen, daß — ganz gegen ihre Erwartung — die Holländer ein heiteres

Digitized by Google

Volk seien. Sie waren es zweifelsohne vor der Reformation. Da sie aber den Despotismus des finsteren spanischen Tyrannen Philipp II. nur abschütteln konnten unter gleichzeitiger Unterwerfung unter den nicht weniger finsteren Geist des Kalvin- und, als sie auch diesen los wurden, dem jakobinischen Despotismus eines Napoleon und Wilhelm I. verfielen, konnten sie in der Tat während dreier Jahrhunderte des Lebens nicht recht froh werden. Auch ich glaube, daß in den letzten Jahrzehnten eine wirkliche Renaissance des alten munteren vlämisch-holländischen Geistes im Gange ist. Mit einem Worte kann ich für deutsche Leser meine Meinung ausdrücken; ich halte es nicht für unmöglich, daß später in den Geschichtsbüchern gesagt werden wird: „In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat der Geist Goethes den des Kalvin aus Holland ausgetrieben."

Eine ähnliche Erfahrung über Holland haben später zweifelsohne die zahlreichen hervorragenden Männer der Politik und Wissenschaft gemacht, die aus aller Herren Ländern gerade noch vor dem verhängnisvollen Kriege 1913 und 1914 den Festen beigewohnt haben, die aus Anlaß der Eröffnung des Friedenspalastes, der letzten Zusammenkunft der interparlamentarischen Union und des 300jährigen Bestehens der Groninger Universität stattfanden.

Heiterkeit hat keinen Gradmesser, doch es gibt statistische Daten über den Wohlstand und die geistige Freiheit, deren Sprosse sie ist. Die über den Wohlstand sind allbekannt, die über das kirchliche Leben weniger und in meinem jetzigen Gedankengange interessanter. Unser inneres geistiges Leben spiegelt sich darin schärfer ab. In den vierzig Jahren 1869 bis 1909 wuchs die Zahl der bei den zehnjährigen Volkszählungen als „zu keiner Kirchengenossenschaft gehörig" Gezählten allmählich auf 290960. Daneben gaben sich in nicht weniger als 127 Rubriken noch 63000 an als zu einer anderen als den herkömmlichen gehörig, darunter als Frei-evangelisch 3950, Heilsarmee 3868, Protestantenbund 1527, Freie Gemeinde 5226, Neuapostolisch 8417, Reformiert unter dem Kreuz 2277, Reformierte Gemeinde 3855, Altreformiert 16413, Baptisten 3058, Apostolische 3023, Mormonen 1507, Theosophen 317 usw. Im Jahr 1869 wurden diese beide Rubriken noch zusammengezählt auf nur 6461. Der Austritt aus der Kirche wurde in dieser Periode von manchen hervorragenden Denkern, besonders von dem Spinozaverehrer Dr. Meyer als geistige Unabhängigkeitserklärung gefördert. Mit Interesse wird natürlich der neuen Zählung Ende nächsten Jahres entgegengesehen. Die klerikalen Führer fühlen sich nicht mehr berufen, gegen diese Entwicklung der kirchlichen Freiheit Partei zu nehmen. Wohl muß noch immer gestritten werden, wo das Staatsgesetz von kirchlichen Einflüssen bestimmt ist. So hat sich eine freie Ehescheidungspraxis Bahn brechen müssen im Wege einer geänderten Jurisprudenz bezüglich der Wirkung eines Geständnisses oder des Stillschweigens im Kontumazialverfahren seitens einer des Ehebruchs bezichtigten Partei. Ebenso hat die Leichenverbrennung sich eingebürgert, da sie, obwohl gesetzlich unerlaubt, nicht bestraft wird. Mancher

Digitized by Google

Klerikale möchte auch der sexuellen Aufklärung Schwierigkeiten machen, weil die Beschränkung der Kinderzahl seinen kirchlichen Ansichten nicht entspricht, wiewohl die Säuglingssterblichkeit der Statistik zufolge den Nachwuchs fast ebenso stark beeinträchtigt wie der Einfluß der Neumalthusianischen Belehrung. Ich muß mich hier auf diese allgemeinen Andeutungen beschränken.

Von großer Wichtigkeit für unser inneres politisches Leben ist die Änderung, die seit kurzem in Verfassung und Wahlgesetz eingeführt ist. Ich habe insbesondere das neue Wahlgesetz und Wahlverfahren mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft, hoffe aber, den Lesern völlig objektiv das Entstehen und den Inhalt der Neuerung darzustellen.

Das Wahlgesetz von 1896 wurde sehr bekämpft, weil ich die Wege zur Wahlurne neben der direkten Steuerzahlung nicht geräumig genug gemacht hätte. Nach zwanzigjähriger Wirkung des Gesetzes hatte aber diese Beschwerde an Bedeutung verloren. Allmählich war die Zahl der Wähler in runden Ziffern auf 1100000 von 1500000 fünfundzwanzigjährigen Männern gestiegen und ein paar Hunderttausend von den übrigen hätten noch wählen können, wenn sie nicht indifferent gewesen wären oder sich scheuten, durch eine Eingabe die Aufmerksamkeit der Steuerbehörde auf sich zu ziehen. Das Gesetz ist schließlich auch nicht deshalb geändert worden. Sonst hätte man doch lieber das Alter herabgesetzt oder Frauen zugelassen, die bei der Verfassungsänderung direkt nur das passive Wahlrecht erhalten haben, das aktive aber noch von dem neuen Gesetzgeber bescheiden zu erbitten haben.

Als Schwäche des Wahlrechts von 1896 zeigte sich in der Praxis die Wahl in Distrikten mit nur einem Kandidaten bei absoluter Majorität, wenn nötig durch Stichwahl, insbesondere infolge der hier bestehenden Parteikonstellation. Mit Ausnahme der rein katholischen Distrikte gab es nur sehr wenige, wo eine der drei Parteien — klerikale, liberale und sozialdemokratische — die absolute Majorität hatte. Bei Stichwahl stimmten die gesamten Liberalen gegen den Klerikalen, auch für den Sozialdemokraten. Aber ihrerseits konnten Liberale bei Stichwahlen nur auf den Sozialdemokraten rechnen, wenn der Kandidat diesen genehm war. Da die Liberalen sich, wie es in der Natur selbständiger Wähler liegt, in Gruppen teilten, mußten sie sich, um die Majorität in der Kammer erlangen zu können, allmählich den Sozialisten nähern, mit denen sie sich schließlich auch in die Regierung zu teilen hätten. Folglich wurde ihr eigener politischer Charakter schwächer. Mancher der besten Vertreter ihrer politischen Prinzipien war von vornherein ausgeschlossen, weil seine Kandidatur den Verlust des Bezirkes für die Partei zur Folge gehabt hätte. Ihrerseits sahen die Klerikalen ein, daß die wegen ihrer Armut vom Wahlrecht Ausgeschlossenen, denen die Sozialdemokraten aus Klassenpolitik den Weg zur Urne öffnen wollten, eventuell ihren Hauptgegnern, den Liberalen, nur wenig, ihnen selbst bedeutenden Zuwachs bringen würden.

Digitized by Google

Bei den Katholiken entstanden noch spezielle Beschwerden gegen den Wahlmodus. Wo sie mit orthodoxen Protestanten die Majorität bildeten, mußten sie regelmäßig diesen wählen, auch wenn sie diesen Verbündeten an Zahl überlegen waren. Von alters her war man ja in den kalvinistischen Kreisen gegen katholische Bundesgenossen zu mißtrauisch. Deshalb und weil in den katholischen Provinzen Nordbrabant und Limburg die Bevölkerung so gut wie ganz ihrer Kirche angehört, blieb die Zahl ihrer Vertreter etwa ein Viertel unter der, welche sie bei proportionalem Wahlverfahren erwarten konnten.

Bei den allgemeinen Wahlen von 1913 waren die Klerikalen wieder in die Minorität gekommen, doch die Führer der aus Liberalen und Sozialdemokraten bestehenden Majorität konnten sich nicht einigen, und ein außerparlamentarisches Ministerium Cort van der Linden wurde gebildet. Er gehörte zu den Liberalen, die schon seit 1889 den freien, vorwiegend aber klerikalen Schulen zunehmende Staatsunterstützung zuerkannt hatten, und kam auf den Gedanken, unter gewissen Garantien für guten Unterricht obrigkeitliche und private Schulen gleichmäßig auf Staatskosten zu unterhalten, wenn die Klerikalen ihrerseits das Armenwahlrecht den Sozialdemokraten genehmigten und umgekehrt. Er befürwortete dieses politische „Bündnis", wie es hieß, um allseitigen inneren Frieden zu stiften.

Während der Vorbereitung dieser Vorlagen erschien ein Kommissionsbericht über das Proportionalwahlrecht, das auch in Gesetzesform von van der Linden vorgeschlagen wurde und, wie ich bei der näheren Behandlung zeigen werde, den Parteiführern außerordentlich genehm sein müßte. Von der Masse der Mitglieder der Kammer wenig studiert und von der Bevölkerung so gut wie nicht gekannt, erschien das Ganze den Kammern so schmackhaft, daß nur ein paar vereinzelte Stimmen dagegen laut wurden. Der Druck des Krieges, auf welchen natürlich aller Aufmerksamkeit gerichtet war, hat gewiß zu diesem Resultat beigetragen, möglicherweise auch eine Erhöhung der Zulagen der Mitglieder der Zweiten Kammer und die auch rückwirkende Pensionierung derjenigen, die nicht wiedergewählt werden würden, mit per annum 100 Gulden bis 2000 Maximum.

Das Ganze mußte noch mit Zweidrittelmajorität durch neugewählte Kammern genehmigt werden. Die gesamten Parteivorstände einigten sich auf Wiederwahl aller Austretenden, und bildeten mit ihrer Presse eine Macht, gegen welche eine auch von mir mitgeleitete Opposition keinen Erfolg hatte. Wir kämpften für eine gute Sache unter zu ungünstigen Umständen. Vieles, was wir bekämpften, wird meiner Meinung nach bald wieder geändert werden.

Die Hauptbestimmungen des neuen Wahlrechts sind folgende:

Jeder Mann von 25 Jahren ist Wähler und hat eine Stimme. Er ist verpflichtet, sich beim Wahlbureau anzumelden. Hat er keine Entschuldigung, so wird er leicht bestraft. Das Land ist eingeteilt in 18 Wahlbezirke, in welchen 25 Wähler Kandidatenlisten mit höchstens 10 Namen einliefern können.

Digitized by Google

Solche Listen können mit denen aus anderen Bezirken verbunden werden; gleichnamige bilden dann nur eine Liste. Jeder Kandidat muß schriftlich sowohl seine Kandidatur annehmen, als seinen Platz auf der Liste genehmigen. In demselben Bezirke darf er nur auf einer Liste vorkommen. Das Hundertstel der gesamten gültigen Stimmen im ganzen Lande bildet den Wahlquotienten. Wer ihn erreicht, ist gewählt. Hat einer mehr Stimmen, so gehen sie über an den Höchstgestellten seiner Liste, der noch nicht gewählt ist.

Die Parteivorstände hatten sich den Verlauf der Wahl so gedacht, daß sie die Listen nach mehr oder weniger eingehender Rücksprache mit den Wahlvereinen feststellen und die Wähler dann gehorsam der Parole folgen würden, den ersten der Liste zu wählen. Dies geschah jedoch in erwartetem Maße nur bei den Klerikalen, und selbst aus ihrem Kreise wurden ein paar selbständige Kandidaturen gestellt. Neben einigen Listen für spezielle Interessengruppen kamen Listen von neuen Parteien und auch zahlreiche von Einzelkandidaten ein. Neben der sozialdemokratischen Arbeiterpartei kam die Sozialdemokratische; neben den schon bestehenden drei liberalen Parteien kam noch eine vierte unter Führung des Ministers Treub. Keine der Parteilisten stellte auch nur einen der anderen Minister auf. Offenbar hatte der Mohr seine Schuldigkeit getan und konnte gehen. Treub organisierte seinen Verein politisch neutral als Ökonomischen Bund und hielt während dreier Wochen täglich Wahlreden in allen Landesteilen. Seine Liste bekam dadurch eine genügende Zahl Stimmen, so daß er mit zwei ziemlich unbekannten Anhängern gewählt wurde.

Das allgemeine Resultat der Wahlen nach dem neuen System fiel ganz zum Vorteil der Katholischen und Sozialdemokraten aus. Erstere bekamen 30 Sitze anstatt 25. Daß sie 3 weniger bekamen, als ihnen nach dem Verhältnis der Kopfzahl zwischen den Konfessionen zufallen würde, hat wahrscheinlich seinen Grund im statistisch noch nicht registrierten offenen oder im geheimen Konfessionswechsel. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei erhielt 22 Sitze — einen für eine Frau — anstatt 15. Daneben entstand aber eine sozialdemokratische (revolutionäre) Partei mit 2 Sitzen, welche die ältere Sozialdemokratie bis aufs Messer bekämpft. Diese Spaltung zeigte sich insbesondere in dem Bezirk Amsterdam, wo die neue Partei 14058 Stimmen erhielt, die alte 33418. Eine dritte Nuance der im allgemeinen sozialistischen Richtung bekam auch noch einen Sitz. Die protestantischen Klerikalen unter Führung Kuppers erhielten 13 anstatt 11, die unter Führung Lohmans 7 anstatt 9. Letztere Partei hatte zwei Mitglieder ausgestoßen, die ihr zu selbständig waren. Dagegen wurden auf Separatlisten zwei andere unabhängige orthodoxe Protestanten gewählt. Das Gesamtresultat war für die klerikalen Parteien ähnlich wie bei den Wahlen von 1901 und 1909, nur mit entschiedenerem Übergewicht der Katholischen. Dagegen brauchen ihre protestantischen Mitglieder keinen katholischen Wählern mehr nach den Augen zu sehen.

Digitized by Google

Von den Antiklerikalen ist die Hälfte sozialdemokratisch oder sozialistisch und die andere Hälfte außerordentlich zersplittert. Die drei älteren liberalen Gruppen bekamen nur 5, 6 und 4 Sitze anstatt 8, 21 und 10. Neben dem oben angegebenen Nachteil, daß die unbemittelten Wähler entweder klerikal oder sozialistisch gesinnt sind, hatten diese Gruppen noch das besondere Pech, daß ihre volkstümlichsten Wortführer und Führer, Bos, Borgesius und Tydeman, während der letzten Jahre starben. Der Verlauf der Wahl war überhaupt gar nicht, wie auch die liberalen Parteivorstände erwarteten. Während die Kammer nur 7 Parteigruppen zählte, kamen bei der neuen Wahl 31 selbständige Gruppen auf. Deshalb mußte bei der Feststellung des Resultats der Gesetzesparagraph bezüglich der Restanten in einem Maße in Anwendung kommen, daß von idealer billiger Wirkung des Systems keine Rede mehr sein kann. Vierzehn Listen mit 26599 Stimmen, beinahe dem Doppelten des Wahlquotienten (13442), blieben ganz unvertreten; dagegen wurden 8 einzelne Vertreter von Separatlisten gewählt mit zusammen 71951, demnach mit einer Mittelzahl von noch nicht ganz 9000 Stimmen.

Fast komisch ist bei den Listen mit einigen wenigen Gewählten die Wirkung der Anweisung der gewählten Personen. Theoretisch hatte man sich gedacht, daß so gut wie alle Wähler auf den an erster Stelle stehenden Kandidaten ihre Stimme abgeben würden und die Personen, in der der Liste zugewiesenen Zahl, durch die Rangordnung auf der Liste angewiesen werden würden. Aber erstens hatte man, um der Liste eine hohe Totalziffer zuzuführen, viele Kandidaten in verbundenen Listen im ganzen Lande aufgestellt, wovon jeder in seinem Bekanntenkreise Stimmen warb, jedenfalls erhielt. Mehrere austretende Mitglieder, die von dem Parteivorstande nach der Meinung ihrer bisherigen Wähler zu weit nach hinten gestellt waren, wurden en masse von diesen gewählt. So kam es, daß einige dieser in der Liste tiefer Gestellten vor den höheren gewählt, und für die letzten Personsanweisungen war für manche Liste eine ganz winzige Zahl eigene Stimmen zureichend. Die letzten 5 Sitze wurden in der Kammer zugewiesen für die dazu berechtigten Listen auf Grund von der darauf von den Betreffenden persönlich erhaltenen Zahl von 3092, 2697, 1943, 1186 und 387.

Einzelwahlen bei Vakanzen können natürlich in diesem System nicht vorkommen. Scheidet ein Abgeordneter aus, dann tritt der nächste seiner Liste an seine Stelle, was wieder merkwürdige Folgen hat. In das neue Ministerium sind drei Gewählte eingetreten, die, wiewohl dazu nach der neuen Verfassung berechtigt, ihren Platz in der Kammer nicht beibehalten werden. An ihre Stelle kommen drei andere mit noch niedrigeren Stimmenzahlen. Denkt man sich, daß das Ministerium innerhalb der vierjährigen Periode, für welche die Kammer gewählt ist, demissioniert, dann sind auch die dazugehörigen ersten Vertreter von Parteien bis zur Auflösung oder den Neuwahlen ganz aus dem politischen Leben ausgeschaltet, und die auf Grund von wenigen Stimmen angewiesenen Stellvertreter müssen wohl oder übel

Digitized by Google

sitzenbleiben. Demissionierten sie, so würden die folgenden auf ihren Listen mit noch niedrigerer Zahl die Stelle erhalten.

Schließlich noch die internationale Stellung der Niederlande auch als Kolonialmacht. Im Jahre 1900 schrieb ich: „Auf die Handhabung unserer Handels- und Zollpolitik ist auch die Erwägung von Einfluß gewesen, daß diese unsere internationale Stellung bedeutend sichert. Die Welt im ganzen könnte nur verlieren, wenn ein Großstaat uns oder unsere Kolonien schluckte, und dieser selbst würde dabei auch in handelspolitischer Beziehung wenig gewinnen können. Ohne Allianzen schlafen wir so ruhig, wie das bei den in mancher Hinsicht gespannten Verhältnissen nur möglich ist. Es gibt keine sichtbare Gefahr, gegen welche wir uns zu verteidigen hätten. Wir mühen uns nicht ab mit Nationalitäts- oder Grenzplackereien; wo solche gegen uns geübt werden, können wir doch nur versuchen, mit geistigen Waffen dagegen aufzukommen, was nicht selten noch die besten Resultate gibt. Es kommt sogar vor, daß fremde Regierungen sich — natürlich ganz privatim oder zwischen den Zeilen — entschuldigen, daß sie wegen des Einflusses egoistischer Parteien im eigenen Lande nicht frei sind in der Berücksichtigung unserer Beschwerden. Je nun, dann tragen wir, was wir nicht ändern können! Bei internationalen Konflikten, die bei weitverzweigten Interessen nicht zu vermeiden sind, über einen Fetzen Land oder eine beanspruchte Entschädigung, sind wir bereit, einen Schiedsspruch anzunehmen."

Seitdem sind wir in immer wachsendem Maße Weltbürger geworden, die unsere Weltprovinz lieben wie diese Generation einen Familienbesitz, den die vorigen zusammengebracht, gegen Meer und Feind verteidigt, kultiviert und verschönert haben. Unsere Selbständigkeit werden wir nach Kräften verteidigen, doch einer Weltorganisation zur Sicherung von Freiheit und Recht und friedlicher Schlichtung von Streitigkeiten würden wir uns staatlich gerne einordnen. Die Wahl unserer Residenz als Sitz der Friedenskonferenzen mit ihrem Prachtbau ist dieser Entwicklung der Gesinnungen in bedeutendem Maße förderlich gewesen. Unsere kommerziellen und geistigen Beziehungen zu den Nachbarvölkern wie auch unsere Kenntnis von deren Sprachen und Literatur haben stets zugenommen und werden sofort nach dem Friedensschluß in allen Richtungen gleichmäßig wieder aufgenommen und entwickelt werden. Alle Bestrebungen, das Ende des Krieges herbeizuführen, werden von Hoch und Niedrig nach Kräften unterstützt.

Auch in der Richtung unserer Kolonialverwaltung ist in dem letzten halben Jahrhundert eine glückliche Änderung eingetreten. Der Hauptbesitz, der ostindische, war erworben von einer Handelsgesellschaft, die am Ende des 18. Jahrhunderts verstaatlicht wurde, doch unter dem Druck der Zeiten blieb die Verwaltung kommerziell und ein Gewinnsaldo der Zweck, bis in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit Fransen van de Putte und seinen Freunden ein neuer Geist sich Bahn brach. Mehr und mehr ging unser Streben dahin, die indische Bevölkerung nach denselben Prinzipien zu regieren

Digitized by Google

wie unsere eigene, allmählich auch, speziell in diesem Jahrhundert, ihrer eigenen Teilnahme an der Verwaltung den Weg zu ebnen. Einzelheiten sind hier nicht am Platz; ich kann aber bestimmt erklären, daß die Bevölkerung, auch soweit sie mit ihrem politischen Status nicht zufrieden ist, doch keine Änderung wünscht bezüglich des Staates, dem sie als Kolonie angehört. Sie hat auch mit keinem anderen Volke ethnische Verwandtschaft, und den religiösen Beziehungen mit Mekka wird kein Hindernis in den Weg gelegt.

Im Weltkriege sind und bleiben wir neutral. Unsere Neutralität kann ich umschreiben als den Wunsch, daß keine Großmacht noch größer werden möge. Die Unterjochung z. B. der südafrikanischen Republiken durch England und die Behandlung unseres Nachbarstaates und seiner uns befreundeten Bevölkerung durch Deutschland haben unsere öffentliche Meinung sehr empört. Beide Staaten wie auch Amerika haben unsere Rechte und Interessen direkt verletzt durch Mißbrauch ihrer Macht zur See. Der Schiffahrts- und Postverkehr mit unseren Kolonien und anderen Neutralen ist unterbrochen und überwacht. Wir hungern wie ein blockierter Staat, und unsere Schiffe werden bei der leisesten Übertretung irgendwelcher Vorschriften von grenzenloser Willkür in den Grund gebohrt und konfisziert. Kriegsnotwendigkeit und antiquierte Präzedenzfälle gelten, als wären sie „lautere" Rechtsquellen.

Der Ausweg, den ich in dieser Revue (September 1916) zuerst anbahnte und ausarbeitete und kurz nachher wie einen Kommissionsbericht an der interparlamentarischen Union mit Zustimmung meines Kollegen Lammasch an ihre Mitglieder verteilte,[1]) die Formation eines Völkerbundes, findet hier Beifall. Die Einzelheiten wurden hierzulande wenig besprochen, was wohl anders werden wird, wenn die Idee mehr allgemein in den Vordergrund tritt. Insbesondere die Freiheit des Meeres. Es ist doch so einleuchtend, daß ohne Seeherrschaft keine Weltmacht bestehen kann. Verzicht auf Vorherrschaft zur See ist Verzicht auf Weltmacht, weil deren Möglichkeit mit der Festlegung der Freiheit des Meeres und der Meerengen und Meereskanäle und der Organisation einer internationalen Meerespolizei schlechthin in Wegfall kommt. Die einzelstaatlichen Kriegsflotten und Zerstörer von Handelsschiffen über und unter der Meeresfläche werden dann der Geschichte angehören, wie die Kaper- und Piratenschiffe früherer Jahrhunderte. Sobald es über diesen Punkt — natürlich mit spezieller Berücksichtigung von Staaten mit vom Meere getrennten Gebietsteilen — zur internationalen Aussprache kommt, klärt sich die Luft. Dann zeigt sich gleich, daß dieser Punkt von so unendlich überwiegender Wichtigkeit ist für den Weltfrieden der Zukunft, daß im Vergleich damit die kleinen Grenz- und Gebietsfragen und die staatliche Organisation von Landesteilen mit gemischter Bevölkerung für die künftige Gestaltung der Völkergemeinschaft von so untergeordneter Bedeutung sind, daß dadurch

[1]) Der Aufsatz ist von der Deutschen Abteilung der Union in weiteren Kreisen verbreitet und in Berlin herausgegeben worden.

Digitized by Google

die Parteistellung nicht beherrscht bleiben kann, wenn über die Meeresherrschaft Uneinigkeit entsteht. Und umgekehrt, daß, wenn man sich darüber einigt, die Fragen von nur lokaler Wichtigkeit den allgemeinen Krieg nicht verlängern werden und die Nächstbeteiligten sich leicht einigen werden entweder über eine Lösung, wenn sie bereits vorbereitet ist, oder über einen Aufschub der Lösung, bis eine Weltvertretung ihre Vermittlung bieten kann. Wilson würde eventuell gleich erfahren, daß die Rangordnung seiner Agenda sich in der Praxis nicht bewähren kann.

Zum Schluß kann ich die Überzeugung aussprechen, daß auch unser neues Ministerium nach Kräften für die Freiheit des Meeres in der weitesten Bedeutung eintreten wird.

14. September 1918.

Der politische Mord in der Geschichte Englands

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès

Politische Morde, deren sich die Engländer jetzt im Weltkriege mit immer stärker werdendem Zynismus bedienen, sind bei ihnen bereits im 15. Jahrhundert sozusagen an der Tagesordnung gewesen, zur Zeit der Thronstreitigkeiten zwischen den miteinander hadernden Linien des Hauses Plantagenet, den Familien Lancaster und York, in dem Kriege der roten und der weißen Rose. Das ist jedem Kenner der Shakespeareschen Königsdramen zur Genüge bekannt. Unter dem Regiment der Tudors (1485—1603) findet jene blutige Reihe Fortsetzungen, die mehrfach einen Vergleich mit den Schrecken der Religionskriege in Frankreich, Spanien und in den Niederlanden aushalten können, weniger unter Heinrich VII., um so mehr jedoch unter dem sechsmal vermählten Heinrich VIII. und unter seiner älteren Tochter, Maria der Katholischen; sie hat sich den weiteren Beinamen „Die Blutige" rechtmäßig und würdig verdient. Wie sie ihre protestantische Nebenbuhlerin und Base Johanna Grey zusammen mit dem Gemahl Guilford Dudley und bei gleicher Gelegenheit auch deren Schwiegervater, den Herzog von Northumberland, hinrichten ließ anläßlich des großen Thomas Wyatt-Aufstandes, der nach Ansicht der Königin nur durch den Tod des Führers, dreier evangelischer Bischöfe, sowie mehrerer hundert sonstiger Rebellen gesühnt werden konnte, so hat ihre Stiefschwester und Nachfolgerin Elisabeth ihrerseits die Nebenbuhlerin und Base Maria Stuart durch Hinrichtung beseitigt. Der gegen jene angestrengte Prozeß gab ihr dazu die willkommenste Handhabe.

Ein Prozeß ging auch der Hinrichtung des Grafen Robert Essex voraus (1601); ihr aber lagen noch andere als politische Motive für die Königin zugrunde. Zum gerichtlichen Vorgehen gegen Essex hatte sein Verhalten

Digitized by Google

gegenüber den aufständischen Iren, sein herber, allerdings berechtigter Tadel über das bisherige Verhalten der englischen Heerführer in Irland den Vorwand gegeben. Der bedeutendste irische Häuptling zur Zeit Elisabeths ist der Earl von Tyrone, Shane O'Neill, gewesen. Im Kampfe um die Anerkennung seines obendrein durch die Wahl des Stammes bekräftigten Nachfolgerechtes konnten die Engländer ihn weder durch Gewalt, noch durch listenreiche Überredung unschädlich machen. Versuche, ihn durch Meuchelmord zu beseitigen, scheiterten ebenfalls. 1563 sah sich Elisabeth genötigt, mit ihm Frieden zu schließen. In neuen Kämpfen völlig besiegt, mußte er vier Jahre später zu den Schotten Ulsters fliehen, wo er dann endlich ein Opfer von Mordbuben wurde, die England gedungen hatte. Die Engländer sind auf diesem blutigen Wege in Irland weitergeschritten: 1577 z. B. wurden gegen 400 Iren in Leix und Offaly, die selbst nie gegen England gekämpft hatten, unter Zusicherung freien Geleits, zu einer Unterredung nach Mulloghmaston geladen; dort wurden sie überfallen und niedergemacht.

In den Kämpfen Hugh O'Neills, eines Neffen Shanes, und seines Schwagers O'Donnell, gegen die Engländer in Ulster erschienen zu ihrer Hilfe Spanier. Trotzdem siegten die Engländer durch Verrat. Von den Iren wurde O'Donnell nach Spanien geschickt, um weitere Hilfe von dorther zu erbitten. Seinem Ziele bei König Philipp III. nahe, wurde er noch rechtzeitig durch einen englischen Geheimagenten vergiftet. Schließlich sah sich O'Neill und ebenso O'Donnells Bruder Rory gezwungen, im September 1607 die Heimat zu verlassen und nach Italien zu flüchten. Aber auch dort standen sie wiederholt in Gefahr, durch Meuchelmörder in englischem Solde ein gewaltsames Ende zu finden. Beiden war jedoch ein natürlicher Tod beschieden. Wie viele von den $1^1/_2$ Millionen Iren, die Elisabeth auf dem Gewissen haben soll, sonst noch durch Meuchelmord umgekommen sind, läßt sich natürlich nicht feststellen.

Die Hinrichtung ihres zweiten Nachfolgers, König Karls I., auf Betreiben Oliver Cromwells (1649) bietet manche Parallelen zu dem Schicksale des Zaren Nikolaus II. in der Gegenwart. Nach der endgültigen Vertreibung der Stuarts hat England blutige Thronkämpfe, in denen auch der politische Mord eine bedeutende Rolle spielte, auf seinem Boden gesehen: die von 1689—1746 mit steigender Grausamkeit geführten Jakobitenkriege. Jedoch auch auf fremdem Boden, außerhalb Großbritanniens, hat die Neigung der Briten, politische und militärische Aktionen durch hinterlistige Meuchelmorde zu ergänzen und zu fördern, ein weiteres und geeignetes Feld zur Betätigung gefunden, nämlich bei der Eroberung ihres großen Kolonialreiches.

Nicht einmal englische Missionare haben vor solchen Mitteln zurückgeschreckt. Als es sich um die Erwerbung von Madagaskar handelte, auf dessen Besitz auch Frankreich Ansprüche erhob, wurde am 12. Mai 1863 der franzosenfreundliche Hovakönig Radama II. von unzufriedenen Häupt-

Digitized by Google

lingen gewaltsam beseitigt. Die grausige Tat wird auf Umtriebe des englischen Missionars Ellis zurückgeführt.

Unter den Gewalttätigkeiten, an denen die Eroberungsgeschichte Indiens reich ist, fehlen Mordtaten verschiedenster Gattung natürlich nicht. In den Kämpfen der Franzosen mit den Engländern um das Dekkan in Südindien war der mit jenen verbündete Rajah von Trichinopoly, Chunda Sahib, im Juni 1752 von dem französischen Offizier Law einem General des Rajah von Tanjore, der sich dafür bezahlen ließ, zur Beschützung anvertraut. Kaum aber ausgeliefert, wurde Chunda Sahib verräterischerweise gefesselt und mit stillschweigender Billigung der Engländer alsbald aus dem Leben befördert. Nicht anders erging es wenige Jahre später, am 24. Juni 1757, dem mit den Franzosen verbündeten Subahdar von Bengalen, Mirza Mahmud (Surajah Dowlah). Zu seiner Vernichtung hatte sich Robert Clive, der eigentliche Begründer der britischen Macht in Indien, mit Mißvergnügten aus der nächsten Umgebung des Subahdar heimlich verständigt. Eine Teilung der Schätze des Subahdar war im voraus genau ausgemacht, darunter 280000 Rupien für den englischen Oberbefehlshaber. Durch treuherzig gehaltene Briefe wußte Clive den Ahnungslosen in trügerische Sicherheit einzuwiegen. Selbst vor der Fälschung einer Unterschrift des Admirals Watson, der von dem ehrlosen Handel nichts wissen wollte, scheute er nicht zurück. Von den Engländern plötzlich als Feind behandelt, von den Seinigen in der Schlacht bei Plassy verraten, mußte der Subahdar verkleidet fliehen. Erkannt und gefangen genommen, wurde er von dem Sohne seines treulosen Heerführers Meer Jaffier Khan ermordet.

Der berüchtigte Warren Hastings beansprucht auch in diesem Zusammenhange den ihm gebührenden Platz. Einen seiner gefährlichsten Gegner, den Inder Nuncomar, der gegen ihn zu Anfang 1775 die schwersten Anklagen wegen Bestechung und Unterschlagungen erhoben hatte, ließ er, anstatt sich selbst zu rechtfertigen, wegen angeblichen Landesverrats verhaften und durch seinen Freund, den Oberrichter Impey, die Verurteilung zum Tode durchsetzen. Die Hinrichtung ward prompt vollzogen.

Zwiespalt unter die Feinde zu säen durch Anreizung zur Ermordung der Führer, durch Aussetzen von Prämien auf ihre Köpfe ist eine vornehmlich bei den Engländern beliebte Praxis; sie bietet den schätzbaren Vorteil, daß sie sich dabei nicht selbst mit der doch immerhin anrüchigen Mordwaffe abzugeben oder sich selbst gar mit dem Blute der Opfer zu bespritzen brauchen. Bereits in den von reizvollen Abenteuerlegenden umwobenen Ausrottungskämpfen gegen die Indianer kommt jener Brauch vor; er ist dann auch auf die Kämpfe der tapferen Briten mit zivilisierten Völkern übertragen worden.

Schon im Jahre 1750 hatte Oberst Cornwallis, der Gouverneur auf Nova Scotia, für den Kopf eines Indianers, sei er lebend oder tot, 10 Guineas versprochen. Nicht anders in Südafrika. Im Juli 1848 ward ein Manifest der Buren mit Beschwerden über die englische Herrschaft an den Gouverneur

Digitized by Google

der Kapkolonie, Sir Harry Smith, gerichtet, aber von diesem mit der Aussetzung hoher Preise auf die Köpfe von Andries Pretorius und anderen Führern der Buren beantwortet. Aufgehoben wurden diese Prämien, als sich England Ende 1851 zu Verhandlungen behufs Herbeiführung einer Verständigung veranlaßt sah; als Sand River Convention kam sie dann tatsächlich zustande. Nutzlos war auch die Preisaussetzung auf den Kopf des verräterischen Mahrattenführers Nana Sahib im Sepoyaufstand 1857, trotzdem der Preis 15000 Pfund Sterling betrug. Nach Unterdrückung des Aufstandes blieb Nana Sahib verschollen, während die übrigen Rädelsführer, soweit sie den Engländern in die Hände fielen, rücksichtslos gehängt wurden.

Von weiteren Beispielen zu diesem Kapitel englischer Kampfweise sei hier abgesehen, erwähnt jedoch sei nur noch, daß die Briten, zusammen mit ihren damaligen Verbündeten, den höchsten Preis überhaupt auf den Kopf des Mannes ausgesetzt haben, der ihr gefährlichster Widersacher gewesen ist, auf den Napoleons I. (1815). Sein Kampf gegen England, der das ganze Leben des außerordentlichen Mannes ausgefüllt hat, bietet ja so viele Vergleichspunkte mit Deutschlands Verteidigungskrieg gegen den britischen Vernichtungsplan!

Zuerst vor Toulon (Herbst 1793), dann auf seinem ersten italienischen Feldzuge hatten die Engländer Bonapartes überlegenes Genie kennen gelernt. Die Furcht vor seinem Namen hatte bis nach Neapel hin gewirkt, wo der gefeierte Seeheld der Briten, Horatio Nelson, seinen Ruhm für immer geschändet hatte durch das von ihm erzwungene Todesurteil gegen den greisen Admiral Francesco Caracciolo, seinen ehemaligen Freund und Waffengefährten, durch seine Mitschuld an 99 Justizmorden und vielen anderen Verurteilungen und Greuelszenen, die den verräterischen Bruch der mit den Republikanern eingegangenen Kapitulationen zur Voraussetzung hatten.

Mit seiner ägyptischen Expedition hatte Bonaparte die Briten bis tief in das innerste Mark hinein getroffen. Der nunmehrige Erste Konsul mußte unbedingt beseitigt werden. Als er am Weihnachtsabend des Jahres 1800 zur Aufführung von Haydns „Schöpfung" in die Oper fuhr, explodierte beim Passieren der engen Rue St. Nicaise ein mit Pulver und Sprengkörpern angefülltes Faß. Die Schnelligkeit seiner Pferde rettete Bonaparte vor dem lauernden Verderben, dem andere Passanten zum Opfer fielen. Der Urheber des Verbrechens war George Cadoudal, ein Schützling des englischen Ministeriums, das ihn vor der Verfolgung bewahrte. In der Untersuchung stellte es sich sehr bald heraus, daß der mißlungene Mordangriff von England aus ins Werk gesetzt war.

Den Umtrieben, die von dort her gegen Napoleon und seinen neuen, wenn auch noch nicht offiziellen Verbündeten im Kampfe gegen das Inselvolk ausgingen, sollte der letztere, nämlich Zar Paul I. von Rußland, genau drei Monate später zum Opfer fallen. Durch Überlassung der Insel Malta war der halbasiatische Despot von Napoleon gewonnen worden. Dem Bunde

Digitized by Google

gegen England schlossen sich, vorläufig erst als neutrale Mächte, Dänemark und Schweden, schließlich auch Preußen an. Ein Marsch nach Indien stand auf dem Zukunftsprogramm, vorerst sollte den Engländern der Sund und damit die Ostsee gesperrt werden. Es saß ihnen wirklich das Messer an der Kehle! Da trat in Englands höchster Not ein elementar wirkendes Ereignis ein: die Ermordung des Zaren durch eine Palastrevolution am 24. März 1801; sie entsprach ganz ausgezeichnet den Interessen der Engländer. Der britische Botschafter in St. Petersburg — zur Zeit Lord Whitworth — stand ihr sicher nicht fern, ähnlich wie bei den jüngsten Ereignissen in Rußland. Damals schien die ruchlose Tat dazu bestimmt zu sein, vorerst die Wirkungen der sofort darauf folgenden völkerrechtswidrigen Beschießung von Kopenhagen durch eine britische Flotte zu erhöhen. Der neue Zar, Alexander I., war England freundlicher gesinnt als sein Vater. Ein Jahr später kam es zwischen Napoleon und England zum Frieden von Amiens, der durch Englands Vertragsbruch, Maltas wegen, eine traurige Berühmtheit erlangen sollte.

Die britische Insel blieb der Sammelplatz für alle Gegner Napoleons, vor allem für die Anhänger der entthronten Bourbonen, für die Royalisten. In diesen Kreisen wurde ein neuer Anschlag vorbereitet unter Mitwissen mehrerer der dortigen Minister. Auf dem Wege nach dem Schlosse Malmaison sollte der Erste Konsul aufgehoben und an die Küste auf ein bereitstehendes englisches Schiff transportiert werden, gleichgültig, ob lebend oder tot. Das letztere wäre wohl das weit Wahrscheinlichere gewesen, wenn auch die Verschworenen, an ihrer Spitze General Pichegru und wieder George Cadoudal, mit dem Abfall mehrerer Generale und der von ihnen befehligten Truppen rechneten. Das Vorhaben ward aber vorzeitig Napoleon durch seine Späher verraten und schnell gesühnt. Mitschuldig erschien dem angehenden Imperator auch der bourbonische Herzog von Enghien. Er stand im Verdachte, mit englischen Agenten, die in Süddeutschland ihr Unwesen trieben, in Verbindung zu stehen. Eingestandenermaßen hatte er der gewaltigen Unternehmung, die Napoleon gegen England von Boulogne aus vorbereitete, entgegenzuarbeiten gesucht. Nahe der Grenze bei Straßburg ward er von französischen Dragonern aufgehoben. Ein Kriegsgericht hatte ihn zum Tode zu verurteilen. Die Vollziehung des Urteils ist Napoleon zum schlimmsten Vorwurf gemacht worden. Sie erschien ihm notwendig, als Abschreckungsmittel gegen weitere Anschläge von jener Seite: „Bin ich denn ein Hund, daß man mich auf der Straße glaubt totschlagen zu dürfen? Sind meine Mörder geheiligte Wesen?“ Dieser charakteristische Entrüstungsruf ist bei jedwedem Opfer englischer Verfolgungstücke zu bejahen. Denn, wie der bekannte irische Freiheitskämpfer George Chatterton-Hill sehr richtig beobachtet hat: „Sobald es sich um Notwendigkeiten politisch-wirtschaftlicher Art handelt, verlieren für den Engländer alle anderen Regeln der Gesittung völlig ihre Daseinsberechtigung!“

Digitized by Google

Adele Schopenhauer

Von

Margarete Henriette Gräfin v. Bünau, geb. v. Meerheimb

Die im Jahr 1797 geborene Adele Schopenhauer war die neun Jahre jüngere, einzige Schwester des berühmten Philosophen Arthur Schopenhauer.

Es ist nicht leicht, die Schwester eines Genies zu sein.

Adele wußte diese schwere Aufgabe nicht zu lösen. Sie zerbrach an ihrem Schicksal, immer als Prell- und Sündenbock zwischen ihrer Mutter und ihrem Bruder zu stehen, dem sie trotz einiger Anläufe, die sie nahm, niemals wirklich innerlich näher getreten ist.

Der große Altersunterschied erschwerte allerdings ein inniges Verhältnis der Geschwister, war aber keineswegs die Hauptursache der Entfremdung, die in den traurigen Verhältnissen der Schopenhauerschen Familie und in den eigenartigen Charakteren derselben zu suchen ist.

Beim Ausbruch der Revolution in Paris hatten die Eltern Schopenhauer, Floris Heinrich Schopenhauer und Frau Johanna, geborene Trosiener, Danzig verlassen müssen. Floris Heinrich Schopenhauer sah seine Vaterstadt nie wieder. Unter ungünstigen Verhältnissen setzte er seine Handelsgeschäfte in Hamburg fort.

In seinem neunten Lebensjahre mußte Arthur Schopenhauer bereits sein Elternhaus verlassen. Er wurde in Frankreich und England erzogen, weil er auf Wunsch seines Vaters Kaufmann werden sollte. Mit sechzehn Jahren kam er nach Hamburg zurück. Sehr bald darauf starb sein Vater durch einen unglücklichen Sturz. Dieser plötzliche Tod erschütterte Arthur sehr tief. Er blieb vorläufig in Hamburg, während Frau Johanna mit der kleinen Adele nach Weimar zog. Durch die Feuertaufe der gemeinsam durchlebten Drangsale des Kriegsjahres 1806 wurde Frau Johanna schnell zur Weimaranerin. Als junger, lebenslustiger, wohlhabender Frau gelang es ihr bald, ihr Haus zum Mittelpunkt des geselligen Treibens in Weimar zu machen. Goethe, der Johannas Freundlichkeit gegen seine Frau dankbar empfand, führte alle interessanten Persönlichkeiten bei ihr ein, so daß Johanna mit vollem Recht ihrem Sohne schreiben konnte: „Der Zirkel, der sich Sonntags und Donnerstags um mich versammelt, hat wohl in Deutschland nicht seinesgleichen."

Während ihrer Ehe mit dem um neunzehn Jahre älteren Mann hatte sie sich immer seinem Willen fügen müssen. Jetzt lebte sie in der geistigen Freiheit Weimars förmlich auf. Lust zum schreiben regte sich in ihr. Mit der Biographie des ihr befreundeten Karl Ludwig Bertuch eröffnete sie ihre literarische Laufbahn. In wenigen Jahren wurde sie eine beliebte Schriftstellerin.

Man hätte nun denken sollen, daß der geistvolle Sohn Arthur sich in diesem bedeutenden Kreise, der sich im Salon seiner talentvollen Mutter ver-

Digitized by Google

sammelte, wohlbefunden und Anregung dort gefunden hätte! Das war leider keineswegs der Fall. Verbrachte er seine Erholungszeiten in Weimar, so kam es zwischen ihm und der Mutter sehr bald zu Reibereien, auch heftigen Szenen.

Trotzdem gab sie seinem Wunsch sofort nach, als er erklärte, „nicht Kaufmann werden zu wollen, sondern sich ganz den Wissenschaften zu widmen".

Auch die Wahl des Ortes, wo er sein Studium betreiben wolle, stellte sie ihm frei. Er entschied sich für Weimar, obwohl die Mutter ihm dringend „Göttingen oder Altenburg anriet". Denn es war ihr, wie sie dem Sohne offenherzig erklärte, „ein Bedürfnis zu wissen, daß es ihm gut ginge — aber sie wünsche keineswegs Zeuge davon zu sein".

Lange dauerte Arthurs Aufenthalt in Weimar nicht. Er siedelte nach Berlin über und verbrachte nur noch die Universitätsferien in Weimar. Das Verhältnis von Mutter und Sohn spitzte sich bereits im November 1813 zum Konflikt zu.

Arthur war als Doktor der Philosophie nach Weimar zurückgekehrt und gab sich bei seiner Mutter in Pension. Adele, damals ein eben erwachsenes Mädchen versuchte nur sehr schüchtern dem Bruder näherzutreten. Sie spielte im Salon der hübscheren, lebhafteren Mutter stets eine Nebenrolle. Ihre Versöhnungs- und Vermittlungsversuche fielen ziemlich kläglich aus und zogen ihr nur Vorwürfe von beiden zu; denn jeder verlangte, daß sie ganz auf seine Seite treten sollte.

Die unerquicklichen Zustände steigerten sich bis zur Unhaltbarkeit, als es zwischen Arthur und dem Hausfreund von Frau Johanna, einem Herrn Friedrich von Gerstenbergk, genannt Müller, zum Streit kam. Gerstenbergk, der damals durch seine „Kaledonischen Erzählungen" als Belletrist auftrat, zählte nur acht Jahre mehr als Arthur. Seit einiger Zeit bewohnte er einige Zimmer im Schopenhauerschen Hause und speiste auch mit der Familie zusammen.

Arthur sah dies Verhältnis ungern und beurteilte es mit jugendlicher Härte. Schon damals regte sich seine nur zu begründete Befürchtung, daß das väterliche Vermögen in den Händen der leichtlebigen Mutter zusammenschwinden würde und ihm, der sich zum Erwerb nicht befähigt fühlte, dadurch die Sorge für die nächsten Angehörigen zufallen könnte. Dieses Mißtrauen führte zu immer heftigeren Auftritten zwischen Mutter und Sohn.

Arthur verlangte diktatorisch die Trennung der Mutter von Gerstenbergk. Diese verweigerte das und gab nur insoweit nach, als sie während Arthurs Anwesenheit nicht mehr mit Gerstenbergk zusammen speiste. Auch diese Konzession versöhnte Arthur nicht. Er blieb dabei, „seine Mutter habe das Andenken seines Vaters beschimpft durch diese Freundschaft".

Das konnte er ihr nicht vergeben. Am 14. Mai 1814 verließ Arthur Schopenhauer das Haus seiner Mutter, die er bis zu Frau Johannas Tode am 16. April 1838 nicht mehr gesehen hat. Korrespondieren taten sie zuweilen, aber meist in einem erbitterten Ton wegen leidiger Vermögensauseinandersetzungen.

Digitized by Google

Adele litt schwer unter diesem unnatürlichen Verhältnis und nicht weniger unter Gerstenbergks Stellung im Hause ihrer Mutter.

In ihren Tagebüchern und Briefen beklagt sie sich oft über seine Rücksichtslosigkeiten ihr gegenüber. Klar zu durchschauen ist weder das Verhältnis, in welchem Johanna Schopenhauer zu Gerstenbergk stand, noch sind Adeles Beziehungen zu ihm ganz durchsichtig. Denn außer den vielen Klagen, die sie über ihn führt, erwähnt sie ihn auch oft lobend. Sogar die Möglichkeit einer Heirat zwischen ihnen beiden wird erwogen.

Trotz des traurigen Zwiespalts in der Familie war Adeles erste Jugendzeit in Weimar doch wohl eine glückliche zu nennen durch die schwärmerische Freundschaft, die sie mit Ottilie von Pogwisch, später August von Goethes Gattin, verband.

Ottilie muß einen eigentümlichen Zauber gehabt haben, so daß selbst ihre großen Fehler ihren Freunden nur wie die notwendigen Schatten zu den strahlenden Lichtseiten ihres Wesens erschienen.

Adele sowohl wie Ottilie, lieben beständig. Das heißt beständig ist nur die Liebe an sich. Der Gegenstand wechselte häufig.

Ottilie liebte vor, während und nach ihrer Ehe immer irgendeinen Mann — leider nie den eigenen! Und Adele begleitete sie als treue Freundin und Vertraute mit durch alle diese Herzensstürme. Wunderbarerweise lieben sie auch häufig denselben, ohne daß dies der Freundschaft Eintrag täte.

Ferdinand Heinke, ein versprengter, verwundeter Jäger des schlesischen Freikorps, dessen Bekanntschaft sie 1813 machen, wird jahrelang angeschwärmt, dann über anderen Sternen wie Könneritz, Wolff, Rebenstein, Nikolovius und einer Reihe junger Engländer vergessen. Heinke taucht aber immer wieder in schwärmerischen, unausgefüllten Stunden wie aus der Versenkung empor und wird von neuem mit heißen Liebesgedanken und wehmütigen Erinnerungen umsponnen. Die Freundinnen waren sich von Anfang an über die Gemeinsamkeit ihrer Liebe klar. Doch war Adele sofort bereit, zurückzutreten:

„Dein Glück ist mein teuerster Wunsch auf Erden," schreibt sie. „Und kann ich es mit irgend etwas befördern, so würde ich es tun und kostete es mein Leben."

Diese Worte sind keine hochtönende Phrase, sondern Wahrheit. Adele setzte stets ihrer Freundin Glück vor das eigene, bemühte sich ihr Leben lang, Ottilie vor sich selbst zu schützen, die Folgen ihrer vielen Unvorsichtigkeiten von ihr abzuwehren, die Hände über den Ruf der geliebten Freundin zu halten. Vergebens! Die Tragik in Adeles Leben lag darin, daß sie immer zwischen zwei geliebten Menschen stand, deren Bestes sie anstrebte, zwischen denen sie vermitteln und ausgleichen wollte, was ihr trotz ihres scharfen Verstandes, ihrer Aufopferungsfähigkeit, ihres gesunden Urteils nie gelang. Weder bei ihrer Mutter und ihrem Bruder, noch bei Ottilie und August von Goethe, deren unglückliche Ehe immer wie ein Alp auf Adeles Herzen lag. Stets

Digitized by Google

war sie bemüht, den Riß zwischen den beiden zusammenzuleimen! Aber wohl nur Augusts Tod verhütete den völligen Bruch.

Von Anfang an ahnte Adele, daß eine Heirat von Ottilie und August für beide kein Glück bedeuten würde. Im Jahre 1815 warnt sie Ottilie bereits eindringlich vor dieser Verlobung mit den Worten: „Unbeschreiblich unangenehm wirkt dieser Gedanke auf mich, weil ich fest glaube, Du könntest mit diesem wilden, zerstörenden, auffahrenden Menschen sehr unglücklich sein." An einer anderen Stelle heißt es: „Dieser harte, wilde Mensch zerstört Dich ganz. Ich stehe vor der Zukunft wie vor einem gläsernen Zauberpalast. Ich sehe um mich lauter Jammer und sehe ins Weite, ohne das Glas durchbrechen zu können. Ich weiß bestimmt, Du heiratest ihn und doch ‚lieben', wie das Wort in unseren Seelen steht, kannst Du August nicht."

Obgleich wohl auch eine innere Stimme in Ottiliens Herzen den Warnungen Recht gab, fand die Heirat doch statt, im Jahre 1817.

Bei diesem Entschluß sprachen wohl Ottiliens unglückliche häusliche Verhältnisse sehr stark mit. Ottilie war arm, trotzdem anspruchsvoll erzogen. Auf Wunsch ihrer schwierigen tyrannischen Großmutter hatten ihre Eltern sich scheiden lassen. Der Vater blieb ihr fern, die Mutter wurde durch ihre Hofstellung verhindert, den Töchtern ein behagliches Heim zu schaffen. Die günstige pekuniäre Lage, in die eine Heirat mit August Ottilie versetzte, vor allem der Gedanke, des „berühmten Goethe" Schwiegertochter zu werden, gaben wohl den Ausschlag. Daß August von Goethe Ottilie geliebt hat, steht fest. All das Schmerzliche, Bittere in ihrer Ehe kam aber daher, daß sie in Wahrheit wenig voneinander wußten und daß sie sich nie ganz zu verstehen suchten. Jedenfalls fehlte August die Gabe, Ottiliens feurige, geniale Natur, ihr großzügiges Wesen zu erfassen. Während der alte Goethe ihr stets gerecht wurde. Dem blieb Ottilie immer interessant und anziehend, mit der Weisheit seines abgeklärten Geistes beurteilte er sie. Und auch an Ottilie ist es ein sympathischer Zug, wie stets gleich sie sich in ihrer Liebe und Verehrung für den Schwiegervater blieb, in dessen Pflege sie sich später oft völlig aufrieb. Schon bald kam es zwischen dem jungen Ehepaar Goethe zu Zerwürfnissen. Adele, die mindestens einmal täglich die „Dachetage" im Goethehaus betrat, war oft Zeuge davon. Auch merkte sie, daß Ottilie ihre Neigung einem anderen Mann (Nikolovius) zuwandte. Adele verurteilte das nicht; aber sie warnt die Freundin:

„Ich glaube nicht, daß dies Glück dauert. Das ist eine Staudenblüte, meine Ottilie, freue Dich ihrer Schönheit, rechne nicht auf Dauer. Schone August, gib Dir nie nach, bedenke immer, daß er ein Mann ist, was wir nicht bedächten, kostet ihm vielleicht harte Überwindung."

Ein anderes Mal bittet sie noch ernster und eindringlicher:

„... In Deinem Briefe finde ich die Worte, daß Du die alten Wege verlassen willst um Augusts willen! Könntest Du mir dazu in die Augen sehen, brauchte ich keinen Kommentar ..."

Digitized by Google

Zu einem Weihnachtsfest weiß sie auch wiederum Auguste mit liebreichen Worten zu trösten:

„Ihnen beschere ich will's Gott meiner Ottilie heiteres Gesicht. Nehmen Sie Ottilie einmal in die Arme, ohne daß ich eifersüchtig dazu aussehe, und dann sagen Sie sich dabei, was ich Ihnen alles gern gönne, was ich vom Himmel für Sie erbete."

In diesen Jahren ist das Leben der beiden Freundinnen trotz Ottiliens Heirat, trotz der Geburt ihrer Kinder noch so miteinander verwoben, daß man den einen Namen kaum ohne den andern nennen kann. Obwohl sie sich täglich meist mehrere Male sehen, gehen noch zahllose Briefe zwischen ihnen hin und her, in denen sie über alles reden. Das Höchste und Tiefste steht neben gesellschaftlichem Klatsch und geringfügigen Kleinigkeiten, wie der Tag sie mit sich bringt.

Merkwürdig berührt es, wie selten Adele ihren Bruder erwähnt. Sie berichtet zwar einmal, „sie habe mild und nachgiebig an Arthur geschrieben". Doch mag der Bruder dieses Einlenken wohl nur als Wankelmut oder Charakterlosigkeit empfunden haben. Jedenfalls vergab er es der Schwester nie, „daß sie nicht fest zu ihm gestanden und seine Interessen zu den ihren gemacht habe".

Als der erste Band von Schopenhauers Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung" im Jahre 1818 herauskam, nahm Adele einen Anlauf, die geistige Größe des Bruders zu erfassen und sein Werk zu studieren. Sie schreibt ihm darüber:

„Ich erhielt Dein Werk vor kurzem. Goethe empfing es mit vieler Freude. Zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Teile und fing augenblicklich an darin zu lesen."

Zum Schluß dieses Briefes, eines der wenigen, die ein tieferes Eindringen in die Gedankenwelt des Bruders verraten, kommt ihr eine bittere Klage über ihre häuslichen Verhältnisse aus der Feder.

„Häusliches Glück ist wohl das Schönste, was uns das Dasein gibt," bemerkte sie. „Die Meisten gehen stumm, ohne Klage hin und haben es nicht, dürfen es nicht einmal suchen. Ich habe es auch nicht, mich drängt, mich quält fremde Einwirkung, mich treibt mein Stolz oft zur Unfreundlichkeit gegen Gerstenbergk und die Mutter. Aber ich kann auch nur hier und dort wieder halten, was von meinem Glücksbaum fällt, stützen, verdecken, mich zurückzuhalten streben und mich selbst in Schlaf singen, wenn mich der Schmerz zu heftig angreift. Und das tue ich auch."

Der nächste Brief, den sie dem Bruder im Jahre 1819 nach Italien schickt, wo Arthur sich eine längere Erholungszeit gönnte, schildert in sehr munterer Weise ihre vielen Ausflüge mit Freunden. „Mein Inneres ist klar und heiter wie der Tag."

Noch war dieser Brief nicht in Arthurs Händen, als ein anderer nachgeschickt wurde, der mit den Worten begann:

Digitized by Google

„Vielleicht erhälst Du diesen Brief zwei Tage später als den andern. In diesen zwei Tagen liegt die Umwälzung meines Erdengeschicks."

Dieser Brief brachte die Unglückspost von dem Sturze des Danziger Handlungshauses A. L. Muhl, welchem Johanna Schopenhauer den Rest ihres eigenen und das ganze Vermögen ihrer Tochter ohne weitere als wechselmäßige Sicherheit anvertraut hatte. Auch Arthur Schopenhauer hatte sich überreden lassen, achttausend Taler auf dem in großem Ansehen stehenden Hause gegen Solawechsel stehen zu lassen.

Adele ertrug ihre Verarmung würdig. Die erfolgreiche Schriftstellerei der Mutter ermöglichte ein anständiges Weiterleben in Weimar, wo Adele Ottiliens wegen bleiben wollte.

Von Danzig aus, wohin sie zur Besprechung mit dem Leiter des bankrotten Bankhauses gereist war, schreibt sie der Freundin 1819:

„Laß mich gestehen, daß ich nicht ohne Dich zu leben vermag, und ich fürchte, Du ebensowenig ohne meine Nähe, daß wir vielleicht fortvegetieren können, aber nur als Schatten unseren früheren Seins ...

Wir werden entbehren müssen. Wir werden ein anderes Haus beziehen und von einem großen Teil unseres Umganges uns zurückziehen und eingezogen, still ohne Aufwand, der irgend vermeidlich, nur mit unseren Freunden leben. Mit unseren Freunden! Das ist ein Trost. Wie Sterne stehen Eure Bilder um mich ..."

In späteren Jahren sah Adele ein, daß es richtiger gewesen wäre, Weimar sofort zu verlassen. Denn in den gewohnten Verhältnissen ließen sich Ansprüche und Gewohnheiten viel schwerer zurückschrauben. Der Stolz, mit dem Adele ihr Unglück trug, zeitigte eine gewisse Härte in ihrem Charakter, die ihr bis dahin fern lag.

Sehr schroff lehnte sie jedes hilfreiche Anerbieten des Hausfreundes Gerstenbergk ab mit den Worten:

„Solange ich Hände noch frei bewege, will ich keinem danken, was ich mir selbst danken kann."

Auch das hochherzige Anerbieten des Bruders, der sofort nach Empfang der Unglücksnachricht der Schwester schrieb, „das Wenige was ihm geblieben, sei er bereit, mit ihr und der Mutter zu teilen," wurde nicht angenommen, und leider ergab die Verarmung der Mutter und Schwester nicht einen engeren Anschluß an den Sohn und Bruder, sondern wurde der Anlaß zu einem mehr als zehnjährigen Zerwürfnis der Geschwister. Die Firma Muhl schlug ihren Gläubigern einen Akkord vor, den Frau Johanna und Adele sofort annehmen wollten, um doch etwas zu retten.

Arthur Schopenhauer weigerte sich, in irgendeiner Weise entgegenzukommen und pochte auf sein gutes Recht. Ihn ließ die Furcht nicht los, daß Adele gleich ihrer Mutter nach „Weiberart" in Geldfragen leichtsinnig handeln wolle.

Adele und ihre Mutter waren wiederum empört über Arthurs Eigensinn,

Digitized by Google

der ihnen einen noch leidlich günstig erscheinenden Vergleich zum scheitern zu bringen drohte.

Schopenhauer selbst führte seine Sache, wenn man bedenkt, daß er von Natur aus nicht zum Geschäftsmann angelegt war, mit großer Geschicklichkeit zu Ende. Indem er fest bei seinen Wechseln stehenblieb, ohne in den Akkord einzutreten, aber das Zustandekommen desselben durch die Zusicherung, warten zu wollen, ermöglichte, gelang es ihm schließlich, seine ganze Forderung zu retten.

Adeles und ihrer Mutter Entrüstung über den Bruder, der nicht sogleich ihr Verlangen, alles zu bewilligen, erfüllte, erscheint sehr ungerecht. Sie hätten einsehen müssen, was die pekuniäre Unabhängigkeit für Schopenhauer bedeutete. Diese allein ermöglichte es ihm, sein Lebenswerk unbehindert schaffen zu können.

Obwohl Adele ihm noch kurz vor dem Streit die schönen Worte geschrieben hatte: „Für kommende Jahrhunderte zu arbeiten ist groß und erhebend," wollte sie jetzt nicht einsehen, daß er ja nur um „für Jahrhunderte" arbeiten zu können, so energisch um das Seinige kämpfte.

Die Tatsachen gaben seiner Zähigkeit auch vollkommen recht, löschten aber nicht die dadurch entstandene Bitterkeit in den Herzen der Geschwister. Obwohl der zustande gekommene Vergleich später auch Adelen einen Vermögensrest zurückgab, so überstiegen die Ausgaben immer noch die Einnahmen, denn Frau Johanna war keine sparsame Hausfrau.

Diese Weimarer Jahre nach dem Vermögensverlust waren keine glücklichen mehr für Adele. Denn ihr Verkehr mit Ottilie gestaltete sich nach und nach zu einem sehr schmerzlichen, weil Ottilie eine leidenschaftliche Vorliebe für einen jungen Engländer Sterling gefaßt hatte. Diese Liebe, von der bald ganz Weimar wußte, bereitete Adele tausend Ängste und Sorgen.

Auch in diesem Verhältnis blieb sie Ottiliens Vertraute, aber zugleich ihre Mahnerin, manchmal Richterin.

„Seit Deiner Abreise bin ich Sterlings Vertraute," heißt es in einem Brief: „Wenn ich August (Ottiliens Mann) ansehe, steigt mir das Blut ins Gesicht, wenn Deine Mutter, Deine Kinder mir begegnen, zittere ich vor Schmerz. Ich sah all den Kummer ihnen nahen, frage mich bis zur Verzweiflung, was kann ich tun? Weiß nichts ... weinen, mit ihnen weinen. Mit diesen Zeilen, die Dir gestehen, wie Sterling Dich liebt, beginnt mein Unrecht.

Ich betrüge August. Du, meine Ottilie, hast noch keine Schuld. Die Liebe ist und bleibt frei. Aber Deine Handlungen sind es nicht. Und daß Du so unendlich viel leiden mußt, nimmt mir alle Kraft."

Im Jahre 1824 verbreitet sie sich über dasselbe Thema und ruft der Freundin energisch zu:

„Ottilie, so kann es nicht bleiben, entweder Du selbst mußt Dir helfen, indem Du diese, mit einem Male so gesteigerte Qual von Dir wirfst, eine Trennung auf Jahre, oder auf ein Jahr forderst und den Schein der Undankbarkeit auf Dich ladest, weil es vielleicht das einzige Mittel ist, doch all-

Digitized by Google

mählich wieder ins alte Gleis zu kommen, oder Du mußt Dich mit Gewalt zu einer inneren Lebensruhe und Kälte erheben, von der ich nicht weiß, ob Du sie erreichen oder bewahren kannst. Ich kann es, und weil ich nichts auf der Welt mit Dir vergleiche, so erwarte ich von Dir aus Dir selbst eine Quelle der Hilfe. Du allein hast diese Hölle in Dir, aber auch den Himmel, der aus ihr befreit. Du wirst, Du kannst wieder ein neues Leben finden, und Dir ganz allein vertraue ich."

Sehr resigniert, aber ohne Bitterkeit schließt der nächste Brief:

„Ich hatte dem Traum, Dir Glück zu geben dadurch, daß ich vier bis sechs Jahre bloß in Dir und für Dich lebte, schmerzlich entsagt; konnte meine Freundschaft Dir nicht, da ich alles gab, genügen, so liegt es in der Natur, daß wir den Mann als Freund suchen, nicht eine Freundin, denn Du hast mich ausschließend geliebt. Du konntest nicht glücklich sein, als ich in Danzig war, und ertrugst früher Dein Elend leichter, weil ich bei Dir war.

Da fandest Du Sterling. Ich litt furchtbar, Du warst sogar eifersüchtig, folglich nicht eins mit mir. Von dem Moment an war ich klar, daß Freunde nicht einer des andern Leben ergänzen und eins sind, sondern immer Zwei und daß bei unserem Geschlecht die Neigung, die Ergänzung zu suchen, der Freundschaft schadet. Du warst nicht zu beglücken, obschon ich mich Dir ganz und gar ergab, allen anderen Wünschen und Pflichten entsagte, da Du nun nicht das sein konntest, kann kein Mensch dem bloßen Freund oder der Freundin alles sein im nämlichen Geschlecht.

Auf Deine Frage, was denn eine Ehe ohne Liebe geben könne? antworte ich jetzt: wenn das Lieben abgetan, wenn wir ohne Leidenschaft wählen, kann ein Mittelzustand entstehen, der eine Art Freundschaft ist, aber freilich durch Verschiedenheit des Geschlechts modifiziert. Mit einem solchen Freunde könnte ich ruhig leben. Ich würde keine Liebe fordern, sie missen wie jetzt oder früher, aber das Recht haben, meinem Mann, meinen Kindern nicht wie Du sagst „die Suppe zu bestellen", sondern ihr Leben zu entwickeln und zu bilden und dem seinen meines möglichst anzuschließen, ihn zu pflegen und in den mannigfachen Lebensstellungen seinen Rat und Schutz zu verlangen."

Aber selbst solch bescheidenes Frauenlos, mit dem Adele sich begnügen wollte, war ihr nicht beschieden. Der Verlust ihres Vermögens, die Verschwendungssucht ihrer Mutter ließen solche Hoffnungen sich niemals verwirklichen. Obwohl ihr noch viele Männer näher traten und mancher gewiß das talentvolle, kluge, liebenswürdige Mädchen gern geheiratet haben würde, wenn sie nicht arm und dabei sehr verwöhnt gewesen wäre. In Rödelheim, Bonn und Köln, wohin Adele von Weimar aus öfter ging, lernte sie das Übertriebene ihrer Ansprüche und Forderungen ans Leben einsehen.

Von Köln aus beschreibt sie diese Eindrücke an Ottilie:

„Seltsame Erfahrungen hatte ich hier zu machen. Ich lernte wirklich bürgerliches Leben und bürgerliche Männercharakter, Familienleben kennen. Ich sah Hausfrauen, ich sah, daß ich bis dahin gar nicht gewußt, was eine

Digitized by Google

Frau meines Standes zu leisten habe. Ich sah, was ein Mann fordern mußte, dem Zuschnitt unseres Verhältnisses nach. Ich sah auch ganz wunderliche Wirkungen der Religionsansichten, der Einsamkeit, der Vernachlässigung und Krankheit. Ich lernte die Welt um mich von einer neuen Seite betrachten, ich verglich mein und anderer Leben, meine und anderer Neigungen und Anlagen; ich ward ernst, sehr betrübt und hoffnungslos. Ich sah die Realität, daß ich nicht ordentlich, nicht beharrlich genug sei, daß mir auch die Anlage der ernsten strengen Erziehung fehle und ich so leidend sei, daß ich nicht hoffen könne, sie durch eigene Kraft zu ersetzen. Nun war ich mit allen Plänen, Hoffnungen, Träumen fertig ... ein hilfloses Weib.

Weiblich war ich nun, das war kein Zweifel, aber Gewohnheit und Geist riß mich zu tausendmalen zu Worten, Taten, Entschlüssen hin, die ich nicht hätte tun oder haben sollen. Meine Stimmungen wechseln mit unbegreiflicher Schnelligkeit, inwiefern Krankheit mit schuld, weiß ich nicht. Das Resultat war, daß, wenn die Welt anders, schöner wäre, ich ein edles, harmonisches Wesen geworden wäre, ein wohllautender Akkord, und daß, wie sie ist, mein Leben zu einer Dissonanz geworden, deren Auflösung vielleicht ein künftig Leben hat."

(Schluß folgt)

Ordens- und Titelsammler

Wenn der Krieg seine Ehre hat, wie Schiller in der „Braut von Messina" mit beredten Worten verfechten läßt, so hat er leider auch seine Schande, und wer dagegen die Augen verschließen wollte, dem reißt jeder neue Tag sie gewaltsam wieder auf. Es ist nicht zu leugnen, daß breite Schichten unseres Volkes von dem großen Erleben dieses Krieges nur ganz flüchtig und oberflächlich berührt worden sind, daß dagegen der Krieg, der „alles zum Ungemeinen erhebt", in ihnen auf die Dauer nur die niedrigsten Triebe gesteigert und schließlich zu hemmungsloser Herrschaft gebracht hat. Es wäre interessant festzustellen, zu welcher Stunde und an welchem Orte der Kriegswucher eingesetzt hat. Vielleicht ist es bei der eiligen Verproviantierung von Festungen geschehen, die selbstverständlich gut gemeint und notwendig war, wenn sie auch durch den tatsächlichen Verlauf des Krieges nicht gerechtfertigt worden ist. Aber wenn das der Fall ist, so haben wir es hier mit dem Ausgangspunkt der verhängnisvollsten Ansteckungsgefahr zu tun, die jemals unser Volk bedroht und leider nicht nur bedroht hat. Die Witterung von den ungeheuren Gewinnen, die die Befriedigung des Heeresbedarfs abwerfe, hat sich natürlich mit Windeseile verbreitet, dank der unendlich vervollkommneten Organisation und der Feinfühligkeit unseres Wirtschaftslebens. Die Zahl der Spekulierenden, der Aufkäufer, Kettenhändler, Verschieber und dergl. hat sich in geometrischer Progression vermehrt. Der Gedanke, daß nicht nur Schmutz,

Digitized by Google

sondern Blut an dem so errafften Gelde klebt, hat, wie es scheint, die wenigsten bekümmert. Unser Volk scheidet sich heute in Wucherer und Bewucherte, und aus den Trümmern unseres verarmten und zerriebenen Mittelstandes erhebt sich eine Schicht von Leuten, denen des Vaterlands heilige Not, denen der Opfertod von Hunderttausenden gerade gut genug war, um ihnen zum Quell übelster Bereicherung zu dienen. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß in dem Anreiz dieser Riesengewinne zugleich auch ein Teil der Erklärung für die ungeahnte wirtschaftliche Leistungsfähigkeit unseres Volkes liegt. Aber wir haben wirklich keinen Grund, auf diese Sorte von Leistungen stolz zu sein, ja man kann sagen, wenn einer der stellvertretenden kommandierenden Generale, denen in dieser Kriegszeit so viel Macht gegeben ist, sich veranlaßt gesehen hätte, zu einem möglichst frühen Zeitpunkt einige der schlimmsten Wucherer kurzerhand aufhängen oder erschießen zu lassen, so würde er sich damit ein großes Verdienst um die Allgemeinheit erworben haben. Die bürgerliche Rechtspflege hat ja leider so ziemlich versagt; auch wo die gesetzlichen Bestimmungen ein scharfes Zufassen gestattet hätten, haben die verhängten Geldstrafen vielfach in einem geradezu lächerlichen Mißverhältnis zu den erzielten Wuchergewinnen gestanden und somit in keiner Weise abschreckend wirken können. Die Steuergesetzgebung tut ja wohl das ihre, um den größten Teil dieser Gewinne für die Zwecke des Reichs einzuziehen; dadurch wird sittlich nichts repariert, aber im gewissen Sinne doch auch aus giftigen Blumen Honig gesogen. Indessen wird ohne Zweifel in der Kunst des Gewinnversteckens dieselbe Geschicklichkeit und Findigkeit entfaltet werden, wie in den eigentlichen Wucherkünsten, und so ist es doch noch sehr die Frage, ob das gewünschte Ziel erreicht wird. Es muß aber geschehen, wenn zu dem schweren sittlichen Schaden nicht eine unmittelbare Gefahr für unser staatliches Leben hinzutreten soll, denn unsere zurückkehrenden Kämpfer, die doch zu einem großen Teil ihre wirtschaftliche Existenz zerstört und zerrüttet wiederfinden, können und werden sich die Einreihung in das große Heer der Bewucherten und Ausgesogenen nicht gefallen lassen.

Nun gibt es aber eine etwas minder ernste und häßliche, aber immer noch reichlich unwürdige Seite des Kriegslebens, und von dieser Seite sollte hier eigentlich die Rede sein. Zwischen der Ehre und der Schande des Krieges liegt noch eine Welt der Lächerlichkeit, und neben die Verruchten, die das Blut unserer Söhne und Brüder in klingende Münze schlagen, tritt eine nicht so zahlreiche, aber um so aufdringlichere und lautere Schar von Leuten, denen das Feuer des Weltbrandes geeignet erscheint, das Süppchen ihrer persönlichen Eitelkeit daran zu kochen. Der Krieg hat auch an die freiwillige finanzielle Opferwilligkeit unseres Volkes die allergrößten und mannigfachsten Anforderungen gestellt, und es ist ein unverwelkliches Ruhmesblatt für unser Volk in allen seinen Schichten, wie diesen Anforderungen entsprochen worden ist. Zwischen der Millionenspende des reichen Mannes und dem Scherflein der Witwe steht der ganze gute Kern unseres Volkes, steht insbesondere unser

Digitized by Google

ganzer gebildeter Mittelstand mit namhaften, zum größten Teil regelmäßigen Spenden, die bei der langen Dauer des Krieges oft bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit der Opferwilligen gehen und die jeder Ehre wert sind. Und selbst wo die Gesinnung des Opfernden nicht den allerstrengsten Anforderungen entspricht, kann man sich des freien Entschlusses und seiner greifbaren Ergebnisse für den tausendfachen Bedarf des Krieges erfreuen. Nichts von alledem gilt aber für das ebenso laute wie selbstgefällige Heer der Leute, die man als Ordens- und Titelsammler bezeichnen kann, und die noch genauer zu bezeichnen man sich um so mehr ersparen darf, als sie fast in jeder Stadt in mehr oder weniger hervorragenden und auffälligen Vertretern zu finden sind. Sie sind nicht nur insofern eine äußerst unerfreuliche Erscheinung, als sie die Zwecke ihrer Eitelkeit und ihrer Selbstsucht mehr oder weniger ausschließlich durch Inanspruchnahme fremder Mittel zu erreichen suchen; ihre Tätigkeit ist auch unmittelbar schädlich, weil sie die zur Verfügung stehenden, doch immerhin beschränkten Mittel von den großen, guten und notwendigen Sammlungen abziehen, um sie für allerlei minder wichtige Dinge zu verzetteln und zu verschleudern, letzten Endes sie ihrem eigenen lieben Ich dienstbar zu machen, das durch Titel, Orden und andere Auszeichnungen in das hellste Licht der Öffentlichkeit gerückt werden muß. Dieses Treiben ist vielfach zu einer wirklichen Landplage geworden, und es täte not, daß ihm gesteuert würde.

Die Frage der Kriegsauszeichnungen ist ja überhaupt und mit gutem Grund vielumstritten. Der Vorschlag, sie durchgreifend abzuschaffen, ist gewiß reichlich radikal, und wenn die Heeresleitung und die Gesamtheit der militärischen Vorgesetzten erklärt, ihrer nicht entraten zu können, so wird man sich dieser Erklärung zu beugen haben. Auf der anderen Seite steht fest, daß in der Praxis eine wirklich allerseits befriedigende Lösung der Auszeichnungsfrage unmittelbar neben die Quadratur des Zirkels tritt. Wer in der Lage ist, die Verhältnisse im einzelnen zu beobachten, wird finden, daß trotz aller Sorgfalt und Mühe das Gesamtergebnis unbefriedigend ist, und daß Verdrossenheit und Mißmut und die damit zusammenhängende Herabsetzung von Leistungen darin eine mindestens ebenso große Rolle spielen, wie Freude und Stolz und die daraus hervorgehende Erhöhung des persönlichen Tatentriebes. Trotzdem wird man sich sagen müssen, daß das Ordens- und Auszeichnungswesen auf dem Gebiet der persönlichen kriegerischen Bewährung, auf dem es ja geschichtlich und begrifflich in der Hauptsache entstanden ist, auch noch am ehesten sein Recht hat. Und man wird z. B. nicht daran zweifeln, daß die Taten und Erfolge unserer Flieger und unserer U-Bootkommandanten ohne das lockende Zeichen des blauen Emailkreuzes Friedrichs des Großen nicht so rasch zu so bewundernswerter Höhe angestiegen wären, wie es tatsächlich geschehen ist, obschon man sich anderseits sagen muß, daß in den Kreisen der Infanterie und ihrer unscheinbareren, aber immerhin noch wichtigeren und vielleicht schwierigeren Arbeit durch diese Bevorzugung eine nicht unbedenkliche Mißstimmung

Digitized by Google

hervorgerufen worden ist. Aber wenn man schon bei vorsichtiger Abwägung der für und wider sprechenden Gründe zu dem Ergebnis kommt, daß auf diesem Gebiet etwas Wesentliches nicht zu ändern und nicht zu bessern sei, so möchte man doch jedem hohen Herrn, den es angeht, ein „Landgraf, werde hart!“ zurufen, sobald es sich um diese Schmarotzer des Krieges handelt, die nur scheinbar dem Vaterlande, in Wirklichkeit aber sich selbst und ihrer Eitelkeit dienen und in breiten Schichten unseres wirklich vaterlandsliebenden, stillen, opferfreudigen Volkes geradezu als Landplage empfunden werden. Fällt aber erst der Anreiz der Eitelkeit weg, dann wird man sehen, wie rasch auch diese ganze Tätigkeit aufhört, die bei allem Lärm, den sie macht, und bei aller Belästigung, die sie den Nebenmenschen zufügt, doch kaum wirkliche Leistungen aufzuweisen hat.

In akademischen Kreisen macht sich neuerdings eine starke Bewegung gegen die Verleihung des Ehrendoktorats als Anerkennung und Gegengabe für rein finanzielle Leistungen geltend. Das ist begreiflich und sehr berechtigt. Ob man so weit gehen soll, auch jede staatliche Auszeichnung für Leistungen solcher Art abzulehnen, wobei das Erfordernis der persönlichen Makellosigkeit des Auszuzeichnenden gar nicht erst erörtert zu werden braucht, ist wohl eine offene Frage, und wir möchten uns nicht ohne weiteres auf den streng puritanischen Standpunkt stellen, unter dem doch vielleicht manche Kulturinteressen notleiden würden. Denn der Staat hat eine lange Zeit nur für das Notwendigste sorgen können, und wir müssen sehr damit rechnen, daß das auch in Zukunft wieder zum mindesten für Jahrzehnte gelten wird. Aber eine sorgfältige Prüfung der Geister ist wohl möglich und sehr notwendig, wenn nicht die höheren Interessen des Staates und der Gesamtheit geschädigt werden sollen.

* * *

Von parlamentarischer Seite wird uns über dasselbe Thema geschrieben: Der schwere Kampf, den unser Volk nun schon im fünften Jahre gegen die ganze Welt führen muß, um seine nationale Zukunft für alle Zeiten zu sichern, fordert von jedem Deutschen die größten Opfer. Und wer wollte leugnen, daß kein anderes Volk der Erde an Heldenhaftigkeit in Taten und Leiden dem unsrigen gleicht, dessen Leistungen draußen und daheim die Bewunderung selbst unserer Feinde immer wieder erwecken? Alle Stände ohne Unterschied wetteifern unermüdlich in Opferwilligkeit und Hingebung für das geliebte Vaterland: daheim wird nichts unterlassen, was uns zu dem ersehnten Ziele des gigantischen Kampfes führen kann; allüberall werden Geldsammlungen zu gemeinnützigen Zwecken veranstaltet: zuerst für das durch den Einfall der Russen so schwer heimgesuchte Ostpreußen, dann für unsere tapferen Krieger, für die Kriegsbeschädigten, für die Hinterbliebenen unserer gefallenen Helden usw., und keiner will hinter dem andern zurückstehen in Beweisen seiner Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Wer könnte alle die Sammlungen aufzählen, die dem gleichen großen Zwecke dienen, die schweren Wunden zu heilen, die der

Digitized by Google

blutige Krieg unserem Volke geschlagen, jene Sammlungen, bei denen sich reich und arm, hoch und niedrig, jeder nach seinen Kräften, in edlem Wetteifer beteiligt haben! Wahrlich, unser Volk zeigt sich der Väter wert, und die Ahnen dürfen aus den lichten Himmelshöhen mit stolzer Freude auf die Söhne und Enkel herabschauen.

Doch wo Licht ist, ist auch Schatten. Wer von uns hat nicht schon oft genug die Aufdringlichkeit peinlich empfunden, mit der gewisse Kreise, die sich in den Mantel des Patriotismus und der Humanität hüllen, von Zeit zu Zeit immer wieder mit allerlei Sammlungen an die Öffentlichkeit treten, die doch lediglich den Zweck verfolgen, ihre sittlichen Blößen mit äußeren Zeichen, mit Orden und Titeln, zu verdecken? Da sie wenigstens den Schein wahren wollen, suchen sie dann hohe Protektoren für ihre Sammlungen zu gewinnen, die meist ganz überflüssig sind, sicherlich aber nur zur Befriedigung ihrer Selbstsucht dienen und allmählich zu einer wahren Landplage geworden sind. Alle wahren und echten Patrioten, die ihre vaterländischen Pflichten uneigennützig und selbstlos erfüllen — und ihre Zahl ist wahrlich nicht gering —, blicken daher mit Verachtung auf das Treiben dieser Elemente herab, das die öffentliche Meinung geradezu zu vergiften droht. Diese Elemente verdienen in der Tat an den Pranger gestellt zu werden, an den sie gehören.

Wir können indes darauf verzichten, auf Einzelheiten einzugehen, da jeder von uns diese unlauteren Elemente nur zu genau kennt, die wir vor Augen haben. Aber vielleicht ist es doch angezeigt, ausdrücklich hervorzuheben, daß die Reichshauptstadt, die auf so vielen Gebieten vorbildlich wirkt, sich hier gerade nicht mit Ruhm bedeckt hat; es ist ja auch gar nicht zu verwundern, daß diese Landplage an der Stelle ihren eigentlichen Herd hat, wo — im Kriege weit mehr noch als im Frieden — infolge einer übertriebenen Zentralisierung alle Fäden zusammenlaufen und wo diese Piraten der öffentlichen Moral daher am leichtesten ihre Geschäfte machen zu können glauben.

Vielleicht wird der eine oder andere unserer Leser meinen, diese schädlichen Auswüchse der Kriegszeit müsse man nun einmal in den Kauf nehmen; nach dem Kriege würden sie sich wieder in das Dunkel verlieren, aus dem sie gekommen sind. Diese Hoffnung hegen auch wir: auch wir hoffen zuversichtlich, daß, wie so manche anderen betrüblichen Begleiterscheinungen, die uns auf Schritt und Tritt begegnen, auch diese Schattenseiten unseres Volkslebens, die der Krieg gezeitigt hat, wieder verschwinden werden, sobald nur der Friede gekommen ist. Denn unser Volk wird und muß nach dem Kriege erst recht seine sittliche Größe an den Tag legen, muß der ganzen Kulturwelt zeigen können, daß es, wenn das Volk der Denker nach des Dichters Wort auch längst das Volk der Tat geworden ist, dennoch jenen echt deutschen Idealismus sich bewahrt hat, dem es allein seine Größe verdankt. Eben deshalb aber, meinen wir, ist es unsere Pflicht, von diesen Schädlingen

Digitized by Google

unseres Volkslebens schon jetzt so deutlich wie nur möglich abzurücken und sie der ganzen Verachtung preiszugeben, die sie verdienen. Denn unser Volk in seiner Gesamtheit ist, wenn jemals, in diesem Kriege von der Überzeugung durchdrungen, daß jede edle Tat um ihrer selbst willen getan sein will. Darum dürfen wir es denn auch mit stolzer Genugtuung aussprechen, daß diese Titel- und Ordensjäger, deren es bekanntlich bei allen Völkern gibt und von jeher gegeben hat, in unserem Volke glücklicherweise nur die Ausnahme bilden, die die Regel bestätigt.

Zur Geschichte der Weltharmonik

Von

Professor Wilhelm Foerster (Berlin)

(Fortsetzung)

II

Bevor meine Darlegungen sich zu der Epoche wenden, in welcher Claudius Ptolemäus in Alexandria um 140 n. Chr. zur Kaiserzeit der Antonine seine astronomischen, geographischen und optischen Hand- und Lehrbücher schuf, habe ich noch einen Blick zu werfen auf die chronologischen und astrologischen Entwicklungen der Harmonik bis zu dieser Zeit.

Die frühen Erfolge der Voraussagung der Mondfinsternisse hatten auch der Erforschung des Verlaufes der Lichtgestalten des Mondes und seiner Umläufe am Sternhimmel, sowie seiner Stellungen zur Sonne gedient, sodann mit Hilfe der Schattensäulen auch der Erforschung der periodischen Veränderungen und der Verschiedenheiten der Stellungen der Sonne zu den Scheitelpunkten der verschiedenen Horizonte und zu dem Ruhepunkte der Drehung des Sternhimmels.

Auf diesen Grundlagen, und zwar zunächst im Anschluß an den Mond, waren die chronologischen Anfänge des Kalenderwesens entstanden. Kalendertage — dies calendae — bedeuteten ja die Tage, für welche „Ausrufungen" von Himmelserscheinungen angeordnet wurden, insbesondere die Tage, an denen das Wiedererscheinen der Mondsichel nach dem Neumond erwartet und verkündet wurde.

Überwiegend ist es dann auch die Harmonik der Monderscheinungen gewesen, welche die Ausbreitung des Kalenderwesens von China und Indien her nach Westen hin beeinflußte und besonders auch in Babylon konsequente Mondbeobachtungen organisieren half, während in Ägypten der Sonnenkalender in den Vordergrund tritt, weil der für das ackerbautreibende Nilland so wichtige Eintritt der Nilüberschwemmungen in besonders regelmäßige

Digitized by Google

Weise mit der Wiederkehr bestimmter Zeiten des Sonnenjahres verknüpft ist. In Asien dagegen ist die Wiederkehr sommerlicher Überschwemmungen durch das Schmelzen des Schnees der Hochgebirge nicht entfernt so regelmäßig wie in Ägypten. Auch hatte in den alten Zeiten Asiens der Mondkalender noch eine überwiegende Bedeutung, da die dort noch vorwaltenden Wanderungen der Völker in den heißeren Klimaten die Nachtzeiten und natürlich die hellen Mondnächte bevorzugten, so daß die Vollmondzeiten z. B. für die Wanderungen zu gemeinsamen Wallfahrtsorten gewählt wurden, was denn auch in den Kalenderbestimmungen für die Festzeiten hervortritt, wie z. B. in der Osterregel.

Es gab dann auch sogenannte Lunisolare, d. h. aus Mondmonaten und Sonnenjahren zusammengesetzte Kalender, zumal nachdem man, und zwar wohl zuerst in Babylonien, die Harmonik der sogenannten goldenen Zahl 19 erkannt hatte, nämlich die Übereinstimmung der Tageszahl von 19 Sonnenjahren mit 235 Mondmonaten, also mit 19 sogenannten Mondjahren zu je 12 Monaten nach Hinzufügung von 7 sogenannten Schaltmonaten an bestimmten Stellen des neunzehnjährigen Zyklus.

Zu der Entwicklung der Mond- und Sonnenharmonik trat nun aber hinzu, als der eigentliche Übergang von der Chronologie zur Astrologie, die in Indien und Babylonien emporgewachsene Erforschung der Umläufe der fünf Planeten an der Himmelsfläche.

Diese fünf Planeten — Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn — mit ihren verschiedenen und veränderlichen Erscheinungen und Bewegungen, mit ihren Stillständen und Rückgängen am Sternhimmel, dessen nächtlicher Anblick von der Wiederkehr der verschiedenen Stellungen der Sonne am Tageshorizonte bestimmt wurde, boten völlig neue Probleme der Vorausberechnung dar, und zugleich waren in den veränderlichen Stellungen der Planeten zu den verschiedenen Fixsterngruppen, den sogenannten Sternbildern, sowie zueinander und zum Monde, unablässige Anregungen enthalten zur zählenden Ermittlung von Perioden der Wiederkehrzeiten der verschiedensten Stellungen der Planeten. Höchst eindrucksvoll war es ja immer, wenn ein Planet auf seiner Wanderung am Himmel einem andern Planeten oder einem hellen Fixstern sehr nahe kam, so daß sich ungewöhnliche Steigerungen von Lichtwirkungen ergaben, oder wenn Bedeckungen von Planeten durch den Mond stattfanden.

Auch war es ja ganz im Sinne des beginnenden Interesses an der zahlenmäßigen Erfassung der Harmonie der Töne, daß man aufmerkte, wenn zwei oder mehrere Planeten um die Hälfte, um ein Drittel, um ein Viertel usw. des Umkreises an der Himmelsfläche voneinander oder von dem Monde oder von der Sonne abstanden.

Wenn nun zur Zeit solcher besonderen Stellungen von Planeten zueinander oder zu gewissen Sternen und ihren Gruppierungen irdische oder menschliche Vorgänge besonderer Art erlebt wurden, lag es sehr nahe, weiter-

Digitized by Google

hin diejenigen Fälle aufzuzeichnen, in denen bei einer Wiederkehr bestimmter Gestirngruppierungen auch die Wiederkehr derselben oder ähnlicher Vorgänge beobachtet wurde.

In dem zweiten Bande der von mir in dem deutschen Verlagshause Vita (Berlin NW 52) herausgegebenen „Lebensfragen und Lebensbilder" habe ich in dem Kapitel „Himmelskunde und Weissagung" ausführlicher dargelegt, wie sich auf diesem Wege die astrologische Weissagung entwickelt hat. Die Schlußfehler, die dabei von Anfang an gemacht worden sind und noch vielfach in ähnlicher Weise begangen werden, wurzeln ja in der allgemeinen, auch sehr wohl erklärlichen, aber darum nicht minder gefährlichen Neigung des menschlichen Intellekts, daß man von den Fällen des Eintreffens oder des Zusammentreffens von Wahrnehmungen und Erlebnissen mit Erwartungen und Vorhersagungen derselben eine viel tiefere und beständigere Erinnerung bewahrt als von den Fällen des Nichteintreffens. In demselben Kapitel jener Darlegungen habe ich auch darauf hingewiesen, daß gerade diejenigen Vorhersagungen irdischer Vorgänge und Erlebnisse, welche an die Wiederkehr bestimmter Erscheinungsgruppen am Sternhimmel geknüpft wurden, außer der vorerwähnten Besonderheit des Erinnerns auch die Gunst genossen, daß der astronomische Teil der Vorhersagung mit zunehmender Sicherheit wirklich eintraf. — Und die jeweiligen Stellungen der Planeten am Sternhimmel wurden auch immer vielartiger deutungsfähig, je reicher die Phantasiegebilde wurden, die sich anknüpfen ließen an die mythologische Personifizierung der verschiedenen Planeten und an den jahreszeitlichen Charakter des jeweiligen, am nächtlichen Himmel gerade vorwaltenden Anblickes gewisser Sternbilder, zumal derjenigen Sternbilder, in deren Gruppierung der betreffende Planet zurzeit selber leuchtete.

Immerhin bewahrte die astrologische Weissagung eine gewisse Vornehmheit durch die Ansprüche, die sie an die Befähigung der Weissagenden zur Vorausberechnung der Himmelserscheinungen stellte. Ganz anders verhielt es sich ja auf denjenigen Gebieten der Weissagung, welche sich orakelhaft an die zufälligsten Erscheinungen anknüpfen, wie an den Vogelflug, an das Rauschen der Bäume im Winde, an die Eingeweideschau der Opfertiere usw. Ein Mittelding zwischen solcher Wahrsagerei und der Astrologie bildeten dann die Weissagungen der delphischen Priesterschaft in ihrer Mischung von harmonisierender Weltkenntnis mit der Deutung der traumhaften Visionen hoheitsvoll angelegter weiblicher Seelen.

Was nun die Aufnahme der babylonischen Astrologie in dem griechisch-römischen Kulturgebiet betrifft, so fand dieselbe in dem wissenschaftlichen Mittelpunkt Alexandria keine deutliche Beurteilung bis zu Ptolemäus, von dessen Stellungnahme zur Weltharmonik noch zu berichten sein wird. Im allgemeinen bezeichnete man die Astrologen schlechtweg als die „Chaldäer", erst späterhin als „die Mathematiker", und je nachdem sie sich entweder als wissenschaftliche Berater oder als Ausbeuter gebärdet haben, wurden sie geachtet oder geächtet.

Digitized by Google

Dem Claudius Ptolemäus war es beschieden, als Schriftsteller und Lehrer, sowie als Beobachter und Rechner uns Kenntnis zu geben von dem damaligen Entwicklungszustande und der damaligen Beurteilung der Leistungen nicht bloß der Astronomie, der Geographie und der Optik, sondern auch der Astrologie im Sinne der Weltharmonik. Wir besitzen aber nur eines seiner Werke vollständig, nämlich das Lehrbuch der Astronomie, von ihm selber als „mathematische Syntaxis" bezeichnet. Erst seit wenigen Jahren besitzen wir hiervon (auf der Grundlage einer kritischen Bearbeitung des griechischen Originals durch den dänischen Gelehrten J. L. Heiberg) eine deutsche Ausgabe durch K. Manitius im Berlin-Leipziger Verlage von B. G. Teubner. Was Ptolemäus über Geographie und Optik sowie über Harmonik geschrieben hat, ist nur fragmentarisch vorhanden und zum Teil wohl auch nur fragmentarisch oder entwurfsweise von ihm gestaltet, insbesondere die Harmonik, auf welche ich bei der Betrachtung von Kepplers Weltharmonik zurückzukommen habe.

Bevor ich aber zu diesem letzteren Höhenpunkt der weltharmonischen Entwicklung nach einem Ausblicke auf die arabische und die mittelalterlich-christliche Zeit dieser Entwicklung gelange, möchte ich zunächst noch einen Blick werfen auf die harmonistischen Zahlengebilde, welche — hervorgegangen aus den chronologischen Entwicklungsstufen vom frühen Altertum her — durch Ptolemäus zu einer festen Grundlage gewisser Einteilungs- und Bezeichnungseinrichtungen der Mathematik und Technik geworden sind. Da handelte es sich für die Ortsbestimmungen am Himmel zunächst um die Einteilungszahlen bei der Winkelmessung. Während die Zehnzahl der Finger (in den Urzeiten wohl die Zwanzigzahl der Finger und Zehen zusammen) offenbar die früheste Grundlage alles Zählens gebildet hat, empfing die Zahl zwölf eine besondere Weihe dadurch, daß sie als die nächste ganze Zahl für das Verhältnis der in Tageseinheiten ausgedrückten Monatslänge zu der in denselben Einheiten ausgedrückten Jahreslänge erkannt wurde. Zwölf Monate enthalten nahezu $354^3/_8$ Tage, und das Sonnenjahr enthält nahezu $365^1/_4$ Tage. In der Mitte zwischen dem sogenannten Mondjahr von 12 Mondmonaten und dem Sonnenjahr liegt nun der Zahlenwert $359^4/_8$, also sehr nahe gleich 360, und 360 ist außerdem eine an sogenannten aufgehenden Teilern ganz ungewöhnlich reiche Zahl, nämlich durch 22 kleinere Zahlen teilbar. Jener Sachverhalt wird deutlich harmonistisch ausgedrückt durch eine von Plutarch überlieferte altägyptische Mythe, welche aussagt, daß ursprünglich die Tageszahl von 12 Mondmonaten völlig gleich derjenigen des Sonnenjahres, und zwar gleich 360 Tagen gewesen sei, bis bei einem Streit zwischen Mond und Sonne dem Mondjahre 5 Tage weggenommen und dem Sonnenjahr hinzugefügt worden seien. So kam der ägyptische Sonnenkalender von 360 Tagen zustande, der in 12 Monate zu je 30 Tagen eingeteilt wurde mit Hinzufügung von 5 sogenannten Schalttagen, welche den 5 Planeten gewidmet wurden. Und so wurde die Zahl 360 auch die Einteilungszahl des Kreisumfanges im Anschluß an ihre harmonistische Bedeutung in der Chronologie.

Digitized by Google

Aus der Einteilung des Kreisumfanges in 360 sogenannte Grade ging aber dann eine besondere Bevorzugung der Zahl 60 als Einteilungszahl hervor; denn der geradlinige Abstand zwischen den Endpunkten eines Kreisbogens von 60 Graden entspricht ja genau dem Halbmesser des betreffenden Kreises, so daß es sehr nahe lag, auch den Halbmesser, dessen Länge für die Beziehungen zwischen der Winkelmessung und den geradlinigen Dreiecksmessungen den Übergang bildet, ebenfalls in 60 Teile einzuteilen, und die Sechzig wurde dann überhaupt, an Stelle der Dezimaleinteilungen, in der Astronomie und in den Landesvermessungen eine maßgebende Einteilungszahl der Winkelangaben. Ein Sechzigstel des Grades nennt man dann die Bogenminute, ein Sechzigstel der Minute die Bogensekunde. Nachdem man dann der mittleren Dauer des von der Sonne erleuchteten Tagesteiles, also der Tageshälfte, die von der oben dargelegten chronologischen Wertung der Zahl 12 entnommene Einteilung in 12 Stunden gegeben hatte, wurde das Sechzigstel der Stunde die Zeitminute genannt und das Sechzigstel der Zeitminute die Zeitsekunde. Die Zahl 60 fand dann natürlich auch in den verschiedensten Einteilungsgebieten der Technik und des Verkehrs Anwendung. Die Art und Weise der Rechnung mit den Sechzigsteln der verschiedenen Ordnung ist nun sehr lichtvoll in dem Handbuch des Ptolemäus dargestellt, besonders auch in der oben erwähnten deutschen Ausgabe von Manitius.

Die ganze geschichtliche und harmonistische Bedeutung des Lehrbuches von Ptolemäus ist seit der Zeit von Kopernikus nicht mehr in derjenigen gebührenden Weise gewürdigt worden, wie dies bis zu der mohammedanischen Eroberung von Alexandria und alsdann auch in der mohammedanischen Kulturzeit geschah. Man nannte es zunächst in Alexandria die große „Syntaxis", sodann schlechtweg „das größte" und schließlich mit einer aus einem griechischen und einem arabischen Worte gemischten Bezeichnung den Almagest. Dieses Buch von Ptolemäus ist auch von entscheidender, bisher noch nicht allgemein genug gewürdigter Bedeutung für die dokumentarische Schätzung der Höhe, welche die Astronomie mindestens 400 Jahre *vor* der Begründung von Alexandria in Babylon schon erreicht hatte; denn Ptolemäus begründet seine bereits merkwürdig genaue Bewegungstheorie des Mondes durch Hinzuziehung von Gruppen von Winkelmessungen am Himmel, welche, verbunden mit Zeitmessungen an Wasseruhren und mit Schattensäulenbeobachtungen an der Sonne in dem Jahrhundert *Sieben* v. Chr. in Babylon ausgeführt waren und aus den Archiven entnommen sind, die von Alexander dem Großen nach Alexandria übersiedelt waren. Und bei der theoretischen Verwertung dieser Beobachtungsschätze läßt Ptolomäus durchblicken, daß noch ältere babylonische Beobachtungen von demselben Werte nur deshalb nicht theoretisch verwertet werden konnten, weil infolge der häufigen Änderungen der in Mesopotamien und Mittelasien herrschenden Dynastien und Völker die stetige Zählung der Tage in den dem Jahrhundert Sieben vorangehenden Jahrhunderten nicht hinreichend gesichert werden konnte.

Digitized by Google

Was Ptolemäus über Geographie und Optik geschrieben hat, ist an Bedeutung nicht auf der Höhe seiner astronomischen Betätigung. An seiner Auffassung der Harmonik kann aber meine vorliegende Betrachtung nicht vorbeigehen, obwohl wir nur Fragmente davon besitzen, über welche jedoch weiterhin in Verbindung mit den Darlegungen über Kepplers Weltharmonik zu berichten ist.

Zunächst habe ich indessen noch von derjenigen Auffassung, welche der harmonistischen Weltanschauung in der christlichen und in der mohammedanischen Kulturentwicklung zuteil wurde, in Kürze zu reden. Diese Auffassung hatte im wesentlichen astrologischen Charakter. Sie war und blieb eine Art von Erbteil von der ganzen Kulturentwicklung des Zweistromlandes Mesopotamien auch noch in den Zeiten, in denen Bagdad an die Stelle von Babylon trat. Hingegen die Weltanschauung des Judentums war der astrologischen Auffassung betreffend die Schicksalsmächte überwiegend abgeneigt, ebenso auch die Weltanschauung der christlichen Kirche. In der mohammedanischen Welt jedoch erhob sich in gewissen Mittelpunkten der wissenschaftlichen, von der griechisch-römischen Welt ererbten Kultur die Weltanschauung sogar bis zu Anklängen an die Platonische Weltharmonik. Es gab dort eine neuplatonische Gemeinschaft in dem Orden der sogenannten „lauteren Brüder", eine Gemeinschaft, die bis nach Samarkand und bis nach Spanien reichte und jetzt auch in dem mittelafrikanischen Staate der Haussaneger noch besteht.

In Europa kamen wohl anregende Wirkungen der alten Harmonistik aus der arabischen Kultur in Spanien, besonders aber in der Zeit der Kreuzzüge vom Orient her. Und auch die Astrologie wuchs in Europa empor, obwohl diese von den führenden Geistern der Renaissance überwiegend abgelehnt wurde. Allmählich aber, nachdem aus der arabischen Alchimie die Wirkungen der Explosivkräfte, die man in China und in Mittelasien bis dahin nur mit großer Zurückhaltung behandelt hatte, in Europa zur „letzten Weisheit der Könige" emporgewachsen waren, und nachdem zugleich der Teufels- und Hexenglauben die abergläubischen Regungen der Menschenseelen gesteigert hatte, ergriff der Drang nach dem orakelhaften Wesen der astrologischen Weissagung die weitesten Kreise, insbesondere die fürstlichen Regionen.

Zugleich aber, belebt durch die Entdeckungen der neuen Länder sowie durch die Steigerungen des Weltverkehrs und der Schiffahrt, wuchs das Interesse sowohl an der Astronomie als auch an der Geschichte der ganzen Menschheit so machtvoll, daß in den Seelen von Kopernikus, Tycho Brahe, Keppler, Galilei, Newton neue Grundlagen der Weltharmonik erstanden, über deren große Züge, in Verbindung mit der Harmonik des Ptolemäus, noch in tunlichster Kürze zu berichten sein wird. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Vermittlung im Kriege?[1]

Von

H. Ch. G. J. van der Mandere

Ungefähr Mitte Juni haben drei Mitglieder des niederländischen Parlamentes, die Herren H. C. Dresselhuys (freiliberal), Dr. D. A. P. N. Koolen (Zentrum) und B. H. Rutgers (Christlich), eine Erklärung abgegeben, in welcher sie an Hand von Äußerungen der leitenden Staatsmänner der beiden kriegführenden Parteien bewiesen, daß eine Grundlage der Übereinstimmung für die bevorstehenden Friedensunterhandlungen bereits da war, und daß es äußerlich schien, als käme es nur darauf an, beide Parteien zum Platznehmen hinter dem grünen Tische zu bewegen. Sie besprachen dabei die Beschwerde, die auf der einen wie auf der anderen Seite gegen diese Bereiterklärung angeführt wurden, und im Zusammenhange damit befürchteten sie, daß die kriegführenden Regierungen sich nicht entschließen würden, spontan neue Erklärungen abzugeben in derart deutlicher Form, daß selbst jedes absichtliche Mißverständnis und jeder Zweifel bei dem Gegner ausgeschlossen sein würde. Wir gehören nicht zu denjenigen, so erklärten diese Parlamentarier mit Recht, welche während der vier Kriegsjahre immer wieder darum gebeten haben, daß die neutralen Regierungen ihre Vermittlung anbieten sollten; wir waren uns bewußt, daß in der ersten Zeit die Kriegsstandpunkte beider Parteien einander zu scharf entgegengesetzt waren, als daß man hier als neutraler Unbeteiligter hätte Rettung bringen können. Aber gerade deshalb legten diese Parlamentarier großen Wert darauf, zu erklären, daß sie wegen der Haltung der Kriegführenden in der letzten Zeit, sowie auch wegen der Berichte aus der Presse und aus Privatquellen, jetzt wohl diesen Wunsch neutraler Vermittlung glaubten besprechen zu dürfen.

Sollte nicht zu den Zentralmächten — so lauteten die konkreten Fragen am Schlusse dieser Erklärung — gesagt werden können: „Wir wissen, daß ihr keinen Eroberungskrieg führt; wir glauben aus verschiedenen Erklärungen eurer Staatsmänner ableiten zu dürfen, daß ihr bereit seid, Belgien vollkommen seine politische und ökonomische Unabhängigkeit zurückzugeben und Frankreich zu räumen; daß ihr im allgemeinen bereit seid, das Selbstverfügungsrecht der Völker anzuerkennen, daß ihr mitarbeiten wollt an dem Völkerbund." Und sollte nicht gleichzeitig zu den Regierungen der Entente gesagt werden können: „Wir wissen, daß ihr nicht nach einer vollständigen Vernichtung Deutschlands strebt, daß ihr nicht danach verlangt, Österreich-Ungarn auseinanderfallen zu lassen, daß ihr den Gedanken aufgeben wollt, einen Wirtschaftskrieg nach dem Krieg zu führen; kurzum, daß ihr bereit

[1] Anmerkung der Redaktion. Wenn auch vorstehender Aufsatz durch die Ereignisse in vieler Hinsicht überholt ist, bringen wir ihn wegen seiner prinzipiellen Bedeutung doch noch zum Abdruck.

Digitized by Google

seid, über den Frieden zu unterhandeln auf der Basis der vier Grundsätze, die Präsident Wilson dargelegt hat."

Mit Recht erachteten es die drei genannten Parlamentarier für schwierig, zu beurteilen, ob es wünschenswert sein würde, diese Fragen öffentlich zu stellen. Ein Auftreten in der Öffentlichkeit ist mit Vorteilen verbunden, weil man es damit in den kriegführenden Ländern der öffentlichen Meinung möglich machen würde, starken Druck auf die Regierungen auszuüben. Aber auch dann, wenn ein solches Auftreten in der Öffentlichkeit nicht zu empfehlen wäre, betrachteten diese Parlamentarier es als eine allerhöchste Pflicht der neutralen Regierungen, nicht nur mit der größten Sorgfalt immer wieder auf die Zeichen der Zeit zu achten und sich zu fragen, ob man nicht hilfreich die Hand bieten könne, sondern jetzt im besonderen ernstlich zu erwägen, ob der Augenblick für die Initiative im Interesse des Friedens nicht gekommen sei.

Auf diese ausführliche Erklärung hin, die in der niederländischen und ausländischen Presse verbreitet ist, folgten die Versammlungen vom 31. Juli zu Amsterdam, Rotterdam und im Haag, welche der jährlichen Propaganda vorausgingen, die der Anti-Oorlog Raad immer am 1. August macht. Auch auf diesen Versammlungen wurde der Standpunkt der Erklärung in den Vordergrund gestellt und ist die mögliche Pflicht der Regierung um Vermittlung in ein neues Licht gerückt. Denn man betonte dabei, daß es sich nicht allein mehr um die ethische und humanitäre Aufgabe der die Neutralen betreffenden Vermittlung im richtigen Augenblicke handle, sondern um das Interesse der Neutralen selbst, die durch den Krieg mehr zu leiden haben, als man in den kriegführenden Ländern denkt. Es ist selbstredend, daß mit den entsetzlichen nationalen Aufopferungen, die die kriegführenden Länder sich gefallen lassen, das ausschließlich ökonomische Elend der Neutralen in keinem Vergleich steht. Aber in den kriegführenden Ländern wird von dem Umfange dieser ökonomischen Schwierigkeiten nicht immer ein richtiges Bild gegeben.

Man sprach über Vermittlung, die man von der niederländischen Regierung verlangen würde. Man muß den Ausdruck Vermittlung hier wohl verstehen. Der Artikel 3 des Haager Vertrages vom Jahre 1899 hat dem bis zu jenem Augenblick zwischen Sachverständigen bestehenden Streit, ob es unparteiischen Staaten erlaubt wäre, Vermittlung in Zwistigkeiten zwischen zwei Staaten anzubieten, ohne daß diese den Wunsch danach geäußert hätten, ein Ende gemacht. Dieser Artikel 3 hat ausdrücklich festgelegt, daß jede neutrale Regierung dazu das Recht hat und daß keiner der kriegführenden oder in Konflikt geratenen Staaten einen derartigen Schritt als unfreundlichen Akt betrachten darf. Auf Grund dieser Bestimmung haben die Niederlande im Beginn des Jahres 1902 eine Darlegung an England gerichtet betreffs des Krieges in Südafrika, eine Darlegung, deren Anerbieten negativ beantwortet wurde, die aber niemals als ein weniger freundschaftlicher Akt aufgefaßt wurde. Der Artikel 3 spricht jedoch deutlich von Vermittlung und guten Diensten, die hier zusammen genannt werden, jedoch untereinander in

Digitized by Google

unvereinbarem Gegensatz stehen. Wenigstens wird von dem Staat, der seine Vermittlung leiht, nach der ziemlich feststehenden Meinung der Sachverständigen, angenommen, daß er die Unterhandlungen leitet, und zwar so lange leitet, bis sie ein Resultat erreicht haben. Der Staat dagegen, der seine guten Dienste anbietet, nimmt nicht an der Tafel der Unterhändler Platz, sondern begnügt sich damit, beide Parteien miteinander in Verbindung zu bringen, und überläßt den weiteren Lauf der Unterhandlungen seinen Bevollmächtigten. Wo in der Erklärung der niederländischen Parlamentsmitglieder über Vermittlung gesprochen wird, ist unzweifelhaft nichts anderes damit gemeint als das Anerbieten guter Dienste; das Wort Vermittlung mag gewählt worden sein, daß damit eine kurze Bezeichnung von populärerer Form erzielt ist.

Darf man bestimmte Erwartungen von diesen Schritten hegen, die von der niederländischen Friedensbewegung ausgegangen sind? Erstens ist zu bemerken, daß sowohl in der Erklärung der niederländischen Parlamentsmitglieder als auch in den Reden bei den Versammlungen vom 31. Juli, die von Rednern aller Richtungen gehalten wurden, an die Regierung eine Frage gestellt, kein Wunsch aufgedrängt wurde. Der Antrag, der in drei Versammlungen unter großem Beifall angenommen wurde, strebt denn auch nicht danach, auf die Regierung einen bestimmten Druck auszuüben. Mit Recht hat das niederländische Parlament sich zu allen Zeiten auf den Standpunkt gestellt, daß eine Beurteilung der Frage, ob das Anerbieten zur Vermittlung gegebenenfalls als möglich erachtet werden kann, zu der ausschließlichen Kompetenz der Regierung gehört, und daß die Kammer dafür keinerlei Verantwortung auf sich nehmen kann und darf. Demzufolge hat der Minister des Auswärtigen, Herr Loudon, der all diese vier Kriegsjahre lang die Niederlande nach außen vertrat, nach eigener Überzeugung handeln können. Zufolge seiner Äußerungen im Parlament darf festgestellt werden, daß er sehr gern an der Vermittlung mitgearbeitet haben würde, wenn die Umstände dafür günstig gewesen wären. Der holländische Minister des Auswärtigen hat jedoch die Interessen seines Landes allem anderen voranzustellen und ausschließlich im Auge zu behalten. Andere Erwägungen kommen erst in zweiter Linie. Nun fragt es sich jedoch, ob nicht Vermittlungsversuche Hollands seiner internationalen Position derartig zugute kommen können, daß dadurch die schädlichen Folgen, welche einerseits im Lande von einer Vermittlung befürchtet werden, aufgehoben werden würden. Eine solche Frage kann nur durch diejenigen beantwortet werden, die über alle näheren Details verfügen, wie dies nur bei der Regierung und nicht bei der Volksvertretung der Fall sein kann.

Zufolge der letzten allgemeinen Wahlen ist das Kabinett, dem Minister Loudon angehörte und das ein sogenanntes außerparlamentarisches Kabinett war, zurückgetreten. Der Nachfolger Herrn Loudons ist Herr van Karnebeek, ein Sohn des Untervorsitzenden der ersten Friedenskonferenz, der anfänglich im Kolonialamt tätig war und seit acht Jahren als Bürgermeister

Digitized by Google

der Residenz in der Öffentlichkeit stand. Über Herrn van Karnebeek, dessen Tüchtigkeit von jedermann anerkannt wird, besteht hinsichtlich seiner Stellung zu einer niederländischen Initiative keinesfalls eine feste Meinung, und nicht ohne Interesse wird seinen ersten Äußerungen entgegengesehen. Er gehört nicht den orthodoxen Elementen dieses Kabinetts an, welches aus Mitgliedern des Zentrums und der christlichen Parteien zusammengesetzt ist; man rechnet ihn sowohl zu den gemäßigtsten Elementen der Rechten wie zu den gemäßigtsten der Linken. Bereits früher, als Herr de Marees van Swinderen, jetzt Gesandter in London, Minister war, hatte man einen Zustand, in welchem der Minister des Auswärtigen nicht ebenso ausgesprochen wie die anderen Mitglieder des Kabinetts den Parteien der Mehrheit angehörte. Mit dem Kriegs- und dem Marineminister ist dieses wiederholte Male der Fall gewesen. Über die Lebensdauer dieses Kabinetts, das in einem Parlament von 100 Mitgliedern mit vollkommener Sicherheit nur über 50 Stimmen verfügt, wird sehr verschieden geurteilt. Es gibt Leute, die ihm nur einige Monate Leben prophezeien, andere dagegen, die ihm eine lange Lebensdauer voraussagen, gerade infolge der schwierigen Umstände. Welche Haltung wird nun der neue Minister und das neue Kabinett im ganzen hinsichtlich der Frage von „guten Diensten" oder Vermittlung einnehmen?

Die Antwort, die man darauf geben kann, muß unbestimmt ausfallen, weil zu allen Zeiten die Regierung hervorgehoben hat, daß sie allein über die nötigen Details verfügt und daß deshalb auch sie allein beurteilen kann, ob und wann der Augenblick für Vermittlung oder gute Dienste gekommen ist. Im allgemeinen kann man von der Diplomatie nicht erwarten, daß sie einer Initiative, die aus der Friedensbewegung hervorgegangen ist, besonders lebhaft zustimmen wird. Die Sympathie, welche die Friedensbewegung seitens der Diplomaten erfährt, ist nicht eben sehr groß, weder in unserem Land noch in anderen Ländern. Minister van Karnebeek ist jedoch nicht Diplomat von Beruf, wenn man ihm auch die Gabe zutraut, nach etwaiger Beendigung seiner Ministerlaufbahn unser Land im Auslande zu vertreten. Er ist im Gegenteil in den Jahren seiner Bürgermeisterschaft fortdauernd mit allen Kreisen der Gesellschaft in Berührung gewesen, und er kennt keine Vorurteile. Er wird einfach die Interessen der Niederlande im Auge behalten, und dabei muß erwähnt werden, daß er zu den wenigen gehört, die sich um die internationale Stellung der Niederlande kümmern. Im allgemeinen mißt man in Holland der Errichtung des Friedenspalastes und der Abhaltung der Friedenskonferenzen im Haag keine große Bedeutung bei und sieht darin zufällige Erscheinungen. Aber diesen Skeptikern stehen andere gegenüber — und zu diesen gehört in gewissem Sinn Herr van Karnebeek —, die fühlen, daß die Niederlande, die ihre Neutralität nach beiden Seiten so objektiv wie möglich zu bewahren suchten, in Zukunft eine international wichtige Tat vollbringen könnten, aus der Erkenntnis heraus, welch eine Bedeutung der künftige Völkerbund gerade für die kleinen Staaten hat. Mehr und mehr ist der Völkerbund-

Digitized by Google

gedanke in den Vordergrund getreten in den Reden der Staatsmänner beider Parteien, mehr und mehr darf die Gründung des Völkerbundes nach dem Kriege als wahrscheinlich erachtet werden.

Mit Sicherheit kann erklärt werden, daß die Niederlande der Aufgabe, beide kriegführenden Parteien einander zu nähern, nicht abgeneigt sind. Daß hierbei Vorsicht geübt wird, geschieht vermutlich nicht nur aus egoistischen Erwägungen, sondern auch im Hinblick darauf, daß nur dann ein Versuch gelingen kann, wenn dabei äußerst behutsam vorgegangen wird. Im Zusammenhange hiermit wird man eventuelle weitere Schritte der niederländischen Regierung abzuwarten haben, worüber die bevorstehende Budgetdebatte, welche in der Regel im Dezember stattfindet, vielleicht neues Licht bringen wird!

Das französische Sprachgebiet in Elsaß-Lothringen

Von

Karl Passarge

Mit einer Karte

Auf die politische Entwicklung Europas hat kein geschichtliches Ereignis nachhaltiger eingewirkt als der Vertrag von Verdun: die Entstehung Lothringens und der Beginn des tausendjährigen Kampfes um dessen Besitz.

Das Reich Karls des Großen hatte für kurze Zeit fast alle Völker germanischer und romanischer Sprache und Abstammung vereinigt. Der Teilungsvertrag von Virten trennte dieses durch das Schwert zusammengehaltene Völkergemisch für immer nach der Zusammengehörigkeit der Sprache und Rasse. Während aber das ostfränkische Reich Ludwigs des Deutschen und das westfränkische Karls des Kahlen in sich gefestigte, einheitliche Staaten auf völkischer Grundlage bildeten, trug der Anteil Lothars I. von vornherein den Keim schnellen Verfalls in sich. Nach Lothars Tode (855) teilten sich seine Söhne in dieses Reich derart, daß Karl Italien und die romanischen Gebiete zwischen Alpen und Rhone erhielt, während Lothar II. der nördliche, vorwiegend germanische Teil zufiel. So bildeten die Lotharii regna (Lotharingia) — ein langgezogener Streifen zwischen Maas und Rhein, von der Nordsee bis an den Jura reichend — einen trennenden Keil zwischen West- und Ostfranken. Als auch Lothar II. wenige Jahre später kinderlos gestorben war, standen Germanen und Welsche sich zum erstenmal im Kampfe um den Besitz Lothringens gegenüber. Dieser erste Raubversuch der Franken mißlingt nicht nur, er hat sogar die gegenteilige Folge: durch den Vertrag von Mersen (870) wird Ostlothringen mit den Städten Utrecht, Lüttich, Köln, Trier, Metz und Straßburg in das ostfränkische Reich aufgenommen. Zehn Jahre später ist das ganze Erbe Lothars II. mit dem Ostreich vereinigt, dem es dem

Digitized by Google

Stamm und der Sprache nach zugehörte. Die Herzöge von Lothringen werden staatsrechtlich deutsche Reichsfürsten und Lehnträger des Reiches, sie folgen mit ihrer Ritterschaft den deutschen Kaisern auf den Zügen nach Italien und in das heilige Land. Als Markgrafen und Herzöge eines der fünf wahlberechtigten Stammländer gehören sie zu den ersten Würdenträgern des Reiches, sie nehmen an den Kaiserwahlen teil und treten selbst mehrfach als Anwärter auf die Kaiserkrone auf. In unaufhörlichen Kämpfen haben sie sich gegen die Ländergier der westlichen Nachbarn zu wehren. So ist die lothringische Geschichte bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ausgefüllt mit dauernden Angriffen, Überfällen und Nachstellungen der Franzosen. Solange das deutsche Kaisertum stark genug ist, seinen bedrohten Grenzmarken Schutz zu gewähren, sind alle diese Raubversuche erfolglos. Lothringen bleibt, wenn auch häufig verwüstet und zerrissen, doch noch immer als Bestandteil des Reiches erhalten. Aber während die deutsche Kaisergewalt immer mehr sinkt und die innere Einheit des Reiches sich mehr und mehr lockert, erstarkt in Frankreich das Königtum und sammelt die durch innere Kriege zersplitterten Kräfte des Landes zu dem einen nie aufgegebenen Ziel: der Eroberung Lothringens. Der kirchliche Zwiespalt und die innere Zerrissenheit und Auflösung des Reiches um die Mitte des 16. Jahrhunderts gibt den französischen Königen und Staatsmännern die lange ersehnte Gelegenheit zum Eingreifen.

Im Herbst 1551 sichern sich Moritz von Sachsen und andere protestantische Fürsten die Unterstützung des französischen Königs für einen Überfall auf den krank in Innsbruck daniederliegenden Kaiser Karl V. Als Gegenleistung für seine Hilfe erhält Heinrich II. das Recht, unter dem Namen eines Reichsvikarius Metz, Tull, Kammerich und Virten zu besetzen, von altersher zum Reich gehörige Städte. Im März 1552 ziehen französische Heere in Tull und Nanzig ein, ohne ernsten Widerstand zu finden. Wenige Tage später (18. April 1552) fällt die mit allen Verteidigungsmitteln aufs stärkste bewehrte Festung Metz durch Verrat dem König in die Hände. Der Versuch Heinrichs, auch das Elsaß zu überfallen und von dort über den Rhein vorzudringen, scheitert an dem kräftigen Widerstand der freien Reichsstadt Straßburg. Vergeblich macht Karl V. noch in demselben Jahre mit einem für jene Zeit gewaltigen Heere die größten Anstrengungen, die Schmach zu tilgen. Alle Wiedereroberungsversuche scheitern an Verrat und Unstimmigkeiten im kaiserlichen Heere.

Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts wird zwar auf allen Reichstagen über die Rückgabe der geraubten Städte verhandelt, doch bleibt es bei kraftlosen Anträgen und zwecklosen Verwahrungen. Durch den Verrat deutscher Fürsten ist so das alte Herzogtum Lothringen tatsächlich in Frankreichs Gewalt, wenn es auch, mit Ausnahme der überfallenen Bistümer, staatsrechtlich weiter dem Reiche angehört.

Der letzte Versuch, Lothringen der französischen Übermacht zu entziehen, der Heldenkampf Karls IV., Lothringens größten Herzogs, gegen den Kardinal

Digitized by Google

Richelieu, führt den endlichen Verlust des Herzogtums und der elsässischen freien Reichsstädte herbei. Karl IV. (1624—1675), ein tapferer, vielseitiger Fürst, bald Anwärter auf die deutsche Kaiserkrone, bald landflüchtiger Abenteurer, kämpft ein halbes Jahrhundert auf kaiserlicher Seite vergebens für die Freiheit seines Landes. Als Ludwig XIV. 1670 Lothringen in gewaltsamem Überfall besetzt, regt sich in Europa kein Arm für das unterdrückte Volk und den vertriebenen Fürsten. Nach Karls Tode hören zwar die Versuche, Lothringen zu befreien, nicht auf; aber bei dem Ausbleiben wirksamer Unterstützungen und dem Fehlen einer zielbewußten Leitung erlahmen bald alle Unternehmungen. Lothringen wird, zunächst noch zum Schein unter seinem angestammten Herzogshause, in den französischen Staatskörper einverleibt. Auch im Süden kann Ludwig XIV. bei der völligen Ohnmacht des Reiches seinen Raub ausdehnen. 1681 wird die freie Reichsstadt Straßburg, ähnlich wie einst Metz, im Einverständnis mit dem dortigen Bischof von französischen Truppen besetzt. Der Raubzug Frankreichs, einst mit Verrat begonnen, hat nun durch Rechtsbruch und rohe Gewalt sein Ziel erreicht. Auch diesmal beläßt es der deutsche Kaiser bei feierlichen Verwahrungen. Der Vertrag von Regensburg (1684) sichert Ludwig XIV. den Besitz aller bis zum 1. August 1684 besetzten Gebiete mit Einschluß Straßburgs.

In die zweite Hälfte der Regierung Karls IV. und in die Zeit nach seinem Tode fällt nun die Entstehung des französischen Sprachgebiets in dem heute deutschen Teile Lothringens. Am Ende des 17. Jahrhunderts war das einst stark bevölkerte blühende Land eine menschenleere, ausgebrannte Wüste. Von der alten Einwohnerschaft lebte kaum noch der zehnte Teil. Was nicht im Kriege getötet oder ausgewandert war, hatte durch furchtbare Seuchen den Tod gefunden. Die Einwohnerzahl des ganzen Herzogtums war von mehr als 800 000 im Jahre 1600 auf 150 000 im Jahre 1698 gesunken. Von den 3000 Ortschaften lag der größte Teil in Schutt und Asche. Die Äcker und Weinberge, seit Jahrzehnten unbebaut, lagen herrenlos da; der Viehstand des Landes war ganz vernichtet. Vergeblich hatte Karl IV. versucht, durch Besiedelung und Befreiung von allen Steuerlasten dem Lande neuen Wohlstand zu bringen. Erst als unter Karls Nachfolger Leopold um 1700 friedlichere Zeiten einzogen, begann der Wiederaufbau Lothringens. Mit größter Schärfe stellte Leopold Zucht und Ordnung im Lande wieder her. Die Ortschaften und Güter erstanden in kurzer Zeit wieder aus der Asche, die alten Glas- und Papierfabriken, die Salinen und Webereien wurden neu errichtet. Zur Hebung der Bevölkerungszahl wurde die Ein- und Rückwanderung mit allen Mitteln unterstützt. In kurzer Zeit wanderten zu Tausenden Fremde ein, meist Franzosen aus Burgund und der Pikardie; und mit ihnen wanderte welsche Art und Sprache in das einst rein deutsche Land ein. In zwölf Jahren hatten sich schon mehr als 300 000 Fremde auf lothringischem Boden niedergelassen. Die Reste der deutschen Urbevölkerung verloren eigenes Volkstum und deutsche Sprache und gingen schließlich, bis auf ganz wenige abseits liegende

Digitized by Google

Sprachgrenze
nach Constant This u. a.

In den schraffierten Gebieten
mehr als 80 v. H.
Französisch als Muttersprache

Digitized by Google

Sprachinseln, ganz in dem eingewanderten Welschtum auf. Besonders in den einst deutschen Städten verschwanden sehr bald auch die letzten Spuren einstigen Deutschtums. So wurden Metz, Marsal, Salzburg, Wich, Finstingen, wo einst der urdeutsche Moscherosch gelebt hatte, Duß, die Heimatstadt des Straßburger Reformators Musculus, und viele andere Orte in kürzester Zeit völlig verwelscht. Auf Betreiben der französischen Priesterschaft wurde die deutsche Sprache ganz aus Kirche und Schule verdrängt. Sogar die deutschen Orts- und Flurnamen mußten den welschen Formen und Bezeichnungen weichen; so wurde aus Duß Dieuze, aus Finstingen Fénétrange, aus Salzburg Château-Salins, aus Blankenburg Blâmont usw. Auch von Osten her war die Einwanderung aufgelebt, besonders aus der Pfalz und aus Süddeutschland. Da sich die Welschen von diesen Einwanderern streng abschlossen, schied sich das einst einheitlich deutsche Lothringen in zwei der Sprache und Rasse nach streng getrennte Teile.

Dem heutigen Sprachzustande nach ist Lothringen gemäß seiner geschichtlichen Entwicklung der bei weitem am stärksten verwelschte Teil des Reichslandes. Nach amtlichen Feststellungen vom Jahre 1912 gaben von 655 000 Einwohnern 146 000 Französisch als Muttersprache an, während in Ober- und Unterelsaß zusammen von 1 200 000 Einwohnern nur 58 000 Französisch sprachen. In den Städten wird ein gefärbtes, aber im allgemeinen nicht unreines Schriftfranzösisch, auf dem Lande ein auch für Franzosen schwer verständliches Patois gesprochen, das besonders im Süden mit deutschen Sprachbrocken untermischt ist (bader = baigner, hiler = pleurer, fraser = manger en gourmand, forp = couleur, bwob = garçon). Am stärksten ist der französische Einschlag in den Kreisen Château-Salins [1]) (von 45 300 Einwohnern 31 000 französisch, 68,4 v. H.) und im Landkreise Metz (von 113 000 Einwohnern 52 000 französisch, 46 v. H.). Der sprachlich welsche Teil ist von dem deutschen, besonders im südlichen Lothringen, meist scharf getrennt. Eine gemischtsprachige Bevölkerung findet sich nur im Grubengebiet westlich von Diedenhofen und in einzelnen Dörfern der Kreise Bolchen und Château-Salins. Die Sprachscheide wird im Norden durch Höhen und zusammenhängende Waldstücke, in Mittellothringen meist durch die großen, untereinander verbundenen Weiher, im Süden durch die Ausläufer und Kämme der Vogesen gebildet. Bei Esch an der luxemburgischen Grenze beginnend, verläuft die Sprachgrenze im allgemeinen in südöstlicher Richtung bis zur Mosel südlich von Diedenhofen, biegt etwas nach Osten ein und geht dann wieder in der alten Richtung mit einer Ausbuchtung nordöstlich von Duß auf den Donon zu (siehe Karte). Die Kreise Metz-Stadt, Metz-Land und Château-Salins fallen also ganz, Diedenhofen, Bolchen und Saarburg zum Teil in das französische Sprachgebiet. Außerdem leben im lothringischen Grubengebiet von Hayingen-Fentsch

[1]) Der alte deutsche Namen Salzburg ist amtlich noch nicht wieder aufgenommen worden.

Digitized by Google

rund 25 000 Italiener, die eigene Gemeinwesen, fast könnte man sagen ein kleines eigenes Sprachgebiet bilden.

Im Unterschied von Lothringen hat sich das Elsaß, trotz der 200jährigen Zugehörigkeit zu Frankreich, sprachlich fast rein deutsch erhalten. Die welschen Sprachgebiete im Elsaß sind meist in viel späterer Zeit entstanden als die in Lothringen. Wohl nur im Steintal (Van-de-la-Roche) läßt sich die Verwelschung mit Sicherheit auf die Entvölkerung nach dem Dreißigjährigen Kriege zurückführen; im übrigen Elsaß drang das Welschtum erst in der Zeit der Französischen Revolution, zum Teil sogar erst während der Napoleonischen Kriege in den schmalen Vogesentälern vor. Das Französische als Muttersprache konnte daher im Elsaß noch nicht so fest Wurzel schlagen wie in dem mehr als hundert Jahre früher besetzten Lothringen.

Am sprachlich reinsten blieb das Unterelsaß. Das will um so viel mehr besagen, als Straßburg mit seiner großen französischen Garnison und Beamtenschaft, mit seinen geistlichen Stiften, Niederlassungen und Schulen von den Franzosen gern als Mittelpunkt französischer Kultur im Osten betrachtet wurde. Von über 700 000 Einwohnern sprachen 1912 nur 25 000 Französisch als Muttersprache, also noch nicht 4 v. H. Von einem welschen Einschlag im Unterelsaß kann daher überhaupt nicht gesprochen werden. Die Sprachgrenze verläuft im allgemeinen am Donon beginnend 10 Kilometer östlich der Reichsgrenze gleichlaufend mit dieser auf den Vogesenkämmen. In das französische Sprachgebiet fallen das ganze obere Breuschtal, die Kantone Schirmeck (70 bis 80 v. H. französisch) und Saal (80—90 v. H. französisch).

Im Oberelsaß sprachen 1912 von 518 000 Einwohnern 31 700 Französisch als Muttersprache (6,1 v. H.). In den tief eingeschnittenen, vom Verkehr abgeschlossenen Vogesentälern ist die Feststellung der Sprachscheide oft schwierig. Im allgemeinen ist die Reichsgrenze zugleich Sprachgrenze, mit einziger Ausnahme des Kantons Schnierlach (1910 90 v. H. französisch). Die welschen Einwanderer sind ihrem Schlage und Patois nach Lothringer vom groben type vosgien, die meist eine starke Abneigung gegen die deutschen Elsässer zeigen. Im Gegensatz zu Lothringen haben sich im sprachlich französischen Teil des Elsaß die alten allemannischen Orts- und Flurnamen zum größeren Teil erhalten.

Betrachten wir das Reichsland als Ganzes. Nach dem Frankfurter Frieden fand das siegreiche Deutschland in den zurückeroberten Gebieten eine nicht nur sprachlich verwelschte, sondern auch eine in ihrem ganzen Denken und Empfinden von französischem Geist durchdrungene Bevölkerung vor. Die ehemals deutschen Lothringer und Elsässer fühlten sich ganz als Bürger der grande nation; hatten sie doch mehr als alle anderen Landesteile Frankreichs dem Kaiser tüchtige Soldaten und Feldherren (Kleber, Ney, Oudinot, Kellermann, St. Cyr und viele andere), der Republik Staatsmänner, Gelehrte und Künstler gestellt. Insgeheim von Frankreich angetrieben und unterstützt, setzten sie allen Verdeutschungsbestrebungen der ersten Jahre denselben hartnäckigen

Digitized by Google

Widerstand entgegen, mit dem sie sich zur Zeit Karls IV. gegen die Verwelschung gewehrt hatten. Die Verschmelzung der beiden, ihrer Art und Entstehung nach ganz verschiedenen, sich geradezu widerstrebenden Länder zu einem selbständigen Reichsland Elsaß-Lothringen und die unklare, schwankende Leitung der ersten Jahrzehnte erschwerten dazu das Verdeutschungswerk unnötig. Wird in nächster Zeit — wie es für die Entwicklung des Reichslandes zu wünschen wäre — Elsaß-Lothringen in seine drei Bestandteile zerlegt den anliegenden Bundesstaaten einverleibt, so wird die restlose Verdrängung des wirtschaftlichen und sprachlichen Welschtums in wenigen Jahren erreicht sein.

Die folgende Zusammenstellung veranschauliche die Sprachbewegung in Elsaß-Lothringen seit 1900:

	Einwohner	Muttersprache					
		Deutsch	Französisch	Deutsch	Französisch	D. u. Franz.	Italienisch
1900	1 719 470	1 492 323	199 433	86,8 v. H.	11,6 v. H.	6018	18 750
1905	1 814 564	1 575 122	200 220	86,8 „	11,0 „	5363	29 686
1910	1 874 014	1 634 260	204 262	87,2 „	10,9 „	3395	27 434

Bei stetiger Zunahme des Deutschen als Muttersprache ist also ein ständiges Sinken des Französischen festzustellen. Seit 1910 hat sich das sprachliche Verhältnis noch günstiger entwickelt, so daß man heute den französischen Einschlag unter 10 v. H. annehmen darf.

Bei diesen Feststellungen ist zu bedenken, daß der Stand von 1910 bis 1914 zugrunde gelegt ist. Inzwischen haben vier Jahre Kriegszeit mehr an Verdeutschungsarbeit geleistet als 43 Friedensjahre. Seit August 1914 leben deutsche Soldaten aller Gaue mit lothringischen und elsässischen Bauern unter einem Dach und bebauen gemeinsam den reichsländischen Boden, elsässische Truppen liegen zusammen mit preußischen und österreichischen in den Schützengräben in Ost und West. Das Verdeutschungswerk, von Heeres- und Verwaltungsbehörden unterstützt, hat in drei Jahren nie Gehofftes erreicht. Schon 1914 wurde das Erscheinen der Zeitungen in französischer Sprache eingeschränkt, später bis auf ein in Metz erscheinendes Blatt verboten. Durch den trefflichen Erlaß vom Mai 1915 „Über die Verdeutschung der Ortsnamen in Elsaß-Lothringen" wurde eine große Anzahl der alten deutschen Namen amtlich wieder aufgenommen. Der Anfang ist damit gemacht. Hunderte von welschen Flurnamen harren aber immer noch der Verdeutschung; im kirchlichen Leben ist die französische Sprache trotz allen Verboten nach wie vor herrschend. Auch hier gilt es, Wandel zu schaffen, schnell und gründlich. An kräftigem Durchgreifen haben es die Heeresbehörden bisher nicht fehlen lassen. Möge der vielgeschmähte Militarismus auch diese letzten Reste des Welschtums beseitigen. Dann hat uns der Krieg in wenigen Monaten gebracht, was 43 Jahre deutscher Friedensarbeit mit allen Erlassen und Verordnungen nicht erreichen konnten: ein wirtschaftlich und sprachlich rein deutsches Elsaß und Lothringen.

Digitized by Google

An der Wolga

Erinnerungen aus dem alten Rußland

von

Karl Mollenhauer

(Schluß)

Alles in allem war das Leben und Treiben am Flußufer äußerst fesselnd, und wäre es mir nur möglich gewesen, auch so viel zu hören wie zu sehen, hätte ich mich über Mangel an Unterhaltungsstoff nicht beklagen dürfen. Auch so machte ich mit dem kleinen Sprachschatze, den ich mitgebracht hatte und den ich täglich vermehrte, das Mögliche wirklich. Kam dann einmal eine Gelegenheit, Deutsch zu reden, so nutzte ich sie gründlich. So erinnere ich mich eines Tages, wo ein „Bugsier", wie die Dampfer genannt wurden, die mit mehreren ungefügen Schleppkähnen im Gefolge auf dem Flusse verkehrten, an unserer Landungsstelle angelegt hatte und längere Rast machte. Der Maschinenmeister des Dampfers war ein schon ältlicher Deutscher aus dem Reiche, den das Schicksal in diesen Beruf verschlagen hatte. Er zeigte mir die gewaltige Getreideladung, die über die Kähne verteilt war; sie war für abwärts gelegene Gouvernements bestimmt, in denen infolge von Mißernten der Hunger herrsche. Irgendwo, so sagte der Mann, sei das jedes Jahr der Fall. Seit dieser Mitteilung habe ich mich seither, wenn die Zeitungen von Zeit zu Zeit von Hungersnöten in Rußland zu berichten wußten, nie mehr sonderlich aufgeregt, wie ich überhaupt gelernt habe, verallgemeinernde Mitteilungen und Urteile aus und über Rußland stets mit Ruhe und Vorbehalt entgegenzunehmen. Das Land ist so riesengroß und so wenig einheitlich zu erfassen, daß im guten wie bösen Sinne eine Einschränkung oder Milderung immer angebracht ist. Dies oder etwas Ähnliches verleiht den Machthabern wohl auch ihr kaltes Blut, wenn sie zu nach unseren Begriffen grotesken oder vorweltlichen Maßregeln greifen, und andrerseits gibt die Hoffnung auf irgendeinen Ausweg, den das Land mit seinen unbegrenzten Ausgleichsmöglichkeiten stets zu bieten scheint, dem Volke die Ermunterung zu seiner unverwüstlichen Engelsgeduld. Das biegsame, elastische und in gewissem Sinne wieder sozusagen breiige Verhalten, das den Entwicklungszuständen des Riesenvolkes auf den unermeßlichen Räumen eigentümlich entspricht, scheint geeignet, jedem Stoße und jeder Erschütterung die Wucht der Auswirkung zu nehmen und jeder gefährlichen Wendung wieder eine Richtung zu geben, die einen inneren Ausgleich ermöglicht. So kommt es, daß wohltätige und notwendige Reformen, die z. B. mit Versuchen zur Veredelung und Hebung des Beamtentums einsetzen, nicht weit reichen, und daß andrerseits auch zweifelhafte Experimente, die vielleicht einer Modeströmung zuliebe befohlen werden, auf den Wegen an die Peripherie viel von ihrer ursprünglichen Schädlichkeit verlieren. Eine wahrhaft durchgreifende und einheitliche Ver-

Digitized by Google

waltung und Regierung des Reiches kann erst einsetzen, wenn durch Ausgestaltung der Verkehrsmittel die Unwegsamkeit des Landes überwunden und damit sozusagen eine Allgegenwart des Zaren annähernd erreicht ist. Bis dahin lähmt das alte Wort „der Zar ist weit" dessen Allgewalt. Man hat die Verfassung Rußlands wohl als durch Zarenmord gemilderte Despotie bezeichnet. Die wahre Beschränkung indessen der Autokratie liegt in der unerschlossenen Größe des Reiches. Mit der Ausdehnung und dem inneren Ausbau des Eisenbahnnetzes würde die Macht des Zaren im gleichen Schritte wachsen; es wird aber nicht ausbleiben, daß dementsprechend auch die Durchdringung des begabten Volkes mit dem Zubehör der Gesittung derartige Fortschritte macht, daß es alsdann auch wirkliche Volksvertreter in eine wirkliche Nationalversammlung entsenden kann. Der Druck unbeschränkter Gewalt läßt nach im geraden Verhältnisse zur Größe des beherrschten Gebietes. An ihre Stelle schieben sich allerdings nur zu leicht örtliche Machthaber des Beamtentums, deren Übergriffen die revidierenden Sendboten des Senates nur unvollkommen zu wehren und entgegenzuwirken imstande sind. Eine solche Größe hatte ich Gelegenheit kennen zu lernen. Den Mann hatte schließlich seine übergroße Amtsgewalt zu Falle gebracht, und er mußte den Mißbrauch seiner Befugnisse in der trostlosen Einsamkeit seines Zwangsaufenthaltes in Kasan büßen. Über den Fall, dessen Einzelheiten ich der Mitteilung Sophie Nikolajewnas verdanke, werde ich noch berichten, wenn ich vielleicht später einmal von den Gästen des Hauses erzähle.

Kasan, das ich im Laufe des Sommers eines schönen Tages in Gesellschaft des Oberst Donaurow besuchte, war ein ziemlich trostloses Provinznest. Es liegt am Wiesenufer des Stromes und der Überschwemmungen wegen noch eine gute Strecke landeinwärts. Man fährt von der Dampferstation noch eine starke Viertelstunde mit dem Istwoschtschik, einer der einspännigen Droschken, die aus dem städtischen Leben Rußlands nicht weggedacht werden können. Der Stadt vermochte man die ehemalige Bedeutung als Hauptstadt des Tatarenkhans nicht anzusehen; als Gouvernementsstadt kennzeichnete sie allenfalls ein großer öffentlicher Garten, aus dessen Anlagen mich aber die völlige Verlassenheit bald verscheuchte. Die alte Tatarenherrschaft kommt in ein paar Moscheen zum Ausdruck, die ziemlich versteckt liegen; ich habe mich in keine hineingetraut. Wenn man als einsamer Schlenderer in fremdem Lande sich ergeht, ohne der Landessprache mächtig zu sein, bringt man nicht so leicht die nötige Sicherheit zusammen, um uneingeladen und ungeführt die Heiligtümer oder sonstigen Bauten eines fremden Volkes zu betreten. Von meinem Obersten hatte ich mich getrennt, nachdem wir einige Besorgungen gemacht und gefrühstückt hatten. In einem großen, das will heißen für Kasan großen, Basar hatten wir einige Einkäufe gemacht. Ob sich der Oberst nun einen kleinen, von Nationalismus nicht ganz freien Scherz machen wollte oder ob er es harmlos gut meinte, kurz er verwies mich auf die bedienenden Ladenjünglinge als auf Landsleute von mir und ermutigte mich

Digitized by Google

dringlichst, mit ihnen auf dieser Grundlage zu plaudern. Da ich nun aber in ihnen unschwer junge Juden aus Kurland erkannte, vermochte ich diese Landsmannschaft durchaus nicht anzuerkennen und verzichtete nachdrücklichst auf jede Anfreundung. Vielleicht war das sehr beschränkt von mir; denn die Jünglinge hätten mir gewiß am Abend nach Geschäftsschluß manches zeigen und mitteilen können, was mir jetzt an einem vollen und runden Bilde der alten Stadt fehlt. Aber um keinen Preis hätte ich mich derzeit mit mir unbekannten und von vornherein mindestens zweifelhaften Menschen auf landsmannschaftlichem Fuße eingelassen, wenn ihr Deutsch auch besser gewesen wäre, als ich aus den paar Worten, die wir wechselten, so zu hören bekam. Lieber strich ich allein umher und nahm ein nur lückenhaftes Bild von der wenig anziehenden Stadt auf. Wenn es angängig gewesen wäre, hätte ich durch die Universität der Wolgastadt irgendwelchen Anschluß gesucht, und das wäre mir auch wohl geglückt, wenn nicht die Ferien alle Universitätsverwandten entfernt gehalten hätten. So begnügte ich mich mit der Außenbesichtigung der Gebäude, die im allgemeinen große Ähnlichkeit mit denen der Dorpater Hochschule hatten. Sie waren wohl nach diesem Muster angelegt. Die besondere Bedeutung der Universität dieses fernen Gebietes lag in der Pflege der Sprachstudien; mehrere namhafte Vertreter der finnisch-türkischen Philologie haben einen Kasaner Lehrstuhl innegehabt. Auch die Erforschung der natürlichen Verhältnisse der nordostrussischen Gebiete und Sibiriens machte einen Teil des Lehrauftrages der Kasaner Professoren aus. Selbstverständlich war auch hier die Heranbildung von Ärzten und Apothekern, nach denen die Nachfrage immer das Angebot weit überstieg, mit ein Hauptaugenmerk bei der Begründung der Hochschule gewesen, und zumal in einer Zeit, in der die Besucher noch nicht die gefährlichen Neigungen und Seiten gezeigt hatten, die ihnen gerade in der Zeit, von der ich berichte, so erbitterte Gegner in den höchsten Regierungs- und Gesellschaftskreisen erweckt hatten. Einen freundlichen Eindruck nahm ich noch aus dem Aschenbrödel unter den vielen Musenstädten, die ich gesehen habe, mit; der stammte aus einem Bäckerladen. Dieser fiel mir beim Umherschlendern wegen seiner freundlichen Sauberkeit auf, und ich entzifferte aus den russischen Buchstaben des Schildes, das überdies noch das Bild zweier Löwen mit einer zwischen ihnen strittigen großen Brezel trug, bald einen unverkennbar schwäbischen Namen. Der Vorwand eines kleinen Einkaufs gestattete mir den Eintritt in den schmucken Laden. Ein junges Mädchen, das, so wie es mir da entgegentrat, unmittelbar in ein Dorf am Neckar gepaßt hätte, fragte in allemanischen Lauten nach meinem Begehr. Die über den Kauf hinaus ausgedehnte Unterhaltung ergab denn, daß die Bäckerfamilie aus einer der schwäbischen Kolonien an der Wolga stammte, die durch die große Katharina hier angesiedelt waren und es durch Festhalten am heimischen Glauben, Brauch und Fleiß zu einem gut begründeten Wohlstande gebracht hatten. Mit diesen freundlichen Leuten, in deren Leben ich zufällig einen flüchtigen Einblick tun konnte, hätte ich mich

Digitized by Google

an dem Tage ungleich lieber angefreundet als mit den sog. Landsleuten aus Kurland. Ungern nur trennte ich mich nach kurzem Verweilen wieder von der Familie, die so zäh Väterſitte und -ſprache feſtgehalten hatte. Ich dachte an den unvergeßlichen Schneider von Penſa Hebelſchen Angedenkens. Der hätte mir gewiß meine geheime Luſt, noch etwas zu verweilen, angeſehen.

Eine Berühmtheit Kaſans, die es auch zu einem Denkmal in der Stadt gebracht hat, iſt der Dichter Derſhawin, ein Mann von ſo altmodiſcher Denkart, daß er in den erſten Regierungsjahren Alexanders I. als Hemmſchuh der geplanten Reformen angeſehen wurde und den Staatsdienſt, in dem er ſehr hoch geſtiegen war, verlaſſen mußte. Er zog ſich auf ſein Landgut zurück und verlebte noch etwa ein Jahrzehnt ſchriftſtelleriſcher Muße. Seine Dichtung hat nichts von der eigentümlich ſlawiſchen Art, wegen deren die Erſcheinungen der ruſſiſchen Literatur in neuerer Zeit ſo nachhaltigen Eindruck gemacht haben. Wenn ich richtig ſehe, lehnt ſich ſein Schaffen an die beſten Überlieferungen der abendländiſchen Bildung an, der die heimiſche anzugleichen wohl ſein vernünftiges Beſtreben war. Von den Verſtiegenheiten der Leute, die die Lehre von dem großen Berufe der ſlawiſchen Seele erfunden haben, hatte ſeine Zeit, mindeſtens er, noch keine Ahnung. Wie ſollte auch wohl ein Mann von geſundem Verſtande, der ſeine Jugendjahre in dem halbtatariſchen Kaſan verlebt hatte, der in ſeinen Mannesjahren die Niederbrennung der Stadt durch den falſchen Peter (III.), Pugatſchew, und alle mit deſſen abenteuerlichem Auftreten verbundenen Greuel und Wirren geſehen hatte, auf den Einfall geraten, in ſeinem noch tief in der Barbarei ſteckenden Volke den zukünftigen Lehrmeiſter des Abendlandes zu ſehen! Zu dieſer Verworrenheit des Urteils, die ſeitdem wie eine anſteckende Krankheit weite Kreiſe des begabten Volkes verheerend ergriffen hat, gehörte das unorganiſche Überſpringen langer Entwicklungsreihen. Auf einem völlig unzureichend bearbeiteten Boden wurde das Gedeihen der hochgezüchteten Pflanze Kultur erwartet, zu deren Beſtande die Nation aus Eigenem ſo gut wie nichts beigetragen hatte. Nur den widerſpruchsvollen Zug verſchwommener Myſtik und bequemer Dunkelheit hatte ſie ihr beigemiſcht, dem aber nichts Geſundes, Schöpferiſches entſprießen konnte. Dieſe vorzeitige Vermählung von naturwüchſiger Jugend mit fremdbürtiger Kultur geſchah nicht unter glückverheißenden Vorzeichen. Die nächſtliegende Aufgabe, das Volk erſt einmal aus dem Gröbſten herauszuheben, erſchien ſo entſagungsvoll und weitausſehend, daß eine ausſichtsreiche Politik nach außen glänzender Ausdehnung und Angliederung mehr Verlockendes und Verführeriſches hatte. Der Name Skobelew war zu der Zeit, von der ich ſpreche, auf aller Lippen. In ihm verkörperte ſich der Gedanke an unbegrenzte Machtentfaltung, die heiß und dunkel herbeigeſehnt wurde, ſchon als Pflaſter für die ſchwere Enttäuſchung, die der letzte Türkenkrieg und der Berliner Kongreß gebracht hatte. Auf der Hinreiſe nach Kaſan zeigte ihn mir der Oberſt Donaurow; er ſtand in militäriſcher Umgebung auf einer Fähre, an der wir in einiger Entfernung vorüberfuhren. Seine große Geſtalt und die

Digitized by Google

weithinscheinende weiße Mütze seiner Sommeruniform, die er an dem heißen Tage trug, sind mir in Erinnerung geblieben. Er hatte gerade damals den Oberbefehl gegen die Teke-Turkmenen erhalten, und die hochfliegendsten Hoffnungen knüpften sich an den Namen des volkstümlichen Heerführers; er hat sie nicht enttäuscht. Ein halbes Jahr danach verschaffte sein Erfolg von Geok-Tepe dem Reiche bedeutenden Machtzuwachs, den ihm kein europäischer Einspruch verkümmern konnte und der nur den Engländern auf die Nerven fiel. Nach Jahresfrist starb er im kräftigsten Mannesalter. Ein Studienfreund aus Dorpat, der Sohn eines Moskauer Großindustriellen, versicherte mir, daß Skobelew nur eingeheimst habe, was sein Vater mit seinen in Merw schon längst Kattun absetzenden Karawanen bereits erobert habe. Dieser Hinweis war mir deshalb besonders wertvoll, weil er die wohl richtige Auffassung enthielt, daß in dieser Richtung die natürliche Aufgabe Rußlands liegt, die der durch hohles politisches Geschwätz und Großmannssucht nicht beirrte russische Kaufmann schon längst begriffen und in still fortschreitender Arbeit ergriffen hatte. Die angeblich westwärts gerichtete Sendung und Bestimmung der slawischen Rasse ist ein Riesenirrtum; die Verhältnisse weisen das russische Volk auf die Erschließung des mittleren und nördlichen Asiens. Auf diese Aufgabe sind seine Kräfte und Fähigkeiten zugeschnitten, und der Grad ihrer Entfaltung scheint der Schwierigkeit just zu entsprechen. Denn der Abstand zwischen dem Bringer und dem Empfänger der Gesittung ist von der Art, daß er die Vermittlung, Gewährung und Annahme begünstigt. Alle anderen Aufstellungen der russischen Zukunft sind die Irrtümer ungezügelter Selbstgefälligkeit, mit denen verstiegene Schwärmer und Verführer unreifes Selbstgefühl und Begehrlichkeit gereizt haben. Selbst den West- und Südslawen sind die Russen nicht als Führer bestimmt. Die Lechen oder Polen haben sich durch Anschluß an die abendländische, lateinische Gesittung zu einer Zeit schon für ihre Schicksalsrichtung entschieden, als die Russen noch unter dem Tatarenjoche schmachteten, und die meist orthodoxen Südslawen müßten nicht so hell und begabt sein, wie sie scheinen, wenn sie nicht einmal zu der Erkenntnis kommen, daß die übergroße, erdrückende Machtfülle des weißen Zaren, die sie als Schutzverwandte noch verstärken helfen sollen, im Grunde keine überzeugende Empfehlung für die Rolle des Hüters von Stammesart und Sonderrecht ist.

Unweit von Kasan, etwas unterhalb der Einmündung der fernher kommenden Kama, lag vor dem Heranbrausen des Tatarensturmes die blühende Handelsstadt Bolgary, der Mittelpunkt eines älteren, längst verschollenen Bulgarenreiches. Jetzt liegt nahe den Trümmern der gefallenen Größe, mit deren Ausdeutung zum Teil die Gelehrten der Kasaner Hochschule, die nichtsdestoweniger mehr Lehranstalt als Forscherstätte ist, beauftragt und beschäftigt sind, der Ort Tri-Osera, zu Deutsch Dreiseen, im Kreise Spask. In diesem Orte war eine Dame ansässig, die gelegentlich zu Besuch nach Koslowka kam und bei mir in der allerbesten Erinnerung steht, weil

Digitized by Google

sie ein fließendes, in Dresden erworbenes Deutsch sprach und mir, auch bei einem zufälligen Wiedersehen auf der Heimreise, große Güte bezeigte. Ihre vornehme Erscheinung wie auch der ganze Familien- und Verkehrskreis der Leontjews schienen mir die alten, guten Überlieferungen des Moskauer Russentums zu verkörpern, die in unübereilter Anlehnung an die feinste Blüte abendländischer Bildung, vorab auch deutscher Prägung, wurzelten und gediehen. Die unruhigen, abspringenden Versuche, die seither die russische Welt in Atem gehalten haben, aber das Reifen keines Entwurfes abwarten konnten, sind anderer Herkunft; sie entstammen der ungesunden Atmosphäre der Newaresidenz, die als der wahre Ausdruck des russischen Volksgeistes nicht gelten kann, so anspruchsvoll sie sich auch gebärden mag.

Das mehrmalige Aufblühen von wenn auch kurzlebigen Reichen in dieser Gegend von Kasan spricht dafür, daß dieser Wolgaecke eine große Bedeutung für die Beziehungen Rußlands zu den Teilen Asiens zukommt, die jeder Europäer und jeder Freund eines gesunden Ausbaus der internationalen Beziehungen dem Zarenreiche ohne weiteres willig zugestehen wird. Wenn in diesem Sinne einen Pfeiler der Beziehungsbrücke Kasan bildet, so ist, abgesehen von Jekaterinenburg, der nächste Orenburg. Dahin hatte denn auch die Familie Leontjew mannigfache Beziehungen, und es war mir sehr interessant, zu beobachten, daß die allgemeinen Winke und Hinweise, die die geographische Lagerung im großen an die Hand gibt, auch in den Beziehungen einer landansässigen Familie wiederkehrten. Orenburg und Taschkent waren in der täglichen Unterhaltung häufig vorkommende Namen. Hier hatte der General seine Hauptdienstzeit zugebracht und seine Schwester Nadeshda hier den Gatten Michael Iwanowitsch Donaurow gefunden. Die Gäste, die den Sommer über ins Haus kamen, führten ihre Beziehungen zu der Familie meist auf gemeinsamen Aufenthalt in Orenburg zurück. Sieht man sich nun dieses Orenburg auf der Karte an, so findet man schnell heraus, daß dem Orte allerdings eine ausgezeichnete Bedeutung einmal für den Verkehr nach dem unermeßlichen Sibirien, sodann aber als Ausgangspunkt für Verbindungen mit den zentralasiatischen und turkestanischen Gebieten zukommt. Kein Wunder ist es daher, daß man neben den Entwürfen, die mit dem Skobelewschen Unternehmen im Zusammenhang standen, besonders gern von der großen sibirischen Eisenbahn sprach, die der General Annenkow demnächst mit so großem Ertrage für seine Tasche, aber, weil zunächst nur eingleisig, völlig unzureichend ausführte. Das waren alles Fragen, die meine russischen Freunde unmittelbar angingen und deshalb, namentlich den geistig sehr regen Obersten Donaurow, lebhaft beschäftigten. Diese Pläne lagen auch wirklich in dem gesunden Aufgabenbereiche Rußlands, und es wäre für die Ruhe Europas ein großer Segen gewesen, wenn es diese Interessenfährte dauernd festgehalten hätte. Es war die Zeit, da der grundsätzliche Gegensatz dieser Zielstrebigkeit zu der Wohlfahrt Englands zu den Glaubensbekenntnissen alles politischen Denkens gehörte. Wer damals vorausgesagt hätte, daß nach einem knappen

Digitized by Google

Menschenalter Rußland auf Tod und Leben mit Großbritannien zusammengehen werde, dem wäre ein tüchtiger Nervenarzt empfohlen worden.

Wie wenig der nach dem Westen orientierte Drang Rußlands dem wahren Empfinden des Volkes entspricht, hat denn auch der neuerdings verabschiedete Minister des Äußern, Sasonow, sich in einem unbewachten Augenblick vor dem Kriege entschlüpfen lassen, als er sehr bezeichnenderweise sagte: „Skutari ist dem Kasaner Bauern Wurst." Ganz abgesehen von der allgemeinen Verurteilung, die mit diesem treffenden Satze die durch die Annäherung an England in ganz fremde Bahnen gelenkte russische Politik erfährt, enthält er in denkbarster Kürze durch die Nennung gerade des Kasaner Bauern die wahren Richtlinien großer russischer Aufgaben. Was die Natur dem Riesenlande versagt hat, eine Verkehrsküste, hat sie ihm einigermaßen in seinen gewaltigen Strömen, insbesondere der Wolga, ersetzt. Die hiermit gegebenen Möglichkeiten erschöpfend zu entwickeln, wäre eine Aufgabe, deren befriedigende Lösung noch ganze Generationen beschäftigen könnte. Und die leitenden Staatsmänner täten gut, dabei gerade auf die Stimme des Kasaner Landmannes zu achten.

Der schöne Sommeraufenthalt in dem gastfreien Landhause an der Wolga hat mich das russische Volk von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen lassen, dabei aber die feste Überzeugung begründet, daß seine geschichtliche Sendung es auf die Erschließung der Landmasse Asiens hinweist, dem das „Mütterchen Wolga" seine Wogen zuwälzt, gleich als wolle es unmißverständlich Wege und Ziele weisen.

So gern die Familie der Leontjew mich festgehalten hätte, so stark zog es mich wieder dem Westen zu. Und ich bin froh, daß ich mich mit dem Kennenlernen begnügt habe und mich nicht in diese Kreise habe ziehen lassen, von deren Leben, Treiben und Wesen sich vielleicht noch einmal Gelegenheit bietet, Weiteres zu berichten.

Das deutsche Volksvermögen im Weltkriege

Von

Karl Elster

I

Ungeachtet der unbestreitbaren Tatsache, daß wir alle die schwere Beeinträchtigung, die der Weltkrieg für die deutsche Volkswirtschaft im Gefolge hat, täglich am eigenen Leibe spüren, herrscht doch in weiten Kreisen unseres Vaterlandes die Auffassung, daß wir — allen Entbehrungen und Leiden zum Trotze — uns nicht nur als Sieger an allen Schlachtfronten, sondern auch rein wirtschaftlich einer Vorzugsstellung vor unseren Gegnern

Digitized by Google

erfreuen dürfen. Diese Auffassung trifft zweifellos zu. Ebenso zweifellos aber wäre sie wohl kaum in dem Maße, wie es geschehen ist, zum Allgemeingut geworden, wenn sie nicht in Gestalt eines Schlagwortes ihren Weg in die Allgemeinheit gefunden hätte.

Der Satz, in dem der Gedanke unserer auch wirtschaftlichen Vorzugsstellung vor unseren Gegnern seinen allgemein einleuchtenden Ausdruck gefunden hat, lautet: „Das Geld bleibt im Lande." Er ist ein Schlagwort mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen. Seine Vorzüge hat er erwiesen, indem er die gerechtfertigte Überzeugung von der unerschütterten Stärke unserer wirtschaftlichen und finanziellen Stellung gefestigt und verbreitet hat; seine Schwäche liegt darin, daß er den Grund dieser wirtschaftlichen und finanziellen Stärke unzutreffend, zum mindesten aber höchst mißverständlich wiedergibt. Und darum hat denn auch die Wissenschaft ihm gegenüber ganz allgemein ablehnend Stellung genommen, und nur vereinzelt hat man den Versuch gemacht, ihn mit Hilfe einer weitherzigen Auslegung zu retten.

Im folgenden soll der Nachweis geführt werden, daß das deutsche Volksvermögen durch den Weltkrieg verhältnismäßig in weit geringerem Maße in Anspruch genommen ist als das seiner Gegner, und weiter, daß dieser geringere Grad seiner Inanspruchnahme in der Abschließung Deutschlands und seiner Verbündeten vom Weltmarkt begründet liegt. Es soll bewiesen werden, daß gerade die Isolierung der Vierbundstaaten die wirtschaftliche und finanzielle Stellung Deutschlands insofern gekräftigt hat, als sie in der Richtung einer Erhaltung des deutschen Volksvermögens sich auswirken mußte. Und wenn man in meinen Ausführungen eine Bestätigung des Satzes, daß „das Geld im Lande geblieben sei", finden möchte, so will ich einer solchen Auffassung nicht weiter widersprechen. Ich selbst möchte freilich, da ich hier Volkswirtschaft treibe und nicht Politik, auf die Verwendung jenes wissenschaftlich doch allzu anfechtbaren, wenn auch politisch gewiß recht brauchbaren Schlagwortes verzichten.

Die mehr oder minder wissenschaftlichen Erörterungen unserer derzeitigen oder auch nach Friedensschluß zu erwartenden wirtschaftlichen und finanziellen Lage leiden zum großen Teile an dem Fehler, daß sie sich allzu einseitig mit den rein geldwirtschaftlichen Erscheinungen befassen und dabei dem naturalwirtschaftlichen Geschehen nicht die genügende Aufmerksamkeit zuwenden. Demgegenüber muß vor allem das eine betont werden, daß nicht die herkömmliche, einseitig geldwirtschaftliche Betrachtungsweise, sondern daß nur vertieftes naturalwirtschaftliches Denken uns das Verständnis für unsere wirtschaftliche Lage voll erschließen und somit uns vor Fehlschlüssen bewahren kann, die in der Folge zu wirtschaftspolitischen Fehlgriffen der bedenklichsten Art zu führen vermöchten. Zum Belege der Tatsache, daß es immer nur ganz beschränkt zulässig ist, aus geldwirtschaftlichen Erscheinungen auf das ihnen zugrunde liegende naturalwirtschaftliche Geschehen Schlüsse zu ziehen, mag der Hinweis genügen, daß wir — in „Geldwert" ausgedrückt — durch

Digitized by Google

den Krieg ganz zweifellos reicher geworden sind, als wir vor dem Kriege waren, obwohl gewiß kein Zweifel daran zulässig ist, daß die in ihrer Gesamtheit das deutsche Volksvermögen ausmachenden Güter quantitativ und qualitativ während des Krieges und durch den Krieg eine nicht unerhebliche Abnahme erfahren haben.

Die durch die einzigartigen Verhältnisse des Weltkrieges geschaffene eigentümliche Lage der mitteleuropäischen Reiche und insbesondere Deutschlands, muß demzufolge zunächst einmal in Ansehung ihrer naturalwirtschaftlichen Auswirkungen beurteilt werden. Eine Betrachtung der aus ihr entsprungenen geldwirtschaftlichen Erscheinungen hat diese Untersuchung zu ergänzen. Ersetzen kann sie sie nicht.

* * *

Der wirtschaftlichen Kriegführung unserer Feinde ist es dank der souveränen Art, mit der sie sich über das euphemistisch als Völkerrecht bezeichnete Kollegheft voll frommer Wünsche hinweggesetzt hat, gelungen, Deutschland und seine Verbündeten so gut wie völlig vom Weltmarkt abzuschneiden. Seit Ausbruch des Krieges sind die mitteleuropäischen Mächte hinsichtlich der Deckung nahezu ihrer gesamten Bedürfnisse auf die Selbstversorgung angewiesen. Der durch die Notwendigkeiten der Kriegführung in mannigfacher Beziehung gesteigerte Konsum ist ganz wesentlich nur mehr aus der inländischen Produktion zu befriedigen.

Produktion und Konsum sind die beiden Pole der Achse, um die die gesamte Wirtschaft schwingt. Die Produktion ist es, die durch ihren jeweiligen Umfang das Höchstmaß bestimmt, über das der Konsum sich dauernd nicht zu erheben vermag. Umgekehrt wiederum sind es die Konsumbedürfnisse, die die Produktion zur Steigerung ihrer Leistungen innerhalb der jeweiligen Grenzen ihres Könnens anspornen.

Bis zum Ausbruch des Krieges standen sich Produktion und Konsum — im ganzen genommen — als weltwirtschaftliche Größen gegenüber. Weltwirtschaftlich war der Kreislauf der Güter, der sich zwischen beiden vollzog. Durch den Krieg wurde die Weltwirtschaft in Teile aufgelöst. Wohl ist Deutschland auch heute noch kein „geschlossener Handelsstaat". Aber — im ganzen genommen — bilden die Völker des Vierbundes heute ein in sich abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet. Produktion und Konsum sind zwar nicht rein nationalwirtschaftliche, aber doch auch nicht im bisherigen Sinne weltwirtschaftlich gegebene Größen. Sie werden durch die Konsumbedürfnisse und Produktivkräfte ausschließlich der miteinander in wirtschaftlicher Beziehung verbliebenen Länder — d. h. auf der einen Seite der Vierbundmächte, auf der anderen Seite der übrigen Kulturwelt — bestimmt.

Über den Außenhandel Deutschlands sind aus naheliegenden Gründen keine Zahlenangaben veröffentlicht worden. Solcher bedarf es auch nicht zur Feststellung der allgemein bekannten Tatsache, daß die Einfuhr nach Deutsch-

Digitized by Google

land keine im Vergleiche zu den früheren Verhältnissen noch irgendwie nennenswerte Bedeutung besitzt. Deutschland mußte — wollte es nicht als Sieger an vier Fronten dem Drucke des Wirtschaftskrieges hoffnungslos erliegen — aus eigener Kraft Konsum und Produktion miteinander in Einklang bringen. Durch äußerste Sparsamkeit im Verbrauch bei tunlichster Steigerung der Produktion galt es, die deutsche Wirtschaft unabhängig vom Weltmarkte auf sich selbst zu stellen und damit auch das wirtschaftliche „Durchhalten" als Bedingung des endgültigen Sieges zu gewährleisten. Die Aufgabe war schwer, aber ihre Bewältigung ist gelungen. Staatsregierung und Selbstverwaltung, Landwirtschaft und industrielles Unternehmertum, Wissenschaft und Technik fanden sich zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Ihr Ergebnis ist die deutsche Kriegswirtschaft.

Mit Ausbruch des Krieges ist der Staat als gewaltige Konsumwirtschaft mit einer Nachfrage hervorgetreten, die — bislang unerhört — selbst an die weltwirtschaftlich organisierte Produktion die schwersten Anforderungen gestellt hätte. Und diesen Anforderungen sollte eine Produktion gerecht werden, die mit dem gleichen Zeitpunkte ihre ausländischen Hilfsquellen nach Abschluß vom Weltmarkte fast völlig versiegt, ihre nationale Arbeitskraft nach Durchführung der Mobilmachung sehr erheblich eingeschränkt sah. Den zwingend gebotenen Ausgleich ermöglichte zunächst die Verbrauchseinschränkung der anderen Konsumwirtschaften. Daß eine solche mit sofortiger Wirksamkeit eingetreten ist, hat in der doppelten Tatsache seinen Grund, daß einmal der Staat die Versorgung des zum Heeresdienste eingezogenen Bruchteiles der Bevölkerung seinerseits übernahm, des weiteren darin, daß die wirtschaftlichen Einwirkungen des Krieges auf die Erwerbswirtschaften die hinter ihnen stehenden Konsumwirtschaften in ihrer überwiegenden Mehrheit zur Sparsamkeit im Haushalte auch in den Fällen zwang, in denen sie nicht bereits aus der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit heraus freiwillig geübt wurde. So brachte es die Gestaltung der Absatzverhältnisse mit sich, daß der Mangel an Nachfrage auf dem Markte der zeitweilig entbehrlichen Güter aller Art die in diesen Produktionszweigen bislang tätig gewesenen Arbeitskräfte frei, Kapitalkräfte ertraglos und somit beide der kriegswichtigen Produktion verfügbar machte. Und als im weiteren Verlaufe des Krieges die in den Auguste- und Septembertagen des Jahres 1914 scheinbar zum Gemeingut des Volkes gewordene patriotische Gewissenhaftigkeit nachzulassen begann, und die Einkommensverhältnisse immer weiterer Bevölkerungsschichten sich der allgemeinen Preisgestaltung angepaßt hatten, als also die auf seiten der Nachfrage auf eine Verbrauchsbeschränkung hinwirkenden Gründe ihre zwingende Kraft eingebüßt hatten, da hatte inzwischen die einstige Luxusindustrie — sei es freiwillig, sei es unter staatlichem Zwange — ihren Übertritt in die Kriegsindustrie vollzogen und war somit auf seiten des Angebotes dafür Sorge getragen worden, daß eine neuerlich rege gewordene Nachfrage nicht mehr zu einer bei Lage der Verhältnisse unangemessenen Befriedigung zu gelangen vermochte. Auf

Digitized by Google

anderen Gebieten wiederum hatte von vornherein die Knappheit der verfügbaren Vorräte dem Verbrauche sein Höchstmaß gesetzt (nicht erst die zu ihrer Verteilung getroffenen staatlichen Maßregeln, da durch diese wohl die Beteiligung aller Konsumenten an den vorhandenen Verbrauchsgütern nach einheitlichen Grundsätzen geregelt, nicht aber der Verbrauch im ganzen eingeengt wurde).

In der gleichen Richtung wie auf der einen Seite die Verbrauchseinschränkung, wirkte auf der anderen Seite die Steigerung der Produktion. Die ausgefallenen Arbeitskräfte fanden ihren Ersatz in den Kriegsgefangenen, vor allem aber in der Arbeit der Frauen, der Jugendlichen und der Alten. Und als auch diese Reservearmee sich nicht mehr als ausreichend erwies, den Wirtschaftskrieg mit sicherer Aussicht auf den Sieg zu führen, da wurde in Durchführung des Hilfsdienstgesetzes durch eine Konzentration der Betriebe eine weitere Steigerung der nationalen Produktivität über ihren bisherigen Stand hinaus erzielt.

So wurde die deutsche Volkswirtschaft in Produktion und Konsum unabhängig von den Arbeitskräften des Auslandes. Darüber hinaus aber mußte sie sich auch hinsichtlich der Rohstoffe, die sie bisher ganz oder teilweise aus dem Auslande bezogen hatte, selbständig machen. Am einfachsten geschah auch dies im Wege des erzwungenen Verzichtes. Aber nicht alle Rohstoffe, die bislang das Ausland geliefert hatte, konnten entbehrt werden. Soweit sie unentbehrlich waren, galt es, die in der deutschen Volkswirtschaft noch vorhandenen Bestände denjenigen Verwendungszwecken, für die sie am dringendsten benötigt wurden, ausschließlich zuzuführen, und darüber hinaus diese Bestände aus der Reserve der bereits in den Ruhezustand des Konsumgutes übergegangenen Gegenstände zu ergänzen. Die Beschlagnahme nicht nur vorhandener Lagerbestände, sondern der Rückgriff auf den Nutzrat der Haushaltungen, auf Kirchenglocken und Kupferdeckungen waren die Ausdrucksformen solcher Notwendigkeit. Vor allem aber gelang es der deutschen Wissenschaft und deutscher Technik, in einem heute nur wenigen bekannten Umfange Ersatzmittel für die fehlenden Rohstoffe zu beschaffen. Und nur wenn einmal das Unerhörte zur Wirklichkeit wurde, wenn selbst die freie Luft gezwungen wurde, in Knechtesfron die Äcker fett und das Pulver scharf zu machen, erfaßte auch die breitere Öffentlichkeit ein Ahnen dessen, was in der Studierstube des Gelehrten und in des Technikers Werkstatt an verborgener Kriegsarbeit geleistet wird.

Die hier in groben Umrissen gezeichnete Gestaltung der kriegswirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland zeigt den Krieg nicht nur in seiner sich am stärksten aufdrängenden Erscheinungsform des unersättlichen Verbrauchers, sondern auch als Sparer und als Neuschöpfer. Und wenn man berücksichtigt, daß nie die absolute Höhe eines Konsumes von wirtschaftlichem Belange ist, sondern stets nur seine relative Höhe — nämlich sein Verhältnis zu der ihn sättigenden Produktion, — so darf hier mit besonderer Genugtuung festgestellt

Digitized by Google

werden, daß bei uns in Deutschland zum guten Teile der Krieg sich selber nährt. Und wenn gerade in Deutschland der Krieg als Sparer und als Schöpfer am Werke ist, während er innerhalb der Volkswirtschaften unserer Gegner fast nur als der Verschlinger zehrt, so haben wir diese für uns günstige Sonderstellung nicht zuletzt unseren Feinden zu danken. Indem sie das Böse wollten, erging es ihnen wie dem armen Teufel, der wider Willen doch das Gute schuf. Um Deutschland wirtschaftlich zu erdrosseln, verschränkten sie ihm den Weltverkehr. Deutschland aber, von allen fremden Hilfsquellen abgeschlossen, allein auf eigene Kraft verwiesen, vervielfachte sein Können zum Staunen einer Welt.

Setzt man die deutsche Kriegswirtschaft in Vergleich zu derjenigen Wirtschaftsgestaltung, die sich bei Fortdauer ihrer weltwirtschaftlichen Verkehrsbeziehungen für unsere Feinde ergeben hat und sich unter der gleichen Voraussetzung auch für Deutschland ergeben haben würde, so zeigt sich gewiß zu Lasten Deutschlands ein manchmal schwer erträgliches Mehr an Entbehrung. Es darf nicht verkannt werden, daß der Druck des Wirtschaftskrieges das deutsche Volk einer wuchtenden Belastungsprobe unterwirft. Nicht nur die Entbehrung liebgewordener Gewohnheiten und Annehmlichkeiten, sondern darüber hinaus Knappheit auch an dem, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, sind die unerfreulichen Folgeerscheinungen des Wirtschaftskrieges. Sie wären kaum völlig vermieden, in ihren einschneidenden Wirkungen aber zweifellos gemildert worden, wäre es uns geglückt, unsere weltwirtschaftlichen Beziehungen auch nur annähernd in dem Umfange uns zu erhalten, in dem unseren Feinden die ihrigen erhalten geblieben sind. Und wenn auch all solche Widerwärtigkeiten leicht wiegen im Vergleich zu all dem schweren Leid, das der Krieg in ungezählte Familien trug: ihre zermürbende Wirkung darf nicht unterschätzt werden. Denn der große Schmerz adelt den, den er schlägt, und am Heldengrabe steht neben der Trauer der Stolz. Aber die Sorge um das Alltägliche und ihr mürrischer Bruder, der Verdruß, ziehen herab, wie kleinlicher Umgang. Und die wenigsten sind stark genug, bei täglicher Berührung mit dem Niedrigen sich selbst in Würde zu behaupten.

Entbehrung — nicht über das Maß des Erträglichen hinaus, aber bis hart an die Grenzen des Zuträglichen heran — kennzeichnet das Deutschland des Wirtschaftskrieges. Man wird sie hinnehmen, weil die vaterländische Pflicht sie uns auferlegt, und man sollte sie eben darum leichter nehmen, als vielfach geschieht; aber nur Fanatismus oder Unverstand werden in ihr etwas Besseres sehen als ein notwendiges Übel.

Ein anderes gilt von dem Kennwort, das ein weiteres Kapitel der deutschen Kriegswirtschaft überschreibt, gilt von der Arbeit. Wohl als gemeinsame Pflicht, nicht als gemeinsame Not schließt sie das deutsche Volk im Kriege zusammen. Ihr Ruf erging an alle; im Befehl des Gesetzes, aus dem Zwange der wirtschaftlichen Notwendigkeit heraus, als kategorischer Imperativ der Pflicht. Millionen Hände und Köpfe hieß es ersetzen, die

Digitized by Google

der Mobilmachungsbefehl der Wirtschaft entzogen hatte. Und mehr als das: Was deutscher Unternehmergeist aus fremden Ländern, was die Fron des Kulis und des Negers der deutschen Wirtschaft zugetragen hatten, war aus heimischer Arbeit zu ergänzen. Wir hören es täglich in allen deutschen Landen: das hohe Lied dieser Arbeit. Ihrer Darstellung im einzelnen bedarf es nicht. Das Schulkind am Erntewagen, die Frau in der Stellung, die vordem der Mann versah, der Alte im Arbeitsrock noch nach Feierabend, kaum fertige Jugend in hohem Lohn, es sind dies allbekannte Erscheinungen. Gewiß, auch hier wünschen wir manches anders und besser, wissen wir, daß mancherlei Raubbau getrieben wird. Doch wenn auch wirklich ein Übermaß nicht allenthalben vermieden blieb, wenn vereinzelt auch Schaden geschah: schwerer als dieser wiegt der Gewinn, und nicht zu teuer erkauft ist die werdende Erkenntnis, daß Arbeit im Dienst des Ganzen jenseits des freien Beliebens im Reiche der Pflichten steht. Wohl mag das Hilfsdienstgesetz auch wieder verschwinden; die ethische Geltung des Grundsatzes, auf dem es ruht, der Pflicht zum Schaffen, wird seine Paragraphen überdauern, und heute schon sehen wir das Morgenrot des Tages, an dem berufslose Untätigkeit entehrt, und an dem der so lange als „Zeitgenosse" mit nachsichtigem Lächeln Geduldete als ein Deklassierter vergebens an die Türen einer Gesellschaft klopft, die strenger als eine frühere auf die Würde der Arbeit hält.

Arbeiten und Entbehren. Ihr Zusammenklang gibt Sparen. Und auf diese durch den Krieg erzwungene Sparsamkeit gilt es vornehmlich den Blick zu richten, will man die Wirtschaftslage zutreffend beurteilen, in die Deutschland durch den Krieg gelangt ist, und in der es nach Kriegsende seine Friedenswirtschaft wieder aufnehmen wird. Die Einschränkung des Konsums bei Steigerung der Produktion ist auf die Gestaltung unserer volkswirtschaftlichen Kriegskosten von maßgebendem Einfluß gewesen. Denn da nicht die Höhe des Konsums schlechthin, sondern nur sein Verhältnis zur Produktion von entscheidender Bedeutung ist, sind in Deutschland in weit höherem Maße als bei unseren Gegnern die Kriegskosten nicht aus dem Nationalvermögen, sondern aus seiner Reproduktionskraft und aus der Konsumkraft der Bevölkerung gedeckt worden. Der herkömmlichen einseitig geldwirtschaftlichen Betrachtungsweise pflegt diese Tatsache zu entgehen. Sie zählt die Milliarden, um die von Monat zu Monat die Kriegskostenrechnung anschwillt, und subtrahiert sie von jenem anderen Milliardenbetrage, auf den sie zu anderen Zeiten und unter völlig anderen Verhältnissen das Volksvermögen errechnet zu haben glaubt. Auf das Verfehlte eines solchen Verfahrens ist schon von anderer Seite wiederholt und mit zwingender Begründung hingewiesen worden. Bisher allerdings nicht mit dem Erfolge, daß die naturalwirtschaftlich zutreffende Einsicht sich gegenüber der einseitig geldwirtschaftlichen Verkennung der Verhältnisse allgemein durchzusetzen vermocht hätte.

Das deutsche Volksvermögen ist durch den Krieg erheblich beeinträchtigt worden. Die Schwindsucht bekommen hat es nicht. Was in den von Monat

Digitized by Google

zu Monat anwachsenden Kriegskostenrechnungen als Milliardensumme zum Soll gestellt wird, ist zum wesentlichen Teile nur die äußere Erscheinungsform eines Wechsels der Konsumenten. In diesen Summen eingeschlossen sind zugleich alle die Beträge, die die Millionen von Heeresangehörigen anderen Falles an Verpflegungs- und Ausrüstungsgegenstände gewandt haben würden. Sie belasten den Staatshaushalt. Für die deutsche Volkswirtschaft aber bedeuten diese Milliardenbeträge keine andere Belastung, als wenn sie sich aus den Konsumbedürfnissen einer Vielheit von einzelnen Privatwirtschaften ergeben hätten. Insofern ist dieser Teil der Kriegskosten ohne Bedeutung für die Gestaltung des Volksvermögens. Er ist nur an die Stelle eines anderen gewohnten Konsumes getreten, den er ersetzt.

Dem ist nun gewiß in den Ländern unserer Feinde nicht anders. Auch in deren Kriegskostenrechnungen sind zweifellos Beträge solcher Art, die also auch ohne Eintritt des Kriegszustandes die Volkswirtschaft belastet hätten, enthalten. Immerhin aber bleibt zugunsten Deutschlands die Tatsache bestehen, daß die insbesondere für Deutschland vorhandene Notwendigkeit, zu sparen, auf eine Herabminderung auch dieses Verbrauches hingewirkt hat.

Ein Teil des Kriegskonsums ersetzt nur den auch sonst üblichen Konsum, bedeutet also keine aus dem Kriege entspringende besondere Belastung. Immerhin: dies ist nur ein Teil des gesamten Verbrauches. Denn es hat nicht nur ein Wechsel der Konsumenten stattgefunden, sondern auch eine gegenüber Friedenszeiten gewaltige Steigerung des Verbrauches. Und wenn auch der Verbrauchssteigerung auf vielen Gebieten Ersparnisse auf anderen Gebieten gegenüberstehen, und wenn ferner diese Ersparnisse in Deutschland mit Rücksicht auf die hier geschilderten kriegswirtschaftlichen Verhältnisse von ganz besonderer Bedeutung sind, das Endergebnis bleibt ein ganz beträchtlicher Mehrverbrauch. Und dieser Mehrverbrauch findet seine Deckung in den Überschüssen einer bis auf das äußerste gesteigerten Produktion. Indem diese Überschüsse in ihrer vollen Höhe sofortigem Verbrauch zugeführt werden, werden sie nicht — wie dieses im Frieden der Fall gewesen wäre — zum Teil neues Vermögen. Aber insoweit sie der Deckung dieses Konsumbedarfes dienen, erübrigen sie den Rückgriff auf das Volksvermögen.

Zieht man in dieser Hinsicht den Vergleich zwischen Deutschland und seinen Gegnern, so genügt die Feststellung, daß die in Deutschland vorgenommene Produktionssteigerung, die in den Ländern unserer Gegner ihresgleichen auch nicht annähernd findet, dadurch, daß sie die zur Verbrauchsdeckung dienenden Produktionsüberschüsse erhöhte, das notwendige Maß des Rückgriffs auf das Volksvermögen zur Deckung der Kriegskosten weiter beschränkte.

Ich fasse die Ergebnisse dieser Ausführungen wie folgt zusammen: die Gestaltung der kriegswirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland, wie sie sich aus dem Abschlusse Deutschlands vom weltwirtschaftlichen Verkehre (vom Weltmarkte) ergeben hat, ist gekennzeichnet durch die Einschränkung des Verbrauches auf das geringstmögliche, die Steigerung der Produktion auf das

Digitized by Google

höchstmögliche Maß. Und dank der in dieser Entwicklung begründet liegenden Ersparnis konnte die Deckung des Kriegsbedarfes unter verhältnismäßig weitgehender Schonung des vorhandenen Volksvermögens erfolgen. Das deutsche Volksvermögen ist — den absolut hohen Kriegslasten Deutschlands zum Trotze — durch den Krieg in verhältnismäßig weit geringerem Maße in Anspruch genommen worden als das der uns feindlichen Länder, vor allem auch in weit geringerem Maße, als es bei Erhaltung der weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands in Anspruch genommen worden wäre, weil der durch erzwungene Verbrauchseinschränkung verringerte Bedarf durch die aus erzwungener Produktionssteigerung herrührenden erhöhten Produktionsüberschüsse in verhältnismäßig großem Umfange gedeckt worden, der aus vorhandenem Vermögen zu deckende Fehlbedarf also verhältnismäßig gering geblieben ist.

Immerhin: ein Fehlbedarf ist verblieben. Die Produktionsüberschüsse haben bei aller Beschränkung des Verbrauches auf das unbedingt notwendige Maß nicht ausgereicht, den gewaltigen Konsumbedarf zu decken. Und so gewiß die deutsche Kriegswirtschaft das deutsche Volksvermögen geschützt hat, ohne recht erhebliche Beeinträchtigung durch den Krieg ist das deutsche Volksvermögen nicht geblieben.

Die Einbußen, die das deutsche Volksvermögen, seitdem der Weltkrieg an ihm zehrt, erlitten hat, haben — naturalwirtschaftlich betrachtet — mit den Kriegskosten als geldwirtschaftlicher Erscheinung gar nichts zu tun. Nur das eine darf festgestellt werden: sofern man die durch den Krieg entstandenen Vermögensverluste in Geld ausdrücken wollte (ein Unterfangen, das bei den derzeitigen anormalen Preisverhältnissen weniger Zweck hat, als gemeinhin angenommen wird), würde der errechnete Geldbetrag hinter demjenigen der Kriegskosten um ein mehrfaches zurückbleiben.

Die aus dem Kriege herrührende naturalwirtschaftliche Vermögenseinbuße Deutschlands entzieht sich allerdings nicht nur der exakten Nachprüfung, sondern auch der annähernd zuverlässigen Schätzung. Insbesondere läßt sie sich nicht in der Weise ermitteln, daß man etwa den Vermögensstand zu Beginn des Krieges dem derzeitigen Vermögensstande gegenüberstellte, und den Verlust alsdann als die Differenz beider bestimmte. Denn: mag ein solches Ermittlungsverfahren allenfalls theoretisch denkbar sein; daß es praktisch schlechthin undurchführbar ist, ergibt sich schon aus der Erwägung, daß in die der Vergleichsberechnung zugrunde zu legende Bilanz die einzelnen realen Bestandteile des Volksvermögens zu den beiden maßgebenden Zeitpunkten würden eingestellt werden müssen. Und die Aussichtslosigkeit, auf diesem Wege das gesuchte Ergebnis zu gewinnen, erhellt ohne weiteres aus der Unmöglichkeit, Güter der allerverschiedensten Art (Grundstücke, Warenbestände usw.) zusammenzuzählen bezw. voneinander abzuziehen. Ist es hiernach nicht wohl möglich, Güterkomplexe als solche miteinander in Vergleich zu setzen, so muß das bei dem Vergleiche mehrerer Vermögen gemeinhin übliche Verfahren, dasjenige nämlich, an Stelle der realen Objekte deren Preissummen in

Digitized by Google

die Bilanz einzustellen, in Ansehung des hier zu verfolgenden Zweckes schlechthin versagen. Dieses Verfahren mag zulässig sein, sofern es gilt, mehrere Vermögen unter der Herrschaft gleichartiger Preisbildungsverhältnisse — also innerhalb einer nach ihren zeitlichen und örtlichen Verhältnissen einheitlichen Wirtschaftsgestaltung — gegeneinander abzumessen. Es ist aber abwegig und muß zu schlechthin widersinnigen Ergebnissen führen, sofern diese seine notwendige Voraussetzung nicht gegeben ist. Denn da die Preise ihrem Wesen (als Verhältniszahlen) nach niemals absolute, sondern stets nur (eine örtlich und zeitlich bedingte) relative Bedeutung besitzen, vermögen sie (über die absolute naturalwirtschaftliche Leistungskraft eines Vermögens überhaupt nichts) über das Größenverhältnis mehrerer miteinander verglichenen Vermögen nur dann etwas zu besagen, wenn die hier erwähnte Voraussetzung, d. h. die Gleichartigkeit der Preisbildungsverhältnisse, gegeben ist.

Nach all dem Gesagten wird anerkannt werden müssen, daß eine Erörterung der Frage, in welchem Maße das deutsche Volksvermögen durch den Krieg beeinträchtigt worden ist, den Boden der beweisbaren Tatsachen verlassen und sich auf das Gebiet der mehr oder minder unsicheren Schätzungen und Mutmaßungen begeben würde. Und demgemäß wird eine gewissenhafte Darstellung auf sie zu verzichten und sich auf die Feststellung der Tatsache zu beschränken haben, daß eine Verringerung des deutschen Volksvermögens — in welchem Umfange bleibe offen — stattgefunden hat.

Denn daß dem so ist, daß das deutsche Volksvermögen als realer Güterkomplex heute quantitativ und qualitativ gegenüber seinem Stande zu Anfang des Krieges zurückgegangen ist, liegt so offensichtlich zutage, daß es des Beweises hierfür schlechterdings nicht bedarf. Es wird in dieser Hinsicht genügen, wenn nur beispielsweise auf die Verschlechterung des unzureichend gedüngten und mangelhaft bestellten Ackers, auf die Verringerung der Viehbestände und des sonstigen landwirtschaftlichen Inventars, auf die Abnutzung und den Verschleiß der nicht hinreichend ergänzten und erneuerten Werkzeuge, Maschinen und sonstigen Produktionsmittel (nicht zuletzt der Verkehrsmittel aller Art), auf den Verbrauch der nicht oder nur ungenügend ergänzten Rohstoffbestände und Warenlager hingewiesen wird.

Indessen: diese Betrachtung der naturalwirtschaftlichen Lage Deutschlands im Weltkriege würde einseitig und darum unvollständig sein, unterbliebe der Hinweis darauf, daß die hier angedeuteten Einbußen aller Art in weitem Umfange ersetzt worden wären, wäre nicht Deutschland durch den Wirtschaftskrieg vom Weltmarkte abgeschlossen worden. Es ist eine Folge der wirtschaftlichen Isolierung Deutschlands, daß die eingetretenen Vermögenseinbußen — obwohl sie unter anderen Verhältnissen zweifellos größer gewesen wären — in ihrer ursprünglichen naturalwirtschaftlichen Erscheinungsform verblieben sind, daß sie nicht — wie dieses anderen Falles geschehen wäre und wie dies bei unseren Gegnern geschehen ist — die geldwirtschaftliche Erscheinungsform angenommen haben. Mit anderen Worten: Wäre Deutschland im Weltverkehre

Digitized by Google

geblieben, wie seine Gegner in ihm verblieben sind, so würden die heute so offensichtlichen naturalwirtschaftlichen Vermögenseinbußen in weitem Maße aus dem naturalen Auslandsvermögen ihren Ersatz gefunden haben, würde das Naturalvermögen sicherlich größer sein, als es im isolierten Deutschland heute ist. Aber die Ergänzung des deutschen Naturalvermögens aus dem Auslande hätte nur erfolgen können um den Preis einer Abgabe deutschen Kapitalvermögens an das die naturalen Vermögensobjekte nach Deutschland liefernde Ausland. Und wenn wir in diesem Zusammenhange die Tatsache berücksichtigen, daß Kapitalvermögen seinem Wesen nach nichts anderes ist, als Beteiligung an naturalem Vermögen (als dem ihm stets zugrunde liegenden sachlichen Substrate), so gewinnen wir als Ergebnis, was folgt:

Wären der deutschen Volkswirtschaft ihre weltwirtschaftlichen Verkehrsbeziehungen erhalten geblieben, so wäre dank der Möglichkeit seiner Erneuerung und Ergänzung das Naturalvermögen in Deutschland heute wohl größer, als es mangels dieser Möglichkeit tatsächlich heute ist. Gleichzeitig aber würde das Ausland deutsches Kapitalvermögen, d. h. an dem in Deutschland befindlichen Naturalvermögen in entsprechendem Maße Beteiligungsrechte erworben haben, die es infolge der wirtschaftlichen Isolierung Deutschlands nicht erworben hat.

Ich habe in vorstehenden Ausführungen den Nachweis zu führen gesucht, daß Deutschlands wirtschaftliche Isolierung als Folge des Wirtschaftskrieges jedenfalls insofern sich in der Richtung einer Erhaltung des deutschen Volksvermögens ausgewirkt hat, als sie zur Verbrauchseinschränkung einerseits, zur Produktionssteigerung andererseits zwang, das Maß des Rückgriffs auf den vorhandenen Vermögensbestand also verringert hat. Dieses aus der naturalwirtschaftlichen Betrachtung unserer derzeitigen Wirtschaftslage gewonnene Ergebnis bedarf nunmehr der oben bereits in Aussicht gestellten ergänzenden Prüfung aus dem geldwirtschaftlichen Gesichtswinkel heraus. Diese noch ausstehende Erörterung muß erweisen, ob das deutsche Volk hinsichtlich seines Vermögensstandes (von der ersparenden Wirkung der Verbrauchsbeschränkung und Produktionssteigerung abgesehen) schon allein dadurch begünstigt worden ist, daß es außerstande gesetzt war, seine naturalen Bedürfnisse während des Krieges auf dem Weltmarkte zu decken. Es bedarf hiernach also noch der Untersuchung, ob Deutschlands heute reduziertes Naturalvermögen bei Ausschluß ausländischer Beteiligungsrechte an ihm größer ist, als ein (auf dem Weltmarkte) ergänztes Naturalvermögen bei einer (aus dem Welthandel während des Krieges entstandenen) ausländischen Beteiligung an ihm sein würde. Gelingt es, den Nachweis, daß dem so ist, zu führen, so ist damit die Behauptung, daß dank der eigentümlichen Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse während des Weltkrieges das Volksvermögen Deutschlands eine anderen Falles nicht zu erwartende Schonung erfahren habe, noch in einer weiteren wichtigen Hinsicht als zutreffend erwiesen. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Napoleon IV.

Von

Dr. Freiherrn v. Friesen

Vier Jahrzehnte sind verflossen, seit die Nachricht von dem gewaltsamen Ende des einzigen Sohnes Napoleons III. die Gemüter in Europa in Bewegung versetzte.

Am Morgen des 16. März 1856 — es war Palmsonntag — hatten hundertundein Kanonenschüsse den Parisern verkündet, daß die Kaiserin im Tuilerienschlosse von einem Prinzen entbunden worden sei. Voll banger Hoffnung hatte man dem Ereignis entgegengesehen. Nach mehreren Fehlgeburten hatte das kaiserliche Paar, gelegentlich einer im Jahre 1855 nach England unternommenen Reise die kinderreiche britische Herrscherin und ihren berühmten Arzt Sir Charles Lockock um Rat gefragt. Und mit bestem Erfolg. Ein eigenartiger Zufall, daß derart England gewissermaßen die Ursache der Geburt wie des Todes des kaiserlichen Prinzen wurde.

Wie bekannt, hatte der französische Herrscher in Heiratsangelegenheiten an verschiedenen europäischen Höfen Mißerfolge zu verzeichnen gehabt, bis er die schöne Spanierin, Mademoiselle Eugénie de Montijo, zur Gattin erwählte. Trotz des mit zahlreichen Gnadenbeweisen verbundenen Glanzes, welcher bei der am 30. Januar 1853 in Notre-Dame zu Paris vollzogenen Trauung zur Schau getragen worden war und ungeachtet ihrer bezaubernden Schönheit wurde die neue Kaiserin von ihrem Volke nicht eben freundlich begrüßt. In kaum wiederzugebenden Pasquillen wurden ihr ein mehr als leichtsinniges Vorleben, üble, die Eltern betreffende Geschichten und dergleichen mehr, ähnlich wie einst ihrem Gemahl, vorgeworfen. Fraglos mit starker Übertreibung. Über den Vater des Fräuleins v. Montijo berichtet der damalige königlich sächsische Gesandte am Madrider Hof, Freiherr v. Friesen, an den Grafen Einsiedel, daß der Graf von Montijo, weil dringend verdächtig, in Spanien die Republik proklamieren zu wollen, seines Amtes als Kommandierender General von Alt-Kastilien entsetzt und nach Murcia verbannt worden sei. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn de l'Huys, hatte vergeblich seinen Einfluß gegen die Heirat geltend gemacht.

Die glückliche Geburt des Prinzen änderte vieles. „Elle était vraiment populaire", hieß es jetzt von der Kaiserin. Nicht gerade glücklich hatte der Kaiser von seiner künftigen Gattin erklärt, „sie werde die Tugenden der Kaiserin Joséphine wiederaufleben lassen".

Das zweite Kaiserreich stand im Jahre 1856 fast auf seinem Zenitpunkte. Es sonnte sich im Glanze der Siege von Inkerman und von der Alma. Die Geburt des Prinzen schien ihm einen dauernden Halt verleihen zu wollen.

Das Mystische hatte am Hofe des dritten Napoleon stets eine bedeutende

Digitized by Google

Rolle gespielt: man berichtete, die Kaiserin habe, ungeachtet aller Bitten, ein ausgesucht schönes Perlenhalsband zu ihrer Trauung angelegt.

„Plus on porte de perles le jour de son mariage, plus on verse des larmes le reste de sa vie", hatte warnend eine vertraute Dienerin gesprochen. Zu der Antwort, die der Kaiser dem die Glückwünsche zu dem frohen Ereignis aussprechenden Corps législatif erteilt hatte, bemerkt ein französischer Berichterstatter, es sei in ihr eine schwer zu beschreibende Unruhe und Melancholie zum Ausdruck gekommen.

In seiner Thronrede vom 22. Januar 1853 hatte der Kaiser gesagt: „Man erwirbt sich größere Achtung, wenn man immer seiner Abstammung eingedenk Europa gegenüber offen die Stellung eines Parvenüs einnimmt." Mit den vorangegangenen Versuchen, eine Gattin aus fürstlichem Blute zu erhalten, lassen die so bieder klingenden Worte sich schwer in Einklang bringen. Auch daß der Prinz fast den gleichen Geburtstag mit dem am 20. März (1811) geborenen Herzog von Reichstadt hatte, wurde von manchen als üble Vorbedeutung angesehen.

Bei der Wahl des Papstes Pius IX. zum Paten des Neugeborenen hatte der dauernd diplomatische Fäden spinnende kaiserliche Vater wohl die Aussöhnung seines großen Oheims mit dem römischen Stuhle im Auge.

Der junge Prinz Eugène Louis Jean Joseph Napoléon wird als ein eigensinniges, dabei weiches Kind von nicht starker geistiger Begabung geschildert. Graf Hérisson („Der kaiserliche Prinz") verweist hierbei tröstend auf die Tatsache, daß man selbst an dem ersten Napoleon, während er noch Kriegsschüler war, keine hervorragenden Geistesgaben wahrgenommen habe. Erwähnt wird noch die außerordentliche Furcht des Knaben vor Fahren auf dem Wasser. Dagegen zeigte er besondere Begabung für Zeichnen, Turnen, Fechten und Reiten.

Im Unglücksjahr von 1870 als Vierzehnjähriger von seinem ihn über alles liebenden Vater an die Front mitgenommen, war der junge Prinz bald über die Nachrichten von den Niederlagen von Wörth und Spicheren, besonders aber über das kopflose Treiben in Metz in Verzweiflung und Wut geraten. Dem Kriegsminister Le Boeuf, aber auch seiner Mutter, maß er die Hauptschuld am Zusammenbruche bei. Man sagt, er habe zu einem energischen Angriff auf die deutschen Ostseeküsten geraten, um das geschlagene Landheer zu entlasten; der Zustand der französischen Flotte aber habe dies unmöglich gemacht. Der Prinz begab sich nach England, wo er mit seiner Mutter und später mit seinem aus Wilhelmshöhe zurückkehrenden Vater zusammentraf.

Auf der Kriegsschule zu Woolwich zeigte er sich als begabter Schüler. Am 9. Januar 1873 verstarb, bis an sein Ende rastlos mit Arbeiten zur Wiedergewinnung des verlorenen Throns beschäftigt, der Vater in Camden-Palace. In seinem Testament hatte er den Sohn so gut wie nicht bedacht. Man erklärt dies damit, daß die letztwillige Verfügung im Jahre 1865 ge-

Digitized by Google

troffen worden war, als der Kaiser noch in ihm den sicheren Erben der Krone sah, der besonderer Zuwendungen aus dem Privatvermögen nicht bedürfe. Der Prinz geriet durch die Bestimmung in eine finanzielle Notlage und Abhängigkeit von der Mutter. Dies in Verbindung mit der ihm lästigen Vormundschaft des einst allmächtigen Ministers Rouher — man hatte ihn den „Vizekaiser" genannt —, die auch tatsächlich fortbestehen blieb, nachdem der Prinz im Jahre 1874 mündig gesprochen worden war, endlich Familienzwiste und Intrigen, besonders gegenüber dem Prinzen Napoleon, mögen den leicht Erregbaren bewogen haben, sich auf das afrikanische Abenteuer einzulassen. Auch politische Erwägungen haben fraglos mitgewirkt: im September 1874 hatten an achttausend aus Frankreich herübergekommene Bonapartisten in Camden-Palace den Prinzen ihrer Ergebenheit versichert. Man war überzeugt, daß Marschall Mac Mahon zur gegebenen Zeit die Rolle eines Monk übernehmen werde. Der junge Prinz hatte wohl das nicht unrichtige Gefühl, daß kriegerische Lorbeeren am besten dem Erben des Siegers von Marengo und Austerlitz die Kaiserkrone wieder verschaffen würden.

Im Februar 1879 schiffte der kaiserliche Prinz in Southampton an Bord der „Danube", von der die Trikolore wehte, sich nach Natal ein. Der Abreise war ein Besuch in Kopenhagen und Stockholm, wo er festlich empfangen worden war, sowie ein letzter Abschied von der Mutter in Arenenberg vorangegangen. Mit Ausnahme seines Reitknechts begleitet den Prinzen kein Franzose. Wie man sagt, auf ausdrücklichen Wunsch der Kaiserin. Der Grund ist nicht recht ersichtlich.

Unentschlossenheit, Zaudern, Konfusion herrschten nach glaubwürdigen Berichten damaliger Blätter (vgl. u. a. Augsburger Ztg. vom 6. 6. 79) auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatze. Seit mehr als einem Jahre suchte man vergeblich der Zulus Herr zu werden. Im Heere herrschte allgemeine Unzufriedenheit.

Am 21. Juni 1879 traf in Paris die Nachricht vom Tode des kaiserlichen Prinzen ein.

Über die Einzelheiten des Todes wird wohl dauernd einiges Dunkel schweben. Als feststehend ist anzunehmen: am 1. Juni war der Prinz, in Begleitung des englischen Leutnants Carey, von sechs Soldaten und einem Zulu, auf Patrouille ausgesandt worden, um einen Lagerplatz auszusuchen. Nach Überschreitung des Hyotoyosiflusses hatte man vor einem mit hohen Ähren bestandenen Maisfelde Halt gemacht und — unbegreiflich! — abgesattelt und abgekocht. Etwa dreißig Wilde, die sich unbemerkt herangeschlichen hatten, gaben eine Salve ab. Dem Führer der Patrouille Carey und der Mehrzahl der Soldaten gelang es, sich auf die Pferde zu schwingen und durch eilige Flucht zu retten. Den von allen verlassenen Prinzen hatte das durch das Feuer wie durch das eilige Fortreiten der andern beunruhigte Reittier beim Versuche zum Aufsteigen abgeschleudert. Von siebzehn Wurfspeeren durchbohrt, hatte er den Tod gefunden.

Digitized by Google

Tags darauf wurde die nackte Leiche von ausgesandten Reitern gefunden und nach England gesandt. Am 12. Juli 1879 fand in Chislehurst die feierliche Beisetzung statt.

In allen Ländern beschäftigte sich die öffentliche Meinung mit dem Ereignis. „Die Zukunft Frankreichs hing weder vom Leben noch vom Tode des soeben verstorbenen jungen Prinzen ab", bemerkte die „Revue des Deux Mondes". Andere berichten wiederum von der „düsteren Erstarrung der einen (bonapartistischen) Partei, dem ungestümen Jubel der anderen" beim Eintreffen der Nachricht. Die „Augsburger Ztg." bemerkte, „daß das Kap der Guten Hoffnung zum Grabe des Bonapartismus geworden sei", und kam mit dieser Ansicht der Wahrheit am nächsten. Noch am 15. Juni, also wenige Tage vor Eintreffen der Todesnachricht, hatten französische Blätter, auf eine Kammersitzung Bezug nehmend, berichtet, daß ein Geist der Zerrüttung und der Gewalttätigkeit herrsche, daß man mit der Republik wenig zufrieden sei und die Bonapartisten die Wiederherstellung des Kaiserreichs vorbereiteten. Graf Hérisson urteilt, daß damals allgemeine Verarmung, Erhöhung der Steuern, Niedergang der Landwirtschaft, endlich „der Bund der drei großen nordischen Mächte" die Wiedererrichtung des Kaiserthrons wünschenswert habe erscheinen lassen. Der jähe Tod des voraussichtlichen Trägers der Krone änderte dies mit einem Schlag. Das jetzige Haupt der Bonapartisten, der im Jahre 1822 geborene Sohn Königs Jérome, besaß wenig Ansehen. Dazu kam, daß der Verstorbene in einem vor der Abreise nach Afrika aufgesetzten Testament ausdrücklich unter Umgehung des Prinzen Napoleon, dessen Sohn Victor zum „Fortsetzer des Werkes Napoleons I. und III." bestimmt hatte. Es entstand hierdurch, da der Vater die Zurücksetzung nicht anerkennen wollte, begreiflicherweise ein unheilvoller Zwiespalt in der Partei.

In Paris hatten, bei Bekanntwerden der Todesnachricht, zahlreiche Senatoren und Deputierte, darunter mehrere Minister des zweiten Kaiserreichs sich im Hause Rouhers versammelt. Eine Beileidsdepesche war an die Kaiserin gesandt worden, die die Worte enthielt: „Die Nachfolge der Napoleons ist nicht hinfällig geworden. Das Kaiserreich wird fortleben." Vorläufig bedeutete dies eine starke Selbsttäuschung. „Mit ihm (dem Prinzen) sank alles ins Grab."

Mit zu verstehender Schärfe verurteilte man in Frankreich das feige Benehmen der englischen Begleiter des Prinzen. Leutnant Carey wurde zwar vor ein Kriegsgericht gestellt, aber nicht verurteilt. Selbst englische Blätter meinten, daß acht wohlbewaffnete Europäer recht gut etwa dreißig Wilden hätten standhalten können. Das Verhör vor dem Kriegsgericht ergab, daß kein Versuch gemacht worden war, den Prinzen zu retten. Daß der Erbe der Kaiserkrone in englischer Uniform verstorben war, kränkte noch besonders das Nationalgefühl der Franzosen. Heute scheinen sie in diesem Punkte liberaler zu denken! Wenn weiter berichtet wird, in London habe man zu dem tragischen Ereignis geäußert, „der Tod des Prinzen bedeute für

Digitized by Google

Frankreich eine Ersparnis von 500 Millionen", so bedarf dies weiter keines Kommentars.

Unweit des Felseneilandes von St. Helena, das er bei der Rückkehr vom Kriegsschauplatze zu besuchen beabsichtigte, hatte der Nachkomme des ersten Kaisers den Tod gefunden. Es war ein ehrenvoller Soldatentod gewesen.

In Frankreich verbreitete sich bald das Gerücht, der Verstorbene habe aus einer heimlichen Ehe mit einer jungen Engländerin einen Sohn hinterlassen. Andere behaupteten, ein vorübergehendes Liebesverhältnis des Prinzen mit einer Britin — Charlotte Watkyns — sei nicht ohne Folgen geblieben. Die erst Aufsehen erregenden Mitteilungen sind bald in Vergessenheit geraten.

Daß heute, nach vier Jahrzehnten, „un esprit de désordre et de violence" wieder bei unseren westlichen Nachbarn zu spüren ist, kann wohl niemand leugnen. Ob es dem Bonapartismus bestimmt ist, hier Abhilfe zu schaffen, muß dahingestellt bleiben.

Die deutsche Hochschule im Zivilgefangenenlager Lofthouse Park bei Wakefield

Von

Hermann Wätjen

Wie häufig wird an den nach jahrelanger Kriegsgefangenschaft heimgekehrten oder im neutralen Land internierten Deutschen die Frage gerichtet: „Was haben Sie denn all die Jahre im Lager getrieben? Haben Sie arbeiten können, erhielten Sie Bücher und Lehrmittel, und fanden Sie die nötige Ruhe zu geistiger Tätigkeit?" Die folgenden Blätter sollen darauf Antwort geben. Sie sind nicht speziell für gelehrte Kreise bestimmt, sie wenden sich an die gebildete Leserwelt, um ihr an dem Wakefielder Beispiel zu zeigen, wie Deutsche in der Not der Gefangenschaft, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen es verstanden haben, zu arbeiten, zu lehren und zu lernen und dadurch sich selbst und deutscher Art treu zu bleiben.

Das Zivilgefangenenlager Lofthouse Park, in der Nähe der stillen, reizlosen und durch Kohlenstaub verrußten Landstadt Wakefield in Yorkshire gelegen und eine gute Wegstunde von dem düsteren Industriezentrum Leeds entfernt, wurde in England als eines der besten, wenn nicht das beste „Detention camp for civilian prisoners" angesehen. Den im Winter 1914/15 auf Schiffen oder in dem fürchterlichen Sammellager Stratford (Ostend von London) Internierten schilderte man Wakefield als das Nonplusultra eines Lagers, als ein Gefangenenparadies, wohin versetzt zu werden als besondere und fast nur bemittelten Leuten gewährte Vergünstigung galt. Wer jedoch mit kühnen Erwartungen nach Wakefield zog, der wurde bitter ent-

Digitized by Google

täuscht. In keiner Weise entsprach die Wirklichkeit den Verheißungen. Der äußere Anblick des Lagers war selbst bei Sonnenschein ein frostiger. Auf den kahlen Wiesen des ehemaligen Landsitzes Lofthouse Park — das noch vorhandene Gutshaus bewohnten der englische Lagerkommandant und seine Offiziere — hatte man einige fünfzig Baracken errichtet. Ein Teil derselben gruppierte sich um die Reste eines seit Jahren verkrachten Vergnügungsetablissements, dessen Theatersaal, Anbauten und Ställe trotz Baufälligkeit und unreparierten Dächern immer noch gut genug waren, „Hunnen" als Behausung zu dienen. An diesen ältesten, von verkommenen Gartenanlagen umgebenen und „Südlager" genannten Teil grenzten die luftig gebauten, fußkalten Hüttengruppen des „Nord- und Westlagers". Ein dichter Wall von Stacheldraht umgab das gesamte Konzentrationslager und trennte auch die einzelnen „compounds" voneinander, die nur durch Gatter zugängig waren. Jeglicher Komfort fehlte. In den länglichen Holzbauten — die größten von ihnen konnten 32 Menschen zur Not ein Unterkommen bieten — lagen pro Mann ein Strohsack und drei Bettbretter. Dazu gab die englische Regierung ein paar schmutzige Wolldecken und das notwendigste Eßgeschirr. Wer es besser haben wollte, mußte tief in seine Tasche greifen. Denn für Geld konnte er in der ersten Zeit alles erhalten.

Die nach Lofthouse Park geschleppten Deutschen ließen sich aber durch die Unwirtlichkeit der Umgebung und den fast immer grauen Wakefielder Himmel nicht beirren. Sie griffen mit fester Hand zu, gestalteten auf gemeinschaftliche Kosten das trostlose Innere ihrer Hütte behaglich aus, separierten Schlaf- und Eßraum und machten die Baracken regendicht. Wer von den Genossen als Innendekorateur nicht verwendbar war, half bei der Ausbesserung von Wegen, baute neue Lagergassen, zog Gräben oder legte Zier- und Gemüsegärten an. Es dauerte gar nicht lange, da hatte die Barackenstadt schon ein viel freundlicheres Aussehen gewonnen.

Bei dem Zusammenhocken so vieler Menschen auf engem Raum, bei der steigenden Nervosität konnten Reibungen, ja ernste Konflikte unter den Hüttenbewohnern gar nicht ausbleiben. Die Folge war, daß sich feinbesaitete Naturen von den robuster veranlagten Genossen zurückzogen und anfingen, Kammern in die Baracken einzubauen. Nach und nach entstanden in fast sämtlichen Hütten größere und kleinere Kabinen, die von einzelnen Personen, von zwei oder mehreren, gut miteinander harmonierenden Leuten bezogen wurden. Einige Gefangene erhielten sogar Erlaubnis, Privathütten auf eigene Kosten zu errichten. Die anhaltende Bautätigkeit in den dünnwändigen Baracken trug ja nicht gerade zur Erhöhung der Gemütlichkeit bei, aber die „cubicles" hatten das Gute, daß sie den Gefangenen die Möglichkeit gaben, sich auf sich selbst zu besinnen und an die Aufnahme einer ernsten Beschäftigung zu denken.

Jede Hütte bildete ein geschlossenes Gemeinwesen, eine kleine Republik für sich. An ihrer Spitze stand der von den gleichberechtigten und auf ihre

Digitized by Google

Gleichberechtigung größten Wert legenden Hüttenmitgliedern gewählte Kapitän. Er sorgte für Ruhe und Ordnung in der Belegschaft und vertrat seine „Messe" in der vom Oberkapitän des „compound" präsidierten Kapitänsversammlung. Der Oberkapitän wahrte die Interessen seines Lagers gegenüber dem englischen Kommandanten, der sich um die innere Organisation wenig kümmerte. Es war für Oberkapitän und Hüttenvorstände nicht immer leicht, die sehr reizbaren Lagergenossen zufriedenzustellen sowie den zahllosen Wünschen und Ansprüchen gerecht zu werden. Im allgemeinen aber herrschte leidliches Einvernehmen in und zwischen den Hütten. Man sah darauf, daß Streitfälle unter den Gefangenen selbst ausgeglichen wurden, man war bestrebt, die Verwaltung von Süd-, Nord- und Westlager so viel wie möglich in eigener Hand zu behalten und nur im äußersten Notfall den englischen Oberst als Schiedsrichter anzurufen.

Aus Deutschen, Österreichern, Ungarn und Türken setzte sich die Bewohnerschaft von Lofthouse Park zusammen. Alle Stände und Berufskreise waren vertreten. Hier saßen Mitglieder des hohen und niederen deutschen Adels, hier sahen sich Offiziere, die als Instrukteure in Südamerika tätig gewesen waren, zu unfreiwilliger Muße verurteilt. Hier hausten Künstler und Gelehrte, Juristen und Ärzte, Chemiker und Ingenieure, Kaufleute, Kapitäne und Offiziere der Handelsmarine, Gymnasial- und Handelslehrer, Studenten und sogar Primaner von höheren Schulen. Daneben gab es im Lager Metzger, Köche, Friseure, Schuster und Schneider, alle Arten von Handwerkern, Artisten, Matrosen und Kellner. Wer nicht Mittel genug besaß, die für den Unterhalt erforderliche Hüttenumlage zu zahlen, mußte ein Gewerbe betreiben oder suchte sich als „Steward" sein Brot zu verdienen.

Die Mehrzahl der Lagerinsassen gehörte dem Kaufmannsstande an. Reiche Handelsherren und wohlhabende Geschäftsleute, die das Gezeter der Jingopresse aus ihren Kontoren in London, Manchester, Birmingham, Glasgow usw. nach Lofthouse Park getrieben hatte, mußten mit dem ihnen zugewiesenen Hüttenplatz vorlieb nehmen, und viele junge Kaufleute, die sofort nach Kriegsausbruch gute Stellen im Auslande aufgegeben hatten, um zur Front zu eilen, konnten hinter dem Stacheldraht darüber nachdenken, kraft welchen Rechtes sie von neutralen Schiffen heruntergeholt waren. So mancher der Wakefielder Gefangenen hatte durch den langen Aufenthalt in der Fremde sein Deutschtum, ja die Muttersprache vergessen und fand nun im Lager Gelegenheit, seine Anschauungen über englisches Wesen, über englische Gastfreundschaft und englische Freiheit einer gründlichen Revision zu unterziehen.

Das bunte Menschengewimmel, das die Lagergassen bevölkerte, mit Eifer die englischen Zeitungen studierte und allmählich die Kunst lernte, zwischen den Zeilen zu lesen, litt von Monat zu Monat mehr unter der „Schutzhaft" und der mit ihr verbundenen tödlichen Langeweile. Wie ein Ei dem andern glichen sich die Tage. Immer dieselbe Zeiteinteilung, immer die gleichen Aufregungen, Hoffnungen und Enttäuschungen, und was auf die

Digitized by Google

Dauer das Unerträglichste wurde, immer dieselben Gesichter, immer dieselben Menschen, die sich durch und durch kannten und einander nichts mehr zu sagen hatten.

Das Leben im Lager wäre schon im ersten Jahre zu einem Martyrium geworden, hätten nicht die rührigen Vergnügungskomitees für Abwechslung und Unterhaltung Sorge getragen. In allen drei „compounds" wurden von Dilettanten Theatervereine gegründet, die mit harmlosen Lustspielen begannen und sich allmählich an Stücke von Ibsen, Schnitzler, Hermann Bahr und von ganz modernen Autoren heranwagten. Heitere und ernste musikalische Darbietungen gab es in Hülle und Fülle. Auch der Sport und die edle Turnkunst blühten in Lofthouse Park. Unter der Leitung von zwei rühmlichst bekannten deutschen Tennisspielern fanden Tennistourniere und große Sportfeste statt. Selbst Kunstausstellungen fehlten nicht, die von Talent und Fleiß der internierten Kunstmaler, Kunstgewerbler und zahlreichen Amateure ein schönes Zeugnis ablegten.

So vielseitig auch die gebotenen Zerstreuungen waren, so sehr sie uns Gefangenen halfen, den Stacheldraht für einen Augenblick zu vergessen, die Wirkung der Lustbarkeiten verpuffte zu rasch. Kamen ungünstige Nachrichten vom Kriegsschauplatz, oder jubelte die englische Presse über eine „vernichtende" Niederlage der „bloody huns", dann ergriff die Lagerbewohner quälende Unruhe und nicht selten tiefe Niedergeschlagenheit. Auch die Optimisten konnten sich dem deprimierenden Einfluß der Umgebung nicht entziehen. Und je länger die Haft dauerte, je monotoner das Dasein in Lofthouse Park wurde, desto reizbarer und pessimistischer ward die Stimmung, zumal als sich seit Februar 1917 die Ernährungsverhältnisse rapide verschlechterten.

Da half nur eins: arbeiten. Irgendein Handwerk treiben, eine nutzbringende Beschäftigung ergreifen oder noch besser, jeden Tag ein paar Stunden energisch die Bücher zur Hand nehmen. Die Furcht, in der geistigen Entwicklung stehenzubleiben und kostbare Zeit zu verlieren, gab strebsamen jungen Leuten Veranlassung, mit Sprachstudien zu beginnen. Geschäftsreisende, die jahrelang Spanien, Portugal und Südamerika bereist hatten, Kaufleute, Ingenieure und Bankbeamte, die in England, Frankreich und Italien ansässig gewesen waren, führten lernbegierige Schüler in die Geheimnisse der von ihnen fließend gesprochenen Sprachen ein. Kenner des Russischen, Türkischen und Arabischen kündigten Lehrkurse an, und daß viel Unterricht in doppelter Buchführung, in Stenographie und kaufmännischem Rechnen genommen wurde, versteht sich bei der großen Zahl von Angehörigen des Handelsstandes von selbst.. Sodann fingen in allen drei Lagern akademisch gebildete Herren an, Vorlesungen über naturwissenschaftliche Probleme, über Nationalökonomie, Geschichte, englische und deutsche Literaturgeschichte, über Philosophie, Staats- und Handelsrecht zu halten, und die gewaltigen Hörerziffern bewiesen, wie stark das Bedürfnis nach geistiger Anregung war und welch ein Bildungshunger in Lofthouse Park herrschte.

Digitized by Google

Aber diesem sich rasch entfaltenden Vortragswesen fehlte die Organisation, und bis zum Sommer 1917 schien es unmöglich, ihm eine einheitliche Gestalt zu geben. Die Hauptschuld daran trugen die kläglichen Raumverhältnisse im Wakefielder Lager. Unaufhörlich kam es zu Störungen und Kollisionen. Bald mußte ein Vortrag abgesagt werden, weil Theaterverein oder Lagerkapelle dasselbe Lokal dringend zu ihrer Generalprobe benötigten, bald wurde zum Ärger der Abonnenten ein mit vieler Mühe errichteter Lesezirkel bestimmt, sein Zimmer für Vorlesungen freizumachen. Geradezu trostlos sah es in der Anfangszeit mit Unterrichtsräumen aus, bis dann durch Freigabe einer Hütte für Schulzwecke, durch den Bau einer großen Festhalle im Nordlager, durch Aufstellung eines Zeltes im Westlager und die mit Unterstützung der Young Mens' Christian Association errichtete Lesehalle im Südlager Abhilfe geschaffen wurde.

Doch auch diese Baulichkeiten, die nach und nach als „Mädchen für alles" dienen mußten, vermochten den steigenden Forderungen von Lehrern und Schülern auf die Dauer nicht zu genügen, und von neuem erschollen Klagen über die in Lofthouse Park herrschende Raumkalamität. Als dann im Sommer 1917 angeregt wurde, das Unterrichts- und Vortragswesen von Nord-, Süd- und Westlager in gemeinsame Regie zu nehmen, das in den einzelnen „compounds" Geschaffene zu einem geschlossenen Ganzen zusammenzufügen und nach allen Richtungen hin auszubreiten, erhoben sich sofort Bedenken, wie das bei so beschränkten Raumverhältnissen überhaupt möglich sein würde. War doch inzwischen ein Teil der Schulzimmer von den durch Dr. Walz, einem bayrischen Gymnasialoberlehrer, ins Leben gerufenen Einjährigen- und von den im Frühjahr 1917 gegründeten Abiturienkursen dauernd mit Beschlag belegt worden! Da beide Kurse einem dringenden Bedürfnis entsprachen und mit größtem Eifer betrieben wurden, sollten sie unter allen Umständen fortgeführt werden.

Die Idee der Neuordnung des Vortragswesens fiel auf fruchtbaren Boden. Man hatte eingesehen, daß etwas geschehen mußte, sollten die bisherigen Bemühungen greifbare Resultate erzielen. Und das war auch die Meinung der 60 Herren, die am 25. Juni zur Beratung über die Umgestaltung des Unterrichtswesens in der Nordhalle zusammentraten und sich nach langer Debatte dahin einigten, „Wissenschaftliche Fortbildungskurse" für das Gesamtlager einzurichten und die Leitung derselben dem Verfasser dieses Berichts zu übertragen, mit dem nicht sehr glücklich gewählten Titel „Rektor". Man beschloß, fünf „Fakultäten" ins Leben zu rufen, und zwar

eine Abteilung für Handels- und Rechtswissenschaften,
eine zweite für Neuere Sprachen,
eine dritte für Technische Wissenschaften,
eine vierte für Naturwissenschaften,
eine fünfte für Allgemeine Geisteswissenschaften.

Digitized by Google

Da die Mehrzahl der Lagerinsassen aus jungen, in überseeischen Gebieten tätig gewesenen Kaufleuten bestand und man für ihre fachliche Weiterbildung vor allem sorgen wollte, wurde der Fakultät für Handels- und Rechtswissenschaften der erste Platz eingeräumt.

Die konstituierende Versammlung hatte den verständigen Beschluß gefaßt, den Aufbau jeder Abteilung einer Kommission zu übergeben und ihr völlig freie Hand zu lassen. Diese fünf Kommissionen — ihre Mitglieder waren die künftigen Dozenten — wählten fünf Abteilungsvorstände, die mit Rektor und geschäftsführendem Ausschuß den „Senat" der neuen Hochschule bilden sollten. Der geschäftsführende Ausschuß selbst bestand aus dem Geschäftsführer und den drei bisherigen Leitern des Vortrags- und Unterhaltungswesens im Süd-, Nord- und Westlager.

Als das Resultat der ersten Beratung in Lofthouse Park bekannt wurde, überwog die Zahl der Pessimisten, die an der Lösung einer solchen Aufgabe die größten Zweifel hegten und befürchteten, daß Reibungen und Meinungsverschiedenheiten in den Kommissionen jede positive Arbeit unmöglich machen würden. Aber nichts dergleichen geschah. Die Kommissionen waren viel schneller fertig, als man geglaubt hatte, und nach wenigen Wochen konnte unser tüchtiger Geschäftsführer, der Geologe Dr. Hülsenbeck, ein Schüler Pompeckis, uns den Entwurf des stattlichen Lektionskatalogs vorlegen.

Damit war bereits das Zustandekommen der Kurse gesichert. Doch wieviele Hindernisse mußten noch überwunden werden, ehe der Bau auf fester Grundlage ruhte. Wie lange haben wir die Finanzierung des Unternehmens durchberaten, wie oft die Gebührenfrage diskutieren müssen. Endlich wurde beschlossen, von jedem Hörer einen Beitrag von zwei Schilling die Wochenstunde für das Halbjahr zu erheben, und zwar zur Beschaffung von Lehrmitteln und zur Deckung anderer Unkosten. Wer ein Pfund Sterling zahlte, sollte sämtliche Vorlesungen besuchen dürfen.

Der Raumknappheit halfen wir schließlich dadurch ab, daß im Kofferschuppen des Westlagers ein kleiner Verschlag freigegeben und daß eine zweite Young Mens' Christian Association-Halle errichtet wurde, zu deren Bau freilich die Lagerinsassen gehörig beisteuern mußten.

Als Dozenten hatten sich einige 70 Herren aus Süd-, Nord- und Westlager gemeldet. Den meisten von ihnen war niemals Gelegenheit geboten worden, einen Vortrag zu halten. Aber wer den Drang zum Lehren in sich fühlte, wer dem Kameraden von seinem Wissen abgeben konnte, trat in den Dienst der guten Sache. Ein paar Professoren, alte und junge Doktoren aller Fakultäten, Regierungsbeamte, Oberförster und Bergbaubeflissene. In der Sprachenabteilung vor allem Kaufleute, die zugleich das Gros der Hörerschaft bildeten. Neben ihnen waren die Seeleute sehr eifrige Kollegbesucher. Auch Vertreter anderer Berufe kamen in Menge. Jeder, der etwas lernen wollte und den nach geistiger Nahrung verlangte, stellte sich ein. Welch großen Anklang die Hochschule im Lager fand, beweist am besten die Tatsache, daß

Digitized by Google

schon am 1. August die Inskriptionsliste nicht weniger als 3700 Eintragungen aufwies, die von 530 Hörern herrührten.

So konnten wir mit froher Zuversicht dem ersten Semester unserer „Academia Lofthouse Parkensis" entgegensehen. Ein Festakt eröffnete am 1. Oktober 1917 die Kurse. Nach einleitenden Worten des Rektors, der den Mitarbeitern und vor allem den Herren des geschäftsführenden Ausschusses seinen Dank für die geleistete Arbeit aussprach, hielt der Pforzheimer Gymnasialoberlehrer Professor Mangelsdorf die Festrede über das aktuelle Thema: „Der Kampf um das deutsche Bildungsideal und der Krieg". Am 2. Oktober, an Hindenburgs Geburtstag, war dies academicus, am 3. begannen die Vorlesungen.

Die größte der fünf Fakultäten, die handels- und rechtswissenschaftliche Abteilung, umfaßte folgende Lehrfächer: Stenographie, Buchführung und Bilanzen, kaufmännisches Rechnen und Handelslehre, ferner Wirtschaftsgeographie und Rohstoffkunde, Nationalökonomie, Kolonialpolitik, Forstwirtschaft sowie öffentliches und Privatrecht. In der den neueren Sprachen vorbehaltenen Abteilung wurden Englisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch (diese vier mit Einschluß der Handelskorrespondenz), Italienisch, Dänisch, Holländisch, Türkisch, Arabisch, Russisch und Polnisch gelehrt. Während die technische Abteilung den Hörern Vorlesungen über Kraftmaschinen, Elektrotechnik, Eisenhüttenkunde, Technologie, Eisenbetonbau, Flugwesen, drahtlose Telegraphie, Statik der Baukonstruktionen, Festigkeitslehre, Taylorsystem und Mathematik bot, hatten in der starkbesetzten naturwissenschaftlichen Abteilung die Chemiker, Physiker, Geologen und Botaniker das Wort. Dieser Gruppe schlossen sich auch die in Lofthouse Park internierten deutschen Ärzte an, die Anatomie, Physiologie, Tropenhygiene, Ohren- und Augenheilkunde, Rhino-Laryngologie lasen und in jedem Lager Vorträge über Geschlechtskrankheiten hielten. Die Mitglieder der geisteswissenschaftlichen Fakultät trugen Philosophie und Psychologie vor, Geschichte, Literatur- und Musikgeschichte (diese beiden Vorlesungsreihen mit Übungen), ferner Kunstgeschichte und deutsche Philologie. Über „geistige und soziale Probleme des modernen Indiens" sprach Professor J. A. Sauter von der Universität Kalkutta, den ein eigenartiges Mißgeschick nach Lofthouse Park verschlagen hatte.

Mit den wissenschaftlichen Fortbildungskursen verfolgten wir ein doppeltes Ziel. Wir wollten dem Anfänger Anregung und Anleitung zu wissenschaftlicher Arbeit geben und dem Fortgeschrittenen die Möglichkeit zur Auffrischung, Erweiterung und Vertiefung seiner bisherigen Kenntnisse bieten. Wir wollten zugleich die durch jahrelange Haft geistig und körperlich zermürbten Menschen wieder an regelmäßige Tätigkeit gewöhnen und sie aus der Apathie aufrütteln, der schon soviele unserer Kameraden verfallen waren, und die von Woche zu Woche neue Opfer forderte.

Es war ein erhebender Anblick, als am Morgen des 3. Oktober sich zum

Digitized by Google

erstenmal die Vortragsräume füllten und viele der kleineren Auditorien die Hörermenge nicht zu fassen vermochten. Neues Leben schien im Lager zu erwachen, ein neuer Geist in die Hütten einzuziehen. So manchen Kameraden, der bis dahin seinen Tag mit Biertrinken und Skatspielen nutzlos vertan hatte, sah man jetzt mit Büchern und Kollegheften in seiner Klause verschwinden. Wohl ließ der erste Schwung im Lauf der folgenden Wochen nach, aber die Besuchsziffer blieb bis Weihnachten eine überraschend gute und ständige. Nicht jeder unserer Dozenten bewährte sich als „akademischer Lehrer". Der eine begann seine Vorträge vor vollbesetztem Hause und dozierte alsbald vor gähnend leeren Bänken. Dem andern machte die wissenschaftliche Behandlung des Stoffes viel zu schaffen. Dem dritten fehlte die Rednergabe und das Talent, sein Thema in gefälliger Form vorzutragen. Mit was für Schwierigkeiten hatten aber auch unsere Chemiker, Physiker, Ingenieure und Mediziner zu kämpfen, denen kein Laboratorium, kein Demonstrationsmaterial zur Verfügung stand! Wie dankbar waren wir schon, als uns von Leeds ein Skelett für die anatomische Vorlesung gesandt wurde.

Alle diese Hindernisse schreckten uns nicht ab, auf dem einmal betretenen Wege rüstig auszuschreiten, und das Bewußtsein, dem Kameraden helfen zu können, der Wille zum Lernen und die gemeinsame Freude an der Arbeit hielten Lehrer und Schüler zusammen. Die Kurse erwiesen sich sehr bald als vorzügliches Abwehrmittel gegen den Verdummungsprozeß, dem uns die Engländer so gern unterworfen hätten! Ein großer Teil der Internierten faßte wieder Mut und fand in der Arbeit die Kraft, die Monotonie des Lagerlebens und die von Monat zu Monat kärglicher werdende Ernährung leichter zu ertragen.

Um unseren Hörern einen Ausweis über die von ihnen belegten Vorlesungen zu geben, beschloß der Vorstand, dem gedruckten Lektionskatalog des Wintersemesters 1917/18 einen Testierbogen beizufügen, auf Grund dessen später in Deutschland versucht werden soll, „den Vorlesungen eine gewisse Anerkennung bei Handelshochschulen und technischen Lehranstalten zu erwirken".

Das erste Vorlesungsverzeichnis wurde den Anverwandten sowie den Rektoren sämtlicher deutschen Hochschulen und vielen Professoren als Neujahrsgabe der Wakefielder Internierten gesandt. Es wird ihnen allen gezeigt haben, daß auch diejenigen Deutschen, die ein widriges Geschick in die Gefangenschaft geführt hatte, die von Herzen gern das Konzentrationslager mit dem Schützengraben vertauscht hätten, nicht den Mut verloren, und daß es für sie nur eine Parole gab: Durchhalten, mag kommen, was will. Es wird ihnen gezeigt haben, daß die Wakefielder „Strohsackpatrioten", wie man sie spottweise genannt hat, deutscher Art treu blieben, und daß sie, die nicht kämpfen durften, die unfreiwillige Muße zur Vorbereitung benutzten, um dereinst an dem Wiederaufbau des geliebten Vaterlandes nach Kräften mithelfen zu können.

Digitized by Google

Aus Peter Cornelius' Frühzeit[1])

Von

Fried. Noack

Im Jahre 1811 konnte der 28jährige Cornelius, nachdem er für seine Zeichnungen zu Goethes Faust in Wenner einen freigebigen Verleger gefunden hatte, die Reise nach Rom antreten. Am 14. Oktober ins deutsche Malerviertel auf der Pinciohöhe eingezogen, schloß er sich sofort dem Bund der Klosterbrüder an, von dem er voll Begeisterung an seinen Freund Mosler schrieb: „Eine Gesellschaft ganz vorzüglicher Menschen, die sich für die Kunst und alles Gute verbrüdert haben." Der neue Ankömmling war aber in manchem von den Klosterbrüdern sehr verschieden. Wie eine Bombe sei er in ihren Kreis hineingefahren, hat später der römische Genosse Schadow sein Auftreten gekennzeichnet. Mönchische Neigungen hatte Cornelius nicht im geringsten, fern lagen ihm die blutarme Heiligkeit und fromme Lebensscheu eines Overbeck, der sich schämte, weibliche Akte zu zeichnen, und nie zu einer Lebensgefährtin gekommen wäre, hätte nicht die Wienerin Anna Schiffenhuber entschlossen um ihn gefreit. Der Illustrator des Faust dagegen hatte gelernt, ins volle Menschenleben hineinzugreifen, und kannte auch Goethes Römische Elegien, deren Dichtung er auf römischem Boden in Wahrheit umzusetzen sich nicht scheute. Eine mündliche Überlieferung in deutschen Künstlerkreisen Roms erzählt uns, wie Cornelius nach dem Vorbild der Goetheschen Dichtungen abends zur Vigne ging und Gärtchen und Nichte bestahl. Mit einem schönen römischen Kind trieb er sein Liebesspiel so lange, bis es eine ernste Wendung nahm und die Brüder der Verführten ihm auflauerten, ihn durch Hinterlist in einen Bach fallen ließen, der die Grenze des Wein- und Liebesgartens bildete, und ihm nur gegen den Schwur, ihre Schwester heiraten zu wollen, aus dem schlammigen Gewässer heraushalfen. Eine andere Lesart berichtet, der junge abenteuerlustige Meister habe sich der Eheschließung mit dem Mädchen zu entziehen gesucht, und erst dem Eingreifen seines Freundes Ernst Platner sei es gelungen, ihn zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu bewegen. Über die Tatsachen, die dieser Erzählung zugrunde liegen, gibt das Pfarrbuch von S. Lorenzo in Lucina und das der Peterskirche klare Auskunft. Danach hat Cornelius unter Befreiung von den vorschriftsmäßigen Aufgeboten am 3. Februar 1814 die Ehe mit Carolina Grossi geschlossen, der kaum 17jährigen Tochter eines Beamten der päpstlichen Schatzverwaltung, der am Spanischen Platz wohnte; Trauzeugen waren nicht etwa der fromme Overbeck oder ein anderer der Klosterbrüder, sondern der Maler Friedrich Müller, genannt Teufelsmüller, einer der entschiedensten Widersacher der Nazarenerschule, und der genannte Freund Platner. Schon fünf Wochen nach der Hochzeit wurde das junge Paar durch die Geburt eines Kindleins

[1]) Die folgenden Mitteilungen über des Meisters ersten römischen Aufenthalt stammen in der Hauptsache aus bisher ungedruckten Quellen.

Digitized by Google

erfreut; Elena Cornelius erblickte das Licht der Welt am 12. März 1814 und wurde in der Peterskirche getauft, Overbeck war Pate. Diese erste der drei Ehen des Cornelius mit Italienerinnen wurde durch Krankheit und wirtschaftliche Sorgen getrübt; die Einkünfte des angehenden Meisters waren den Anforderungen eines eigenen Hausstands noch nicht gewachsen, und die in jener Zeit gegründete deutsche Künstlerhilfskasse, deren Vorstandsmitglied Cornelius selber wurde, hat ihm wohl manchmal aus augenblicklichen Nöten helfen müssen.

Dem 1815 zum preußischen Generalkonsul in Rom ernannten Bartholdy war es vorbehalten, dem jungen Meister sowohl Rettung aus der Bedrängnis zu gewähren, als auch die Gelegenheit zur Ausführung des großen Freskenwerks zu geben, das seinen Ruhm begründen und den Ausgangspunkt für weitere Erfolge bilden sollte. Bartholdy ging auf Cornelius' Vorschläge ein und ließ durch ihn und seine Freunde Veit und Schadow einen Raum seiner Wohnung im Palazzo Zuccari mit Fresken aus der Geschichte Josefs schmücken. Es heißt, der Generalkonsul sei durch die Transparentgemälde, die Cornelius zur deutschen Siegesfeier der Schlacht von Waterloo in Rom angefertigt hatte, auf den Künstler aufmerksam geworden. Der Erfolg dieser Arbeiten für Bartholdy war durchschlagend; während man in Deutschland Cornelius nur als den Faustillustrator kannte, galt er in den römischen Kunstkreisen nun sofort als der bahnbrechende Geschichtsmaler. Schon die im Herbst 1816 vollendete Traumdeutung erregte die Bewunderung der dortigen Kenner, die kaum gesteigert werden konnte durch die im Frühling 1817 beendigte Darstellung der Erkennung Josefs und seiner Brüder. Die Häupter des römischen Kunstlebens, Canova und Camuccini, hielten mit den Ausdrücken ihrer Anerkennung nicht zurück, und der gesamte deutsche Künstlerkreis der Ewigen Stadt sah mit stolzer Bewunderung auf die Genossen, die auf römischem Boden die deutsche Kunst zu neuen Ehren gebracht hatten. Cornelius war nun unbestritten der Führer und Meister in der deutschen Kolonie, die sich im griechischen Kaffeehaus zusammenfand. Im Bilde erscheint er uns als solcher auf den Zeichnungen Fohrs von der Stammgesellschaft des Café Greco, die in Frankfurt aufbewahrt sind, deutsche Künstlerbriefe aus Rom sind in jenen Tagen seines Preises voll. Noch bevor die Fresken des Hauses Bartholdy völlig zu Ende geführt waren, kam Franz Horny an den Tiber, ein Schüler des Goethe-Meyer. Während der Weimarer Altmeister noch 1819 nach der Kunstausstellung im Palazzo Caffarelli die Werke der Klosterbrüder mit spöttischer Kritik behandelt hat („Sie sehen endlich doch ihre Lehre im Caffarelli begraben," so prophezeit Goethe in einer Xenie), kann der junge Horny sich in seinen Briefen nach Hause nicht genugtun in Ausdrücken der Hochschätzung der Meister Cornelius und Overbeck. Kaum hat er sie bei der Silvesterfeier 1816, zu der Graf Seinsheim den Punsch spendete, kennen gelernt, so schreibt er bewundernd von den „beiden großen Historienmalern", was für gute, anspruchslose Menschen das sind. Zwei Wochen später erklärt er vom deutsch-römischen Kunstleben: „So muß die Kunst getrieben werden,

Digitized by Google

mit solcher Lust und Anstrengung, wie sie hier getrieben wird, denn wo solche außerordentliche Männer sind wie Cornelius und Overbeck, die solche erstaunliche Sachen malen, da kann es nicht anders sein, einer reißt den andern fort." Ein Jahr danach schreibt Horny: „Herr Cornelius und Overbeck sind beide ungeheure Künstler und die ersten hier in Rom, man kann kühn behaupten, daß seit Raffaels Zeiten nichts Vorzüglicheres in der Kunst geleistet worden ist." Es ist bekannt, daß August Kestner wie J. D. Passavant sich bis 1820 bemüht haben, durch ihre Schriften den Klosterbrüdern in der deutschen Heimat die Anerkennung zu erkämpfen, die sie in Rom bereits seit einigen Jahren unverlierbar erworben hatten. Hat doch Niebuhr, der gleichzeitig mit der Entstehung der Bartholdy-Fresken nach Rom kam, dem preußischen Kultusminister geschrieben: „Cornelius ist unter unseren Künstlern, was Goethe unter unseren Dichtern." In der Ewigen Stadt war mit der Vollendung der Fresken des Hauses Bartholdy der Ruhm ihrer Meister unbestritten begründet. Canova faßte den nur zum Teil verwirklichten Plan, dieselben Künstler an der Ausschmückung der vatikanischen Museen zu beschäftigen, und der Marchese Massimi gab schon im Januar 1817, während die Klosterbrüder noch im Palazzo Zuccari arbeiteten, an Cornelius und Overbeck den ehrenvollen Auftrag, sein Gartenhaus auf dem Esquilin mit Gemälden aus den drei großen Dichtern Italiens zu schmücken.

Der Kunstforscher Baron Rumohr, Hornys Gönner, war einer der ersten, der die hohe Begabung Cornelius' erkannte, und nahm an seinen künstlerischen Plänen den wärmsten Anteil. Im Sommer 1817 nahm er den Meister wiederholt mit aufs Land; im Juni zusammen mit Graf Seinsheim und Horny nach Olevano, wo Cornelius, vielleicht in Erinnerung an seine eigenen Liebesabenteuer die Zeichnung zum Abschied Romeos von Julia für den Baron fertigte, die später ins Thorwaldsen-Museum gekommen ist, und im August nach Frascati. Dort beschäftigte Cornelius sich bereits mit den Entwürfen zu den Gemälden, die er in der Villa Massimi zu Dantes Paradies ausführen sollte, und der Baron, der in ihm einen geeigneten Lehrer für seinen Schützling erkannte, vereinbarte dort mit ihm, daß er den jungen Horny als Schüler und Gehilfen bei dem bevorstehenden großen Werk annehmen sollte. Aus Hornys Briefen an seine Mutter erfahren wir genaueres über die nachher unausgeführt gebliebenen Dantebilder. Schon in den ersten Tagen des September schrieb Horny nach Weimar um farbige Nachzeichnungen aus Bertuchs Bilderbuch, die als Vorlagen für Zierrahmen um die Fresken dienen sollten, die das Paradies nach Dante darstellten. Er verlangt Zeichnungen von Papageien, Paradiesvögeln, Kolibris, bunten ausländischen Tauben, den farbigsten einheimischen Vogelarten, sowie von den prächtigsten Schmetterlingen des In- und Auslands, surinamschen Segelvögeln, Menelaus, Pfauenauge, Schwalbenschwanz, Silberstrich usw. Der Kupferstecher Götz oder Preller sollten gebeten werden, diese Geschöpfe, möglichst in natürlichen Bewegungen, zu zeichnen und baldigst einzusenden, da Cornelius sehr viel

Digitized by Google

daran liege, weil er in Rom keine Gelegenheit finde, solche Sachen zu zeichnen. In sinnreicher Weise hatte Cornelius die Vögel und Schmetterlinge zur Belebung der Frucht- und Blumengewinde bestimmt, die als dekorativer Rahmen seine Deckengemälde des Paradieses umgeben sollten. Horny schreibt über diese Arbeit weiter am Anfang des Jahres 1818: „Cornelius hat das große Zutrauen zu mir, alles, was zur Zierde des Paradieses von Dante zwischen den symbolisch angeordneten Figurengruppen an Blumengewinden und Festons angebracht ist, mir ganz zu überlassen, so daß ich diesen Teil der Arbeit al fresco male; alle diese Verzierungen werden von lauter natürlichen Blumen und Früchten zusammengesetzt, davon ich diesen Herbst mehrere Hundert genau nach der Natur gezeichnet und koloriert habe. Die Sachen gehen bis jetzt ganz gut; seit mehreren Tagen zeichne ich mit dem Cornelius die Kartons zusammen; wieviel ich dabei lernen kann, immer in der Gesellschaft eines so außerordentlichen Künstlers zu sein und immer zu sehen, wie die vorzüglichsten Sachen entstehen, das fördert ungemein und ist ein Glück, was nicht jedermann widerfährt." Nachträglich berichtet Horny noch im Jahre 1820 über den Plan des Cornelius: „Die Decke nahm nach der Divina Commedia das Paradies ein, in welchem Cornelius in seiner Komposition eine Menge Verzierungen von Frucht- und Blumengewinden angebracht hatte, jedoch rein architektonisch angeordnet, nach Art der Verzierungen des Johann von Udine in der Farnesina und den Loggien des Vatikans, die so unübertrefflich und bewunderungswürdig gemacht sind. Diesen Teil der großen Arbeit sollte ich nun übernehmen. — Ich half ihm auch an den Gewändern, und wenn er nach dem Modell zeichnete, so zeichnete ich immer mit ihm — wir arbeiteten so fröhlich und wohlgemut zusammen bis in die Zeit, wo der Kronprinz von Bayern nach Rom kam. Dieser, hingerissen von dem großen Genie des Cornelius, entledigte ihn seines Kontrakts mit Massimi und trug ihm weit größere und vorteilhaftere Arbeiten auf, und die in Rom unterblieben."

Bevor Cornelius Rom verließ, um die Ausmalung der Münchner Glyptothek mit Darstellungen aus der antiken Götter- und Heldensage zu beginnen, beteiligte er sich noch an der Ausstellung, welche die deutschen Künstler im Palazzo Caffarelli für Kaiser Franz herrichteten, und ließ dort zwei seiner Kartons zu Dantes Paradies sehen; die sorgfältigen Pflanzenstudien, die Horny für die Umrahmung der Deckenbilder gemacht hatte, kamen in den Besitz des Barons Rumohr und befinden sich jetzt im Weimarer Museum, einzelne davon im Städelschen Institut zu Frankfurt. Die Ausstellung im Caffarelli hat bekanntlich den Bestrebungen der Klosterbrüder den erhofften Triumph einer allgemeinen Anerkennung noch nicht gebracht; es blieb dem Cornelius vorbehalten, mit seiner dem Freunde Overbeck überlegenen Kraft und Vielseitigkeit den Sieg der neudeutschen Schule durch sein Wirken in München und Düsseldorf zu erringen.

Digitized by Google

Wie sorgt das Recht für den Krieger?
Eine Rechtsplauderei

Von

Geh. Regierungsrat J. Neuberg

„Alles schon dagewesen!" Der welterfahrene Ben Akiba spricht diese Worte in „Uriel Acosta" von Gutzkow. Sie finden auch auf die Gesetzgebung Anwendung. Als vor Jahren der Bibel-Babel-Streit die Geister bewegte, da hielt man dem deutschen Juristen vor, daß seine jährliche Gesetzgebungsarbeit tatsächlich nichts Neues habe, die alten Babylonier hätten schon alle die Sätze, die bei uns oft mühsam erarbeitet würden, gekannt. Ein Vorwurf, in dieser Fassung natürlich unrichtig. Und doch gilt: Solange der Mensch auf Erden weilt, trägt er gewisse Rechtsanschauungen mit sich. Ja noch mehr: Letzten Endes dürfte es auf Erden nur ein Recht geben. Natürlich bringen neue Erfindungen neue Verhältnisse, aber so das Große und Ganze des Rechts in seiner Tiefe betrachtet, das müßte sich gleich bleiben zu allen Zeiten. Denn nur ein Sittengesetz gibt es, mit ihm ist eng verbunden das des Rechts. Auch dieses kann in wahrer Vollkommenheit nur einmal bestehen. Wie fern freilich sind wir diesem Ideal! Und doch, vieles Recht gleicht sich, wiederholt sich. Es gilt das auch vom sogenannten Kriegsrecht. „Alles schon dagewesen." Was aber nicht dagewesen, ist die Tatsache, daß dieses Kriegssonderrecht eine Ausdehnung und Vertiefung erfahren hat wie noch niemals bisher. Der jetzige Weltkrieg übertrifft alle bisherigen. Immer neue Kreise werden in ihn hineingezogen. Leicht begreiflich, daß immer neue Rechtsfragen entstehen. Es kann von dem allen hier keine Rede sein. Hier soll nur von dem Teil des Kriegsrechts gesprochen werden, der sich auf die Kriegsteilnehmer als solche bezieht. Welches Gesetz kommt in Frage? Vornehmlich eins, das betreffend den Schutz der infolge des Krieges an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen. Das Gesetz datiert zwar schon vom 4. August 1914, es ist aber trotz seinem Alter nicht veraltet, nein, es hat sich je älter, desto mehr bewährt und wird noch gelten, wenn wieder Friede im Lande. Das Gesetz beruht auf jenem bekannten Blankettgesetz vom gleichen Tage, nach dem sich der Reichstag eines Teils seiner Gewalt entäußerte und fortan der Bundesrat allein die einschneidendsten gesetzgeberischen Maßnahmen treffen konnte. Der Name des Gesetzes, das sich, wie die Begründung dazu sagt, an ein Gesetz aus den Tagen des Siebziger Kriegs anlehnt, bezeichnet zur Genüge seinen Zweck: Schutz der Kriegsteilnehmer gegen die durch solche Teilnahme herbeigeführten Versäumnisse in Wahrung ihrer Rechte. Daneben gelten, was ausdrücklich hervorgehoben sein mag, auch für die Krieger alle anderen gesetzlichen Vorschriften, die als Ausnahmen vom bestehenden Rechte während des Krieges ergangen sind. Davon hier nichts. Hier nur von dem, was ein Krieger vor allen anderen besonders genießt. Das Gesetz

Digitized by Google

setzt nach seinem Wortlaut den Kriegszustand voraus; er bestand nach ausdrücklicher Vorschrift bei Erlaß des Gesetzes. Wann das Gesetz wieder außer Kraft treten soll, ist Sache späterer Verordnung. Zunächst einmal ganz kurz sein Inhalt. Da heißt es (§ 2), daß in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, die bei den ordentlichen Gerichten anhängig sind oder anhängig werden, das Verfahren unterbrochen wird, 1. wenn eine Partei vermöge ihres Dienstverhältnisses, Amtes oder Berufs zu den mobilen oder gegen den Feind verwendeten Teilen der Land- oder Seemacht oder zu der Besatzung einer armierten oder in der Armierung begriffenen Festung gehört; 2. wenn eine Partei dienstlich aus Anlaß der Kriegführung des Reiches sich im Ausland, 3. wenn eine Partei als Kriegsgefangener oder Geisel sich in der Gewalt des Feindes befindet.

Dies der Wortlaut der Bestimmung. Die Sache scheint demnach recht einfach zu sein. Da hat sich jemand beispielsweise einen Sommeranzug fertigen lassen, zahlt aber nicht. Darauf erfolglose Mahnung und Gang zum Richter. Ehe die Angelegenheit spruchreif, wird der Schuldner zum Heer eingezogen. Und nun das Ausnahmegesetz her. Es ist alles so, wie dort geschrieben steht, also Zurücklegung der Sache, Aussetzung, um mit des Gesetzes Worten zu reden. Der Richter hat nur die andere Partei noch zu benachrichtigen. Was soll's der Zweifel? Ja, wenn alle Fälle so einfach wären. Doch tausendfältig sind des Lebens Vorkommnisse und nur zu oft zweifelhaft. Dabei hatte das Gesetz die gute Absicht, möglichst klar zu sein, insbesondere Zweifelsfragen, die 1870 entstanden, zu beseitigen. Hieß es damals „gegen den Feind geführt", so heißt es jetzt „gegen den Feind verwendet". Man wollte alle Einschränkungen, die das Wort „führen" mit sich bringen konnte, ausschließen. Auch wählte man nicht den früher gebrauchten Ausdruck „Truppen", denn was ist Truppe? Gehört der Angehörige der Marine dazu? Nach dem Sprachgebrauche kaum. Deshalb jetzt: Teile der Land- oder Seemacht — das ist klarer. Endlich: das frühere Gesetz sprach von der „eingeschlossenen Festung". Ist aber eine Festung eingeschlossen, zu der nur an einer einzigen engen Stelle ein Zugang noch möglich? Doch wohl nicht. Deshalb an Stelle des Wortes „eingeschlossen" das Wort „armiert"; den Beginn der Armierung kann die Militärbehörde zuverlässig feststellen. Es sind dies Zweifel, die, bevor das Gesetz ins Leben trat, erledigt werden konnten. Wie aber nun, da es wirken sollte? Da mußte das Gericht über manches Entscheidung treffen. Zunächst: Wer ist vermöge des Dienstverhältnisses, Amtes oder Berufs zu den mobilen usw. Teilen der Land- oder Seemacht gehörig? Sind Personen, die sich nur freiwillig des Erwerbs halber einem mobilen Truppenteil anschließen, so Marketender, Zugehörige vermöge Berufs? Nein. Andererseits kann die sogenannte freiwillige Krankenpflege dem Kriegsteilnehmerschutzgesetz unterstehen, sofern sie mit ausdrücklicher oder stillschweigender Zustimmung der zuständigen Behörde bei einem mobilen Truppenteil geleistet wird. Dann aber noch weitere Zweifel. Der Kriegs-

Digitized by Google

teilnehmer geht auf Urlaub, er unterzieht sich diesem oder jenem Sonderauftrag. Wie ist's dann? Nach ergangenen Entscheidungen sollen ihm auch dann die Wohltaten des Gesetzes gewahrt bleiben, selbst wenn im Inlande eine Wiederaufnahme der bürgerlichen Beschäftigung erfolgt. Dies freilich nicht ohne Ausnahme. So keine Aussetzung, wenn der Urlaub von ungewöhnlich langer Dauer, die Ehefrau des Kriegers allgemeine Vollmacht hat und es sich nur noch um die sogenannte Revisionsinstanz handelt, wo nur die Rechtsfrage zweifelhaft, neue Tatsachen aber nicht mehr zur Sache vorgebracht werden können. Wohl zu merken ist immer eines. Es wird nur die Durchführung von bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten (einschließlich, wovon noch die Rede sein wird, der Zwangsvollstreckung und des Konkursverfahrens) ausgeschlossen. Dagegen wird, von geringen, hier nicht zu erörternden Ausnahmen abgesehen, die Rechtslage des Kriegers im allgemeinen keineswegs geändert. Es wäre grundfalsch, anzunehmen, daß während des Krieges, bloß deshalb, weil Krieg ist, gegen einen Kriegsteilnehmer ein Schadenersatzanspruch oder ein sonstiger Anspruch wegen Nichterfüllung einer Verpflichtung nicht entstehen könnte. Da ist ein Soldat im Friedensstande Kaufmann gewesen. Es lag ihm irgendwelche Lieferung ob. Er hat sie aber nicht ordnungsgemäß bewirkt, nun kommt man ihm mit einer Schadenersatzforderung. Da darf er nun nicht etwa sagen: „Solche Forderung darf jetzt gegen mich, der ich für das Vaterland kämpfe, nicht zur Entstehung kommen." Soweit geht das Recht in der Fürsorge gegen die Krieger keineswegs. Nein, damit würde es sich selbst töten. Es heißt vielmehr nur: Keine Geltendmachung der Forderung gegen den Kriegsteilnehmer vor Gericht, solange Krieg ist.

Auch die Rechtsfolgen einer Kündigung, Mahnung, Vertragsanfechtung können während des Krieges eintreten. Vielleicht kann sich der Krieger hiergegen auf Grund der Bekanntmachung über die Folgen einer nicht rechtzeitigen Zahlung schützen, doch hat er hierin nichts vor dem Nichtkrieger voraus. Grundsätzlich wird demnach die Rechtslage eines Kriegers durch den Krieg nicht verändert. Der abgeschlossene Vertrag ist genau so zu erfüllen wie zur Friedenszeit, beispielsweise keine Minderung, kein Erlaß des Mietzinses, bloß weil Krieg ist.

Nur ausnahmsweise, ganz ausnahmsweise wird man sagen können, daß der Krieg so rechtsstörend gewirkt hat, daß auf der Erfüllung des Vertrags nicht mehr bestanden werden kann. Man denke an die Fortsetzung eines Vertrags, demzufolge jeden Monat eine gewisse Menge Kakao geliefert werden sollte. Hier würde das Festhalten am Rechtsstandpunkt nicht Recht, nein, Unrecht sein. Man hat sich zwar gegen den Satz, daß Verträge aufrecht zu erhalten sind auch während des Kriegs und auch von Kriegsteilnehmern, gewehrt und geltend gemacht, daß sich der Kriegsteilnehmer in ganz ungewohnten, äußerst schwierigen Verhältnissen, in ständiger größerer oder geringerer Lebensgefahr befindet, daß seine gesamten körperlichen und

Digitized by Google

geistigen Fähigkeiten sich nur auf ein einziges Ziel richteten und richten müssen und alles andere auch für den starknervigen und pflichtbewußten Mann nicht vorhanden sei. Eine Verletzung der verkehrserforderlichen Sorgfalt könne demnach nicht darin liegen, daß er seine privatrechtlichen Verbindlichkeiten unerfüllt lasse, d. h. alle die Angelegenheiten von sich weise, mit denen sich zu befassen ihm in seiner Lage nicht wohl zuzumuten sei. Ja es lassen sich für solchen Standpunkt Beispiele anführen, wie man sie wie folgt gewählt hat: Ich habe im Juli ein Grundstück gekauft und soll am 1. Oktober Übergabe und Auflassung entgegennehmen. An diesem Tage bin ich indes bereits Soldat und im Feindeslande, kann also nicht zum Grundbuchamt kommen. Der Verkäufer kann mir nun nicht etwa nach § 326 des Bürgerlichen Gesetzbuchs eine Frist bestimmen oder gar ohne solche Fristbestimmung vom Vertrag zurücktreten, wohl aber liegt Verzug vor, wenn ich trotz besonderer Aufforderung des Verkäufers nichts zur Erledigung des Geschäfts, etwa durch einen Bevollmächtigten, tue. Doch — wie gesagt, das ist ein Standpunkt, der nicht von allen geteilt wird. Die Gerichte sind grundsätzlich einig darin: Einhaltung alles Verabredeten auch durch den Kriegsteilnehmer.

Ebenso wie das Schutzgesetz vom 11. Juli 1870 erstreckt sich das jetzige Gesetz sonach nur auf bürgerliche Rechtsstreitigkeiten, mögen sie beim Amts-, Land-, Oberlandesgericht, Reichsgericht oder einem Sondergericht wie dem Kaufmannsgericht anhängig sein. Man hat gesagt, daß das Fehlen der Aussetzung auf dem Gebiete der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit (Erbschaftsregelungen usw.) auffallend erscheint, steht doch die soziale, wirtschaftliche und rechtliche Bedeutung dieser Angelegenheiten keineswegs der Wichtigkeit der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nach. Nähere Prüfung ergibt aber, daß nicht eine Unterschätzung dieses Rechtsgebiets, sondern die zutreffende Würdigung der Eigenart seines Verfahrens seine Einbeziehung in das Schutzgesetz unterließ. Es erscheint weder zweckentsprechend noch notwendig, die in der freiwilligen Gerichtsbarkeit nur ausnahmsweise gedachte Aussetzung auszubauen. Hält überdies ein Richter, weil ein Krieger an dem Verfahren beteiligt ist, eine solche für sachentsprechend, so kann er kraft eigener Entschließung zu einer solchen kommen. Niemand kann es ihm verwehren.

Die Bestimmungen des Schutzgesetzes beziehen sich nur auf den gegenwärtigen Kriegszustand und finden ihr Ende mit seiner Beendigung oder mit der früheren Beendigung des Kriegsteilnehmverhältnisses. Wie der Krieg im Sinne des Gesetzes endet, niemand weiß es, niemand weiß, ob nicht, wenn schon die Waffen ruhen, an einer Seite, etwa der Westfront, die Aufstellung einer Okkupationsarmee vonnöten ist. Zu einer solchen kann ein Kriegsteilnehmer gehören, er kann sich — ein weiterer Fall — beim Friedensschluß als Gefangener oder als Geisel im Feindesland befinden, er kann vermißt sein. Vielleicht werden für alle derartigen Fälle später Sonderbestimmungen zur Veröffentlichung kommen. Möglich ist auch das Gegenteil.

Digitized by Google

Zum mindesten wird hier die Bestellung eines Abwesenheitspflegers im Sinne von § 1911 des Bürgerlichen Gesetzbuchs für alle die gute Dienste tun, die nicht ohnehin, wie etwa der Minderjährige durch seinen Vormund, gesetzlich vertreten werden.

Hervorzuheben ist, daß nur die Verhinderung der Partei zur Aussetzung führt. Wenn also eine Ehefrau, die im sogenannten gesetzlichen Güterstand, der Mann Verwalter und Nutznießer ihres Vermögens, sie selbst Eigentümerin, lebt und wegen dieses ihres Vermögens einen Prozeß zu führen hat, das aber im Beistand ihres Ehemanns tut, ohne daß also dieser selbst Prozeßpartei ist, so rechtfertigt die Tatsache, daß der Mann eingezogen wird, noch nicht die Aussetzung des Verfahrens.

Ferner ist, was große Unternehmungen anlangt, nur zu natürlich, daß die Geschäfte verteilt sind. Rechtsstreite können nun, wiewohl sie sich nur auf die Sachen einer Abteilung beziehen, nicht etwa gegen diese eine Abteilung anhängig gemacht werden, es ist vielmehr z. B. das Warenhaus als Ganzes zu verklagen. Es kann aber sein Besitzer, auch wenn der sachkundige Angestellte der betreffenden Abteilung eingezogen, nicht Aussetzung beantragen, er muß vielmehr sehen, wie er ohne diesen auskommt.

Zu widerstreitenden Entscheidungen führte die Beantwortung der Frage, ob das Gesetz auch auf sogenannte juristische Personen Ausdehnung zu finden habe. Legt man das Gesetz ganz eng nach seinem Wortlaut aus, so muß man sagen: Keine Ausdehnung auf juristische Personen. Sieht man aber den Sinn des Gesetzes an, achtet auf das, was es will, was es bezweckt, so muß man die Frage ganz entschieden bejahen. Zur Anwendung ist das Gesetz zum Beispiel gebracht worden, wenn der einzige vertretungsberechtigte Geschäftsführer einer sogenannten Gesellschaft mit beschränkter Haftung der Landmacht angehört, oder bei einer Genossenschaft in Auflösung, wo der eine von zwei Liquidatoren, die die Genossenschaft nur zusammen zu vertreten haben, im Felde ist. Sind dagegen mehrere vorhanden, die jeder einzeln vertreten können, so gilt das nicht. Dann muß sich eben der Zurückgebliebene über das, was er zu tun hat, zu unterrichten suchen.

Bei allen Klagen gegen einen sogenannten nicht rechtsfähigen Verein im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist die Aussetzung stets dann geboten, wenn die Mitglieder und die Vereinsorgane samt und sonders im Felde sind.

Allzu heftiges Verfolgen nur des einen Ziels ist im menschlichen Leben verkehrt, es gilt das auch für das Rechtsleben und das Aussetzungsgesetz. Die Aussetzung muß also in bestimmten Fällen nicht eintreten, sie muß auch einmal aufhören können, wenn das vonnöten erscheint. Sie tritt — abgesehen von einem hier nicht interessierenden, viel zu seltenen Fall im sogenannten Arrestverfahren — nicht ein, wenn die Partei, zu deren Gunsten sie an sich einzutreten hätte, durch einen Prozeßbevollmächtigten vertreten ist oder einen anderen zur Wahrnehmung ihrer Rechte berufenen Vertreter hat.

Digitized by Google

Wohl kann auch in solchem Falle der Vertreter dennoch die Aussetzung des Verfahrens beantragen. Das Gericht kann aber nach einer (im Januar 1915 erlassenen Zusatzbekanntmachung zum Gesetz) den Antrag ablehnen, da solcher offenbar unbillig sein würde. Die Unterbrechung oder Aussetzung des Verfahrens muß ferner aufhören: 1. mit der Beendigung des Kriegszustandes; 2. vor diesem Zeitpunkt mit der Aufnahme des Verfahrens. Solche ist nicht in das Belieben der Partei gestellt. Erfolgt nämlich die Aufnahme nicht bis zum Ablauf eines Monats seit der Beendigung des die Unterbrechung berechtigenden Verhältnisses, so kann die Partei zur Aufnahme und zugleich zur Verhandlung zur Hauptsache geladen werden. Erscheint sie trotz solcher Ladung nicht und wird andererseits vom Gegner der Ablauf der für die Aufnahme des Verfahrens festgesetzten Frist glaubhaft gemacht, so ist — der Gegner muß das beantragen — die Partei als säumig zu behandeln, und es wird verhandelt. Solches Aufnahmeverfahren ist der Zivilprozeßordnung nachgebildet, die solches für einen anderen Fall, nämlich den des Todes einer Partei, kennt. Nach den so geregelten Grundsätzen richtet sich auch das Verfahren, wenn eine Verhandlung zur Hauptsache nicht nötig ist und es sich nur darum handelt, durch die Wiederaufnahme des Verfahrens irgendeine Frist, die in dem Streitverfahren abzulaufen hat, aber noch nicht abgelaufen ist, in den Lauf zu setzen. Von Glaubhaftmachung war die Rede. Welche Mittel zur Glaubhaftmachung im Einzelfalle gewählt wurden, das steht dahin. Nur ist solche Glaubhaftmachung nötig, weil mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß die Person, die zur Aufnahme geladen ist, tatsächlich doch noch zu denen gehört, die den Schutz des Gesetzes genießen sollen, daß sie aber nicht in der Lage war, dies geltend zu machen. Es ist übrigens, das sei ein für allemal betont, stets ratsam, wenn die Militärperson, die in einem Rechtsstreit befangen ist, dies dem Gericht von selbst anzeigt. Es werden auf diese Weise manche Ermittelungen durch das Gericht, manche unnötige Handlung, manches Ärgernis vermieden. Keinesfalls besteht eine Pflicht des Richters, unter allen Umständen danach zu forschen, ob ein die Unterbrechung rechtfertigendes Ereignis vorliegt. Es besteht auch nicht einmal eine Vermutung dahin, daß gegenwärtig jede männliche Prozeßpartei zu den vom Kriegsteilnehmerschutzgesetz betroffenen Personen gehöre. Der Krieger hat sich vielmehr selbst zu rühren, er kann auch nicht damit rechnen, daß sein Gegner die Pflicht habe und ihm die Sache erleichtere.

Von Mobilen war oben die Rede, die Frage, ob der oder jener zu ihnen zu rechnen sei, wurde aber immer brennender, andererseits aber, je mehr sie sich klärte, das Bedürfnis größer, den Schutz auch den Immobilen zuteil werden zu lassen, und so kam es auch zu einer Bekanntmachung zum Schutze von Angehörigen immobiler Truppenteile. Es kann danach auf Antrag einer Partei, die vermöge ihres Dienstverhältnisses, Amtes oder Berufs zu anderen als den mobilen oder gegen den Feind verwendeten

Digitized by Google

Teilen der Land- oder Seemacht oder zur Besatzung einer weder armierten noch in der Armierung begriffenen Festung gehört, die Aussetzung des Verfahrens angeordnet werden, wenn die Partei infolge der Zugehörigkeit zur bewaffneten Macht an Wahrnehmung ihrer Rechte behindert ist. Ablehnung des Antrags ist statthaft, wenn die Aussetzung nach den Umständen des Falles offenbar unbillig ist. Sind die Voraussetzungen für die Aussetzung weggefallen oder erweist sie sich nachträglich als unbillig, so kann sie wieder aufgehoben werden. Auch hier wie bei der Bekanntmachung für die Mobilen, Ausdehnung der Vorschrift auf nicht prozeßfähige natürliche Personen, die durch eine Person vertreten werden, auf die die Schutzvorschrift der Bekanntmachung Anwendung zu finden hat, andererseits hier ein Schutz nur für das eigentlich streitige Verfahren bis zur Entscheidung. Dagegen fehlen — offenbar mit Absicht — alle Vorschriften hinsichtlich der Zwangsvollstreckung. Zur Aussetzung der Zwangsvollstreckung gegen Mobile bestehen eben in der Regel keine Gründe, eine Versteigerung von gepfändeten Sachen eines Mobilen ist demnach nicht verboten.

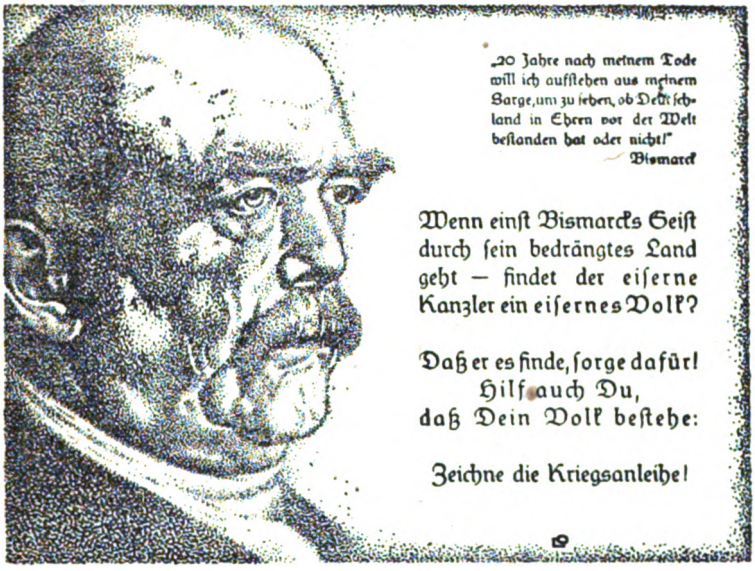
Die Ernüchterung an der Börse

Der Abfall Bulgariens und die sich daranreihenden Ereignisse haben an den deutschen Börsen einen Kurssturz ausgelöst, der fast beispiellos dasteht. Wenige Tage genügten, um die Kurse wichtiger Papiere um rund 100 Prozent herunterzudrücken. Das Merkwürdigste an dieser Entwertung ist, daß sie mit ziemlicher Bestimmtheit von allen ruhig Denkenden vorausgesehen wurde und daß sie auch gekommen wäre, wenn die militärisch-politischen Ereignisse sich weniger ungünstig gestaltet hätten. Nicht nur die dem Börsengetriebe fernstehenden Kritiker und Theoretiker prophezeiten jenen Kurssturz, sondern sie fanden sich darin übereinstimmend mit den erfahreneren älteren Börsenbesuchern. Nur die jungen Elemente, denen die Vorkommnisse früherer Börsenperioden nicht bekannt waren, die beispielsweise nicht erlebt hatten, was in den Gründerjahren vor sich gegangen war, waren taub gegen alle Warnungen. Die anderen, Urteilsfähigeren sagten sich, daß ein Krieg, der früher nicht für möglich gehaltene Summen kostet, auf der einen Seite eine ungeheure Steuerlast bringen wird und auf der anderen eine Einschränkung der Kaufkraft herbeiführen muß. Warum aber sind trotz dieser Ermahnungen und Erwägungen die Kurse ins Phantastische gestiegen? Hier muß zunächst einmal die schon so oft festgestellte Hilflosigkeit unserer Regierung in Börsenfragen verantwortlich gemacht werden. Geleitet von dem an und für sich berechtigten Wunsche, das sich neu bildende Kapital restlos der Kriegsfinanzierung zuzuführen, und von der Angst, scharfe Kursrückgänge könnten auf die Stimmung im eigenen Lande ungünstig wirken und im Auslande zu unserem Schaden ausgenutzt werden, nahm man der Börse ihre Aktionskraft. Das geschah durch eine Reihe von Maßnahmen. Zunächst durch das Verbot, Kurse zu veröffentlichen und durch die Aufhebung des sogenannten Terminhandels. Durch die eine Maßnahme glaubte man ein breiteres Publikum vom Börsenhandel fernzuhalten, durch die andere, die Spekulation nach unten, also die sogenannten Baisse-Engagements, auszuschalten. Man mag, wie der Schreiber dieser Zeilen, das ganze Börsengetriebe für wenig sympathisch und das Spiel in Wertpapieren sogar für unmoralisch halten, aber

Digitized by Google

man darf über derartigen moraliſchen Erwägungen nicht die volkswirtſchaftlichen Notwendigkeiten aus dem Auge laſſen. Die Börſe iſt nun einmal, wie das auch in der Denkſchrift wegen Erhöhung der Börſenumſatzſteuer ſehr klar ausgedrückt wurde, notwendig; ſie iſt ein „notwendiges Übel“. Das überſehen zu haben, war ein verhängnisvoller Fehler. Hätte man beiſpielsweiſe die Kurſe veröffentlicht, ſo wären viele, angereizt durch die ihren Kunden gegebenen Verſteigerungen ihrer Effekten, zum Verkauf geſchritten und hätten für ihr Kapital Kriegsanleihe gekauft. Wichtiger noch wäre die Zulaſſung einer Baiſſe-Spekulation geweſen. Dieſe hätte das unſinnige Anſteigen der Kurſe verhindert und damit auch den Rückgang der Preiſe weſentlich ſchmerzloſer geſtaltet.

So aber war es ſmarten Spekulanten möglich, ohne Gefahr ein Papier nach dem andern in die Höhe zu treiben und ihre gutgläubigen Kunden zum Mitkaufen zu veranlaſſen. Die Spekulanten wußten ſich rechtzeitig ihrer Papiere zu entledigen und ließen



ihre Kundſchaft darauf ſitzen. Dieſe wird nun ſehen müſſen, wie ſie zurechtkommt. In welchem Umfang man dieſes Hineinhetzen der Kundſchaft betrieben hat, kann man erſt jetzt klar überſehen. Zahlreiche Rundſchreiben des Zentralverbandes des deutſchen Bank- und Bankiergewerbes machten den Mitgliedern dieſer Organiſation zur ſtrengſten Pflicht, nur dann Effektenkäufe auszuführen, wenn der Kunde ſeine Aufträge bar bezahlt. Auf dieſe Weiſe ſollte alſo ein unſolides Spekulieren verhindert werden. Wie die Dinge ſich in Wahrheit abgeſpielt haben, iſt erſt jetzt zu erkennen. Viele Banken dachten gar nicht daran, dieſe Aufgabe zu erfüllen, ſondern es genügte ihnen, wenn der Kunde andere Wertpapiere in der Höhe der zu kaufenden bei ihnen hinterlegte. Das war ſchon eine Übertretung der ſtrengen Vorſchrift. Manchmal gingen ſie noch weiter und führten die Aufträge zu einem mehr oder weniger hohen Prozentſatz gegen Kredit aus. Daß man dabei, namentlich den eigenen Angeſtellten gegenüber, teilweiſe recht „liberal“ verfuhr und damit die bedenkliche Angeſtelltenſpekulation noch weiter förderte, macht dieſe Dinge beſonders bedauerlich. Jene Banken und Bankiers, welche in dieſer Weiſe vorgegangen

Digitized by Google

aben nicht gerade zur Erhöhung des Ansehens ihres Standes beigetragen. Die Hauptgründe aber für die Börsenspekulation liegen darin, daß das Publikum, besonders die Warenhändler und die Industriellen, durch die Abstoßung ihrer Warenvorräte über eine Überfülle von Geldern verfügten, die nach Anlage schrien. Statt nun Kriegsanleihe zu kaufen, wagten sie sich auf das gefährliche Gebiet des Aktienhandels, mit dem Erfolg, jetzt schwere Verluste buchen zu müssen, die ihnen bei dem Erwerb von Kriegsanleihe erspart geblieben wären. Hier liegt also die Schuld an jener Überschwemmung des Landes mit Geld und Geldzeichen und in dem gewaltigen Anschwellen der Bankguthaben, hinter denen in Wahrheit nichts steckt, und auch aus diesem Grunde wird es nötig sein, jene papierenen Reichtümer auf ihr wahres Maß zurückzuführen. Erst wenn wir diese Inflation, dieses massenhafte Scheingeld und Scheinkapital beseitigt haben, werden wir sowohl an der Börse wie am gesamten Wirtschaftsleben wieder gesünderen Verhältnissen entgegengehen. Wir werden die Preise dadurch ermäßigen, die Kaufkraft steigern und der allmählichen Wiedergesundung unseres aus allen Wunden blutenden Wirtschaftskörpers die Wege ebnen. E. K.

Literarische Berichte

Frankreich und das linke Rheinufer. Von Aloys Schulte, o. Prof. der Geschichte an der Universität Bonn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1918. M. 12.—.

Innerhalb der fast unübersehbaren Fülle der Literatur über das Ringen Deutschlands und Frankreichs um die Rheingrenze kommt Schultes Werk eine besondere Bedeutung zu. Der Hauptnachdruck seiner Darstellung liegt, entsprechend der heute im Vordergrund des Interesses stehenden Frage, auf Elsaß-Lothringen. Schulte liebt das Land, man merkt seinem Buche an, daß diese Verteidigung des Deutschtums des Elsasses mit innerster Herzensanteilnahme geschrieben ist. Das soll aber nicht besagen, daß Schulte sich nicht das streng sachliche und objektive, wahrhaft historische Urteil gewahrt habe. Mir scheint nur, daß die Wirkung sich noch erhöhen würde, wenn er sich etwas weniger in Polemik gegen gewisse französische Schriftsteller eingelassen hätte. Zum Teil rechnet er mit Leuten ab, die es wirklich nicht wert sind, daß ihr Name in einem wissenschaftlichen Werk erscheint.

Von den Tagen der Kämpfe zwischen Germanen und Römern an bis zu der heutigen welthistorischen Entscheidung zieht das ganze bunte und wechselnde Bild dieses Kampfes an uns vorbei. Immer ist die Rheinfrage eines der Zentralprobleme der europäischen Politik gewesen und dadurch von Bedeutung weit über Deutschland und Frankreich hinaus. Alle Seiten der Streitfrage werden gründlichster Untersuchung durch Schulte unterzogen, die historische sowohl wie die geographische und die wirtschaftspolitische. Für jeden, der sich über sie unterrichten will, wird das Buch Schultes die beste Belehrung liefern. W. W.

Oesterreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I. Von August Fournier (Ullstein, Berlin).

Was an geschichtlichen Betrachtungen über die heutigen Zustände der Donaumonarchie noch in den letzten Monaten veröffentlicht worden ist, hat der immer jähere Verlauf der Ereignisse in den allerletzten Tagen wirklich zur „Geschichte" — im Sinn des Vergangenen, des unwiderruflich Vergangenen — werden lassen. So ist auch das kleine Buch Fourniers zu einem Nekrolog auf das alte Oesterreich geworden. Ein altes Oesterreich, das doch in den fast 70 Jahren der Regierungszeit Franz Josephs und unter der aufrichtigen Mitarbeit dieses immer klarer blickenden Monarchen sich in so vielen Punkten erneuert hatte, daß der gewissenhafte Historiker, als den wir Fournier kennen, ohne Phrase und Ueberschwang von einem „Neubau" sprechen konnte. Daß auch der Neubau den äußeren Stürmen und der inneren Auflösung zum Opfer fallen mußte, gibt dem Lebenswerk eines Monarchen, der so viel Tragisches erleben mußte, noch nach seinem Tode den letzten tragischen Abschluß. Franz Josephs Leben und Wirken ist nun erst im oben bezeichneten Sinne Geschichte geworden; das kann für den geschichtlich Denkenden, für den nach politischer Bildung Strebenden nicht einen Grund bedeuten, sich um diese Geschichtsepoche nun nicht mehr zu kümmern, sondern vielmehr eine Pflicht, sie mit erneutem Ernst zu betrachten nach

Digitized by Google

den Gesichtspunkten, warum sie zu solchem Abschluß kommen mußte und welche Keime für die Zukunft sie trotz allem trägt. Fourniers kleine Schrift ist eine vortreffliche Einführung in solches Studium; in großen Zügen legt sie die unglaublich verwickelten Verhältnisse, die wechselweise Entwicklung des österreichisch-ungarischen Staatswesens seit 1848 übersichtlich dar; daß sie immer wieder an den, oft noch immer weit unterschätzten Anteil des alten Kaisers und an dessen eigene Persönlichkeit anknüpft, gibt der Darstellung auch menschlichen Reiz und vertieft für das Gefühl des Lesers die Tragik dieses Herrscher- und Staatenschicksals. G.

Luthers Werke. Herausgeg. von Arnold E. Berger. 3 Bde., geb. M. 8.10. In der Sammlung: Meyers Klassiker-Ausgaben. Verlag des Bibliographischen Instituts 1917.

Zurück zu den Quellen! So geht durch unsre Zeit der Ruf, der berechtigte Ruf. Darum ist es erfreulich, wenn uns das Reformationsjubiläumsjahr neben unzähligen Büchern und Schriften über Luther auch eine so vorzügliche Ausgabe der wichtigsten Schriften des Reformators beschert hat, wie sie in der vorliegenden „kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe" der angesehenen Klassikersammlung vorliegt. Denn Luther gehört ja nicht nur zu unsern Klassikern, sondern trägt sie alle in gewissem Sinn. Und wer kennt Luther? Man weiß allerlei von ihm, hat allerlei über ihn gelesen. Aber wenn einer original und originell gewesen ist, dann er. Und darum muß man sich am besten mit ihm unmittelbar beschäftigen. Das ist nun nicht ganz einfach bei der Menge von Luthers literarischen Erzeugnissen und dem Unterschied, der uns doch den Abstand von jener Zeit oft stark empfinden läßt. Darum ist solche Ausgabe wie die vorliegende, die von dem bekannten Literarhistoriker Berger besorgt ist, zu begrüßen. Eine ausführliche Einleitung gibt eine gute Einführung zu der Auswahl, die alles Wesentliche und Bedeutsame enthält. Kleine Vorreden bereiten auf jede Einzelschrift vor. Erfreulich ist, daß Luthers damaliges Deutsch beibehalten ist. Denn seine urwüchsige Sprache erhöht den Reiz der Lektüre, ohne sie wesentlich zu erschweren, nachdem man sich ein wenig eingelesen hat. Ein weiteres Verzeichnis am Schluß sucht etwa entstehende Schwierigkeiten dabei zu beseitigen. „Luther" braucht nicht empfohlen zu werden. Aber auf diese Lutherausgabe soll hier dringend empfehlend hingewiesen werden. Dr. W.

Luther. Bismarck. Von D Dr. v. Bezzel. München 1917. M. —.40.

Die Erinnerungsjahre 1915 und 1917 haben diese beiden Aufsätze über Bismarck und Luther entstehen lassen. Sie wollen den „kraftvollen Vorsatz, treuer Führer zu gedenken," stärken. Sie zeigen, wie reich das deutsche Volk in der Vergangenheit war, und wie es diesen Reichtum auch in der Gegenwart immer wieder hervorholen kann und muß. Denn Belebung und Kräftigung gehen stets von den beiden großen Männern, dem Reformator und dem Staatsmann, aus, wie man sich ihnen auch naht, geht auch von diesem Schriftchen aus. Dr. W.

Vom guten Ton im Wandel der Jahrhunderte. Von Erich Sturtevant. Mit einer Kostümtafel. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Kart. M. 3.—.

Es ist ja allgemein bekannt, daß der gute Ton, die Anstandsformen und -anschauungen im Laufe der Jahrhunderte einem großen Wechsel unterworfen gewesen sind, und ebenso, daß mit der Hebung der geistigen Kultur sich die Sittlichkeit höher entwickelt hat und immer mehr Gemeingut der breiteren Schichten der Völker geworden ist. Diesen Wandel des guten Tones schildert Erich Sturtevant in dem vorliegenden Buche in äußerst fesselnder und anregender Weise. Der Verfasser beginnt mit der Betrachtung der Bräuche und Sitten des „höfischen Rittertums" jener Zeit um 1200, die der Beginn des gesellschaftlichen Aufschwungs war und in der zuerst bindende Vorschriften über Sittlichkeit, Anstand und Benehmen aufgestellt und schriftlich festgelegt wurden. Ueber das „bürgerliche Zeitalter" (14. bis 16. Jahrhundert) und die „galante Zeit" (17. und 18. Jahrhundert) führt das Buch in das neue, mit der französischen Revolution anhebende bürgerliche Zeitalter. Ueberall wird dem Leser das Charakteristische der verschiedenen Zeitabschnitte in abgerundeten Bildern vor Augen geführt, die um so fesselnder sind, als auch die Tracht der verschiedenen Zeitalter, Bräuche und Zeremonien, die Stellung der Frau usw. eingehend berücksichtigt worden sind.

Das Monopol. Sozialer Roman aus dem russischen Volksleben von Karl Kuhls. Zweite Auflage. Berlin, Sozialer Verlag. 320 S. M. 3.—.

Gedanken, die an Tolstoi erinnern, vereinigen sich hier mit der Arbeitsweise Zolas zu einem in seiner Art bedeutenden Werk, das in der Fachsprache der Literaturgeschichte etwa als naturalistisch-sozialwissenschaftlicher Tendenzroman bezeichnet werden kann und das nicht ohne volkserzieherischen Wert ist. Der Verfasser, der jahrzehntelang in Rußland gelebt hat, zeigt einerseits die verheerende Macht, die der Alkoholismus — neben andern Lastern und

Digitized by Google

Mißbräuchen — dort ausübt und die der Staat durch das Branntweinmonopol für seine Kasse dienstbar macht, andererseits das vielfach gehemmte Aufkommen der Enthaltsamkeitsbewegung. Die Geschichte der Hauptpersonen, die sich auf dem Hintergrunde einer reich bewegten Volkshandlung abspielt, hat etwas Zurechtgemachtes, etwas von der Art eines Experiments an sich. Im Mittelpunkt steht ein armes Menschenkind, das sich bei aller Verkommenheit doch im Seelengrund die Kraft aller Tugenden bewahrt hat, sich zu sittlicher Höhe emporarbeitet und endlich auch zu hohem Erdenglück gelangt. Der Verfasser macht es sich und seiner Heldin dadurch etwas leicht, daß er in der entscheidenden Wendung einen edlen Wohltäter, der dann auch ein edler Liebender wird, hilfreich eingreifen läßt. Ohne die Schwächen der Tendenzdichtung zu vermeiden, übt das Werk zum Teil auch künstlerisch starke Wirkung aus. Als Beispiel nenne ich besonders zwei Abschnitte: die Szenenfolge, in der die Heldin, gerade als sie sich innerlich zurechtgefunden hat, durch den Widerstand der Welt fast zerbrochen wird, und die andere, in der die Mutter des Helden durch Mitleid und Liebe zu einer guten Lösung des Wirrsals geführt wird. Heinrich Brömse.

Bürgermeister Mönckeberg. Eine Auswahl seiner Briefe und Aufzeichnungen herausgegeben von Carl Mönckeberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—.

Von dem einstigen Bürgermeister J. G. Mönckeberg, der noch heute als Persönlichkeit und durch seine erfolgreiche Lebensarbeit bei seinen Hamburger Mitbürgern in lebhafter dankbarer Erinnerung steht, gibt das Buch, das nicht nur in seiner Vaterstadt Interesse verdient und finden wird, ein Selbstbildnis, das dadurch seinen eigentlichen Reiz empfängt, daß es völlig unabsichtlich, ohne jeden Gedanken an fremde Beschauer entstanden ist. Aus Briefen J. G. Mönckebergs an seine heranwachsenden und selbständig gewordenen Kinder ist es von seinem ältesten, als Schriftsteller schon erfolgreich hervorgetretenen Sohn zusammengestellt; dazu kommen noch Niederschriften, die Mönckeberg für sich selbst machte, um bedeutsame Momente seines Lebens für die eigene Erinnerung und wohl auch für seine Nachkommen festzuhalten. — Mönckeberg war nicht nur ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, sondern auch ein vielseitig gebildeter Mensch von gutem Geschmack und regen Interessen allgemeiner Natur, ein Beobachter mit klarem, unbestechlichem Blick und ein sehr glückliches, harmonisches Naturell. Als Senator und Oberhaupt der größten deutschen Stadtrepublik kam er wieder und wieder auch mit erlauchten und interessanten Gästen der eine großzügige Gastlichkeit pflegenden Stadt Hamburg, vor allem mit dem Kaiser und mit Bismarck, in Berührung; große Feste, aber auch ernste Zeiten, spielen oft in die Briefe herein, die Mönckeberg an seine Kinder richtet. Besonders anziehend ist die liebevolle und dabei wirklich großzügige Art, wie der Vater sich zu seinen Kindern stellt, nicht Gehorsam fordernd und auf Autorität pochend, sondern als der ältere, von Natur ihnen am nächsten stehende Freund.

Händler und Helden. Von Werner Sombart. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Für den bekannten Nationalökonomen war es eine naheliegende Aufgabe, den Hauptanlaß und Geist zu würdigen, die in Englands Kriegserklärung gegen Deutschland zutage getreten sind, und er leistet diese Aufgabe in geistvoller Weise. Er geht davon aus, daß die Gegner Deutschlands zwar in der Wiederholung der Behauptung nicht ermüden, daß sie für die Ideen von 1789 oder die westeuropäische Zivilisation gegen den deutschen Militarismus und das deutsche Barbarentum stritten, aber was wirklich im Kampfe gegeneinander stehe, das sei händlerische und heldische Weltanschauung und dementsprechende Kultur. Um dies zu erweisen, kennzeichnet er der Reihe nach das wesentliche Element des englischen Geistes, den Grundzug des deutschen Idealismus, die deutsche Staatsidee, den deutschen Militarismus und die kulturgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes. Wenn man auch nicht jeden Satz billigen kann, so muß man doch sagen, daß die Auffassung großzügig und die Darstellung fortreißend ist. Ed. König.

Deutscher Glaube. Von Albert Espey. Berlin, Konkordia. M. —.75.

Das ganz unbestimmte Thema „Deutscher Glaube" wird im obengenannten Buche durch den Zusatz „Die wichtigsten buddhistischen Parallelen zu neutestamentlichen Erzählungen und ihre ethische Würdigung" näher bestimmt. Der Verfasser stellt sich auf den Standpunkt, der von den neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen begründet worden ist und wonach das Christentum nicht vom Buddhismus abhängt. Er bemerkt aber mit Recht, daß damit noch nicht festgestellt ist, welche Gestalt der einander ähnlichen Erzählungen des N. Test. und der buddhistischen Literatur den höheren religiösen und sittlichen Geist atmet. Deshalb untersucht er nun seinerseits dies und bringt recht gut zur Anschauung, daß die christlichen Erzählungen durchaus den bud-

Digitized by Google

dhistischen in bezug auf Ernst und Zartheit überlegen sind. Man denke nur z. B. daran, daß in der buddhistischen Parallele zur Erzählung vom Scherflein der Witwe die betreffende Frau so belohnt wird: Schon auf dem Rückwege begegnet ihr der König des Landes, der vom Begräbnis seiner Frau zurückkehrt, und macht sie zu seiner Gemahlin. Das Buch ist gegenüber der Propaganda, die vom Buddhismus auch in Deutschland getrieben wird, sehr verdienstlich. Ed. König.

Die Königin von Lothringen. Dramatische Dichtung in drei Teilen. Von Adolf Pichel. Stuttgart und Berlin 1918. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. Geb. M. 5.—.

Der Verfasser, Archivrat in Stuttgart, ist im Jahre 1917 in der Abwehrschlacht in Flandern als Batterieführer gefallen. Ihm zu Ehren und seinen Freunden zur Erinnerung hat seine Gattin die Dichtung veröffentlicht. Darin ist König Lothars Ehe, Leben und Erbe behandelt. Den Mittelpunkt des Dramas bildet dessen zweite Gemahlin Waldrade im Kampf mit ihrer Nebenbuhlerin Dietberge, der ersten Frau Lothars, mit dem Klerus und den Feinden ihres Sohnes als Erben des väterlichen Thrones. Das Drama ist gut aufgebaut, aber etwas episch breit gehalten. Die Sprache ist rein und edel, die Blankverse, in denen das Ganze gedichtet ist, fließen leicht dahin. E. M.

Aus meinem Jugendland. Von Isolde Kurz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Ihren früher erschienenen Büchern biographischen Inhalts, dem Lebensbilde ihres Vaters, des immer noch nicht ganz nach Gebühr gewürdigten Dichters Hermann Kurz, und den „Florentiner Erinnerungen", läßt Isolde Kurz jetzt ein Stück Selbstbiographie folgen, in dem sie über ihre innere Entwicklung, ihre äußeren Erlebnisse und ihre Umwelt berichtet, wie sie sich ihr heute beim Rückblick in ihr „Jugendland" darstellen. Und sie hat damit ein Werk geschaffen, das sich nicht nur jenen vorausgegangenen Bänden mindestens ebenbürtig anreiht, sondern das man unbedenklich zu den liebenswürdigsten und fesselndsten Erscheinungen unserer autobiographischen Literatur rechnen darf. Neben reichen und tiefen Aufschlüssen über das Werden und Wachsen der Kinderseele im allgemeinen, der künstlerisch begabten Seele im besonderen finden wir heitere und ernste Bilder aus dem kleinstädtisch engen und doch wieder studentisch freien Leben der Universitätsstadt Tübingen, manch feinen, intimen Zug zu den Bildnissen bekannter und bedeutender Persönlichkeiten, wie zu dem Bild der politischen Stimmungen und Zustände der Zeit um 1870. Aber vor allem sollte man das Buch als ein Ganzes betrachten uud genießen, als ein Stück Jugendleben und Menschenschicksal, empfunden von einer Dichterseele, gesehen von Dichteraugen, gestaltet von einer meisterhaft sicheren und leichten Künstlerhand. Gar manch schwerer Schatten lag auf der Jugend der Kinderschar, die im Kurzschen Hause aufwuchs; aber immer siegte das Erbteil der durch keine äußere und innere Not ganz zu beugenden Seelengröße des Vaters, die unbesiegbare Liebesfülle und Freudigkeit der Mutter, die angeborene Lebenskraft und schwungvolle Elastizität der Kinder, die alle, außer dem jüngsten, durch Krankheit zu frühem Tod bestimmten, sich einen rühmlichen Weg durch die Welt bahnten. Ueber all dem Erzählten aber liegt der beseeligende Zauber der Vergangenheit und eine im tiefsten Kern große heroische Lebensstimmung, die auch das Kleinste adelt und durch das Idyll den tiefen Ernst durchschimmern läßt, das Trübe durch den anmutigen Humor einer überlegenen und doch liebevollen Seele aufhellt.

Von allerlei Menschen. Bilder und Skizzen. Von Hans Schmidt-Kestner. Hannover, Verlag von Friedrich Gersbach. M. 3.—.

Mehr noch als der vor zwei Jahren erschienene Band Gedichte lassen die in vorliegendem Bande vereinigten Skizzen bedauern, daß es dem als Fliegerhauptmann im Dienste des Vaterlandes gestorbenen Verfasser nicht vergönnt war, sich weiter auszureifen. Es sind lebensstarke, aufrechte Menschen, die Schmidt-Kestner uns in den kleinen Charakternovellen vorführt, sie sind straff gezeichnet und warm empfunden dargestellt, so daß das kleine Buch nicht nur ein literarisches Vermächtnis bedeutet, sondern auch für weitere Kreise von Interesse ist.

Ist Elsaß-Lothringen als autonomer Bundesstaat denkbar? Von Prof. Lic. W. Kapp. Berlin 1918, J. Springer. M. —.60.

Der aus einer altelsässischen Familie stammende Verfasser, ein genauer Kenner des Landes, seiner Zustände und Bedürfnisse, verneint diese Frage mit äußerster Energie. Die ihm als beste positive Regelung erscheinende Lösung nur andeutend, erklärt er die Verleihung der Autonomie als Schädigung sowohl der speziell elsaß-lothringischen, als auch der Reichsinteressen. Die Gründe, mit denen er diese These belegt, verdienen zweifellos sehr ernste Beachtung. Unter den zahlreichen Erscheinungen über die elsaß-lothringische Frage kommt dieser kleinen Schrift eine ganz besondere Bedeutung zu. W. W.

Digitized by Google

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Mit über 4000 Bildern, Karten und Urkunden. Lieferung 21—24. München, Verlag von F. Bruckmann A.G. Preis jeder Lieferung M. 2.—.

Wir haben schon wiederholt auf das hervorragende Monumentalwerk hingewiesen, so daß wir uns darauf beschränken können, das Erscheinen der Lieferungen 21—24 anzuzeigen. In diesen Lieferungen werden die Ostfront 1916, Rumänien und das Leben, die Arbeit und die Feste unserer Krieger hinter den Kampffronten vorgeführt. Einen besonderen historischen Wert erhält die Lieferung 24 noch durch die Wiedergaben einer großen Zahl seltener und unveröffentlichter Kriegsdrucksachen aus beiden Lagern. Schon die Herbeischaffung dieser vielen Schriften u. Kuriositäten ist ein Zeichen dafür, mit welch emsigem Fleiß und welche Liebe der Bilderatlas zusammengetragen wird.

Das belgische Bollwerk. Von Karl Hampe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1918. 231 S.

Zur Beurteilung der Haltung Belgiens ist diese auf Berliner und Brüsseler Akten beruhende Darstellung der belgischen Festungspolitik von größtem Wert. Hampe gibt einen Ueberblick über die Entwicklung des in der Politik des 18. Jahrhunderts so bedeutsamen Barriererechts, dessen Sinn die Verhinderung der Ausbreitung Frankreichs nach Norden hin war. 1831 trat dann an dessen Stelle der Gedanke, Frankreich nicht mehr durch die Festungslinie, sondern durch die Neutralisierung des gesamten Staates Belgien und deren Garantie durch die Großmächte einen Riegel vorzuschieben. Hampe betont aber stark, daß deswegen keineswegs die Mächte auf ihr Recht verzichtet hatten, bei der belgischen Festungspolitik entscheidend mitzureden. Es ist in offenem Bruch seiner vertraglichen Verpflichtungen geschehen, daß Belgien seit 1859 hier ganz selbständige Wege eingeschlagen hat. Der Wert des Hampeschen Buches wird erhöht durch den Abdruck einer Anzahl wichtiger, bisher noch unbekannter Akten. W. W.

Sebastian. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Kurt Geucke. Leipzig, Reclam, Universal-Bibliothek 5873. 20 Pf.

Es ist erfreulich, daß diese Tragödie, die so hohe dramatische Begabung verrät und schon im Jahre 1901 in Dresden ihre Uraufführung erlebte, jetzt so leicht zugänglich ist. Sie behandelt den Demetriusstoff auf portugiesischem Boden. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Das Reich. Vierteljahrszeitschrift. 3. Jahr, April 1918, Buch 1. München, Hans-Sachs-Verlag. Das Einzelbuch M. 2.80.

Der große Krieg in Einzeldarstellungen. Unter Benutzung amtlicher Quellen, herausgegeben im Auftrag des Generalstabs des Feldheeres. Heft 1: Lüttich-Namur. Heft 19: Die Schlacht bei Lodz (Durchbruch nach Brzezinv). Heft 20: Die Winterschlacht in Masuren. Heft 26: Die Kämpfe der Bug-Armee. Oldenburg i. Gr. 1918, Verlag von Gerhard Stalling. Jedes Heft M. 1.20.

Der neue Geist. Eine Schriftenreihe. 1. Heft: Rabindranath Tagore, Der Geist Japans. 2. Heft: Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht Irland, Ein Beispiel der Machtpolitik. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. Jedes Heft M. 1.20.

Die Ostsee. Deutsche Zeitschrift für Wirtschaft und Kultur der Ostseeländer, herausgegeben von Dr. Richard Pohle. Berlin 1918, Verlag Trowitzsch & Sohn. Einzelheft 70 Pfennig.

D. W. B.-Mitteilungen des Deutschen Werkbundes 1918, Nr. 1. Berlin, Geschäftsstelle des Deutschen Werkbundes. M. 6.— pro Jahr.

Feulner, Adolf, Leutnant d. L., Lille. Ein Führer durch die Baudenkmäler der Altstadt. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.

Funke, Berthold, Heimat und Scholle, Gedichte. Goldau, Essen an der Ruhr und Leipzig 1918, Kronenkampf-Verlag. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—

Harden, Maximilian, Krieg und Friede, 2 Bände. Berlin 1918, Verlag Erich Reiß.

Hellen, Eduard von der, Hyazinth. Eine dramatische Utopie in vier Aufzügen. Stuttgart 1918, Verlag J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 2.50, geb. M. 4.—.

Hohohm, Martin, Vaterlandspolitik. Heft 6 und 7 der Schriftenreihe „Der Tag des Deutschen". Berlin 1918, Verlag von Hans Robert Engelmann. M. 3.50.

Huber, Michael O. S. B., Im Reiche der Pharaonen. Mit 54 Bildern und einer Karte. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 7.50, in Pappband M. 10.—.

Jünger, Karl, Vom kommenden Weltfrieden. Band 8 der Kleinen Montanusbücher. Siegen 1918, Montanusverlag. Geh. M. 1.50.

Digitized by Google

Kaus, Otto, Strindberg. Eine Kritik. München 1918, Verlag R. Piper & Co.

Kersting, Anton von, General der Artillerie z. D., Gaesdonck. Jugenderinnerungen eines alten Soldaten. Köln am Rhein, Verlag J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung. Br. M. 2.80, geb. M. 3.60.

Klabund, Irene oder Die Gesinnung. Ein Gesang. Berlin 1918, Verlag Erich Reiß. Geh. M. 2.50, geb. M. 4.—.

König Konstantin und Griechenlands Kampf um die Neutralität, Politische Aufsätze über Griechenland. Sonderdrucke aus dem Maiheft 1918 der Süddeutschen Monatshefte, München.

Krane, Anna Freiin von, Die Sünderin. Ein Mysterium in 5 Bildern. Köln am Rhein, Verlag J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—.

Landau, Fab., Wie die kriegführenden Staaten das Geld beschaffen. Heft 47 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Dresden 1917, Verlag „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 2.—.

Lieven, Wilhelm, Dr., Das rote Rußland. Augenblicksbilder aus den Tagen der großen russischen Revolution, mit 16 Abbildungen. Berlin 1918, Verlag August Scherl, G. m. b. H. M. 2.70.

Literarischer Handweiser, 54. Jahrgang, Nr. 1/2. Freiburg i. Br. 1918, Verlag Herdersche Verlagshandlung.

Mammen, Professor Dr. von, und Hofrat Riedel, Die Kriegsnutzung des Waldes. Heft 42 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Dresden 1917, Verlag „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.—.

Mandel, Karl, Vom Ural an die italienische Front. Druck und Verlag Seb. Sonntag, München 1917. Geh. M. 2.50.

Merzenich, Friedel, Liller Guckkasten. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung 1918. Geb. M. 2.50.

Müller-Lyer, F., Die Zähmung des Nornen I. Erster Teil: Eine Soziologie der Zuchtwahl und des Bevölkerungswesens. München 1918, Verlag Albert Langen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Norddeutsche Monatshefte, Heft 10/11. Hamburg, Drei Türme-Verlag, G. m. b. H. Jährlich M. 7.—, Einzelheft 70 Pfennig.

Österreichische Bücherei. Band 1: Dr. Alfons Dopsch: Österreichs geschichtliche Sendung. Band 2: Prof. Dr. M. Haberlandt: Die nationale Kultur der österreichischen Völkerstämme. Band 3: Richard Charmatz: Österreich als Völkerstaat. Wien und Leipzig 1918, Verlag Carl Fromme, G. m. b. H. Jeder Band 80 Pfennig.

Petzold, Alfons, Franz von Assisi. Eine Gedichtreihe. Mit Buchschmuck und acht Vollbildern in Lichtdruck von Gustinus Ambrosi. Warnsdorf, Wien, Leipzig, Verlag Ed. Strache.

Pfleilschifter, Georg, Prof. Dr., Geh. Hofrat, Feldbriefe katholischer Soldaten. 3 Teile. Erster Teil: Aus Tagen des Kampfes. M. 4.—, kart. M. 4.80. Zweiter Teil: Aus Ruhestellung und Etappe. M. 4.20, kart. M. 5.—. Dritter Teil: Die religiöse Gedankenwelt des Feldsoldaten. M. 3.—, kart. M. 3.80. Freiburg i. Br. 1918, Herdersche Verlagshandlung.

Rosner, Karl, Die große Frühlingsschlacht 1918. Berlin 1918, Verlag August Scherl, G. m. b. H. Geh. M. 2.—.

Roth-Seefrid, C. F., Die Geisteskartothek, München 1918, Kommissionsverlag H. G. Franzsche Hofbuchhandlung. M. 2.—.

Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/17, Heft 3, Dokumente von Mitkämpfern, herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv. Wien 1918, Manz-Verlag.

Schiele, Georg Wilhelm, Dr., Waffensieg und Wirtschaftskrieg. Dresden 1918, Verlag Das Größere Deutschland, G. m. b. H. 80 Pfennig.

Stresemann, Gustav, Dr., M. d. R., Macht und Freiheit. Halle a. d. Saale 1918, Carl Marhold, Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Werminghoff, Albert, Weltkrieg, Papsttum und römische Frage. Halle a. d. Saale 1918, Verlag von Max Niemeyer.

Wetzosol, Julius, Riga und die Düna im Spiegel der lettischen Volksdichtung. Bern 1918, Verlag A. Francke.

Worlitscheck, Anton, Deutsches Volk und Christusglaube. Vorträge. Freiburg i. Br. 1918, Verlag Herdersche Verlagshandlung. M. 4.—, geb. in Pappband M. 5.—.

Wrany-Raben, Eugen, Der Liebe Leid. Ein Mysterium der Leidenschaft in fünf Aufzügen. Wien-Warnsdorf-Leipzig, Verlag Ed. Strache.

Zoepfl, Gottfried, Prof. Dr., Mitteleuropäische Verkehrspolitik. Berlin 1918, Verlag Carl Heymann.

Zoepfl, Gottfried, Prof. Dr., Weltwirtschaftliche Forschungen. Berlin 1918, Verlag Carl Heymann.

Digitized by Google

Ist Undank der Deutschen Lohn?

Undank ist der Welt Lohn, so sagt das Sprichwort. Man spricht von schnödem Undank und hat nicht gern mit undankbaren Leuten zu tun. — Wie steht's bei uns Deutschen mit der Dankbarkeit? Wenn wir diese Frage offen und ehrlich beantworten, müssen wir sagen: es fehlt so vielen unter uns an Dankbarkeit, daß jenes traurige Sprichwort auf uns Anwendung zu finden scheint und also lauten könnte: „Undank ist der deutschen Welt Lohn." — Deutschland gleicht einer Insel, die umbraust und umbrandet ist von stürmisch bewegten Wogen. Uns umbranden die Wogen des Völkerhasses; mit zehnfacher Übermacht stürmen die Feinde immer wieder auf uns ein, ausgerüstet mit allen Mitteln und dem finsteren Willen zu unserer Vernichtung. Wie aber sieht's in deutschen Landen aus? Unsere Kinder gehen zur Schule, in Stadt und Land auf den Feldern und in den Fabriken wird die gewaltige deutsche Arbeit geleistet. wer seinen Vergnügungen nachgehen will, hat überreichlich Gelegenheit dazu in Theater, Konzerthallen und Kinos, und wer die Scharen der zu den Vergnügungsstätten Eilenden betrachtet, muß staunen, wie nett sie alle angezogen sind, vom Hut bis zum Schuhzeug. Dabei sind wir im 5. Kriegsjahr! Ist denn das alles etwas Selbstverständliches? Nein, wir stehen hier vor einem Erlebnis so wunderbar groß und staunenerregend, daß uns bei klarer Überlegung das Herz immer wieder warm werden muß in Dankbarkeit gegen Gott, der Volk und Vaterland so gnädig vor dem Untergang bewahrt hat, in Dankbarkeit gegen die Männer, die mit ihrem Leib und Leben eine Mauer bilden, an der für alle Zeit der Anprall der Feinde zuschanden werden wird. Hinweg mit der stumpfen Gleichgültigkeit, hinweg mit Kleinmut und Verzagtheit! Gedenke daran, daß du ein Deutscher bist und daß die größte Zeit der deutschen Geschichte dich nicht klein findet!

Noch immer fließt in Strömen
für dich das Blut im Feld,
Sei dankbar und gib freudig
fürs Vaterland dein Geld!

Es soll und darf nicht heißen: Undank ist der Deutschen Lohn, wir wollen die Schmach, ein undankbares Volk zu sein, nicht auf uns laden. Die Pflicht der Dankbarkeit gebietet einem jeden von uns, der neunten Kriegsanleihe zu einem glänzenden Erfolge zu verhelfen. Kommt, deutsche Brüder und Schwestern, und tut eure Pflicht!

Lehe, am Sedantage 1918.

Superintendent Dieckmann.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Der Völkerbund

Von

Philipp Zorn

Erster Artikel

I

Mehr und mehr ist zum Mittelpunkt der allgemeinen Kriegsziele des Weltkrieges der Völkerbund geworden. Bei Wilson fand dies von Anbeginn an starken Ausdruck in wiederholten feierlichen Erklärungen; bei den übrigen Mitgliedern des Verbandes, wenn auch ihre besonderen Kriegsziele ganz andere waren und sind, fand der Gedanke des Völkerbundes keinen Widerspruch; Frankreich hat ja bekanntlich in dieser Gedankenarbeit eine große Überlieferung, wenn auch — dem französischen Volkscharakter entsprechend — in merkwürdiger Wechselwirkung mit französischen Hegemoniegedanken. Die Staatsmänner der Mittelmächte haben sich mit wachsender Bestimmtheit und Stärke für den Gedanken ausgesprochen; insbesondere haben dies die sämtlichen deutschen Reichskanzler der Kriegszeit getan, zuerst Bethmann Hollweg in der bedeutenden Reichstagsrede vom 9. November 1916, zuletzt Prinz Max von Baden in seiner ersten programmatischen Rede im Reichstage, ebenso die österreichisch-ungarischen Staatsmänner, insbesondere Graf Czernin; auch Deutschland hat ja bekanntlich eine große Überlieferung zweier seiner größten Denker, Kant und Herder, in der geistigen Arbeit an dem großen Menschheitsproblem. Am wenigsten hat — seiner ganzen staatlichen Entwicklung seit der Königin Elisabeth gemäß — England an dieser großen geistigen Bewegung teilgenommen; England hat keine nennenswerte Literatur über die Frage; in neuester Zeit aber haben seine Staatsmänner sich auch mit Entschiedenheit für den großen Gedanken ausgesprochen, wenn auch kein Zweifel darüber herrschen kann, daß in England auch heute noch der Souveränitätsgedanke des eigenen Staates alles Völkerrecht unbedingt beherrscht. England ist der einzige Staat der Welt von imperialistischem Charakter. Das zarische Rußland hatte sich durch die Berufung der ersten Haager Friedenskonferenz in den Dienst des Völkerbundsgedankens eingestellt; inwieweit diese merkwürdige Versammlung des Jahres 1899 und ihre Ergebnisse bereits einen Anfang der Verwirklichung des Völkerbundsproblemes enthalten, wird weiterhin festzustellen sein.

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Jedenfalls kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Gedanke an sich heute in der Welt eine weitgehende Zustimmung gefunden hat, auch in Kreisen, die ihm bis jetzt gleichgültig oder völlig ablehnend gegenüberstanden. Das Wort Bethmann Hollwegs von dem „Schrei der Völker" nach einer Organisation der Staatenwelt, die den Frieden der Menschheit sicherer verbürge, als dies bisher der Fall war, ist heute schon zweifellose Wahrheit geworden. Allerdings war dies ebenso schon der Fall nach früheren großen Kriegen, so insbesondere nach dem Dreißigjährigen Kriege und nach den Freiheitskriegen; auch auf die damaligen Versuche der Verwirklichung des Gedankens wird am Schlusse kurz zurückzukommen sein.

Die große Schwierigkeit des Problemes liegt in der Art seiner Verwirklichung, in der Organisation und der Zuständigkeit des Völkerbundes, vor allem in der Frage: welche Mittel des Vollzuges der Beschlüsse des Völkerbundes lassen sich finden? Wie läßt der Grundsatz der Staatensouveränität sich mit einer Zwangsexekutive des Völkerbundes vereinigen?

In der älteren Literatur fehlt es nicht an bedeutsamen Einzelausführungen über diesen Kernpunkt des ganzen Problemes; vor allem war es der Franzose Saint-Pierre, der ein vollständiges System hierüber ausarbeitete. Dieses System war naturgemäß ein Ergebnis der damaligen Zeit und Weltlage; wenn heute die geistige Arbeit der Menschheit neuerdings an die Lösung der großen Frage herantritt, so muß dies auf Grund der heutigen, wesentlich veränderten Zeit und Weltlage geschehen. Und vor kurzem hat Asquith das Wort ausgesprochen: es ist an der Zeit, daß unsere besten Köpfe sich an die Arbeit machen, das neue System des Völkerbundes auszuarbeiten. Ob während des gegenwärtigen Weltkrieges in den Reihen unserer Feinde bereits eingehende Arbeiten hierüber erschienen sind, ist, da die literarische Verbindung durch den Kriegszustand eine sehr beschränkte werden mußte, nicht bekannt; die einschlägigen amerikanischen Arbeiten, die uns zugänglich geworden sind, tragen mehr einen allgemeinen propagandistischen Charakter, als daß sie das Problem wissenschaftlich oder systematisch erfaßt hätten.

Von deutscher Seite hat zuerst der bekannte pazifistische Völkerrechtsjurist Walter Schücking die wissenschaftlich-systematische Lösung des Problemes in Angriff genommen in der wertvollen Schrift: Internationale Rechtsgarantien, Ausbau und Sicherung der zwischenstaatlichen Beziehungen (Hamburg 1918).[1]) Die Schrift ist reich an wertvollen Gedanken und Vorschlägen; sie wird eine vortreffliche Grundlage für die weitere Behandlung der zahlreichen und schwierigen Einzelfragen bieten. Schücking verzichtet ganz auf die rechtsgeschichtliche Entwicklung, mit der er selbst sowohl als andere Schriftsteller, vor allem Redslob in seiner gedankenreichen

[1]) Inzwischen ist mir auch die Schrift von Erzberger: Der Völkerbund der Weg zum Weltfrieden (Berlin, Reimar Hobbing, 1918) zugegangen; ihr soll ein besonderer zweiter Artikel gewidmet werden.

Digitized by Google

Schrift: Das Problem des Völkerrechtes (Leipzig, Veit 1917) sich in zahlreichen anderen Veröffentlichungen beschäftigt haben; er hat nur das gegenwärtige große politische Problem im Auge. Aber aus der Fülle seiner eindringenden Kenntnis der ganzen völkerrechtlichen Entwicklung und der gesamten Weltliteratur über die einschlägigen Fragen formuliert er eine Reihe von Einzelsätzen und gibt deren wissenschaftlich-politische Begründung; ohne erhebliche Mühe lassen sich diese Einzelsätze zu einem Verfassungsstatut des zukünftigen Völkerbundes zusammenfassen.[1]) Ob freilich die Schückingschen Sätze allgemeine Anerkennung finden werden, ist eine andere Frage; und vor allem wird es, das mag hier schon bemerkt werden, fraglich sein, ob England sich geneigt finden wird, die einzelnen Leitsätze, die Schücking aus dem Prinzip des Völkerbundes als notwendige Vorschriften mit logischer Folgerichtigkeit ableitet, sich zu eigen zu machen. Auch hier zeigt sich alsbald mit größter Klarheit, wie viel ferner das „demokratische" Inselreich dem Völkerbundgedanken steht als das „militaristisch-imperialistische" Deutschland und wie in der Wirklichkeit der Dinge die Sache gerade entgegengesetzt liegt, als wie sie eine raffinierte Presse der verblendeten Welt darstellt.

II

Bevor wir uns den von Schücking aufgestellten Leitsätzen über Organisation und Auswirkung des Völkerbundes zuwenden, bedarf es einer Erörterung der heutigen internationalen Grundlage, auf der der Völkerbund nach dem vermaligen Staatensystem und der Weltlage beruhen muß. Diese Grundlage hat Schücking in einem groß gedachten und groß angelegten Werke über den Haager Staatenverband bereits vor Jahren (1912, München und Leipzig, Duncker & Humblot), zwei Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges, gegeben. Als seinerzeit das Werk erschien, betrachtete ich es als eine kühne Phantasie, die mich fesselte, die aber der Wirklichkeit der Dinge gegenüber nicht standhielt. Die Erfahrungen des Weltkrieges haben das Urteil erheblich eingeschränkt und den ganzen Schückingschen Gedankengang dem Verständnis sehr viel näher gebracht, als dies vor der großen Weltkatastrophe der Fall war; die Weltkatastrophe hat dem Gedanken eines fester organisierten internationalen Staatenverbandes eine bedeutende Stärkung gegeben. Viele, die früher zweifelnd den Gedanken abwiesen, werden heute zu dem Bekenntnis gedrängt sein: der Versuch muß gemacht werden, wenn überhaupt die internationalen Dinge wieder in feste Ordnung kommen sollen, und „das Werk vom Haag", der Haager Staatenverband, stellt sich als wertvoller Anfang der Ausführung des Versuches dar, auf welchem weitergebaut werden kann.

Was ist dieser Haager Staatenverband und wie kam es zu seiner Begründung?

[1]) Auch die Schrift von Erzberger enthält ein solches.

Digitized by Google

Schücking geht bei seinen Betrachtungen mit Recht aus von dem politischen Zustande der Welt im Jahre 1890. Zwar waren schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts infolge des auf dem Berliner Kongresse von 1878 im Interesse von England und Österreich von seiten Deutschlands auf Rußland ausgeübten Druckes unsere Beziehungen zu Rußland schwierig geworden, und Bismarck mußte seine berühmte Rede vom 6. Februar 1888 halten. Aber immerhin darf man Bismarck ruhig als den Atlas bezeichnen, der den Berg der europäischen Politik auf seinen Schultern trug, solange er im Amte war. Und Bismarck war seit der Vollendung seines großen deutschen Werkes für die Welt eine Bürgschaft des Friedens. Mit seinem Sturze 1890 verlor die europäische Politik ihren festen Mittelpunkt, und es begann die Periode politischer Verwirrung und Verwilderung, Unfähigkeit und Entschlußlosigkeit, die zum Weltkriege von 1914 führen mußte. Und beim Abschluß des Weltkrieges liegt das entscheidende Wort der europäischen Politik beim Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, mit dem Hintergrunde der lauernden Großmacht von Asien! Die Weltgeschichte geht in neuen Bahnen. Wilson ist der arbiter mundi!

Das deutsche Werk von 1870 fand, daran konnte kein Zweifel bestehen, in Europa nur offene oder verhüllte Gegner. Es war die Vollendung von 1866: daraus ergab sich die Stellung von Österreich; Frankreich war der Besiegte und hatte seinen militärischen Ruhm und die einst durch den brutalen Raub Ludwigs XIV. vom alten Reiche losgerissenen Länder wieder verloren; Rußland war seit dem Berliner Kongreß immer deutlicher von der alten Freundschaft zu Preußen zurückgetreten. Nur England war unparteiisch; aber schon das England Palmerstons hatte in den Vorstadien der deutschen Einheitsentwicklung eine schroff antipreußische Haltung eingenommen. Es begann in der Welt eine immer sich steigernde Hetze gegen das neue Deutschland, das man infolge seiner Einigung zum Reiche unter preußischem Kaisertum des Imperialismus, wegen seines ausgezeichneten, mit glorreichen Siegen gekrönten Heeres des Militarismus und wegen der im Frankfurter Frieden erfolgten Rücknahme ehemals geraubter, vormals deutscher Länder der Eroberungsgier und der Weltherrschaftstendenzen beschuldigte. Diese Hetze führte letzten Endes zum Weltkriege, und im Weltkriege haben diese Anklagen zu wahrhaft grauenhaften Orgien des Deutschenhasses in der ganzen Welt geführt.

Guten und ruhigen Gewissens steht das Deutschland Bismarcks auch heute beim Abschluß des Weltkrieges diesen Anklagen gegenüber. Das Werk von 1866/1870, die Einigung des deutschen Volkes zum Reiche, war, welthistorisch betrachtet, nichts anderes, als was die beiden Groß- und Kulturmächte des westlichen Europa, England und Frankreich, bereits vor Jahrhunderten erreicht hatten, nämlich der Zusammenschluß des vordem staatlich zersplitterten Volkes zur staatlichen Einheit; was Frankreich im wesentlichen

Digitized by Google

schon seit und durch Ludwig XI., endgültig unter Philipp dem Schönen, was England im wesentlichen schon durch die Königin Elisabeth, endgültig durch die staatliche Vereinigung von England und Schottland unter den Stuarts erreicht hatte, das hat Deutschland nach tausendjähriger Leidens- und Irrfahrt durch Bismarck erreicht. Dieser Kernpunkt des ganzen politischen Weltproblemes muß immer und immer wieder aufs allerschärfste betont werden. Und zu gleicher Zeit ging Italien denselben Weg staatlicher Einigung, und hat dies Ziel erst durch französische, dann endgültig durch deutsche Hilfe gleichfalls erreicht.

Das ist die Wahrheit der Geschichte, die kein der Geschichte kundiger ehrlicher Politiker in der ganzen Welt leugnen kann. Von „Imperialismus" liegt darin keine Spur; der ganze welthistorische Prozeß ist nichts anderes als das berechtigte, ja selbstverständliche Streben eines großen und tüchtigen Volkes nach seiner staatlichen Einheit, wie er sich bei den Völkern der Franzosen und Engländer bereits vor Jahrhunderten, wie er sich bei Italien in unseren Tagen und unter unserer entscheidenden Beihilfe vollzogen hat. Und jeder ehrliche und nicht von Haß verblendete Franzose, Engländer, Italiener muß anerkennen, daß das, was er für sich selbst als unbedingt selbstverständliches Recht in Anspruch nimmt, auch dem Deutschen zugestanden werden muß; wir verlangen nichts weiteres als das billige Zugeständnis dessen, was die andern für sich mit Recht als selbstverständlich ansehen. Das ist unser „Imperialismus".

Und daß wir diese staatliche Einigung nicht auf friedlichem Wege, sondern nur durch Waffengewalt erreichen konnten, war die eiserne Notwendigkeit der Geschichte, bei uns ganz ebenso wie bei den andern Kulturvölkern Mitteleuropas. Daß der elende Zustand des früheren Deutschland für die andern Mächte, die den Deutschen das Gesetz vorschreiben konnten — Westfälischer Friede, Wiener Kongreß —, bequemer war, ist allerdings richtig. Und wir mußten nach 1870 klar erkennen, daß keine der europäischen Mächte uns das errungene Ziel der staatlichen Einigung neidlos gönnen wollte. Daß infolgedessen das Heer, das unser Einigungswerk vollendet hatte und auf dem in erster Linie der Bestand des Werkes und der Schutz unsrer nach Osten wie nach Westen offenen und darum schutzlosen Landesgrenzen — alle anderen Völker sind in diesem hochwichtigen Punkte unendlich viel besser gesichert als Deutschland — beruhte, ein Hauptaugenmerk unsres staatlichen Lebens sein und bleiben mußte, zumal dieses Heer auf dem tiefethischen erzieherischen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht beruhte, wird gleichfalls jeder ehrliche, ruhig abwägende Angehörige andrer Völker als billig und gerechtfertigt anerkennen müssen.

Das war und ist unser „Militarismus". Mit ruhigem Stolze dürfen wir es vor Gott und der Weltgeschichte feststellen: unser starkes, siegerprobtes Heer ist zu keinem Eroberungskriege mißbraucht worden. Bismarck hat jede Versuchung dieser Art von sich gewiesen und

Digitized by Google

Wilhelm II. hat es bei jedem Anlasse feierlich betont: daß der Friede der Welt das höchste Ziel seiner Regierung sei und daß er jeden Eroberungsgedanken weit von sich abweise. Die ganze deutsche Geschichte von 1870 bis 1914 ist der welthistorische Beweis für die Wahrheit dieser Behauptungen. Es hat in Deutschland niemals in dieser Zeit eine wirkliche „Kriegspartei" gegeben, und alle Redereien über eine „Potsdamer Kriegsclique" sind eitle Fabeln böswilliger Verleumdung; das deutsche Volk war unbedingt friedfertig und friedensgewillt; aus einzelnen Äußerungen eines tatendurstigen jüngsten Leutnants oder ruhmeslüsternen unreifen Jungen etwas andres zu folgern, ist lächerlich; und über die Berufungen auf Nietzsche, Treitschke und Bernhardy haben wir Deutschen nur in vollem Unverständnis dieser unsinnigen Hetze die Köpfe schütteln können. In eine weitere Erörterung hierüber soll an dieser Stelle nicht eingetreten, sondern nur das Eine betont werden: Das deutsche Volk wollte und will nur ein Doppeltes: einmal, daß man das Werk seiner Einigung anerkenne, und zweitens, daß man es nicht bei seiner ruhigen Arbeit störe. Daß dies Verlangen recht und billig war, muß jeder ruhig Denkende anerkennen. Jeder Weltherrschaftsgedanke liegt uns himmelweit fern, und wir weisen ihn mit aller nur denkbaren Entschiedenheit von uns: nur die gesicherte Anerkennung unsres Staates und unsrer friedlichen Arbeit fordern wir.

Und ebensowenig kann ein billig Denkender aus der Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen mit Deutschland Eroberungstendenzen folgern. Diese Wiedervereinigung war nur die Wiederherstellung alten Rechtes, die Gutmachung eines der brutalsten Raubakte der Weltgeschichte, war nur „Desannexion", um einen französischen Gedanken und ein französisches Wort zu gebrauchen: Elsaß-Lothringen ist uralt deutsches Reichsland; Ludwig XIV. hat uns dies Land geraubt; 1870 haben wir Frankreich das geraubte Land wieder abgenommen. Jede Erörterung über die Rechtsfrage ist für uns ausgeschlossen, und wir verwahren uns dagegen, diese Wiederherstellung des Rechtes als „Eroberung" zu bezeichnen und uns deshalb der „Eroberungsgier" anzuklagen. Wir wollen nichts von fremden Ländern „erobern", auch nicht jetzt im Osten, wo die durch unsre siegreichen Waffen befreiten Völker sich jetzt ein neues staatliches Dasein schaffen.

Aber wir mußten bald nach 1870 klar erkennen, daß wir in der europäischen Staatengesellschaft nicht auf Wohlwollen für unsre neue Staatsgestaltung zählen, sondern mit der Möglichkeit rechnen mußten, diesen unsern Staat mit den Waffen gegen eine mächtige, vielleicht übermächtige Staatenverbindung verteidigen zu müssen. Aus dieser Erkenntnis erwuchs die Bismarcksche Schöpfung des Dreibundes, dem dann das System des westöstlichen Zweibundes gegenübertrat. Auf diesen beiden Bündnissystemen beruhte die Weltlage beim Ausscheiden Bismarcks aus der deutschen und damit der Weltpolitik. Wir gedenken hier nicht die Wandlungen und Wirrungen dieser europäischen Bündnispolitik bis zum Weltkriege zu verfolgen; die für die

Digitized by Google

volle Erkenntnis dieser verhängnisvollen Entwicklung maßgebenden Gesichtspunkte werden nur aus Urkunden gewonnen werden können, die im Dunkel der Archive ruhen, wenn auch durch die Veröffentlichungen aus belgischen und russischen Staatsakten manches Schlaglicht in dieses Dunkel geworfen ist.

Daß das Bündnissystem, indem es den Frieden zu erhalten und zu sichern bezweckte, von der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Krieges beherrscht war, muß zugegeben werden. Und aus diesem Grunde ist auch die von Schücking an diesem System geübte Kritik, an die er bestimmte, noch zu besprechende Vorschläge knüpft, gerechtfertigt. Nur muß betont werden, daß in der Bismarckschen Ära für den Staatsmann, der sein großes Lebenswerk schützen und sichern wollte, außer der eigenen Staatskraft kein Mittel für Erreichung dieses Zweckes gegeben war, als Bündnisse. Nach Bismarcks Willen und in seiner politischen Meisterhand diente das Bündnissystem nur dem Frieden der Welt. Daß aber dieses Bündnissystem, nach dem Scheiden des großen Meisters der Staatskunst aus der zentralen Stellung, die in seiner Persönlichkeit lag, nicht den Frieden sichernd, sondern in den neunziger Jahren mehr und mehr den Frieden bedrohend wirkte, ist richtig. Und erst heute können wir ganz die Aufregung Bismarcks verstehen über die durch Caprivi bewirkte Aufgabe des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages, der der große Meister der Staatskunst in den „Hamburger Nachrichten" gegenüber dem kindlichen Schüler so herben Ausdruck verlieh.

Gegenüber dem Bündnissystem gab nun der unglückliche Zar Nikolaus II. im Jahre 1898 einen neuen Gedanken für die europäische Politik aus, der in der Berufung der ersten Haager Friedenskonferenz im Mai 1899 äußeren Ausdruck fand. Es war der ernsthafte Versuch, die beiden Bündnissysteme zu überbrücken und zu verbinden in einem allgemeinen Völkerbund.

Die allgemeine Entwicklung seit 1870 hatte bereits zu einer größeren Anzahl von Weltunionen, an denen mehr oder minder alle Staaten beteiligt waren, geführt; ihr sachliches Gebiet waren wirtschaftliche Interessen, einschließlich des reinen Rechtsgebietes. So kamen zustande: 1. der Weltpostverein, auf deutsche Anregung (Stephan) allmählich in sehr weitem Umfang ausgebaut; im Anschluß hieran eine Welttelegraphenunion von weniger bedeutendem Umfang, dazu eine Einheit zum Schutze der unterseeischen Telegraphenkabel, sowie die Einheit zum Schutze der Funkentelegraphie; 2. eine Maß- und Gewichtseinheit von großer Bedeutung; 3. eine Eisenbahneinheit für den Frachtverkehr und die Spurweite der Eisenbahnen; 4. eine Einheit behufs Förderung der Landwirtschaft und Bekämpfung allgemeiner Schädlinge der landwirtschaftlichen Erzeugung (Reblaus, Koloradokäfer); 5. eine Einheit zum Schutze des gewerblichen Eigentums; 6. eine Einheit zum Schutze des geistigen und künstlerischen Eigentums; 7. eine Einheit zu Zwecken der Erdmessung; 8. eine Einheit zu Zwecken der Bekämpfung des Sklavenraubes

Digitized by Google

und des Sklavenhandels; 9. eine Einheit zur Bekämpfung epidemischer Krankheiten und andere gesundheitliche Aufgaben; 10. eine Einheit zur Regelung des Zuckerbaues und Zuckerhandels. Das hier gegebene Verzeichnis, so umfangreich es auch ist, ist nicht vollständig; es ließe sich dazu noch mancherlei bemerken, insbesondere bezüglich der seit 1896 getroffenen Vereinbarungen über internationales Privatrecht und Zivilprozeß (s. dazu v. Liszt, Völkerrecht, S. 224 ff.). Für die meisten dieser internationalen Aufgaben bestehen auch bereits internationale Behörden mit mehr oder minder ausgebildeter Organisation (s. dazu die Angaben bei v. Liszt, Völkerrecht, S. 19, 28 ff., sowie Strupp in Fleischmanns Wörterb. III, 735).

Wenn auch diese einheitlichen Rechtsgestaltungen noch vielfache Lücken und Unvollkommenheiten zeigten, so bieten sie doch im ganzen eine neue und großartige Erscheinung in der internationalen Welt mit dem klaren und starken Bestreben, die Welt für diese wirtschaftlichen und reinen Rechtsgebiete einheitlich zusammenzufassen, die Gegensätze auszugleichen und die Unterschiede der Staaten in höherer überstaatlicher Einheit aufzulösen.

Dazu kam die ungeheure Ausdehnung der Weltwirtschaft in Handel, Industrie, Schiffahrt, auf deren Einzelheiten hier nicht näher eingegangen werden kann.

Und in geistiger und politischer Beziehung war es die in allen Ländern mächtig anwachsende pazifistische Bewegung, die sich in starker Propaganda zur Trägerin dieser internationalen Ideen machte und die in der machtvoll anschwellenden sozialdemokratischen Arbeiterpartei einen festen politischen Rückhalt fand.

Es kann für den rückschauenden Betrachter der Weltentwicklung seit 1870 heute kein Zweifel mehr darüber bestehen: indes die hohe Politik des äußeren Staatenlebens sich noch ganz in den Fesseln des auf dem Gegensatz der Staaten beruhenden Bündnissystems bewegte, wurde die Völkerwelt immer stärker erfüllt von den Ideen allgemeiner Völkerverbindung und gleichmäßiger einheitlicher Pflege der Lebensinteressen der Völker und damit der Staaten.

Unter diesen Gegensätzen trat die erste Haager Friedenskonferenz von 1899 zusammen. Auf ihr waren die Staaten der Welt zu gemeinsamer Beratung und Beschlußfassung zusammengefaßt: alle Staaten Europas, an der Spitze die Großmächte, von Amerika die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko (die übrigen mittelamerikanischen und die sämtlichen südamerikanischen Staaten fehlten auf der ersten Konferenz), von Asien Japan, China, Persien, Siam. Die Konferenz war in Wirklichkeit eine Staatenversammlung der Welt, und man muß dem Ausspruch des amerikanischen Staatssekretärs Elihu Root beistimmen: „Hätte die erste Haager Konferenz auch überhaupt nichts zuwege gebracht, so würde immer noch die größte Wohltat in der Tatsache ihrer Abhaltung bestehen, in dem wunderbaren Anblick, die großen Mächte der Erde unter dem Zeichen des Friedens vereinigt zu sehen."

Digitized by Google

Staatenversammlungen ähnlicher Art kennt auch die frühere Geschichte: es sei nur des Westfälischen Friedens und des Wiener Kongresses gedacht. Aber der Unterschied der Haager Friedenskonferenz von jenen früheren Versammlungen der Staaten war doch ein sehr bedeutender: erstens waren diese zusammengetreten nach und zum Abschluß großer Kriege, bei jener war dies nicht der Fall; zweitens war jetzt der Verband ein viel größerer als damals, er umfaßte auch die Staaten von Amerika und Asien; drittens, die Haager Friedenskonferenz war in ganz anderer Weise innerlich vorbereitet, durch Weltkonventionen und Weltwirtschaft, als jene früheren Staatenversammlungen und der Ausdruck eines zu immer stärkerer Kraft gelangten Weltbedürfnisses, als dies jemals bei früheren Staatenversammlungen der Fall gewesen war.

Die Arbeiten der ersten Haager Friedenskonferenz waren zwar scheinbar weit überwiegend dem Kriegsrecht gewidmet. Sie waren auf drei Kommissionen verteilt: die erste und zweite Kommission bearbeiteten Fragen des Kriegsrechtes und brachten diese zu einem wertvollen Abschluß, insbesondere in der großen Landkriegsordnung; auf Einzelheiten braucht hier nicht eingegangen zu werden, auch darauf nicht, daß der grauenvolle Weltkrieg diese ganze große und wertvolle Arbeit vorübergehend in Fetzen zerriß. Der allgemeine internationale Wert auch dieser Arbeit bestand darin, daß man schwerwiegende und an Gegensätzen reiche Fragen gemeinsam in friedlicher Beratung prüfte und zu einem einheitlichen Ergebnis für die gesamte Staatenwelt zu gelangen vermochte.

Aber schon auf der Konferenz selbst zeigte sich sehr bald, daß diese Fragen des Kriegsrechtes nicht das Wichtigste für die Welt waren, daß vielmehr das, was man an die dritte Stelle verwiesen hatte, in den Wünschen und Erörterungen der Menschen diesseits und jenseits der Meere weitaus an erster Stelle stand: die Frage der **friedlichen** Erledigung internationaler Streitigkeiten.

Von den militärischen Fragen war es nur eine, die die Menschheit stark erregte: die Frage der Abrüstung. Sie war zur Beratung einem militärischen Unterausschuß überwiesen, und es zeigte sich alsbald mit größter Schärfe, daß angesichts der tatsächlichen, von dem Gegensatz der Staaten beherrschten Lage der äußeren Staatenpolitik eine irgendwie zufriedenstellende Lösung dieses Problems gänzlich unmöglich war; die russischen Vorschläge waren eine unreife Früh- und Notgeburt, und kein Staat war geneigt, auf eine ernsthafte Beratung der Frage einzutreten; es kam lediglich zu einem Beschlusse leerer Worte über einen Wunsch für Erleichterung der die Völker bedrückenden Militärlasten. Vor allem und sehr charakteristischerweise versagte Frankreich dem russischen Bundesgenossen in dieser Frage vollständig die Heeresfolge.

Um so machtvoller konzentrierte sich die allgemeine Erörterung auf die Frage der friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten, und der diese Frage bearbeitende Unterausschuß der dritten Kom-

Digitized by Google

mission wurde der Mittelpunkt der ganzen Konferenz. Dieser Unterausschuß hat seine Aufgabe in ausgezeichneter Weise gelöst; die Konferenz hat die Arbeit des Ausschusses in vollem Umfang angenommen. Der hierüber zustande gebrachte allgemeine Staatsvertrag hat altes Völkerrecht neu gestaltet und neues Völkerrecht von größter Tragweite geschaffen: vor allem im Haager Schiedshof ein ständiges Organ für die richterliche Entscheidung internationaler Streitfragen errichtet und in umfassenden Vorschriften dessen Verfahren geregelt. Auf die Einzelheiten braucht hier nicht eingegangen zu werden; auch darauf nicht, daß das deutsche Auswärtige Amt sich gänzlich unfähig zeigte, die weltwichtige Bedeutung der ganzen Sache zu erkennen, und daß nur die persönliche Entscheidung des Kaisers imstande war, der deutschen Politik in der großen Frage die richtigen Wege zu weisen.

Jedenfalls war durch die erste Haager Friedenskonferenz ein Doppeltes erreicht: erstens ein Weltstaatenverband, der nicht nur durch einzelne wirtschaftliche Verträge verbunden war, sondern zur Beratung der wichtigsten allgemeinen Fragen über Krieg und Frieden berufen und zusammengetreten war, und diese Fragen in Monate andauernden mühevollen Beratungen durcharbeitete, ganz nach der Weise innerstaatlicher Parlamente, also gewissermaßen ein internationales Parlament; und zweitens: ein oberster internationaler Gerichtshof, der in festgeordnetem richterlichem Verfahren internationale Streitigkeiten zu richten berufen war. In einer Reihe wichtiger und schwieriger Welthändel hat dieser Haager Schiedshof in ausgezeichneter Weise Recht gesprochen; er ist damit ein fester Eckstein der friedlichen Weltorganisation geworden und trotz des Weltkrieges geblieben. In einem umfassenden Werke haben ausgezeichnete Forscher auf Anregung Schückings diese Judikatur des Haager Schiedshofes wissenschaftlich dargestellt (München und Leipzig 1914, Duncker & Humblot).

Auf der ersten Konferenz war der Wunsch ausgesprochen worden, daß nach einem bestimmten Zeitraum eine neue Konferenz zusammentreten solle. Dies geschah im Jahre 1907. Äußerlich unterschied sich die zweite Konferenz von der ersten dadurch, daß an ihr auch die mittel- und südamerikanischen Staaten teilnahmen. Die Arbeiten der zweiten Konferenz waren abermals zum großen Teil kriegsrechtlich, und zwar waren es diesmal in erster Linie die Probleme des Seekrieges, die verhandelt wurden; in Verhüllung oder Beiseiteschiebung großer Gegensätze wurde eine größere Zahl von einzelnen Abkommen festgestellt, und diese Arbeit wurde dann noch in einer Londoner Konferenz des Jahres 1909 weitergeführt. Alle diese Arbeiten haben sich im Weltkrieg als wertlos erwiesen, und kein Stein des ganzen Baues, auf den so viel Zeit und Kraft gewendet worden war, ist auf dem andern geblieben; theoretisch wird aber die Arbeit gewiß nicht verloren sein, denn sie war an sich in hohem Grade wertvoll.

Den Mittelpunkt der zweiten Konferenz bildete aber wiederum die Frage

Digitized by Google

der friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten; die Weiterführung des im Jahre 1899 aufgerichteten Systemes sollte dahin erfolgen, daß eine **Rechtspflicht der Staaten zur Anrufung des Haager Schiedshofes in bestimmter Begrenzung** („obligatorisches Schiedsgericht") aufgestellt werden sollte. Diese Frage wurde in monatelangen Beratungen geprüft; auf die Einzelheiten ist hier nicht einzugehen, insbesondere nicht auf die Frage, innerhalb welcher Grenzen jene Rechtspflicht aufgestellt werden könne. Die ganze Beratung war vergeblich; das deutsche Auswärtige Amt — und mit Deutschland Österreich-Ungarn — lehnte in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die Rechtspflicht überhaupt ab. Damit aber war der Kernpunkt der Konferenz vernichtet, ein Ergebnis, das nur notdürftig dadurch verhüllt wurde, daß man sich auf einen allgemeinen, einstimmig gefaßten Beschluß einigte, der sich zu dem Grundsatz der geforderten Rechtspflicht bekannte. In großer Mißstimmung trennte sich die Konferenz, und welche politischen Folgen diese Mißstimmung insbesondere bei Rußland — Reval 1908! — auslöste, ist heute noch im Dunkel der Archive verborgen. Dann kam das Wetterleuchten der Marokkokrisis und schließlich das Völkerbeben des Weltkrieges.

Aus dem furchtbaren Gemetzel des Weltkrieges erhebt sich mit elementarer Gewalt die Sehnsucht der Menschheit nach dem „Friede auf Erden", und das Mittel zur Herstellung dieses dauernden Friedens soll der Völkerbund sein.

In einer Beziehung allerdings hatte die Konferenz ein bedeutsames Ergebnis; sie beschloß einstimmig: erstens, daß alle sieben Jahre die Weltkonferenz zusammentreten solle; zweitens, daß jede Konferenz durch einen Ausschuß vorbereitet werden solle bezüglich der zu beratenden Gegenstände (s. den Wortlaut des Beschlusses bei Schücking, S. 14 f.). War somit die zweite Konferenz zwar sachlich ergebnislos, so tat sie doch durch die angegebenen Beschlüsse einen weiteren hochbedeutsamen Schritt in der Organisation des Haager Staatenverbandes, der dauernde Wichtigkeit haben wird.

Mit Recht konnte somit Schücking die Behauptung aufstellen: **daß wir im Haager Staatenverbande bereits eine Weltorganisation dauernder Art haben.** Und mochte auch Schücking diese Weltorganisation in allzu idealistischem Lichte sehen, die Organisation der Welt ist in ihren Anfängen vorhanden, und sie hat in den Haager Konferenzen und im Haager Schiedshof feste und starke äußere Gestaltung gefunden. Darauf kann weitergebaut werden, insbesondere auch nach der Richtung, daß mit dieser zentralen Organisation die Einzelorganisationen internationaler Art, die oben zusammengestellt wurden, in Zusammenhang gebracht werden.

Ich schließe mich darin heute Schücking rückhaltlos an, daß im Haager Staatenverband die Anfänge dieses Völkerbundes bereits vorhanden, und in den Haager Friedenskonferenzen ein machtvolles Organ dieses Völkerbundes vorhanden, auch im Haager Schiedshof ein organisierter oberster Gerichtshof schon gegeben ist.

Digitized by Google

Dem Haager Staatenverband, wie er sich durch die beiden ersten Konferenzen gebildet hat, gehören alle zivilisierten Staaten der Welt an, und zwar auf dem Grundsatze der vollkommenen Gleichheit und Gleichberechtigung ohne Unterschied der Machtverhältnisse; auf der ersten Konferenz hatte Graf Nigra das große Wort ausgesprochen: „Hier gibt es nicht Große oder Kleine, hier gibt es nur Gleiche." Daran wird festgehalten werden müssen. Aber es wird notwendig sein, die Mitglieder des Staatenverbandes genau aufzuzählen, und behufs Feststellung dieses Verzeichnisses werden verschiedene schwierige und wichtige Vorfragen erledigt werden müssen: 1. Es wird Entscheidung getroffen werden müssen über den selbständigen Staatscharakter einer größeren Anzahl von Staatsgebilden der älteren Zeit; China, Persien, Siam nahmen an den ersten Konferenzen teil, Panama, Kuba, Haiti nahmen an der zweiten Konferenz teil; nicht dagegen Liberia, Abessinien, Afghanistan; über alle genannten Staatsgebilde wird eine Beschlußfassung unbedingt erforderlich sein; 2. eine gleiche Beschlußfassung ist notwendig über die aus der Katastrophe des russischen Zarenreiches neu entstandenen Staatsbildungen: Finnland, Livland-Estland-Kurland, Polen, Ukraine, Litauen, Georgien; die Klärung in dieser gewaltigen Gärung der östlichen Staatsgebilde wird zunächst der Friedenskongreß zu bringen haben; 3. die Kolonien, auch die bereits zu großer staatlicher Selbständigkeit gelangten englischen Kolonien, wurden auf den beiden ersten Konferenzen einfach als unselbständige Bestandteile des Mutterlandes betrachtet; es wird zu prüfen und zu entscheiden sein, ob an diesem Grundsatz weiterhin festzuhalten sei, oder ob nicht den zu weitgehender kultureller Entwicklung und zu großer staatlicher Selbständigkeit gelangten Kolonien eine selbständige Stellung auch auf internationalem Gebiete eingeräumt werden soll; es könnten hierfür zurzeit wohl nur die englischen Kolonien Australien, Kanada, Südafrika in Betracht kommen, vielleicht auch Indien und der Kongostaat.

Im Zusammenhang mit dieser Frage würde zweifellos auch die weitere Frage zur Prüfung und Entscheidung zu stellen sein: in welcher Weise die „Interessensphären" bezüglich der noch zu kolonisierenden Länder in Afrika und wohl auch in Mittelasien abzugrenzen wären; Schücking schlägt vor (S. 118 ff.), diese Entscheidung durch den Staatenverband treffen zu lassen; es mag hier genügen, diese Anregung zu erwähnen; daß damit eine Fülle bedenklicher Konfliktsmöglichkeiten beseitigt, aber zweifellos auch neu geschaffen werden würde, wird jedem der Weltpolitik der letzten Jahrzehnte Kundigen ohne weiteres klar sein.

Daß schon diese äußere Ab- und Umgrenzung des Völkerbundes die Lösung zahlreicher und schwieriger internationaler Probleme erfordern würde, liegt auf der Hand. Aber man wird die Möglichkeit dieser Lösung, falls hierfür der gute Wille vorhanden ist, nicht ohne weiteres zu verneinen berechtigt sein. Und in dem bereits jetzt vorhandenen Haager Staatenverband wird auf alle Fälle eine feste Grundlage für die Lösung dieser Fragen gefunden werden dürfen.

Digitized by Google

Die Festigkeit des Haager Staatenverbandes wird allerdings zur notwendigen Voraussetzung haben müssen, daß innerhalb dieses Staatenverbandes keine Sonderbündnisse bestehen und bestehen dürfen. Die Weltpolitik vor dem Weltkriege hatte, wie oben dargelegt wurde, ihren Angelpunkt überhaupt und insbesondere seit 1870 in den großen Sonderbündnissen; der Endpunkt dieser Sonderbündnisse war der grauenhafte Weltkrieg. Es ist darum selbstverständlich, daß sich das Bestreben der öffentlichen Meinung in der ganzen Welt gegen diese Sonderbündnisse mit steigender Kraft und Schärfe kehrt. Der Weltanwalt dieser Bestrebungen ist Wilson geworden; ihm schließt sich Schücking (S. 72 ff.) rückhaltlos an: man verlangt mit Entschiedenheit das internationale Verbot von politischen Sonderbündnissen; in erster Linie in diesem Verbot findet man die sichere Bürgschaft vor so furchtbaren Katastrophen, wie sie der Weltkrieg über die Menschheit gebracht hat.

Deutscherseits wird man nach den Erfahrungen, die wir seit der Preisgabe des russisch-deutschen Rückversicherungsvertrages durch die klägliche Staatsweisheit von Holstein-Caprivi gemacht haben, schwerlich einen Einwand gegen jene Forderung zu erheben haben; was wir seit 1890 erlebt haben, führt uns nur zu dem Schlusse des restlosen Verzichtes auf alle Sonderbündnisse. Ein anderes freilich ist die Frage, ob die Verwirklichung dieses Gedankens in menschlichen Verhältnissen überhaupt möglich ist: die ganze bisherige Weltgeschichte scheint dagegen zu sprechen. Aber dem Versuch der Verwirklichung des Gedankens zu widersprechen, werden wir keine Veranlassung haben.

Behufs Durchführung des Verbotes von Sonderbündnissen wird weiter überhaupt ein Verbot aller Geheimverträge verlangt, und zur Erfüllung dieses Verlangens sollen alle Staatsverträge der Staaten amtlich veröffentlicht, dem Bureau des Haager Staatenverbandes mitgeteilt und von diesem an alle Staaten des Verbandes weitergegeben werden. Schücking gibt hierüber eingehende Ausführungen, die sich lediglich als weitere Entwicklung des Grundgedankens darstellen; es erscheint nicht erforderlich, des näheren hierauf einzugehen; die naheliegenden Zweifel an der Möglichkeit des Ausschlusses aller geheimen Abmachungen unter den Staaten brauchen nicht weiter erörtert zu werden. Die Vorgeschichte des Weltkrieges hat den klaren Beweis geliefert, wie verhängnisvoll auch nur mündliche Besprechungen der leitenden Staatsmänner sein können; diese aber wird man niemals verhindern können. Aber schon in dem Bestehen des Verbotes von Sonderbündnissen und des Gebotes der Veröffentlichung aller Staatsverträge wäre eine weitgehende Sicherung des Weltfriedens, selbst ohne jede weitere Exekutive gegen Verletzer dieser Vorschriften, enthalten. Daß übrigens bereits seit 1890 hinsichtlich der Veröffentlichung aller Zoll- und Handelsverträge ein Staatenverband dieser Art, der allerdings nur auf wirtschaftlichen Gesichtspunkten beruht, besteht, wird mit Recht bei Erörterung dieser Frage hervorgehoben (Schücking S. 84 f.).

Digitized by Google

So viel über den Staatenverband-Völkerbund selbst. Die Fragen der Nationalitäten und des Schutzes von Minderheiten gehören meines Erachtens in einen anderen Zusammenhang; ebenso die Frage der Kriegserklärung.

III

Ergibt sich somit aus den obigen Darlegungen, daß die Welt heute schon in dem Haager Staatenverbande die verheißungsvollen Anfänge des erstrebten Völkerbundes besitzt, so ist weiterhin festzustellen, daß in dem Haager Schiedshofe dieser Völkerbund auch bereits eine festgestaltete und durchaus bewährte Rechtsorganisation hat. Diese Organisation aufzugeben und einer völlig unerprobten neuen Idee nachzujagen, wie übereifrige amerikanische Stimmen fordern, wäre die schwerste Schädigung des ganzen Werkes und ein verhängnisvoller Fehler.

Unter welchen Schwierigkeiten der Haager Schiedshof 1899 zustande kam, wurde oben festgestellt; ebenso daß er in einer Reihe wichtiger und schwieriger Fälle seine welthistorische und weltpolitische Probe bestanden hat. Die zweite Konferenz hat an dem System des Haager Schiedshofes nur geringfügige Veränderungen, von denen es teilweise zweifelhaft ist, ob sie Verbesserungen sind, vorgenommen: das große Werk ist die Schöpfung der ersten Konferenz. Auch jetzt besteht kein Bedürfnis nach grundsätzlicher Veränderung dieses Systems, das sich in folgende kurze Sätze zusammenfassen läßt:

1. Es besteht ein ständiger Schiedshof im Haag zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten; 2. dieser Schiedshof wird gebildet aus einer Anzahl von Mitgliedern, die die Staaten des Haager Verbandes frei ernennen; 3. im einzelnen Falle entscheidet ein aus den Mitgliedern des Schiedshofes zu bildendes Gericht, bestehend aus je zwei von den Parteien zu berufenden Richtern und einem von diesen zu wählenden Oberrichter; doch kann anderweitige Bildung des Gerichtes vereinbart werden; 4. die Anrufung des Gerichtes ist keine Rechtspflicht, sondern beruht auf freier Entschließung der Parteien; 5. das Verfahren regelt sich nach den Vorschriften, die ein für allemal feststehen; doch können auch in dieser Beziehung Änderungen vereinbart werden; 6. der Vollzug des Urteils beruht auf Treu und Glauben; ein Zwang des Vollzuges ist nicht vorgesehen.

Aber man fordert eine Weiterbildung dieses Systems im einzelnen, insbesondere soll eine Rechtspflicht für Anrufung des Schiedsgerichtes vorgeschrieben und ein Zwangsvollzug der Urteile eingerichtet werden. Auf diese beiden Punkte wird zurückzukommen sein.

Man hat, insbesondere von amerikanischer Seite, gegen den Haager Schiedshof geltend gemacht, daß er in Wirklichkeit kein ständiges Gericht, sondern nur eine Richterliste sei, und aus diesen Einwendungen ist auf der zweiten Friedenskonferenz der amerikanische Entwurf eines Abkommens über ein wirklich ständiges Schiedsgericht entsprungen. Die Beratungen über diesen Entwurf waren ziemlich verwirrter Art; der Entwurf wurde schließlich an-

Digitized by Google

genommen, aber ihm fehlte die Hauptsache, nämlich Vorschriften über die Besetzung dieses Gerichtes. So endete dieser amerikanische Feldzug ohne Ergebnis.

Nach den inzwischen gesammelten Erfahrungen und gepflogenen Erörterungen wird man auf den amerikanischen Gedanken zurückzukommen haben nach einer Richtung, die bei den Beratungen der deutsche Botschafter Freiherr von Marschall bereits klar bezeichnete. Es gibt ein weites Gebiet internationaler Streitfragen, die einen rein juristischen Charakter tragen. Im weitesten Sinne des Wortes gehört dahin das gesamte internationale Privat- und Strafrecht. Aber auch beschränkt auf Streitigkeiten der Staaten ist dieses Gebiet heute schon ein sehr bedeutendes, zumal da man für internationale Streithändel die Unterscheidung zwischen bürgerlicher und Verwaltungsgerichtsbarkeit zu machen keine Nötigung, ja wohl kaum gegründete Veranlassung haben wird. Es gehören dahin alle Tarifstreitigkeiten in Zollsachen — alle neueren deutschen Handelsverträge enthalten für sie die Schiedsgerichtsklausel —, die Streitigkeiten aus dem Weltpostvereinsvertrag, aus dem Eisenbahnfrachtvertrag, aus den Urheberschutz- und gewerblichen Schutzverträgen, aus den in jüngster Zeit abgeschlossenen Staatsverträgen für das Gebiet des Zivilrechtes und Zivilprozesses, Wechsel- und Scheckrechtes und aus anderen Staatsverträgen rein wirtschaftlicher Art. Es kommt hier nicht darauf an, eine genaue Aufzählung zu geben, sondern nur das in Frage kommende Gebiet grundsätzlich abzugrenzen (s. dazu Schücking, S. 22 ff.). Alle diese rein juristischen Streitfragen der Staaten können ohne weiteres einem obersten ständigen internationalen Gerichtshof übertragen werden, dessen richterliche Tätigkeit danach bereits heute eine außerordentlich weitumfassende sein würde. Das ist der richtige und festzuhaltende und weiter auszubauende Kern der amerikanischen Vorschläge über einen wirklich ständigen Schiedsgerichtshof. Über die Besetzung dieses Gerichtshofes wird man, sobald der Grundgedanke klar erfaßt ist, sich bei gutem Willen gewiß leicht verständigen können. Und für dieses Gebiet würde denn auch der berühmte Streit über die sogenannte Ehrenklausel in Wegfall kommen, denn es würde — das gebe ich heute zu — kein Bedenken bestehen, alle diese reinen Rechtsfragen des wirtschaftlichen Gebietes ohne den Vorbehalt der Ehrenklausel in obligatorischer Weise diesem internationalen Schiedsgerichte zu überweisen.

Ja man würde heute nach den gemachten Welterfahrungen noch weiter in Entwicklung dieses Gedankens nach meiner Überzeugung vorschreiten können. Der alte, bis zu dieser Stunde das Völkerrecht noch beherrschende Grundsatz, daß das Völkerrecht nur ein Recht zwischen Staat und Staat ist, daß demnach die einzelnen Staatsangehörigen keine Rechte und Pflichten aus dem Völkerrecht haben und geltend machen können, ist von der zweiten Friedenskonferenz 1907 bereits aufgegeben worden, indem diese dem deutschen Vorschlag zustimmte, daß in Sachen der Prisengerichtsbarkeit auch der einzelne

Digitized by Google

Verletzte das Recht haben solle, den zu schaffenden Prisengerichtshof anzurufen. Was in Prisengerichtssachen, die doch immer einen politischen Einschlag haben müssen, als möglich anerkannt wurde, wird in völlig unpolitischen, rein wirtschaftlich-juristischen Streitfragen noch sehr viel leichter als möglich zugegeben werden müssen, und damit wäre der Weg geebnet, das gesamte internationale Privatrecht und vielleicht auch einen erheblichen Teil des internationalen Strafrechtes, wenn auch hier in viel vorsichtigerer und zurückhaltenderer Weise, dem obersten internationalen Gerichtshof zu überweisen. Es eröffnet sich hier eine geradezu großartige Perspektive, welche nach den gemachten Erfahrungen und nach den hierüber gepflogenen Erörterungen nicht mehr in das Gebiet der reinen Phantasie und Utopie verwiesen werden kann. Auch die einstimmig von der zweiten Friedenskonferenz angenommene Resolution über die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit (s. den Wortlaut bei Schücking, S. 21) erkennt ausdrücklich an: daß es ein Gebiet von internationalen Rechtsfragen gebe, welche ohne jede Einschränkung — „sans aucune restriction" — obligatorisch der Schiedsgerichtsbarkeit überwiesen werden könne.

Von diesem Gebiet der rein wirtschaftlich-juristischen Streithändel, das dem obersten internationalen Schiedsgericht zufällt, sondert sich eine zweite Gruppe von Streithändeln ab, die einen gemischten juristisch-politischen Inhalt haben. Man war und ist darüber einig, daß zu schiedsgerichtlicher Entscheidung nur Streitfälle rechtlicher Natur gebracht werden können: das ist der Grundgedanke des großen Abkommens von 1899, der darin klaren und scharfen Ausdruck gefunden hat. Aber diese Streithändel tragen in zahlreichen Fällen auch einen politischen Charakter, dem notwendig Rechnung getragen werden muß. Und für diese Fragen wird nach wie vor der bestehende Haager Schiedshof nach seiner wohlerwogenen Organisation und seinem sorgfältig ausgedachten Verfahren das geeignete richterliche Forum bilden, zumal nach den ausgezeichneten Erfahrungen, die die Staatenwelt mit der Rechtsprechung dieses Gerichtshofes in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege gemacht hatte. In Einzelheiten mag auch dieser Gerichtshof einer Ausgestaltung und Verbesserung fähig sein, in seinen Handlungen ist er voll bewährt und deshalb festzuhalten. Selbstverständlich werden genaue Vorschriften über die Abgrenzung der Zuständigkeit der beiden Gerichtshöfe, über die Möglichkeit der Überweisung einer Sache von dem einen Gerichtshof an den anderen und über die Entscheidung in dem Falle, daß beide Gerichtshöfe ihre Zuständigkeit im Einzelfalle behaupten oder ablehnen, gegeben werden müssen; bei gutem Willen werden diese Vorschriften sich finden lassen. Und selbstverständlich werden auch weiterhin, wie schon jetzt, politische Fragen, falls sie nur überhaupt juristischen Charakter tragen, durch Vereinbarung der Parteien dem Schiedshof zur Entscheidung überwiesen werden können.

Von diesen beiden Gruppen von Streithändeln sondert sich sodann als dritte Gruppe der Kreis derjenigen Fälle ab, die einen rein politischen oder

Digitized by Google

doch überwiegend politischen Charakter tragen. Für diese Gruppe besteht dermalen ein internationales Forum der Entscheidung nicht, außer wenn die Parteien sich freiwillig kraft ihres souveränen Ermessens auf die Anrufung des Haager Schiedshofes einigen, wie dies mehrfach in schwierigen Fällen — ich erinnere nur an Venezuela und Casablanca — geschah. Im übrigen war man angewiesen auf das dem Völkerrecht seit alters bekannte Mittel der Vermittelung (Mediation), das die Haager Konferenz von 1899 in festere Rechtsform zu kleiden versucht hatte und das durch diese Konferenz neugeschaffene Mittel der internationalen Untersuchungskommissionen; beide tragen rein fakultativen Charakter. Außerdem waren im Laufe der letzten Zeiten mehrfach freie Staatenkonferenzen aus Staatsmännern oder Diplomaten zur Schlichtung solcher internationalen Streithändel zusammengetreten, teils mit, teils ohne Erfolg, teils nur aus Vertretern der Großmächte, teils auch anderer Staaten bestehend.

Dieser Zustand wird heute weithin in der Welt als völlig unbefriedigend empfunden, und man fordert mit steigender Energie und in immer weiteren Kreisen die Aufrichtung eines internationalen Organes, das amtlich und dauernd berufen wäre, derartige Streitigkeiten auf friedlichem Wege zu erledigen oder wenigstens einen kraftvollen Versuch solcher Erledigung zu machen. Daß diese Forderung durch den grauenhaften Weltkrieg eine ungeheure Steigerung in der ganzen Welt erfahren hat, ist selbstverständlich. Es wird vorgeschlagen, und auch Schücking vertritt diesen Gedanken (S. 25 ff., 41 f.), ein ständiges internationales Vermittelungs- und Einigungsamt zu errichten und mit dieser Aufgabe auszurüsten. Aus Gedanken der Vermittelung und der Untersuchungskommissionen werden Organisation und Wirkungskreis dieses Vermittelungsamtes gestaltet. Den Kernpunkt des Vorschlages bildet der Satz: daß die Staaten durch einen allgemeinen Vertrag die Rechtspflicht anerkennen, auch ihre politischen Streitigkeiten in jedem Falle dem Vermittelungsamt zu unterbreiten, bevor sie zu deren Erledigung die Waffen anrufen. Das Vermittelungsamt soll die Streitfrage prüfen und darüber ein Gutachten erstatten, das allgemein zu veröffentlichen ist; die Freiheit der Staaten, diesem Gutachten zu folgen, soll nur dahin eingeschränkt werden, daß erst nach Ablauf einer bestimmten Frist die Kriegserklärung völkerrechtlich zulässig sein soll. In eingehender Darlegung begründet Schücking diesen Vorschlag.

Als Utopie wird dieser Vorschlag nicht bezeichnet werden dürfen; er hält sich frei von dem phantastischen Wahn, den Krieg überhaupt beseitigen zu können. Die größte Schwierigkeit wird in der Besetzung des Einigungsamtes liegen, und man wird diese Schwierigkeit wahrscheinlich als unüberwindlich betrachten müssen. Aber schon in einer vertragsmäßigen Einigung der Staaten dahin, daß bei jedem derartigen Streitfalle die streitenden Staaten je einen Vermittlerstaat zu wählen hätten, denen die Pflicht obläge, eine friedliche Erledigung wenn irgend möglich herbeizuführen, würde ein ungeheurer Fort-

Digitized by Google

schritt der Menschheit auf dem Friedenswege gefunden werden müssen, besonders wenn diese Vermittlerpflicht dahin erweitert werden könnte, daß die Vermittlerstaaten ein ausführliches Gutachten über den Fall herzustellen und zu veröffentlichen hätten; sicherlich würde auf diesem Wege in den meisten Fällen ein kriegerischer Austrag des Streites verhindert werden können, wie ich dies bereits früher ausgeführt habe. Daß vor Erstattung dieses Gutachtens keine Kriegserklärung erfolgen könnte, würde als notwendige Folge der Vereinbarung über die Rechtspflicht zur Anrufung der Vermittelung selbst zu betrachten sein; daß nach Erstattung des Gutachtens noch eine Frist bis zur Kriegserklärung gesetzt würde, wird nicht zu erreichen sein. Nach meiner Überzeugung wird eine obligatorische Vermittelung der oben bezeichneten Art das äußerste sein, was bei der dermaligen Weltlage durchgesetzt werden kann; aber schon dieser Gewinn wäre zweifellos ein unendlicher Segen für die Menschheit.

IV

Neben der „Rechtsorganisation" bildet den zweiten Kardinalpunkt in Schückings System des Völkerbundes die „Freiheit der Meere" (S. 43 ff.). Auch in diesem Punkte wie in der Frage der Rechtsorganisation folgt hier Schücking den Spuren aller derer, die in neuerer Zeit sich mit dem Problem des Völkerbundes beschäftigt haben. Und wie die deutschen Staatsmänner wiederholt diese Forderung vor der Welt laut erhoben haben, so bildet sie auch einen Hauptpunkt in dem Programm Wilsons. Daß auch die heute neutralen Seeuferstaaten mit Entschiedenheit die Freiheit der Meere verlangen, ist nach den Quälereien und Brutalitäten, die sie während des Weltkrieges sich bieten lassen mußten, selbstverständlich.

Die Freiheit der Meere ist in letzter Zeit der Gegenstand eindringender und bedeutender wissenschaftlicher Erörterungen gewesen; fast alle völkerrechtlichen Schriftsteller haben sich dazu geäußert, Meurer, Triepel, van Calker, Stier-Somlo in selbständigen Schriften. Daß in Friedenszeiten die Freiheit der Meere im 19. Jahrhundert eine ziemlich unbeschränkte war, wird allgemein anerkannt; immerhin von Englands Gnaden, denn England beherrschte nicht nur durch seine Seemacht die Meere aller Weltteile in sehr hohem Grade, ja in fast absoluter Weise, es war besonders durch seine Flottenstützpunkte und durch die Beherrschung wichtiger Meerengen die Herrscherin über die wichtigsten Seehandelsstraßen der Welt. Dazu kamen noch die Sondervorschriften vertragsmäßiger Natur, die für einige der Meerengen bestanden, insbesondere Bosporus und Dardanellen; daß die „Internationalisierung" des Suezkanales durch den Vertrag von 1888 nur ein wertloses Stück Papier war, war jedem Kenner der Verhältnisse auch dann klar, wenn England die Schiffahrt durch den Suezkanal in Friedenszeiten nicht beeinträchtigte. Die Freiheit der Meere war in Friedenszeiten zwar nicht festgesichertes völkerrechtliches Prinzip, immerhin war sie tatsächlich in der Haupt-

Digitized by Google

sache vorhanden, und der Zustand war erträglich für die Freiheit der Handelsschiffahrt aller Nationen.

Anders im Kriege. In Kriegszeiten war die Schiffahrt der Kriegführenden einfach Machtfrage. War der eine der Kriegführenden imstande, die Schiffahrt des andern zu verhindern und zu vernichten, so war diese Vernichtung kraft des anerkannten völkerrechtlichen Prinzipes der Seebeute legitimes Kriegsmittel. Aber auch die neutrale Schiffahrt war durch die anerkannten völkerrechtlichen Grundsätze über Bannware (Konterbande) und Blockade aufs schwerste beeinträchtigt; zwar hat die Pariser Deklaration von 1856 durch Feststellung der völkerrechtlichen Grundsätze: „frei Schiff frei Gut" und „unfrei Schiff frei Gut" dem neutralen Handel völkerrechtliche Sicherungen zu schaffen unternommen; die zweite Haager Friedenskonferenz suchte sodann in zwei Abkommen diese Grundsätze zu befestigen und zu erweitern; die Londoner Deklaration von 1909 hat weiterhin ein groß ausgedachtes System des Rechtsschutzes des neutralen Handels aufgestellt. Aber der Weltkrieg hat den klaren Beweis erbracht, daß alle diese vertragsmäßigen Sicherungen des neutralen Handels das Papier nicht wert sind, auf dem sie geschrieben sind, und daß auch für die neutrale Schiffahrt im Kriege keine Freiheit der Meere besteht, sondern die gesamte neutrale Handelsschiffahrt einfach von dem Gesetze der Macht beherrscht wird. Für alle Zeiten merk- und denkwürdig bleiben hiefür die hochbedeutenden völkerrechtlichen Auseinandersetzungen, in die hierüber vor ihrem Eintritt in den Weltkrieg die Vereinigten Staaten von Amerika mit England eingetreten waren und in denen Amerika vergeblich die brutale Zertrümmerung der Freiheit der Meere für die Neutralen durch England zu brechen versuchte.

Die neueren Schriftsteller suchen nun die Freiheit der Meere für die Neutralen auch in Kriegszeiten durch den Vorschlag zu gewinnen, daß die „unheilige Dreieinigkeit" von Blockade, Seebeute und Konterbande völkerrechtlich beseitigt werden soll, das Seebeuterecht überhaupt, analog dem Verbot des Beuterechtes im Landkrieg, Blockade unbedingt für die neutralen Küsten, unter gleichzeitiger Aufhebung des berüchtigten Grundsatzes von der „ununterbrochenen Reise" und Konterbande für alles, was nicht unmittelbar dem Kriege dient und dem Feinde unmittelbar zugeführt wird. Aber sie täuschen sich darüber nicht, daß auch bei Annahme dieser Grundsätze leicht von demjenigen, der die Macht besitzt, neue Mittel und Wege gefunden werden können, die neutrale Schiffahrt zu unterbinden, ja zu vernichten. Meurer betont mit Recht, daß das Gastrecht der neutralen Schiffe, einschließlich des Rechtes der Versorgung mit Lebensmitteln und Kohlen, auch in den Häfen der Kriegführenden die wichtigste Folgerung aus dem Grundsatz der Freiheit der Meere sein müsse. Aber eine durchgreifende und vollkommene Sicherung der freien Handelsschiffahrt der Neutralen wird auch dadurch nicht gewonnen werden können, und so enden alle diese Erörterungen

Digitized by Google

schließlich in dem pessimistischen Bekenntnis: daß die Freiheit der Meere in Kriegszeiten auch für die Neutralen lediglich Machtfrage sei.

Hier setzen nun die interessanten Vorschläge ein, die Schücking in innerem Zusammenhang mit seinem großen Völkerbundsplane zur Frage der Freiheit der Meere macht (S. 51 ff.).

Sowohl die Gedanken über die Freiheit der Meere als die tatsächliche Macht über die Meere, wie sie England seit langer Zeit behauptet und beansprucht und wie sie in dem gegenwärtigen Weltkriege eine grauenhafte, alles Recht zertrümmernde Gestalt angenommen hat, haben ihren Ausgangspunkt in dem Satze: daß das offene Meer unter keiner Herrschaft eines Staates stehe, res nullius, res communis omnium sei; dieser Satz ist heute allgemein anerkanntes völkerrechtliches Prinzip. Auf dieser Grundlage erweist sich das Problem der Freiheit der Meere als unlösbar.

Schücking setzt nun an Stelle des Grundsatzes: das offene Meer als res nullius steht unter keiner Staatsherrschaft den anderen Grundsatz: das offene Meer als res nullius steht zwar unter keiner einzelnen Staatsherrschaft, aber es steht als res communis omnium unter der Herrschaft des völkerrechtlichen Gesamtverbandes, des Völkerbundes, das ist des Haager Staatenverbandes; nur das völkerrechtlich genau zu bestimmende Küstenmeer ist Staatsgebiet des Küstenstaates. Im Kriege zwar ist auch das offene Meer Kriegsgebiet, untersteht also den Gesetzen, die die Macht der Kriegführenden zu setzen vermag; aber diese können sich nur gegen den andern kriegführenden Teil richten. In eingehender Darlegung weist Schücking den Einwand zurück, als sei eine Gesamtherrschaft dieser Art unmöglich, weil das offene Meer seiner Natur nach überhaupt nicht beherrscht werden könne, und weist mit Recht auf die heute schon bestehenden rechtlichen Anfänge einer solchen Gesamtherrschaft über das offene Meer hin, wie sie sich in den internationalen Rechtssätzen gegen Seeraub und Sklavenhandel, über den Schutz der unterseeischen Kabel, über die Fischerei und den Branntweinhandel in der Nordsee finden. Und mit Recht betont Schücking ferner, daß aus der Anerkennung dieses Grundsatzes der Gesamtherrschaft des Staatenverbandes über das offene Meer die Regelung aller Einzelheiten sich unschwer ergebe. Vor allem würde dadurch allein die freie Handelsschiffahrt der Neutralen auch im Kriege eine vollwertige und unbedingte Sicherung finden können; auch im Kriege müßten, während im übrigen die offene See Kriegsgebiet wäre, die wichtigen Welthandelsstraßen, insbesondere die freie Durchfahrt durch die die großen Meere verbindenden Meerengen und Kanäle durch Maßregeln des Haager Staatenverbandes gesichert werden.

In diesen Schückingschen Ausführungen liegt unzweifelhaft ein hochbedeutsamer internationaler Gedanke, für den man sich geradezu begeistern kann; der Gedanke ist zudem die einfache logische Folgerung aus der Schückingschen Auffassung des Haager Staatenverbandes als des nicht nur zukünftigen,

Digitized by Google

sondern in seinen Anfängen bereits jetzt bestehenden Völkerbundes. Daß man deutscherseits dieser Lösung des Problemes der Meeresfreiheit zustimmen kann, erscheint mir unzweifelhaft, denn in ihr läge ein starker Schutz deutscher Interessen. Auch Wilson hat sich bereits in gleichem Sinne, ja in noch weitergehender Weise, nämlich für völligen Ausschluß der hohen See von jeder Kriegshandlung, ausgesprochen. Ob er daran festhalten und ob die anderen Mächte, insbesondere England, jemals zustimmen werden, ist freilich eine andere Frage, die Interessen aller Staaten, ausgenommen der Meeresimperialismus Englands, werden zweifellos für Annahme des Schückingschen Vorschlages sprechen.

V

Als Folgerungen aus seinem System des Völkerbundes stellt dann Schücking eine Reihe von Forderungen wirtschaftlicher Natur auf (S. 91 ff.). Wenn unter diesen Forderungen auch die Anerkennung des Freihandelsprinzipes als völkerrechtlichen Rechtsgrundsatzes (S. 109) erscheint, so erachten wir dies von vornherein für verfehlt und eine Erreichung dieses Zieles für gänzlich ausgeschlossen. Die Erledigung dieses wirtschaftlich-finanziellen Problemes, das für die verschiedenen Staaten ganz verschieden gelagert ist, verträgt keine internationale Regelung, und kein einziger in Wirklichkeit selbständiger Staat würde wohl dafür zu gewinnen sein. Diese Schückingsche Forderung ist ein theoretisches Phantasiegebilde. Anders liegt allerdings die Sache für diejenigen Staatsgebilde, die in Wirklichkeit nicht als vollkommen selbständige Staaten des internationalen Staatenverbandes anerkannt werden können, wie China, Persien, Siam, Afghanistan, vielleicht auch die Türkei. Ob für die Regelung der Handelsverhältnisse in diesen Staaten eine gemeinsame internationale Ordnung möglich wäre, ist eine der schwierigsten internationalen Weltfragen; sie wenigstens im Sinne einer internationalen Anerkennung des Grundsatzes von der „offenen Türe", wenn auch nicht des vollkommenen Freihandels, zu lösen, wäre sicherlich wünschenswert; ob es im Bereiche der Möglichkeit liegt, muß dahingestellt bleiben.

Anders liegt die Sache auch in den Kolonien. Auch bezüglich der Kolonien aber müßte unbedingt eine Unterscheidung gemacht werden zwischen denjenigen Kolonien, die, wie die hauptsächlichsten englischen — Kanada, Australien, Südafrika — bereits eine hohe Stufe staatlicher Entwicklung und Selbständigkeit erreicht haben, und denjenigen, die sich noch im Stadium der Vorkultur befinden. Für die erstere Gruppe können lediglich die obenbezeichneten Gesichtspunkte der selbständigen Staaten in Betracht kommen. Für die andere Gruppe allerdings kann dem Schückingschen Vorschlag der internationalen Anerkennung des Grundsatzes der „offenen Türe" als Rechtssatz beigetreten werden. Und man wird auch, trotz nicht unerheblicher Bedenken, die sich auch für diese Gruppe ergeben, den weiteren Folgerungen Schückings (S. 99 ff.) zustimmen können, daß für Wahrung des Grundsatzes eine Konsularbehörde

Digitized by Google

internationalen Charakters, von deren Entscheidung Berufung an den internationalen Schiedshof zu eröffnen wäre, errichtet würde; auch die Erweiterung dieser in erster Linie wirtschaftlichen Organisation auf den allgemeinen Eingeborenenschutz nach dem Vorbild der in der Kongo-Akte enthaltenen Vorschriften kann Zustimmung finden. Es würde sich in dieser Frage im wesentlichen nur um eine Ausgestaltung des Gedankens der „Interessensphären", um eine Internationalisierung der bis jetzt nur von den einzelnen beteiligten Staaten geregelten Fragen handeln, wofür die Kongo-Akte ein wertvolles Vorbild bietet. Daß von dem höheren Gesichtspunkte der Vermeidung internationaler Streithändel aus die Regelung dieser kolonialen Fragen durch allgemeine Vorschriften erwünscht wäre, wird ohne weiteres anzuerkennen sein.

Eine weitere Einzelfrage, die Schücking in diesem Zusammenhange behandelt, ist die Frage der Behandlung säumiger Schuldnerstaaten (S. 104 ff.). Durch die sogenannte Porter-Konvention, die auf Anregung der Vereinigten Staaten von der zweiten Friedenskonferenz beschlossen wurde, ist die Frage in erheblichem Umfange bereits völkerrechtlich geordnet. Eine Erweiterung dieses Abkommens, das nur für Vertragsschulden gilt, auch auf Deliktsschulden wird zwar nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten möglich sein; aber der Gedanke wird zu billigen sein, auch die von Schücking für solche Fälle vorgeschlagene eventuelle Vollzugsmaßregel der durch den Schiedshof zu verhängenden Kreditsperre gegen Schuldnerstaaten, die trotz des gegen sie ergangenen Urteils ihre Verpflichtungen zu erfüllen sich weigern.

Der weitaus wichtigste Punkt in diesem Zusammenhange ist das Verbot des Wirtschaftskrieges im Kriege oder nach dem Kriege, das Schücking vorschlägt. Das Verbot, soweit es sich auf die Zeit nach dem Kriege bezieht, folgt für Schücking aus seiner allgemeinen Forderung des Freihandels als Rechtsgrundsatz des Völkerrechtes. Aber auch wenn man diese Forderung, wie oben geschehen, ablehnen muß, wird doch ein Wirtschaftskrieg als Folge eines Waffenkrieges als den Grundsätzen des modernen Völkerrechtes unbedingt widersprechend bezeichnet werden müssen. Dieses beruht auf der Gleichberechtigung der Staaten, und der Gedanke des Völkerbundes ist ja eben der, behufs Erhaltung des allgemeinen Friedens die Staaten zu einem engeren Verbande auf rechtlicher Grundlage zusammenzufügen; die moderne Theorie hat in der allerdings viel umstrittenen Lehre von den „Grundrechten" der Staaten dies dahin ausgeprägt: daß allen Staaten das gegenseitige jus commercii zusteht. Und in seiner programmatischen Senatsrede vom 22. Januar 1917 hat Wilson sich zu diesem Grundsatz mit den Worten bekannt: „Der ununterbrochene freie und unbedrohte Verkehr von Volk zu Volk ist ein wesentlicher Teil des Friedens und des Entwicklungsprozesses." Damit ist ein Handelsverbot gegenüber einzelnen Staaten, außer aus besonderen, z. B. sanitätspolizeilichen, Gründen, durchaus unvereinbar, und vollends ein derartiges Verbot, das auf vertragsmäßiger Grundlage von seiten einer Gruppe von Staaten gegen einen Staat oder gegen eine andere

Digitized by Google

Gruppe von Staaten ausgesprochen würde, wäre ein schreiender Widerspruch schon gegen das dermalige Völkerrecht, um wie viel mehr für das auf einer sehr viel engeren Verbindung der Staaten beruhende Völkerrecht des zukünftigen Völkerbundes.

Aber auch für Kriegszeiten fordert Schücking mit Recht, daß der Waffenkrieg nicht in einen Wirtschaftskrieg ausarten dürfe. Unter den vielen grauenhaften Erscheinungen dieses furchtbarsten aller Kriege wird die Weltgeschichte als die furchtbarste den von England proklamierten Hungerkrieg gegen die Mittelmächte brandmarken. Und nicht viel weniger scheußlich war die gegen die Neutralen gerichtete Erdrosselung durch eine fast bis zum völligen Handelsverbot gesteigerte Sperre ihres Seehandelsverkehres.

Diese englischen Maßregeln beruhen auf einer von der bisher allgemein anerkannten abweichenden Grundauffassung über den Krieg. Diese englische Auffassung ist zwar nicht erst im gegenwärtigen Kriege entstanden, sondern ein Bestandteil des älteren Kriegs- und völkerrechtlichen Inventares des europäischen Inselreiches. Aber die auf der ersten Friedenskonferenz vereinbarte Landkriegsordnung beruht auf dem entgegengesetzten Prinzipe; diese Haager Landkriegsordnung von 1899 hat auch England angenommen und ratifiziert; damit hatte England den alten Grundsatz aufgegeben und sich wie alle übrigen Staaten auf den Boden des modernen Prinzipes gestellt. Im gegenwärtigen Kriege hat sich England, unbekümmert um seine übernommenen völkerrechtlichen Verpflichtungen, wieder auf den Boden seiner alten barbarischen Grundsätze gestellt, und alle seine Verbündeten sind ihm darin gefolgt und haben damit die Grundlagen der Haager Kriegsordnung zertreten.

Diese Grundlage ist: daß der Krieg von Staat zu Staat geführt werde, nicht von Volk zu Volk, daß nur die organisierte Heeresmacht den Krieg führe, nicht aber das Volk. Daraus ergibt sich einerseits das Verbot des Freibeuterkrieges, andererseits das Verbot des Plünderns, die Unverletzlichkeit des Privateigentums und jeder nicht durch die unbedingten militärischen Notwendigkeiten gebotenen Zerstörung von solchem. Mit besonderer Sorgfalt sind schon in dem Abkommen von 1899 diese Fragen im einzelnen behandelt, und die Konferenz von 1907 hat dem noch, allerdings an möglichst ungeschickter Stelle (Art. 25 h), den hochwichtigen Grundsatz beigefügt: daß auch die Aufhebung, zeitweilige Außerkraftsetzung und Ausschluß der Klagbarkeit von erworbenen Rechten der Angehörigen der anderen Kriegsmacht in den kriegführenden Staaten verboten sei. Man hat ganz allgemein in der Welt vor dem jetzigen Kriege in diesen Sätzen das Grundaxiom des modernen Kriegsrechtes gesehen, und in den Kriegen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts diese Sätze, wenn auch einzelne Verletzungen nicht zu vermeiden waren, als festen, ja geheiligten Bestandteil der modernen Zivilisation betrachtet.

Demgegenüber hat England, älteren Überlieferungen folgend, bereits im Anfang des gegenwärtigen Krieges, zunächst zögernd, dann mit immer steigen-

Digitized by Google

der Schärfe den Grundsatz zur Geltung gebracht, daß der Krieg von Volk zu Volk geführt werde, daß somit auch der einzelne Volksangehörige des Gegners als Feind („alien ennemy") zu betrachten sei, und daraus die Folgerungen bis zum letzten Ende gezogen; dem Vorgehen Englands folgten alle seine Verbündeten, und die Mittelmächte mußten notwendig auf dem Wege der Wiedervergeltung die gleiche Bahn beschreiten. Schon im Burenkriege hatte England in den berüchtigten Kitchenerschen Konzentrationslagern, in denen 30 000 Frauen und Kinder der Buren elend zugrunde gingen, diese Grundsätze befolgt. Im gegenwärtigen Kriege waren die wichtigsten Folgerungen aus dem Grundsatze: der mit den Mitteln der völkerrechtswidrigen Nordseesperre und der ebenso völkerrechtswidrigen Knebelung der Neutralen gegen die Mittelmächte durchgeführte Hungerkrieg, die Internierung der feindlichen Staatsangehörigen, die Beschlagnahme ihrer Güter und massenhafte Vernichtung ihrer Geschäfte und anderes mehr.

Daß man in dem zu schaffenden Völkerbunde wieder zu den Grundsätzen der Zivilisation, wie sie die Haager Kriegsordnung als ihre feste Grundlage anerkannt hatte, zurückkehren, und daß man daraus alle Folgerungen mit voller Schärfe ziehen muß, wird mit Schücking einfach als selbstverständlich zu bezeichnen sein. In den mit Rußland und Rumänien abgeschlossenen Friedensverträgen ist dies bereits geschehen und demgemäß die Entschädigungspflicht für die in Verletzung der Haager Kriegsordnung erfolgte Vernichtung feindlichen Privateigentums anerkannt worden (s. die Angaben bei Schücking, S. 96, Nr. 2).

VI

Die Frage des Vollzuges völkerrechtlicher Beschlüsse und Entscheidungen ist in den bisherigen Erörterungen bereits mehrfach gestreift worden; sie wird auch von Schücking eingehend behandelt. Das bisherige Völkerrecht kennt keine hiehergehörigen Rechtssätze: man hat solche allgemein als der Souveränität der Staaten widersprechend betrachtet. Eine Hauptforderung für die neue Völkerbundsorganisation richtet sich nun auf den gesicherten Vollzug ihrer Entscheidungen, und man wird zugeben müssen, daß das hiegegen aus der Souveränität der Staaten entnommene Argument nicht durchschlagend ist, da ja auch diese Vorschriften auf der vertragsmäßigen Einigung der Staaten zum Völkerbund, also auf ihrem eigenen souveränen Willen, beruhen würden.

Insbesondere enthält das Haager Schiedsgerichtsabkommen keine Vorschriften über den zwangsweisen Vollzug der Entscheidungen des Schiedshofes; die Ausführung beruht auf „Treu und Glauben". Mit Recht wird darauf hingewiesen, das dies bis jetzt vollkommen ausreichend war; die moralische Autorität des internationalen Schiedshofes war so groß, daß seine Entscheidungen durchweg — mehrfach mit unverkennbarem Widerwillen — von den Staaten vollzogen wurden. Könnte man des auch in Zukunft gewiß

Digitized by Google

sein, so bedürfte es keiner Vorschriften für den Vollzug. Aber in dem neu zu schaffenden Völkerbund würden die internationalen Entscheidungen sehr viel zahlreicher, zudem würde es sich nicht nur um richterliche Urteile, sondern insbesondere auch um die hochpolitische Tätigkeit des Einigungsamtes handeln; ferner würden dauernde Aufgaben, wie der internationale Schutz der Meerengen und der Welthandelsstraßen auf See, in Betracht kommen. Internationale Vollzugsmaßregeln und selbst Vollzugsorgane würden in diesem Systeme schwerlich ganz entbehrt werden können.

Bei seinen nach dieser Richtung gegebenen Vorschlägen (S. 33 ff., 66 ff., 104 ff.) hält sich Schücking von utopistischen Gedanken erfreulicherweise fern, so insbesondere von dem Wahngebilde einer „internationalen Gendarmerie". Die Vollzugsmaßregeln sollen hauptsächlich in Abbruch des diplomatischen Verkehres, weiterhin in Handelssperre, äußerstenfalles in unmittelbarer Unterstützung des unter Bruch internationaler Rechtspflichten mit Krieg überzogenen Staates bestehen: durchweg Gedanken, die auch dem dermaligen Völkerrecht bereits bekannt sind und die nur in ein gesichertes Rechtssystem zu bringen wären. Für die Wahrung des internationalen Rechtes der Meerengen und Seehandelsstraßen wäre allerdings das Aufgebot einer bewaffneten Macht erforderlich (eingehende Ausführungen bei Schücking, S. 58 ff.); aber auch in diesem Punkte hat bereits das geltende Völkerrecht in den zur Unterdrückung des Sklavenhandels getroffenen und auf vertragsmäßiger Grundlage beruhenden Vorschriften ein wertvolles Vorbild, wie dieser internationale Schutz eingerichtet werden könnte, und die holländischen Schriftsteller van Vollenhoven und van Eysinga haben schon vor Ausbruch des Weltkrieges diesen Gedanken einer internationalen Seepolizei eingehend begründet. Man wird also bei näherer Prüfung die Möglichkeit eines wesentlich erweiterten internationalen Vollzuges kaum in Abrede stellen können. Eine unbedingte Sicherung der Einhaltung der internationalen Rechtsvorschriften des Völkerbundes freilich wird man auch durch diese Vollzugsvorschriften nicht gewinnen können; aber eine solche ist in menschlichen Verhältnissen überhaupt nicht möglich, auch nicht in den innerstaatlichen. Die ultima ratio im Völker- und Staatenleben wird immer der Krieg sein, darüber ist sich auch Schücking vollkommen klar. Es kann nur darauf ankommen, in ehrlichem Streben mit aller Kraft und unter Aufgebot aller nur möglichen Mittel dafür zu sorgen, daß die ratio des Krieges wirklich die ultima ratio ist.

VII

Zum Schlusse sollen noch einige Punkte besprochen werden, die mit den oben gegebenen Darlegungen nur in losem Zusammenhange stehen.

Erstens: Zwar werden nach wie vor die internationalen Streitfragen der rechtlichen Natur des Völkerbundes als eines vertragsmäßigen Staatenverbandes gemäß Fragen der Staaten sein. Aber der Grundsatz, daß sie

Digitized by Google

ausschließlich Fragen der Staaten seien, wird aufzugeben sein, wie dies bereits in dem durch die zweite Friedenskonferenz beschlossenen, aber nicht in Kraft getretenen Prisenhofsabkommen geschehen ist. In den hiefür geeigneten Fällen, die sehr zahlreich sein werden, muß durch positive Vorschrift auch dem einzelnen Staatsangehörigen die Anrufung der internationalen Gerichte und Behörden gestattet sein; nur für das Einigungsamt wird es grundsätzlich auszuschließen sein, weil es sich hier, der Natur der Aufgabe des Einigungsamtes gemäß, nicht um die Rechte Einzelner handeln kann, und weil es überdies hier zu einer unerträglichen Verwirrung führen müßte.

Zweitens: Mit Recht betont Schücking, daß die Katastrophe des Weltkrieges und die Vergiftung der Menschheitsseele während des Weltkrieges zum großen, vielleicht zum größten Teile durch die Völkerverhetzung einer skrupellosen Presse der ganzen Welt durch unwahre Nachrichten verschuldet worden sei. Die Erfahrungen des Weltkrieges in diesem Punkte sind so grauenhafter Natur, daß man geradezu an ein internationales Überwachungsamt der Weltpresse denken möchte; Sklavenhandel und Seeraub haben jedenfalls nicht entfernt die gleiche Bedeutung wie die Versklavung des Menschengeistes und der Raub an den heiligsten Gütern des allgemeinen Menschentumes, wie sie durch die infamen Lügen der Presse im gegenwärtigen Weltkriege betrieben worden sind; und wenn man gegen jene crimina generis humani internationale Zwangsmaßregeln vorgesehen hat, so muß dies gegen diese, die unendlich viel gefährlicher für die Menschheit sind, in noch höherem Maße gefordert werden. Hiefür wären strafrechtliche Vorschriften erforderlich gegen Beleidigungen nicht nur der Staatsoberhäupter, sondern der Völker, deren endgültige Erledigung dem Haager Schiedshof als oberster Berufungsinstanz zu übertragen wäre (s. Schücking, S. 127 ff.).

Damit wäre nach Schückings Vorschlag ein internationaler Berichtigungszwang zu verbinden, der zweckmäßigerweise in das Einigungsamt als die zur Wahrung des Völkerfriedens berufene oberste politische Instanz verlegt werden könnte.

Drittens: Schücking behandelt auch den Schutz der nationalen Minderheiten im Staate, und fordert auch hiefür eine völkerrechtliche Garantie (S. 121 ff.). Dieser Forderung wird man nicht zustimmen können. Zwar wird das Staatensystem der Zukunft in erster Linie auf der völkischen Zusammengehörigkeit der Völker begründet sein müssen; die durch den Weltkrieg hervorgerufenen Neustaatsbildungen werden auf dem Nationalitätsprinzip beruhen. Aber gegenüber den bisherigen Staaten wird das Nationalitätsprinzip nirgends rein durchführbar sein; kein einziger der zivilisierten Staaten der Welt beruht rein auf dem Nationalitätsprinzipe, und eine reine Durchführung desselben würde zu allgemeiner Auflösung der Staaten führen müssen. In jedem Staate besteht eine Mischung der Nationalitäten, insbesondere in den Grenzgebieten. Die Regelung dieser Verhältnisse muß den einzelnen Staaten überlassen bleiben, und kein Staat könnte es erträglich finden, wenn

Digitized by Google

ihm für diese innere Ordnung seiner Angelegenheiten internationale Vorschriften gesetzt werden sollten. Man wird höchstens daran denken können, einem Staate das Recht einzuräumen, beim Einigungsamt, falls ein solches überhaupt sich als möglich erweist, Beschwerde zu erheben zum Schutze der einem anderen Staate angehörigen Bruchteile seines Volkstumes, und dessen Gutachten hierüber zu fordern.

Ebenso erscheint mir die von Schücking geforderte völkerrechtliche Vorschrift, daß Kriegserklärungen nur mit Zustimmung der Volksvertretungen erfolgen dürfen, unmöglich. Sie ist aber auch überflüssig, denn unter den heutigen Weltverhältnissen wird keine Regierung ohne Zustimmung des Volkes mehr einen Krieg entfesseln können, und die Staaten werden eine Vorschrift hierüber ihren Verfassungen von selbst einzufügen die unbedingte Notwendigkeit empfinden. Aber kein Staat wird es erträglich finden können, daß er bei der Entscheidung über seine ultima ratio durch eine internationale Vorschrift gebunden würde.

Adele Schopenhauer

Von

Margarete Henriette Gräfin v. Bünau, geb. v. Meerheimb

(Schluß)

Immer bestimmter spricht Adele die Absicht aus, von Weimar fortzuziehen. Ottilie redet ihr ab und vertröstet sie auf den Verkehr mit ihren Kindern, deren Erziehung sie Adele anvertrauen will. Aber Adele weist das mit den Worten zurück:

„Wenn ich an Deinen Kindern erzöge, müßte ich Dir teilweise entgegenwirken. Unterricht würde ich ihnen gern geben, wenn sie nicht überladen wären mit Stunden und ich irgendetwas gut genug könnte."

Die folgenden Briefe aus Köln 1828 teilen die Gründe ihres nun festen Entschlusses, Weimar zu verlassen, mit:

„Das Gefühl, durch innere und äußere Fehlgriffe oder Fehlforderungen die Möglichkeit des Glückes verscherzt zu haben," schreibt sie, „hat mir etwas gegeben, was es mir geradezu unmöglich macht, auf die alte Weise fortzuleben. Ich kann die Stelle, die ich seit Jahren in der Gesellschaft hatte, nur peinlich finden. Von Euren Hoffesten und Hauptinteressen ausgeschlossen, ohne frohen Mut, durch meinen Geist mir eine eigene Bahn zu brechen, gehöre ich halb der Jugend, halb dem Alter an. Ich suche nichts, will mir aber keine Stellung geben lassen.

Sieh, liebe Ottilie, wenn ich sehr litt, dann halfest Du mir handeln, tragen halfest Du mir nicht. Denn wenn ich kam mit zerrissener, wunder Seele, so hattest Du ein Hoffest oder eine Pflicht oder eine Gesellschaft für

Digitized by Google

den Vater oder Freunde, aber selten oder nie Zeit, um den Fortgang des Schmerzes in mir zu beobachten . . .

Unter Euch allen ist das nicht mehr, daß man sich vergißt, nur um des Anderen zu denken, denn Ihr seid selber todwund. Seit dem Monat August habe ich keine Zeile von Dir! Nun sage mir, was finde ich in Weimar anders, als was ich auch hier habe? —

Längst schon stehe ich durch meine Schuld nicht mehr wie sonst in der Gesellschaft, besonders seitdem meine Mutter kein Haus macht, oft fühlte ich mich fremd, mitunter vernachlässigt. Nicht leicht wird man mir vergessen machen, daß ich nicht zum Adel gehöre, und gern ziehe ich mich in Kreise zurück, die mir angemessen.

In Weimar fehlt ein solcher Kreis. Es gibt fast keine Bürgerlichen, die erträglich, wie kann, wie soll ich das machen?

Von der andern Seite viel zu wund, um scheinbar alles mitzumachen und ganz meiner Mutter zu leben, im Grunde auch unfähig zu genießen durch den Todesschmerz um Louis." (Eine Reisebekanntschaft aus Bonn, aus der sich eine Freundschaft entspann, die aber auch nicht mit einer Verlobung, sondern Trennung endete.)

„Von Erinnerungen zerrädert, nicht mehr liebenswürdig, um der Mutter zu genügen; sie braucht Glanz und Menschen. Meine Mutter ist vierundsechzig Jahre. Ich werde sie verlieren und dann auf eine ganz andere Weise leben. Ich möchte dann meiner Pflege und der Natur leben. Mein Herzübel nimmt zu, ich wünsche allein oder in der Nähe irgendeiner mir wohlwollenden Person zu enden, nicht auf dem glänzend betretenen Schauplatz. Ich bin noch nicht bitter, ich möchte es nicht werden. Hier brauchte ich tausend Dinge nicht, ich schränkte mich ein, ohne es zu merken, dadurch erleichtere ich's meiner Mutter und in Zukunft mir."

Es folgen dann Berichte, wie sie sich alles selbst schneidert, Täßchen malt, Silhouetten ausschneidet und unendliche Briefe schreibt. Dann fährt sie fort:

„Die Summe von dem allen ist, meine Anforderungen an das Glück waren nur dadurch übertrieben, daß ich aus meiner Bahn getreten, ich habe es erkennen und fühlen gelernt, was ich von Natur bin.

Arm an allem kehre ich in die alten Verhältnisse zurück. —

Aus dem Gesagten wirst Du genug wissen und das Ungesagte wohl erkennen; daß mir nicht einfällt, in meinem Umgang mit dem Adel alles Unheil zu suchen oder bloß mit meiner Kaste umzugehen! Zu freien Geistes stehen wir einander gegenüber . . ."

Der nächste Brief zeigt noch schärfer, wie klar Adele über sich selbst und die Ursachen ihres Unglücks denkt.

„Ich bin nicht von Natur, was meine Verhältnisse, meine Erziehung, meine Freunde aus mir gemacht haben," heißt es da. „Die Liebe, aber nicht die Leidenschaft ist in jeder freundschaftlichen oder andern Form mein Bedürfnis, wie das der meisten Frauen. Aber ich weiche von ihnen darin ab,

Digitized by Google

daß mir die Nebendinge wenig gelten, dies ist sehr gesteigert worden und hat endlich das Gegenteil — nämlich Ansprüche erzeugt, denn nur Bedeutendes gilt mir etwas. So hätte ich ebensogut Pfarrfrau, Landwirtin, Schauspielerin, Malerin, kurz alles werden können aus Liebe. Aber ich konnte auch meiner Mutter und meiner Familie zuliebe ein höchst einfaches, natürliches Mädchen bleiben und jeden Weg annehmen, den man liebend mir zeigte. Sobald man mir das Gefühl zeigte, war ich gefangen. Nie hat jemand vernünftig mir das wirkliche Leben gezeigt. Ich kannte Teile der Welt, Kunstleben, Künstler, Salonmenschen, Schwärmer, keinen, wie man ihn täglich trifft. Ich kannte die Wirklichkeit nicht und trug meine Welt in mir wie ein Dichter.

Ich kannte Dich, Ottilie! Du bist, was ich zum Teil ward, aber auch Du hast durch Dich am meisten gelitten. Abstrahiere davon Deine Lebensweise. Deine gänzliche Unkenntnis der übrigen Menschen, die nicht zu Deinem Stande oder zur Gesellschaft gehören. Deine Freiheit in Torheiten und Handlungen, die am Ende doch darauf beruhte, daß Du jung, schön, geistreich, wohlhabend, Goethes Schwiegertochter und eine verheiratete Frau warst; sie riß mich zu gleich freien Schritten; ich aber war nicht schön, nicht Frau! Ich glaube auch, ich stand in allem Geistigen weit hinter Dir zurück.

Den ersten Zwiespalt in mir erzeugte Dein Schicksal, den zweiten mein Nachfolgen auf Deinen Tritten. Hätte ich in meinem Kreise sorgsam gepflegt und aufmerksam erzogen aufwachsen dürfen, so liegt in meiner Natur alles, was beglücken kann. Ich konnte Schwester, Freundin, Tochter, Frau, Mutter, Hausfrau sein und all das gut und genügend. Aber schon meiner Mutter Lebensart überschritt die Grenzen. Ich bitte Dich bloß, Dir's zu überlegen und Dich zu erinnern, daß ich im Trotz gegen die Welt erwuchs, daß ich ewig rühmen hörte, wir wären höchst wunderbare Menschen. Aber so wie der erste Rausch der Eitelkeit floh, riß mich's zurück in meinem Innern. Ich sehnte mich nach dem, was ich nicht kannte, und war doch nicht mehr fähig, es zu genießen.

Glaube nicht, daß ich Dir Vorwürfe mache. Du hast allerdings den meisten Einfluß gehabt, das lag aber nicht an Dir, sondern an mir und weit mehr an meiner Mutter, die ihre Liebe zu mir und manches andere nachlässig machte und die auch keine natürlichen Verhältnisse kannte, da mein Vater mit ihr ohne Liebe weit über unsern Stand lebte . . ."

Die Korrespondenz der Freundinnen fließt in diesem Jahr spärlicher. Adele war sehr unzufrieden mit Ottiliens neuester Schwärmerei für den jungen Engländer Des Voeux, der nach Sterlings Abreise dessen Stelle bei ihr einnahm.

„Einen Freund habe ich Dir gewünscht, aber keinen Liebhaber," ruft sie ihr einmal entrüstet zu, und an einer andern Stelle heißt es:

„Ich wußte leider längst, wie es um Dich und August steht, wußte es auch in guten Momenten. Die leidenschaftliche Hingebung, mit welcher Du von Des Voeux sprichst, ist weit, himmelweit davon entfernt, Liebe zu sein,

Digitized by Google

wenn wir noch über Liebe denken wie ehemals, und doch trateſt Du nicht mit dem freien, königlichen Vertrauen vor mich hin, das es Dir ehemals unmöglich machte, mir einen Gedanken zu verbergen ..."

Die Geburt von Auguſt und Ottiliens einzigem Töchterchen Alma 1828 fällt auch wie ein Lichtſtrahl in Adeles verdüſtertes Gemüt. Im November desſelben Jahres ſchreibt ſie:

„Sei mir begrüßt im neubegonnenen Leben, meine teuere Ottilie. Ich habe deshalb geſchwiegen, weil ich fürchtete, meine Briefe erſchütterten Dich. Von dem, war ich gefürchtet und gelitten, nichts. Nach des Vaters (Goethe) Brief, der mich unendlich rührte, biſt Du wohl und freuſt Dich Deines Kindes. Sein Name (Alma) machte mich beſorgt.

Ich ſehe es ungern, wie durch eine Art Prophezeiung zu einem abſonderlichen Leben berufen. Aber Abſonderlichkeit und Glück iſt nicht eins ..."

Alma von Goethes Leben war zu kurz, um die Wahrheit dieſer Worte zu beſtätigen. Sie ſtarb bereits im ſechzehnten Lebensjahre in Wien.

Im Frühſommer des Jahres 1829 kam der Plan, Weimar zu verlaſſen, wirklich zur Ausführung. Adele Schopenhauer und ihre Mutter zogen nach Unkel am Rhein. Sie bewohnten ein kleines Landhaus, das dem Kölner Kaufmann Ludwig Mertens gehörte. Die erſten Winter brachten ſie ſtill wie Fremde lebend in Bonn zu. Mit Ludwig Mertens Frau Sibylle, geborene Schaaffhauſen, befreundete Adele ſich bald. Es gefiel ihr darum ganz gut in Unkel. Aber auch bei dieſem Verkehr, der ſonſt in jeder Beziehung eine Lebensbereicherung für Adele bedeutete, wollte es der über ihr waltende Unſtern, daß auch dieſe Freundin in zwar pekuniär glänzenden, aber innerlich zerriſſenen, unglücklichen Verhältniſſen lebte. Die Ehe von Sibylle Mertens war eine zerrüttete. Die eingeleitete Scheidung brachte viel Aufregung in Adeles Leben. Trotzdem fühlte ſie genau, „wie Sibylles Geſchick ſich auch geſtalte, es Beſtimmung ſei, daß ihr beider Wohl und Wehe ſehr eng verbunden bleibe."

„Ich halte es eben aus und liebe ſie, wie ſie iſt."

Gelegenheit, ſich in Geduld zu üben, hatte Adele in reichem Maße bei Frau Sibyllens ewiger Unruhe und der eigenen Mutter Unſchlüſſigkeit, ihren wechſelnden Launen. Kaum eine Stunde des Tages nannte ſie ihr eigen. Oft kommen ihr bittere Klagen aus der Feder:

„Meine Mutter iſt nie offen und wahr geweſen, hat wieder allenthalben Schulden," beantwortet ſie ein Anerbieten Ottiliens, ihr Geld vorzuſtrecken. „Ich danke Dir für alles, was Du mir anbieteſt, ich kann nichts annehmen. Soviel meine Kräfte erlauben, arbeite ich, frage nicht was, verrate mich nie. Übrigens haſſe ich die Schriftſtellerei, ich wollte lieber für Geld nähen oder ſtricken. Meine höchſte Qual iſt der um uns verbreitete Luxus, denn ſo viel kann ich nicht verdienen.

Ich hoffe zu Gott, meine Mutter hat ein Einſehen. Sie kann es nicht mit anſehen, wie ich von ſieben an mit tränengeſchwollenen Augen ſchreibe..."

Und an einer andern Stelle heißt es:

Digitized by Google

„Du, Ottilie, leidest nicht durch die Idee, Schulden zu machen, wie ich, bei der es bis zur Tollheit steigt. Mir scheint, nur Herzenssorgen kennst Du, die Du über nnd über ganz Herz bist."

Ottilie dachte allerdings auch in Geldfragen sehr großzügig; später borgte sie selber rechts und links ihre Freunde an, wenn es ihr paßte. Aber sie gab auch mit vollen Händen fort, so daß Adele sie oft an das Interesse ihrer Kinder mahnte mit den schönen Worten:

„Sei nicht zu großmütig, sei auch gerecht . . ."

Adele befand sich in Bonn, als im Jahre 1830 die Nachricht von August von Goethes Tod sie erreichte. Zerfallen mit sich selber, seiner Familie, krank und unglücklich war er nach Rom gereist, um dort einsam zu sterben. Daß von den Seinen niemand seinen Verlust sehr beklagen würde, war ihm wohl nicht unbekannt.

„Augusts Tod hat mich überrascht wie die Erfüllung einer ernsten Ahnung," äußert sich Adele. „Es hat mich sehr ergriffen wie ein ungeheurer Anfang, nicht wie ein Ende. Demnach hat ein gepeinigtes, unglückliches Dasein aufgehört, und einem armen Herzen ist die Ruhe zu gönnen. August war unglücklich in jeder Hinsicht seit vielen Jahren, vielleicht für immer. Seine Fehler treten zurück in den Schatten, wenn man seine Krankheit und die unvermeidlichen Schmerzen derselben bedenkt. Auch ich habe um ihn geweint und um die Kinder.

Holteis Brief (der Dichter Holtei war mit August befreundet) hat mich unbeschreiblich gerührt. Er hat ihn wirklich geliebt und klagt mit tiefem Schmerz um ihn, und das tut mir wohl und wird auch Dir wohltun. Ich weiß es. Deinem Wunsche nach habe ich Sterling die Trauerbotschaft mitgeteilt, es wird ihn ungeheuer erschüttern, sonst aber glaube ich, daß ihm die Zeitung, wie uns allen, die Nachricht zuerst gegeben haben wird. Liebe Ottilie, jeder Mensch baut sein Geschick, oft gibt ihm ein seltsam Ereignis das geforderte Material dazu; wehe der armen, ungeschickten Hand, die dann Mißgriffe tut. Die Bausteine zertrümmern sie. Du suchtest Freiheit und Du hast sie unverschuldet, unertrotzt.

Nun liegt in dieser Freiheit eine Abhängigkeit, an welche keiner gedacht hat. Du stehst in diesem Augenblick auf einer Höhe, die selten irgendeine Frau erreicht. Ganz Deutschland blickt auf Dich, wie auf den letzten Bewahrer eines allen eigenen Schatzes. Jetzt stehst Du ganz allein mit aller Responsabilität neben des Vaters erlöschendem Leben. Ich beneide und beklage Dich. Welchen Ernst Dir künftig die Verhältnisse aufdringen, laß mich jetzt noch nicht berühren, die Zeit, in welcher wir darüber reden, wird leider kommen. Dann wirst Du fühlen, was Du den Kindern schuldig bist, jetzt ist der Vater die Hauptsache —

Welche Flecken die Welt je in Dein Tun oder Lassen gebracht oder gefunden habe, der Augenblick einer ungeheuren Rechtfertigung ist da. Jetzt zeige Dich so wie Du warst, groß und gut. Es gibt für jedes Leben eine es

Digitized by Google

bewältigende Kraft, für Deines war Auguſt dieſe Gewalt — jetzt biſt du frei und mußt des Vaters letzte Tage verſchönen.

Du wirſt in Dir finden, was Du brauchſt, aber verſinke nicht, grüble nicht ..."

Den Rat, für den Vater zu leben, befolgte Ottilie. Trotzdem nahm ſie bald nach Auguſts Tode ihre nie ganz abgebrochenen Beziehungen zu dem Engländer Sterling wieder auf. Auch die Namen Des Voeux und Nöel finden ſich häufig in den gewechſelten Briefen.

Da Sterling ſein Vermögen verliert, ſo iſt an eine Heirat zwiſchen ihm und Ottilie nicht zu denken.

Adele äußert ſich darüber mehrfach:

„Du weißt, Ottilie, gegen eine Heirat von Sterling und Dir war ich und bin ich noch. Du kannſt Deine Kinder nicht verlaſſen. Sterling könnte Dich nicht achten, wenn Du es täteſt.

Daß Du Sterling liebſt, finde ich ganz natürlich, daß Ihr Euch ſchreibt, auch. Daß Du, hätteſt Du Vermögen, es mit ihm teilen würdeſt, obſchon ich nicht dafür wäre, ihn zu heiraten, iſt ganz klar. Du haſt aber keins, Du kannſt ihm nichts geben als Kraft und Deine Klugheit. Du kannſt ihm helfen eine neue Bahn zu brechen. Du wirſt ihn nicht nach Weimar ziehen, wo er nur miſerabel erſchiene, denn ſeine Zukunft gilt Dir viel."

Wie zärtlich Adele Ottilie immer noch liebt, wie hoch ſie ſie trotz aller Irrungen ſtellt, beweiſt folgende Briefſtelle:

„Was Du mir geweſen biſt, Ottilie, kann mir kein Menſch wieder ſein ...

... Die Männer, die Dich geachtet haben und dieſe tiefe, alles ausgleichende Achtung, die ich ſo gern als Mutter der Leidenſchaft träume, bewahrten, die haben Dich ſtets wie ein Phänomen betrachtet, und gewiſſermaßen biſt Du's auch.

Darum beneiden Dich die Weiber nicht, weil Du nicht zu klaſſifizieren biſt, darum lieben ſie Dich faſt wie ein höheres Weſen.

Mir kommt nun ſehr begreiflich vor, daß die Männernatur, die immer das Hohe bloß ergreifen will, um es ein ganz klein wenig unter ſich, ſo ſeitwärts hinzuſtellen, daß dieſe ganze Männerwelt Dich liebt, bis ſie Deiner gewiß zu ſein glaubt, und Dich dann herunterſtößt, wenn ſie Dich nicht herunterziehen kann ..."

Mit dieſer Betrachtung iſt Ottiliens Charakter und ihr Schickſal richtig erkannt. Ottilie war in der Tat ein „Phänomen" und darf, wenn man ihr gerecht werden will, mit keinem Durchſchnittsmaß gemeſſen werden. Obwohl ſie ihre Kinder leidenſchaftlich liebte, ließ ſich auch an ihrem Verhalten ihnen gegenüber viel ausſetzen. Adele tadelte ſie oft deswegen:

„Deiner Kinder Beſtes erheiſcht es, daß Du ſie dem dreifachen Weiberregiment entziehſt" (Großmutter, Mutter, Tante Ulrike), ſchreibt ſie, „täuſche Dich nicht, es wird nichts aus den Knaben auf dieſe Art; ſie haben ſchon einen ſchönen Teil ihrer Jugend durch alle dieſe Mißlaute, dieſe Melancholie verloren. Beiläufig auch durch die unglückliche Art, wie Du ihnen die Vormünder als Feinde gezeigt, was nach meiner Anſicht zu meiden war, ohne

Digitized by Google

daß Du Deiner Überzeugung abtrünnig wurdest. Aber Ottilie, Deine Überzeugungen sind vielleicht zu sehr auf Frauenansichten basiert. Doch nun ist's geschehen und alles Reden nur schmerzlich."

Das Schicksal von Walter und Wolfgang von Goethe ist bekannt. Es war ein traurig unharmonisches. Sie waren feine, vornehme Künstlernaturen — aber ohne Gestaltungskraft. Die Kinder einer zerrissenen Ehe, einer genialen, exzentrischen Mutter, eines pedantischen und trotzdem ungezügelten Vaters. Die übermenschliche Gestalt des Großvaters warf einen Schatten über all ihre kleinen Gaben und Talente, die dadurch nie zur Reife gelangten. Nach Goethes Tod am 22. März 1832 verlor Ottilie ihren stärksten moralischen Halt. Die Flammen, die in ihr brannten, Wärme und Licht um sie verbreiteten, verzehrten sie selber.

Aber auch in den dunkelsten Tagen ihres schweren, selbstverschuldeten Geschickes hielt Adele der Freundin die Treue. Das beweist der Brief, den sie ihr schrieb, als Ottilie ihr die Absicht mitteilte, ihr in Wien geborenes uneheliches Kind zu sich zu nehmen. Da Datum und Jahr nicht angegeben sind, so läßt sich der Zeitpunkt nicht genau bestimmen, doch muß es in den Jahren 1834 bis 1837 gewesen sein. Als Dokument einer Freundschaft, die sich durch nichts beirren läßt, und als Beweis von Adeles gutem Herzen und scharf berechnender Klugheit ist dieser Brief zu wichtig, um übergangen zu werden, wenn man ihn auch Ottiliens wegen lieber unerwähnt ließe:

„Tue nicht Unrecht gegen Alma," bittet Adele. „Denke an Deine Söhne, kämpfe für möglichste Schonung Deines Namens. Du hast gefehlt, vornehmlich darin, daß es nicht verborgen blieb wegen ihnen. Laß uns nun gefaßt sein. Dein Plan, die Kleine zu nehmen, ist ein Unrecht. Mein Plan ist, daß Du sie, bis meine Mutter tot ist, nicht nimmst. Dann gib sie mir. Ich kann ihr wenig Vermögen, aber eine kräftige Erziehung geben, die zu ihrer Lebensstellung paßt. Auch kann ich meinen Namen auf sie übertragen, so hat das Kind eine angewiesene Bahn, zu der Du bei Deiner Kränklichkeit ihr doch nicht helfen kannst. Du kannst ihr keinen Namen geben, ihr nichts hinterlassen; mit mir ist's anders, glaube mir, ich werde das Mögliche leisten, und mein Ruf ist so rein, daß kein Flecken auf mich fallen wird.

Habe jetzt Kraft, es ist für Dein Kind besser. Sage Deiner Mutter nichts, sie liebt ihre Enkel, stürze sie nicht in Zwiespalt mit sich selbst, trage allein, dulde, stirb schweigend und laß mich sorgen. Gott weiß, ich bin nicht hart — ich bin bloß besonnen. Kannst Du das Kind nicht in Wien lassen, so laß es weitab von Weimar sein im Anfang, so verblutet das Gerede eher. Lebe sehr eingeschränkt; um Deine Schulden zu bezahlen. Nimm vorläufig das Geld von Sibylle (Mertens). Das muß reichen. Das arme Kind darf nicht verwöhnt werden. Sehen die Leute, daß Du abzahlst, statt Schulden zu machen, wird die Existenz des Kindes ungewiß, allmählich zweifelhaft, märchenhaft. Wenn ich's nehme, wird das Gerücht erwachen — aber nie zur Gewißheit werden.

Digitized by Google

Sage mir nichts von Deinem Schmerz um Nöel oder Sterling. Wer so furchtbare Realitäten zu verarbeiten hat, braucht weiß Gott keine phantastische Leiden . . ."

Aus der Adoptierung des Kindes ist auch nach Frau Johanna Schopenhauers Tode nichts geworden.

Die Spur des armen kleinen Wesens verliert sich. Das Kind wird in den Briefen, die erhalten sind, niemals wieder erwähnt. Man möchte danach annehmen, daß es im zarten Alter gestorben ist.

Vor diesen Ereignissen, im Jahr 1831, hatte endlich auch eine Annäherung der Geschwister Schopenhauer stattgefunden. Diesmal war es Artur, der den ersten Schritt dazu tat. Er fühlte sich wohl besonders einsam und schrieb deshalb der Schwester einen einlenkenden Brief, den Adele mit den herzlichen Worten erwidert:

„. . . Ich bin überzeugt, daß unsere Charaktere viel Ähnlichkeit haben im Guten und Schlimmen. Wir wollen, denke ich, einmal sehen, wo wir zusammenpassen. Laß mich Dich sehen. Wenn ich irgendeinen Menschen zu kennen wünsche, bist Du es. Gib mir in der Nähe ein Rendezvous von ein paar Tagen in einem kleinen unbemerkten Ort, wohin ich allein reisen kann . . ."

Ein Zusammentreffen der Geschwister fand damals nicht statt, weil Artur erkrankte. Aber auch aus dem ersehnten „Kennenlernen und einander Nähertreten" wurde nicht viel. Der Bruch zwischen Mutter und Sohn, die kaum noch in jahrelangen Pausen Briefe wechselten, Arturs schroffer Charakter, die schwierigen Verhältnisse hinderten das. Auch Adele konnte es schwer verzeihen, wenn ihr jemand ungerechte Vorwürfe gemacht hatte.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Unkel siedelten Frau Johanna und Adele ganz nach Bonn über.

Die äußeren Verhältnisse gestalteten sich immer ungünstiger. Aber freundliche Beziehungen zu den Sammlern Boisserée, die Bekanntschaft mit Annette v. Droste brachten außer der sich immer mehr befestigenden Freundschaft mit Sibylle Mertens doch manche anregende Abwechslung in Adeles Leben. Auch innerlich ringt sie sich zu größerer Freiheit durch.

Frau Johanna blieb nach einem Schlaganfall lahm und kränkelte viel. Adele pflegte die Mutter mit unermüdlicher Geduld. „Daß ich die Pflege meiner Mutter für mein Erdenwerk, für eine heilige und teure Pflicht halte, weißt Du," schreibt sie einmal an Ottilie. „Als Lebenszweck kann ich's nicht erkennen, denn es erscheint mir nicht natürlich, daß ich bloß gelebt habe, um einem leider schon ausgelebten Leben noch einen Reiz zu geben."

Trotzdem versuchte sie auch das noch. Sie erfüllte den Wunsch der Mutter, die mit der Unruhe des Alters nochmals den Wohnort wechseln wollte, und zog mit ihr nach Jena. Bereits im folgenden Jahre starb Johanna Schopenhauer, am 16. April 1838. Die verwaiste Adele kehrte nach Bonn zurück.

Digitized by Google

Frau Sibylle Mertens, die als kunstverständige Archäologin galt und selbst bedeutende Sammlungen besaß, hatte einen großen Freundeskreis, in dem Adele bald eine Rolle spielte. Ihr feines Kunstverständnis, ihre Bildung und Talente schufen ihr auch schnell neue. Einen persönlichen und brieflichen Verkehr unterhielt sie mit Schlegel, d'Alton, Boisserée, Schücking und Annette v. Droste-Hülfshoff. Doch brachte kein Verhältnis, weder in der Liebe noch in der Freundschaft, Adelen jemals volles Genügen — eine reine Harmonie. Auch in ihren Beziehungen zu Frau Sibylle Mertens ertönen viele Dissonanzen.

Hauptsächlich wurden diese durch Frau Sibylles Tochter Auguste hervorgerufen, die eifersüchtig auf die Freundin ihrer Mutter war und diesen Gefühlen, als Adele sie auf einer Reise nach Italien begleitete, offen Ausdruck gab.

Der Tod von Ottiliens Tochter, Alma v. Goethe, im Jahre 1844 betrübte auch Adele sehr tief. Sie hielt sich damals in Rom auf und schrieb von dort an Ottilie nach Wien:

„Dein Geschick ist grenzenlos hart. Aber schön ist's doch, daß Du so wenigstens eine ganz reine, edle Erinnerung, einen ganz klaren Schmerz hast. Almas Herz hatte sich Dir ganz zugewandt ..."

Ihre eigene zunehmende Kränklichkeit beunruhigte Adele keineswegs. Darin dachte sie sehr philosophisch:

„Eine ruhige Freude macht mir's. Alt sein ist tausendfältiges Sterben," meinte sie. „So mag der Strom der Zeit mich fortreißen, wenn er will."

Trotz ihres Leidens war sie in diesen letzten Lebensjahren in Bonn auch schriftstellerisch sehr tätig.

Unter dem Titel „Jugendleben und Wanderbilder" gab sie den Nachlaß ihrer Mutter heraus.

Von eigenen Arbeiten erschien ein Roman, „Anna", sowie „Haus-, Wald- und Feldmärchen" (1844), die, obwohl reizvoll geschrieben, leider ganz in Vergessenheit geraten sind.

Adele selbst legte merkwürdigerweise wenig Wert auf ihr Schreiben, zu dem sie doch entschieden, das zeigen auch ihre Briefe, viel Talent besaß. Die Kunstfertigkeit, die ihr Berühmtheit verlieh, von der Goethe geradezu entzückt war, sind die reizenden Silhouetten, die sie mit einer fabelhaften Fingerfertigkeit und erlesenem Geschmack auszuschneiden verstand. Sie hatte Goethe eine große Freude gemacht, als sie ihm die „Schatten des westöstlichen Diwans", „Turban, Schal und Zubehör" sandte. Goethe stellte die hochbegabte, tief empfindende, nur durch den Zwiespalt ihrer Verhältnisse nie zur vollen Harmonie sich entfaltende Freundin seiner Schwiegertochter Ottilie stets sehr hoch.

Adeles Liebe, Bewunderung und Verehrung für Goethe war eine grenzenlose. Nach seinem Tode vertiefte sie sich oft ganz in seine Werke und lernte ihn dadurch, wie sie sagte, „erst recht kennen".

Digitized by Google

Wie gereift und geläutert Adele durch die vielen Prüfungen ihres scheinbar verfehlten Lebens war, beweisen viele wunderschöne Aussprüche, die sich in ihren Briefen finden.

Über eine Jugendliebe sagt sie einmal: „Er war das schmerzlich-schöne Mittel, das mich reifte und bildete — der Sonne Frucht, die die Blüte entfaltete und vielleicht in sie den Keim der Zerstörung senkte."

Auch auf den Verlust ihres Vermögens, der ihr so vieles vernichtete, blickte sie später mit einer wahrhaft erhabenen Ruhe zurück mit den Worten: „Ich werde nach und nach immer freudiger, und ich möchte behaupten, in den Leidensjahren habe der Glaube an Gott, an einen höheren Zusammenhang der Welten, deren kleinste vielleicht die Erde ist, große Übermacht an mir gewonnen. Die Natur ist mir lebendiger, die bestimmte Hoffnung ist mir fremder, aber die fröhliche Zuversicht deutlicher geworden. Ich möchte Gott einst den Lehrbrief, den mir meine Geburt gab, mit der schönen Überzeugung wieder zustellen, daß ich mir alle Mühe gab, des Meisters Werk ordentlich fortzutreiben, und daß, wenn ich nicht verstand, es wenigstens nie böser Wille war."

Ohne es zu wissen, sprach Adele damit ganz ihres Bruders Anschauung aus. Denn auch Artur Schopenhauer sagt:

„Das Leben ist die Sprache, in der uns die schwerste, herbste Lehre gegeben wird. Könnte sie uns auf andere Weise beigebracht werden, so lebten wir nicht."

Daß dieser geniale Bruder und diese reichbegabte Schwester, die sich so viel im Leben hätten sein und geben können, einander nie nähergetreten, sondern immer fremd geblieben sind, ist tieftraurig. Adele Schopenhauer starb in Frau Sibylle Mertens Haus in Bonn am 25. August 1849 im Alter von 52 Jahren. Ihr Bruder Artur wohnte der Beerdigung nicht bei. Nur Freunde brachten sie zur letzten Ruhe.

Die wirtschaftlichen Fragen auf dem Friedenskongreß

In den beiden feindlichen Lagern wird allmählich ein Gedanke die Oberhand gewinnen: Der Wirtschaftskrieg nach dem Friedensschluß ist ein Wahnsinn, und zwar aus politisch-ethischen wie aus wirtschaftlichen Gründen. Politisch bedeutet der Wirtschaftskrieg nichts anderes als eine Fortsetzung des Kampfes. Er kann unmöglich zur Verständigung der Völker führen, sondern muß unvermeidlich die schlechten Leidenschaften, den Haß und Neid immer wieder aufs neue aufwühlen. Wirtschaftlich gesehen würde eine gegenseitige Boykottierung nichts anderes bedeuten als eine weitere Verschärfung der ohnehin schon äußerst schweren Steuerlasten, die auf allen Völkern ruhen werden. Denn der Wirtschaftskampf bedeutet, daß man Waren, die billiger

Digitized by Google

und besser aus dem Lager der einzelnen Feinde zu beziehen sind, lieber in schlechterer Qualität und zu teureren Preisen selbst hergestellt, ausschließlich geleitet von dem Wunsch, den Gegner zu boykottieren. Wenn nun der Verbraucher gezwungen ist, aus den heimischen Fabriken Waren und gar noch in schlechter Qualität zu unnötig teuren Preisen zu kaufen, so wirkt das wie eine indirekte Steuer auf ihn. Es verringert seine Kaufkraft und trägt hierdurch wieder zur Verelendung der Masse bei.

Aus allen diesen Gründen wird wohl jeder, der sich frei fühlt von gefährlichen Leidenschaften und der nicht als einseitiger Interessent den Wunsch hegt, auf Kosten seiner Mitbürger sich zu bereichern, selbst wenn die Allgemeinheit darunter leidet, für eine gesunde Arbeitsteilung, d. h. also für eine Wiederbelebung des Weltmarktes eintreten. Wenn wir in wirschaftlicher Beziehung ein Stück Völkerbund empfehlen wollen, so muß die Aufgabe heißen: Wie können die einzelnen Länder ihre Produktion so ändern und fördern, daß sie hilft, die Wunden allmählich zu heilen? In dieser Richtung könnte unendlich vieles geschehen. Der richtige Platz hierfür wäre der Friedenskongreß, immer vorausgesetzt, daß der Geist, der dort herrscht, die einzelnen Parteien als gleichberechtigt gelten läßt und nicht etwa einen Frieden auf Kosten der einen Partei herauszuschlagen wünscht. Wenn aber ein wirklich starker Wille zur Verständigung auf beiden Seiten wirklich vorhanden ist, dann sollte es nicht schwer fallen, diese Verständigung gerade auf das wirtschaftliche Gebiet hinüberzuleiten. In hohem Grade wünschenswert wäre es nun, wenn die Gedanken der wirtschaftlichen Verständigung und der gegenseitigen Hilfe auf diesem Gebiete nicht einer späteren Zeit vorbehalten blieben, sondern wenn die Staatsmänner bereits mit fertigen Programmen auf dem Kongreß heraustreten würden. Zu diesem Zweck ist es freilich nötig, daß man heute schon in den einzelnen Ländern sich über diese Dinge klar wird. Es müßte deshalb beispielsweise Deutschland schleunigst eine Kommission von praktischen Vertretern bzw. Fachautoritäten des Handels, der Industrie und anderer Erwerbskreise zusammenberufen, um festzustellen, welchen Teil dieser internationalen Aufgaben wir erfüllen könnten und welche Aufgaben die anderen am besten zu übernehmen hätten. Selbstverständlich ist es nicht ganz leicht, die richtigen Männer auszuwählen, da fast ein jeder Praktiker seine Sonderinteressen hat. Es müßte Sache der Leitung einer solchen Kommission sein, hier zwischen Vorschlägen zu unterscheiden, die der Allgemeinheit dienen, und solchen, die lediglich den Vorschlagenden Vorteile bieten. Das Resultat einer derartigen Kommissionsberatung müßte sein, daß wir bei den Friedensverhandlungen bereits mit einem festen Plane auftreten für den wirtschaftlichen Wiederaufbau und für die zu diesem Zweck nötige Wiederbelebung des Welthandels. Denn mit der Steuerpolitik der einzelnen Mächte ist zwar manches, aber sicher nicht alles zu erreichen.

Digitized by Google

Die neue Photometrie der Gestirne

Von

Prof. Dr. P. Guthnick

Die Helligkeitsmessung der Gestirne ist in den letzten Jahren auf eine völlig neue technische Grundlage gestellt worden, die diesem wichtigen Zweige der Astronomie eine ungeahnte Entwicklungsmöglichkeit darbietet. In den Jahren 1910 bis 1912 konnten die beiden Physiker Elster und Geitel ihre jahrzehntelangen Bemühungen um den Ausbau der von ihnen angeregten lichtelektrischen Methode der Helligkeitsmessung mit vollem Erfolge im wesentlichen zum Abschluß bringen. Diese Methode beruht darauf, daß durch die Einwirkung des Lichtes auf Metalloberflächen aus diesen winzige negative elektrische Ladungen (Elektronen) ausgeschleudert werden, deren Betrag in genauem Verhältnis zur Stärke des erregenden Lichtes steht. Fängt man die Elektronen mittels eines elektrischen Leiters auf, der mit einem empfindlichen Elektrometer oder Galvanometer in Verbindung steht, so ist die Angabe des Meßinstrumentes ein genaues Maß für die Stärke des von der lichtempfindlichen Metalloberfläche empfangenen Lichtes. Als besonders geeignete Metalle haben sich Natrium, Kalium, Rubidium und Caesium erwiesen, weil sie nicht nur, wie die übrigen Metalle, auf ultraviolettes Licht, sondern auch auf gewöhnliches, sichtbares Licht merklich reagieren. Da diese Metalle sich an der Luft sofort verändern und selbst zu Wasserstoff noch chemische Verwandtschaft zeigen, so werden sie in eine luftleere oder mit verdünntem Argon- oder Heliumgas gefüllte Glaskugel eingeschlossen. Man nennt eine solche Einrichtung lichtelektrische Zelle. Die verdünne Gasfüllung bewirkt, daß die lichtelektrische Wirkung erheblich verstärkt wird.

Die Kenntnis der lichtelektrischen Erscheinungen geht bis auf Heinrich Hertz zurück, der 1887 den Einfluß ultravioletten Lichtes auf elektrische Entladungen entdeckte. Kurz darauf gelang Hallwachs, indem er der von Hertz beobachteten Erscheinung nachging, die Entdeckung der entladenden Wirkung ultravioletten Lichtes auf negativ geladene, isolierte elektrische Leiter und damit des eigentlichen Photoeffektes. Nach ihm nennt man diese Erscheinungen lichtelektrische. Mit ihrer weiteren Erforschung sind vor allem die Namen Elster und Geitel, Lenard, J. J. Thomson, Pohl und Pringsheim verknüpft. Elster und Geitel erkannten schon frühzeitig die Bedeutung der lichtelektrischen Erscheinungen für die Photometrie im allgemeinen und besonders für die Helligkeitsmessung der Gestirne. Ihr Bestreben war daher seit langem darauf gerichtet, die lichtelektrische Methode astrophotometrisch verwendbar zu machen. Das Ziel war erreicht mit der Entdeckung der auf das Vielfache gesteigerten Empfindlichkeit der Alkalimetalle im sogenannten kolloidalen Zustande, besonders gegenüber sichtbarem Licht. Es entstanden 1912 das Elster- und Geitelsche lichtelektrische Photometer für Helligkeitsmessungen an beliebigen Lichtquellen

Digitized by Google

und das Kochsche registrierende Mikrophotometer für die Ausmessung von Spektralaufnahmen u. dgl. Im Jahre 1913 wurde auf der Sternwarte zu Berlin-Babelsberg nach einjährigen Versuchen das erste lichtelektrische Astrophotometer in Tätigkeit gesetzt, das in einer Anpassung des Elster- und Geitelschen Apparates an die astrophotometrischen Zwecke besteht. Zur gleichen Zeit baute Rosenberg auf der Sternwarte zu Tübingen und 1915 Stebbins in Urbana (Ill.) ein solches Instrument. Von Babelsberg und Urbana liegen bereits größere Beobachtungsreihen vor, die ein Urteil über die Brauchbarkeit der neuen Methode für astrophotometrische Aufgaben gestatten. Über die Ergebnisse der Babelsberger Beobachtungen werde ich im folgenden berichten.

Der Vorteil der lichtelektrischen Methode gegenüber den bisher in der Astrophotometrie angewandten visuellen und photographischen Methoden beruht erstens auf ihrer großen Genauigkeit, die ungefähr das Zehnfache der durchschnittlichen Genauigkeit der bisherigen Methoden beträgt und wegen des unvermeidlichen störenden Einflusses der Atmosphäre die Grenze des überhaupt Erreichbaren darstellt; zweitens auf ihrer fast völligen Objektivität. Letzteres will besagen, daß der unwillkürliche Einfluß des Beobachters auf die Messungsergebnisse bei ihr praktisch völlig ausgeschaltet ist, was man von den anderen Methoden, bei denen dem Auge die Beurteilung der Gleichheit zweier Intensitäten obliegt, nicht behaupten kann. Von der in gewisser Beziehung als Vorläuferin der lichtelektrischen Methode anzusehenden, auf einer elektrischen Eigenschaft des Selen beruhenden selenphotometrischen Methode, mit der Stebbins in den Jahren 1909 bis 1912 schöne Erfolge erzielt hat, kann in dieser Betrachtung abgesehen werden, nachdem Stebbins selbst diese Methode wegen der unberechenbaren Tücken des Selen verlassen hat. Der Nachteil der lichtelektrischen Methode gegenüber den visuellen und photographischen besteht in ihrer vorerst noch ziemlich geringen Empfindlichkeit. Während mit einem Fernrohr von 30 cm Objektivöffnung visuelle oder photographische Helligkeitsmessungen von Sternen bis herab zur 13. Größe noch keine besonderen Schwierigkeiten bereiten, reicht die Zelle unter den gleichen Bedingungen nur bis zur 7. Größe. Aber dieser Nachteil bedeutet vorläufig noch kein ernstes Hindernis, denn die Erhöhung der Genauigkeit der Messungen hat den Kreis der Aufgaben unter den helleren Gestirnen derart erweitert, daß dort noch Arbeitsstoff für Jahrzehnte vorhanden ist. Zudem hat man es ja in der Hand, sofern die nötigen Geldmittel zur Verfügung stehen, die Zelle mit einem möglichst lichtstarken Fernrohr zu verbinden, wodurch noch mehrere Größenklassen gewonnen werden können. Dabei ist es ein großer Vorteil, daß das Objektiv des Fernrohres kein erstklassiges, ja nicht einmal ein achromatisches zu sein braucht, wodurch die Herstellungskosten ganz bedeutend erniedrigt werden.

Das Arbeitsfeld der neuen Methode soll nun etwas näher beschrieben werden. Die scheinbare Helligkeit und das Spektrum der Fixsterne sind zunächst an sich von großem wissenschaftlichem Interesse. In allen statistischen Untersuchungen über den Bau und die Ausdehnung des Fixsternsystems bilden

Digitized by Google

diese beiden Elemente neben den Eigenbewegungen und den wenigen bekannten direkt gemessenen Entfernungen die Grundlage der Forschung. Die scheinbare Helligkeit eines Sternes ist außer von seiner wahren Helligkeit abhängig von der Entfernung des Sternes, kann also unter gewissen Voraussetzungen als Maß für die Entfernung benutzt werden. Das Spektrum ist ein wichtiges Kriterium für die wahre Helligkeit und für den Entwicklungszustand der Sterne, der seinerseits wieder mit der Eigenbewegung gesetzmäßig verknüpft ist. Das Spektrum kann unmittelbar mit dem Spektroskop oder Spektrographen, außerdem sehr genau auf rein photometrischem Wege bestimmt werden, welche Methode für die lichtschwachen Sterne allein in Betracht kommt, aber auch für die helleren Sterne, deren Spektraltypus unmittelbar bestimmt werden kann, wertvolle Daten liefert. Beide Aufgaben, die Bestimmung der scheinbaren Helligkeit und die photometrische Bestimmung des Spektrums, setzen die strenge Festlegung der Helligkeitsskala der Messungen voraus: wenn ich z. B. für das Helligkeitsverhältnis zweier Sterne durch meine Messungen im Mittel stets den Wert 1 : 2,50 statt des wahren 1 : 2,45 finde, wenn also die angewandte Methode die Wirklichkeit systematisch um 2% verfälscht, so bewirkt dies bereits einen Fehler von über 20% in der relativen Helligkeit der Sterne 1. und 11. oder 5. und 15. Größe. So große und noch größere systematische Fehler dieser Art sind aber bei den visuellen und photographischen Methoden durchaus im Bereich des Möglichen und auch bereits nachgewiesen. Demgegenüber kann bei der lichtelektrischen Methode praktisch völlig strenge Proportionalität zwischen erregendem Licht und gemessenem Effekt erzielt und ihr Vorhandensein jederzeit leicht geprüft werden. Die photometrische Bestimmung des Spektrums läßt sich lichtelektrisch auf eine höchst einfache und genaue Weise mittels geeigneter farbiger Gläser (Farbenfilter) ausführen, wobei die Notwendigkeit einer genauen Helligkeitsskala fortfällt.

Weit wichtiger ist die lichtelektrische Methode für das große, bisher erst ganz im groben erforschte Gebiet der Sterne mit veränderlicher Helligkeit sowie für die mannigfachen, theoretisch höchst interessanten Helligkeitsschwankungen der Planeten und der anderen Glieder unseres Sonnensystems. Die bisherigen astrophotometrischen Methoden versagen in der Regel, wenn die Schwankungen der Helligkeit eines Gestirns weniger als etwa 20% betragen. Nur ganz ausnahmsweise und unter besonders günstigen Umständen ist es gelungen, photographisch oder visuell das Vorhandensein und den Verlauf von Helligkeitsschwankungen sicher zu erkennen, deren Umfang weniger als 20% beträgt. Es waren also nur die gröberen Fälle von Veränderlichkeit der Forschung zugänglich. Betrachten wir z. B. die Veränderlichen vom Bedeckungstypus (Algol- und Beta Lyrae-Typus). Die Veränderlichen dieser Gattung bestehen aus zwei umeinander kreisenden Sternen, deren Bahn im Raume so liegt, daß für den Beobachter auf der Erde gegenseitige Bedeckungen der beiden Komponenten ähnlich der Bedeckung der Sonne durch den Mond bei einer Sonnenfinsternis stattfinden. Die scheinbare Entfernung der Komponenten solcher

Digitized by Google

Doppelsternsysteme voneinander ist so gering, daß selbst die stärksten Fernrohre stets nur einen Stern zeigen. Aber zur Zeit der Bedeckungen sinkt die Helligkeit um einen gewissen, von der Größe der Bedeckung usw. abhängenden Betrag herab, da dann nicht das gesamte Licht der beiden Komponenten zu uns gelangen kann. Ist die Bedeckung eine teilweise, oder eine der beiden Komponenten klein im Vergleich zur anderen, so können die Helligkeitsschwankungen so gering sein, daß sie sich sehr leicht der Wahrnehmung überhaupt entziehen. Hat beispielsweise die eine Komponente einen viermal kleineren Durchmesser als die andere, so würde die Helligkeit in den Bedeckungen höchstens um 6% abnehmen, ein Betrag, der durch die bisherigen Methoden nicht feststellbar ist. Mithin mußte bei den älteren Methoden der größte Teil dieser Fälle verborgen bleiben, deren Bedeutung für die Wissenschaft unter anderem darin besteht, daß sie die auf sonstige Weise nicht zu erlangende Kenntnis der Lage und Dimensionen der Bahnen enger Doppelsternsysteme, ferner der Größe und der Figur ihrer Komponenten vermitteln. Die lichtelektrische Methode hat in den wenigen Jahren ihrer Anwendung an einer einzigen Sternwarte außer vielen anderen Fällen bereits einige Systeme auffinden lassen, in denen eine der beiden Komponenten so klein ist, daß sie beim Vorübergang nur wenige Prozent der Scheibe der größeren bedeckt. In einem Falle, Beta Ursae majoris, beträgt die Lichtverminderung nur 2%. Vergleichsweise würde für einen Beobachter im Weltraum die Helligkeit der Sonne um 1% vermindert werden, wenn ihr Planet Jupiter, dessen Durchmesser rund ein Zehntel des Sonnendurchmessers beträgt, vor ihrer Scheibe vorüberwanderte. In solchen Fällen läßt das Spektroskop die Duplizität des Sternes in der Regel gar nicht oder höchstens vermutungsweise erkennen. Es bedurfte in der Tat genauester spektroskopischer Untersuchung, um das eben erwähnte Doppelsternsystem auch auf diesem Wege nachzuweisen. Hier liegt also noch ein unübersehbares, wichtiges Arbeitsfeld vor, dessen Ausbeutung zu den schönsten wissenschaftlichen Hoffnungen berechtigt.

In gewisser Beziehung ähnlich liegen die Verhältnisse bei einer anderen Klasse von Veränderlichen, den Sternen vom Delta Cephei-Typus und ihren Verwandten. Die Regelmäßigkeit ihres kurzperiodischen Lichtwechsels und die in den Spektren der helleren von ihnen gefundenen, mit der Periode des Lichtwechsels verlaufenden Linienverschiebungen führten zunächst zu der ungezwungenen Anschauung, daß auch hier enge Doppelsternsysteme vorlägen. Der Lichtwechsel ließ sich aber in diesem Falle nicht durch Bedeckungen erklären, sondern mußte durch irgendwelche physische Einwirkungen der Komponenten aufeinander entstehen. Gewisse Eigentümlichkeiten der Delta Cephei-Sterne, vor allem die Unmöglichkeit, in statistischen Untersuchungen sie mit den übrigen spektroskopischen Doppelsternen unter einen Hut zu bringen, ferner die befremdende Tatsache, daß in keinem der genauer untersuchten Fälle die schwächere Komponente im Spektrum nachweisbar war, was bei anderen spektroskopischen Doppelsternen ziemlich häufig gelungen ist, erweckten indessen

Digitized by Google

in den letzten Jahren vor dem Kriege starken Zweifel an der Doppelsternnatur dieser Veränderlichen. Es kam die auf Ergebnisse theoretischer Betrachtungen sich stützende Anschauung auf, daß diese Sterne, Gaskugeln von wahrscheinlich viel geringerer Dichte als die Sonne, durch irgendeinen Anlaß in Eigenschwingungen geraten seien und nun wegen der geringen inneren Reibung durch lange Zeiträume hindurch pulsierten, wodurch parallel verlaufende Helligkeitsschwankungen und Linienverschiebungen erzeugt würden. Die Frage ist von allgemeiner Bedeutung in mehrfacher Hinsicht. Es sei nur auf folgendes hingewiesen. Wenn die zweite Anschauung der Wirklichkeit entsprechen sollte, dann müßte es bezüglich der Mehrzahl der Fälle periodischer Linienverschiebungen zweifelhaft bleiben, ob diese Verschiebungen durch Bahnbewegung eines engen Doppelsternsystems oder durch Pulsationen eines einzelnen Sternes hervorgerufen werden. Nur in den Fällen, in denen beide Komponenten hell genug sind, um sich im Spektrum durch ihre Linien zu verraten, würde man sicher sein, ein Doppelsternsystem vor sich zu haben. Hier ist die lichtelektrische Methode berufen, die Entscheidung zu bringen. Es stellte sich alsbald heraus, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Sterne mit kurzperiodischen Linienverschiebungen kleine Helligkeitsschwankungen nachweisbar sind, die mit der Periode der Linienverschiebungen verlaufen und Ähnlichkeit mit den Helligkeitsschwankungen der Delta Cephei-Sterne und ihrer Verwandten haben. Sie konnten insbesondere auch an unzweifelhaften spektroskopischen Doppelsternen, bei denen beide Komponenten im Spektrum nachweisbar sind, festgestellt werden. Früher hatten sie sich der Feststellung entzogen, weil sie in der Regel nur wenige Prozent der Helligkeit betragen. Die bisherigen Untersuchungsergebnisse deuten darauf hin, daß diese kleinen Helligkeitsschwankungen im Zusammenhang mit meteorologischen Vorgängen in den Sternatmosphären stehen, die von den gegenseitigen physischen Einwirkungen der Komponenten beherrscht werden. Die gewöhnlichen Delta Cephei-Sterne sind dann wahrscheinlich die den älteren photometrischen Methoden allein zugänglich gewesenen extremen Fälle, in denen Verhältnisse obwalten, die zwar das Zustandekommen eines besonders starken Lichtwechsels begünstigen, im übrigen aber keine wesentliche Bedeutung besitzen und daher die Forschung irrezuführen imstande sind. Dieses Forschungsgebiet, an dessen äußerem Rande wir uns erst befinden, ist so ausgedehnt und so mannigfaltig, daß auch hier reichste Ausbeute winkt. Ähnliches gilt von den übrigen Klassen von veränderlichen Sternen, worauf hier nicht eingegangen werden soll.

Auch in unserer näheren Umgebung, im Sonnensystem, harrt eine große Anzahl von wichtigen Problemen, die den älteren Beobachtungsmethoden widerstanden, der Erledigung durch die neue Methode. Einige sind schon erfolgreich in Angriff genommen. Unser Nachbarplanet Mars zeigte 1914 und 1916 einen Lichtwechsel im Umfange von 16% seiner mittleren Helligkeit, der mit der Periode seiner Achsendrehung verlief, also offenbar von den Flecken auf der Oberfläche des Planeten herrührt. Dies ist an sich von geringem wissen-

Digitized by Google

schaftlichem Interesse, da die Umdrehungszeit des Planeten durch die unmittelbare Beobachtung der Flecken schon längst sehr genau bestimmt werden konnte. Aber es sind noch mehrere große Planeten (Venus, Uranus und Neptun) und die ganze Schar der kleinen Planeten vorhanden, bei denen es bisher nicht möglich war, hinreichend deutliche Flecken zu erkennen, die die Bestimmung der Umdrehungszeit ermöglichen. Für diese ist nun Aussicht vorhanden, daß dies auf lichtelektrischem Wege gelingt. Die Messungen an Mars haben auch sehr deutliche Spuren rapider meteorologischer Vorgänge auf diesem Planeten enthüllt, die durch die unmittelbare Beobachtung nur schwierig und unsicher zu erkennen sind. Auf die gleiche Weise wird man vielleicht auch einige physische Aufschlüsse über den Planeten Venus erhalten, dessen Scheibe im Fernrohr so gut wie keine Einzelheiten erkennen läßt. Bei Saturn konnte ein altes, berühmtes Problem endgültig erledigt werden, das die Konstitution des Ringes betrifft. H. v. Seeliger hat bereits vor mehr als dreißig Jahren durch theoretische Betrachtungen gezeigt, daß der Ring des Saturn, wenn er, wie man aus mechanischen Gründen anzunehmen gezwungen war, aus einem Schwarm von ganz kleinen Monden, also sozusagen aus einer riesigen Staubmasse besteht, zur Zeit der Opposition des Planeten eine eigentümliche Helligkeitsschwankung zeigen muß, die unter Umständen nur wenige Tage merklich zu sein braucht. Der Nachweis des Seeligerschen Phänomens mußte daher von großem Interesse sein. Ausgedehnte visuelle Helligkeitsmessungen an Saturn von G. Müller hatten in der Tat nicht unbeträchtliche Helligkeitsschwankungen in dem von der Seeligerschen Theorie erforderten Sinne ergeben, indessen war die Genauigkeit der Beobachtungsmethode nicht hinreichend, um die Erscheinungen völlig klarzulegen, und so blieb der Zweifel bestehen, ob die von der Theorie geforderte Erscheinung wirklich vorhanden sei, oder ob sie durch eine andere, ähnlich verlaufende und ebenfalls zu erwartende Erscheinung, die aber eine andere Ursache hat und allen Planeten gemeinsam ist, vorgetäuscht würde. Diese letztere Erscheinung ist der gewöhnliche Phaseneinfluß. Die lichtelektrischen Messungen haben nun in der Tat das Vorhandensein des Seeligerschen Phänomens, das in einer plötzlichen Zu- und Abnahme der Helligkeit des Ringes um die Zeit der Opposition des Saturn herum besteht, unzweifelhaft erwiesen. Es spielt sich zur Hauptsache in dem engen Zeitraum von vier Tagen vor bis vier Tage nach der Opposition ab. Damit ist dieses wichtige Problem im Sinne der damaligen Forscher entschieden. Es ist zu erwarten, daß die Ergebnisse der lichtelektrischen Messungen an den Gliedern unseres Sonnensystems den Anstoß zum weiteren Ausbau der seit Seeligers Arbeiten kaum mehr geförderten schwierigen Theorie der Beleuchtung der Planeten und der anderen in erborgtem Licht leuchtenden Himmelskörper bilden wird.

Schließlich möge noch eine Frage berührt werden, die auch für das praktische Leben eine große Bedeutung besitzt; es ist die Frage der Veränderlichkeit der Sonnenstrahlung. Die elfjährige Fleckenperiode der Sonne legte bereits früh die Vermutung nahe, daß die Sonne als ein veränderlicher Stern mit einer

Digitized by Google

elfjährigen Lichtwechselperiode zu betrachten sei. Es ist klar, daß es für die Meteorologie überaus wichtig sein muß, festzustellen, ob die Gesamtstrahlung der Sonne in der Tat einer merklichen Schwankung unterliegt. G. Müller fand durch langjährige Helligkeitsmessungen an den großen Planeten, die, weil sie im reflektierten Sonnenlicht leuchten, die Veränderungen der Sonnenstrahlung widerspiegeln müssen, tatsächlich eine nicht unbedeutende Schwankung der Helligkeit einiger der Planeten, die mit der elfjährigen Fleckenperiode zu verlaufen schien. Er sprach sich mit großer Reserve dahin aus, daß eine Schwankung der Sonnenhelligkeit die Ursache dieser Erscheinung sein möge. Ferner fanden amerikanische Forscher durch unmittelbare Messungen der Sonnenstrahlung ganz schnelle Veränderungen derselben in unregelmäßigen, nach Tagen oder wenigen Wochen zählenden Perioden. Solche Schwankungen, wie sie sie fanden, müßten auf der Erdoberfläche Schwankungen der mittleren Temperatur bis zu mehreren Graden zur Folge haben. Es müßten also die meteorologischen Vorgänge auf der Erde in hohem Maße von diesen Schwankungen der Sonnenstrahlung beherrscht werden. Auch hier hat die lichtelektrische Methode auf dem Umwege über die Planeten Klarheit geschaffen. Schnelle Schwankungen der Sonnenstrahlung von merklichem Betrage sind in Wirklichkeit nicht vorhanden, wie fortgesetzte Messungen an Jupiter und Saturn gezeigt haben. Die von den amerikanischen Forschern an verschiedenen, klimatisch sehr günstigen Punkten Amerikas und Afrikas festgestellten Veränderungen der Sonnenstrahlung sind durch Schwankungen der Durchsichtigkeit der Atmosphäre zu erklären, die auch in den scheinbar günstigsten Klimaten vorhanden sind. Die Frage der elfjährigen Schwankung ist wegen der Kürze der Zeit noch nicht endgültig erledigt. Die bisherigen Messungen, die vom letzten Fleckenminimum der Sonne bis zum gegenwärtigen Fleckenmaximum gehen, machen es in hohem Grade wahrscheinlich, daß auch die Fleckentätigkeit der Sonne auf ihre Gesamtstrahlung keinen merklichen Einfluß hat. Die von Müller beobachtete langsame Schwankung der Helligkeit mehrerer der großen Planeten hat vermutlich ihren Grund in langperiodischen meteorologischen Vorgängen auf diesen Planeten gehabt, deren Ursache ebenso wie die ähnlicher Vorgänge auf der Erde noch nicht geklärt ist.

Die vorstehenden Darlegungen werden hinreichend gezeigt haben, daß in der lichtelektrischen Methode der Astronomie ein Forschungsinstrument dargeboten ist, welches den beiden anderen, in der neueren Zeit ihr erwachsenen mächtigen Hilfsmitteln, der photographischen Platte und dem Spektroskop, als ebenbürtig zur Seite zu stellen ist. „In fact, it requires no unusual stretch of imagination to foresee that this photometer may be as powerful a tool in the hands of astronomers as the spectroscope and photographic plate have been." So urteilt bereits im Herbst 1913 W. W. Campbell, der bekannte Direktor der Lick-Sternwarte, in einem Bericht über die damaligen beiden Astronomenversammlungen in Deutschland, bei denen er Gelegenheit hatte, sich über die neue Methode zu unterrichten. Die bisherigen Ergebnisse,

Digitized by Google

dies möge noch ausdrücklich hervorgehoben werden, sind mit sehr bescheidenen optischen Mitteln und in einem für solche Untersuchungen nicht günstigen Klima erzielt worden.

Kulturpolitik[1])

Von

Max Dessoir

I

Ich vermag nicht zu sagen, wann das vieldeutige und verfängliche Wort „Kulturpolitik" aufgetaucht ist. Unsere Verwendung des Begriffes Kultur hat seit Kriegsbeginn die Gegner in maßlose Aufregung versetzt und sie dahin gebracht, deutsche Kulturpolitik als ein die Menschheit gefährdendes Unternehmen zu brandmarken; aber die ohne Verständnis für die Sache geführten Schläge spalten bloß Luft. Nachteiliger finde ich, daß wir selber uns einigermaßen im unklaren sind. Wenigstens mir erging es so. Als ich mit Einzelfragen der Kulturpolitik in Berührung kam — von ihnen wird nachher gesprochen werden —, empfand ich das Bedürfnis nach Verdeutlichung des Zusammenhangs zwischen Politik und Kultur überhaupt; ich denke nun, andere werden in der gleichen Lage und daher geneigt sein, selbst etwas schulmeisterlich klingenden Ausführungen Gehör zu schenken.

Kultur, so meine ich, bedeutet einen Inbegriff geistiger Werte, der mit den Worten Religion, Wissenschaft, Kunst näher bezeichnet wird. Es handelt sich um Wirkungseinheiten, in denen Menschen zu gemeinsamer Leistung verbunden sind, und um das Ineinandergreifen jener Wirkungseinheiten. Kultur entsteht so, daß der Mensch vermöge seiner Geistigkeit aus dem Gegebenen unstoffliche Lebensinhalte herausarbeitet; sie gipfelt darin, daß die allgemeingültigen, seinsollenden Inhalte über das bloße Dasein gestellt werden. Durch eine Überhöhung der Natur und durch eine Entpersönlichung des Bewußtseins bildet sich der Wille zur sittlichen Verantwortung, zur Wahrheit, zur künstlerischen Gestaltung. Diese Erhebung zur Geisteswelt brauchen wir um so dringender, je mehr der Krieg uns alle auf die ursprünglichsten Notwendigkeiten zurückwerfen möchte. Aber wir brauchen sie eben nicht nur als Einzelwesen, sondern vornehmlich als Glieder staatlicher und nationaler Gemeinschaft.

---

[1]) Indem ich am 1. November den Druckabzug des im Juni 1918 niedergeschriebenen Aufsatzes durchsehe, bemerke ich, wie vieles heute nicht mehr „zeitgemäß" ist, und ich stelle mir vor, daß dies Mißverhältnis sich am 1. Dezember, wenn das Heft in die Hände der Leser kommt, noch stärker fühlbar machen wird. Trotzdem glaube ich die Veröffentlichung aufrecht halten zu können, da das Wesentliche der Ausführungen auch durch die ungeheuren Ereignisse der letzten Tage nicht betroffen wird.

Digitized by Google

Unter Politik verstehen wir: alle vom Staat ausgehenden Maßnahmen, die unmittelbar oder mittelbar seinen Zwecken dienen sollen; ihre nähere Bestimmung hängt demnach davon ab, wie das Wesen des Staats und seiner Zwecke aufgefaßt wird. Während früher der Staat hauptsächlich als Träger der Rechtsordnung angesehen wurde, stimmen Droysen (Historik, 3. Aufl., S. 31 f.) und Eduard Meyer (Weltgeschichte und Weltkrieg, 1916, S. 154) darin überein, daß die Kreise des Rechts und der Macht auseinanderfallen, und Meyer folgert, daß die Durchführung eines richtigen Rechts mit dem Begriff des Staats als organisierter Macht gar nichts zu tun habe. Soll dies wirklich das letzte Wort sein? Ich berufe mich zum Gegenbeweis auf einen dritten Historiker. In dem berühmten „Politischen Gespräch" von 1836 hat Ranke gesagt: „Macht an sich tut es nicht; sie ist ein Instrument, bei dem es erst darauf ankommt, wozu man es braucht, ob man es überhaupt zu brauchen versteht" (Sämtl. Werke, Bd. 49/50, S. 317). Anders ausgedrückt: es muß das Wertproblem des Staats aufgeworfen werden. Wenn der Staat bloß das tatsächliche Dasein einer organisierten Macht hätte, wenn er keinem idealen Zweck diente, so besäße er kaum einen tiefer begründeten Anspruch auf Verwendung der Kultur; diese würde vielmehr von der politischen Technik lediglich als ein Mittel unter vielen benutzt werden. Mir scheint hingegen, daß der Staat dasein *soll*, d. h. einen Wert darstellt, und als solcher mit den rein geistigen Werten verbunden ist. Ich möchte wiederum einen Satz Rankes anführen. Er steht am Schluß der Schrift über „Die großen Mächte" und sagt von Staaten und Völkern: „Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken." Ist aber der Staat eine „moralische Energie", so hat er einen entscheidenden Zug gemein mit den als Kultur in die Erscheinung tretenden „schöpferischen Kräften".

Es ist nämlich ebenso ein Irrtum, den Staat als eine sich selbst genügende Willensmacht zu bestimmen, wie es ein Irrtum ist, geistiges Wesen in Versenkung, Nachdenken, Betrachtung erschöpft zu glauben.

Zur Klärung des ersten Mißverständnisses genügt es fast, die Frage aufzuwerfen: ob denn der Staatsgedanke das einzige Ziel aller Arbeit sei, die innerhalb eines Staatsverbandes geleistet wird? In unserem Gedankengang liegt es nahe, an die reine Wissenschaft zu erinnern; überzeugender noch wirkt der Hinweis, daß die Sorge um die Familie zwar vom Staat umschlossen, aber nicht auf ihn abgezweckt ist. Gewiß soll der Staat sich möglichst machtvoll behaupten, aber doch nur, weil er einen unabhängigen Wert in sich verwirklicht; sonst würde ihm ein Rechtsgrund für den Machtanspruch fehlen. Dieser Wert liegt in dem Volkstum, auf das der Staat sich stützt. In unserer Zeit, die den Nationalismus zur stärksten Entfaltung gebracht hat, bedarf es zur Begründung keiner langen Beweisgänge. Wir wissen wohl, daß der Staat meist einen engeren Umfang hat als die Nation und daß er sogar innerhalb seiner Grenzen mehrere Nationen beherbergen kann

Digitized by Google

(oder konnte). Aber wir fühlen mit aller Bestimmtheit, daß der Wert des Deutschen Reichs gebunden ist an das Deutschtum; das Reich ruht auf dem Boden einer einzigen Nation, und seine Machtmittel sind regelmäßig zur Förderung deutschen Geistes aufzuwenden.

Was den zweiten Punkt betrifft, so gilt es einzusehen, daß die Arbeit des Einzelnen an der Kultur nicht so sehr im Gewinn von Kenntnissen oder Genüssen gipfelt, als vielmehr in der Erziehung zu Sachlichkeit und Verantwortlichkeit. Erst durch den Zusammenhang des Tatlebens, durch Verwurzelung im Sittlichen, durch Verankerung in einem unzurückführbaren Wollen erhält geistiges Wesen wahre Festigkeit. Ohne diese Festigkeit vermöchte es sich im Kampf nicht zu behaupten. Der Kampf aber ist unvermeidlich, da Kultur samt ihren Trägern nicht im luftleeren Raume lebt, sondern sich durchsetzen muß gegenüber der Macht des Grundbesitzes und des Geldes, sowie gegenüber den Ansprüchen der Masse. Die Männer des Glaubens, des Wissens, des Gestaltens wollen mehr als bloß betrachten: sie wollen das Leben formen. Wer unsere jungen Künstler und Gelehrten kennt, weiß, daß sie sich als Schaffende im höchsten Sinne fühlen.

Die Bestimmung des Staates, ein Volkstum zu formen und zu sichern, trifft auf Hindernisse, wenn sie sich im Umkreis geistiger Leistungen erfüllen will. Denn das Geistige reicht über das Nationale hinaus. Wohlgemerkt: es fällt mit ihm nicht zusammen, ist jedoch eng mit ihm verknüpft. Als Lamprecht sich nach „der vollständigen Entwicklung eines Lebenszweiges der deutschen Geschichte" umblickte, fand er sie im Fortschreiten der Phantasietätigkeit, zumal der bildenden Kunst. Den Dichter nennt man den Herzenskündiger, den Tonschöpfer den Mund des Volkes. Es scheint wirklich: Kunst sei das Leben eines Volkes, in bestimmten Formen ausgedrückt. Immerhin kann schon am Beispiel der Kunst gezeigt werden, daß es einseitig wäre, Kultur lediglich zu einem Erzeugnis des Volksgeistes zu machen. Es gibt nämlich eine Entwicklung der bildenden Kunst im Sinne einer Geschichte des Sehens überhaupt, wobei die nationalen Unterschiede in den Hintergrund treten, es gibt bleibende Gegensätze (wie Formkunst und Ausdruckskunst), die sich bei allen Völkern finden, es gibt Stile, die zur selben Zeit das Kunstschaffen vieler Völker durchdringen — mit einem Wort, Kunst entfaltet sich und dehnt sich aus, ohne in allen Punkten von nationalen Voraussetzungen erfaßt zu sein. An den übrigen Kreisen geistigen Lebens erkennen wir es vielleicht noch klarer. Religion als Dogma, als fides quae creditur, will die Gläubigen aus allen Völkern einen und schafft sich in der Kirche — z. B. in der katholischen — eine volksfremde Gemeinschaftsform, die dem Staatsgefüge ähnlich sieht. Wissenschaftliche Probleme wandern über die Grenzen der Völker: die Beweise der Mathematik sind grundsätzlich jedermann zugänglich, welchem Volk und Staat er auch angehören möge. Demnach zeigt Kultur ein doppeltes Gesicht. Die geistigen Werte haben ein übernationales, überzeitliches Wesen und enthüllen es nach einer in ihnen selbst beschlossenen

Digitized by Google

Gesetzmäßigkeit; zugleich aber verwirklichen sie sich nur im Leben der Völker wie der Einzelmenschen; ihr Geheimnis liegt darin, daß beides sich durchdringt und keins das andere entbehren kann.

Dies Ergebnis ist auch festzuhalten gegenüber jener Lehre, wonach Kultur aus klimatischen Verhältnissen, völkischen Besonderheiten, wirtschaftlichen Bedingungen entstanden und dauernd an solche Voraussetzungen gebunden sei. Denn der zweite Teil des Satzes folgt nicht aus dem ersten, d. h. mit dem Ursprung einer Sache fällt ihr Wesen noch keineswegs zusammen. Sollte Geistiges wirklich in solcher Abhängigkeit begonnen haben, dann ist es doch später befreit und verselbständigt worden; wäre dem nicht so, dann könnte es ja überhaupt keinen geistigen Austausch geben zwischen Nord und Süd oder zwischen Deutschen und Slawen. In Wahrheit sind die Völker samt und sonders dadurch groß geworden, daß sie unaufhörlich fremdes Kulturgut aufgenommen haben; für das Geistige gibt es weder Selbstgenügsamkeit, noch Binnenwirtschaft, noch Verrufserklärung. Aber es bleibt allerdings dabei, daß alles Geistige eine nationale Klangfarbe hat. In jedem Volk lebt ein Sondergeist, und dieser Sondergeist ist der Menschheit so lange unentbehrlich, wie er noch etwas zu verkünden weiß. Manche Nationen sind schnell entschwunden, andere — wie die Griechen — scheinen unvergänglich zum geistigen Besitztum der Menschheit zu gehören. Was deutsche Kultur betrifft, so ist ihre Weltzeit gewiß noch nicht abgelaufen, und sie wird daher durch Bewahrung ihrer Eigenart und Eingliederung in eine Kulturgemeinschaft am besten der Verwirklichung der höchsten Werte dienen. Man muß nur festhalten, daß die Zielvorstellungen einer unterschiedslosen Humanitas oder eines theosophischen „Bruderbundes" oder eines „All-Arierwaldes" ernsthaft nicht in Frage kommen. Es handelt sich um ein „europäisches Konzert", in dem verschiedene Instrumentalgruppen zusammenwirken sollen.

Was folgt daraus? Der Staat stellt als Verkörperung nationalen Geistes einen Wert dar und ist mit den Inhalten menschheitlicher Kultur, sofern sie notwendig auch eine nationale Eigenart haben, in verwandtschaftlicher Beziehung. Unsere Kulturpolitik darf und soll demnach deutsch sein. Leider wird die Ausführung dieses Verlangens durch die bundesstaatliche Verfassung erschwert. Als das neue Reich gegründet wurde, erhielt es alle wesentlichen politischen und wirtschaftlichen Machtmittel zugewiesen; die geistigen Güter indessen blieben den einzelnen Bundesstaaten anvertraut. Aus der hierdurch bedingten Verteilung auf viele kleine Mittelpunkte, aus der Bewahrung alter Sonderarten, aus dem Wettbewerb der Einzelstaaten ist Segen ohne Ende geflossen. Allein, was von innen her betrachtet als lebendige Mannigfaltigkeit gerühmt werden darf, macht sich nach außen hin als Zersplitterung geltend und lähmt die Stoßkraft deutscher Kultur. Ich fürchte, die Münchener Kunstausstellung in Konstantinopel hat den Eindruck geweckt, als zähle Bayern das Malen zu seinen Reservatrechten. Wenn schon dergleichen, weil es begreiflich, ja ehrwürdig ist, nicht vermieden werden kann, so müßte doch für

Digitized by Google

ein Gegengewicht gesorgt werden. Die praktische Aufgabe wäre also: eine Form zu finden, die es erlaubt, die Vielfältigkeit im Innern zu belassen und für die Wirkung nach außen, für die Klarlegung deutschen Geistes und den Einfluß deutscher Bildung eine einheitliche und wirksame Vertretung zu finden.

Am nächsten läge es wohl, neben den bestehenden Verwaltungsbehörden ein Reichskulturamt zu schaffen. Indessen, die Bundesstaaten würden ohne Zweifel erheblichen Widerstand leisten, die Volksvertretung würde Bedenken wegen der Kosten haben, und die ganze Vorrichtung würde schwerfälliger arbeiten, als erwünscht ist. Noch weniger empfiehlt es sich, die Befugnisse des Reichstags nach dieser Seite hin zu erweitern, denn damit käme die Pflege des höheren Lebens unter Parteigesichtspunkte. Außerdem können wir dort zulängliches Verständnis nicht erwarten. Des Beispiels wegen sei an die trostlosen Albernheiten erinnert, die kürzlich in einem Landtag über Kunstfragen geäußert wurden; wenn solche Dinge möglich sind, dann muß man jede Hoffnung aufgeben. Ein Ausweg eröffnet sich mit der Gründung eines Reichsparlaments, dessen Mitglieder ausschließlich den Kreisen der Wissenschaft, Technik, Kunst angehören und dessen Wirksamkeit auf dieselben Gebiete beschränkt bleibt. Noch anspruchsloser, lockerer und beweglicher wäre eine „Deutsche Akademie". Durch sie würden die bestehenden Akademien der Wissenschaften und Künste in gewisser Weise ergänzt. Diese sind ja einerseits bundesstaatliche Einrichtungen, andererseits haben sie ausländische Mitglieder; sie sind also partikularistisch und international zugleich; sie sind noch nicht deutsch und nicht lediglich deutsch. Eine deutsche Akademie wäre ein erneuter Anstoß zur Reichsbejahung; und wenn in ihr nur hervorragende, im Schrifttum tätige Vertreter der Bildungsgüter vereinigt würden, wenn Unterwerfung unter die Macht des Geldes vermieden würde — ist doch der Reichtum geistig noch bedeutungsloser geworden durch die ihm jetzt zahlreich zuwachsenden minderwertigen Elemente! —, dann erfolgte hiermit auch ein weiterer Schritt zur Kulturbejahung. Ansätze zu einer solchen Neubildung sind bereits in Berlin und Leipzig gemacht worden: ich denke an den „Bund deutscher Gelehrter und Künstler" und an den „Deutschen Verein für Buchwesen und Schrifttum", der sich zu einem „Institut für deutsche Geisteskultur" entwickeln soll. Vielleicht ließe sich durch Zusammenfassung beider Unternehmungen eine Form finden, die dem Zweck durchaus entspricht, die Einheit deutscher Geistigkeit zu stärken und mit werbender Kraft auszustatten, ohne daß die schöne Sonderart des preußischen, sächsischen, bayerischen Geisteslebens angetastet wird.

Eine erhebliche Schwierigkeit liegt bei der Bestimmung des Inhalts, mit dem der neue Körper anzufüllen wäre. Welche besonderen wesentlichen Aufgaben sind ihm zuzuweisen? Offenbar solche, die von den sich jetzt so schnell vermehrenden Landesakademien nicht gelöst werden können, und deren gibt es weder viele, noch äußerst dringliche. Ferner: wird aus dem Zusammentritt der führenden deutschen Gelehrten und Künstler, Techniker und Schrift-

Digitized by Google

steller eine Arbeitsgemeinschaft entstehen? Was sie eint, ist das Bekenntnis zum Geiste, ist die Tatsache, daß sie andere als wirtschaftliche Interessen vertreten; aber daraus ergibt sich noch nicht die Möglichkeit fruchtbaren Zusammenarbeitens. Im Gegenteil — es liegt ein Widerspruch darin, daß geistig Schaffende, die ihr Bestes immer nur als einzelne geben, sich organisieren sollen, um verstärkte Wirksamkeit zu gewinnen. Und trotz diesen schwerwiegenden Bedenken glaube ich an die Möglichkeit und Nützlichkeit des Unternehmens, wenn es als beratende Körperschaft ausgestaltet wird, gewissermaßen als ein Reichsoberhaus der Geistesarbeiter (ohne politische Parteibildung). Der Notschrei nach dem Geist hat bereits an vielen Stellen zu Sondergründungen von Akademien, Gesellschaften, Hochschulen geführt. Nun sollten wir alles daransetzen, die geistige Zusammengehörigkeit lebendig werden zu lassen und das völkische Gefühl des deutschen Geistes in Einklang mit dem Reichsgedanken zu bringen. Nationalismus und Idealismus, die immer heller aus dem Dunkel der Zeit hervorleuchten, bedürfen in Deutschland einer innigeren Verschmelzung. Die Universitäten, in Fachaufgaben versenkt, stehen regungslos zur Seite, und die evangelische Kirche, dem deutschen Idealismus entfremdet, hat weder genug Leben noch genug Mut zur Führerschaft in sich. Muß da nicht etwas Neues werden?

II

Wir fassen nunmehr die übernationale Seite der Kultur ins Auge. Sie tritt bereits hervor in den sogenannten Rezeptionen, die man geradezu als eins der wenigen geschichtlichen Gesetze bezeichnen kann. Fremdes Geistesleben wird zur Bereicherung des eigenen aufgenommen, eigenes ins Ausland getragen, und durch diese gegenseitige Befruchtung die Gesamtentwicklung als solche gefördert. Mit dem ersten Vorgang ist die Forderung verbunden, fremde Kultur so zu bezwingen, daß sie jede Fremdheit verliert; wie etwa die mykenische Kunst ihre nationale Kraft gerade dadurch bewährt hat, daß sie den fremdartigen Zufluß auffog. Auch das deutsche Volk hat bei der Verarbeitung antiker und romanischer Bildungsbestandteile sein ursprüngliches Wesen aufrechtzuerhalten gewußt und überhaupt beim Empfangen eine glückliche Hand gezeigt. Weniger erfolgreich war es bei den Versuchen, die eigene Kultur auf andere Völker auszudehnen — ein Vorgang, der ebenso zu den geschichtlichen Notwendigkeiten gehört wie der zuerst erwähnte. Da dies Problem gegenwärtig im Vordergrund der Kulturpolitik steht, wollen wir es genauer betrachten.

Die Ausbreitung deutscher Bildungsgüter hat vor allem den Zweck, das von unseren Feinden verunglimpfte Bild des geistigen Deutschland wiederherzustellen. Sie dient ferner dazu, Freundschaft zu stärken oder zu wecken. Wenn wir es mit einem Volk zu tun haben, dessen Art der unsrigen ähnlich, aber minder entwickelt ist, so dürfen wir es nicht sogleich mit den höchsten

Digitized by Google

Werten überschütten, sondern müssen es langsam zu ihnen emporheben. Liegt es hingegen so, daß die Weltanschauungen inhaltlich voneinander abweichen, sonst jedoch gleichwertig sind, dann muß dahin gestrebt werden, daß die andere Nation sich an unserer Seite in die Gesamtbewegung der menschlichen Kultur einordnet. Man sieht, daß die Aufgaben mannigfaltig und nicht nach derselben Vorschrift zu erledigen sind. Doch muß ihnen stets zugrunde liegen die Kenntnis fremden Volkswesens. Am dringendsten bedürfen wir des vollen Verständnisses für die Eigenart der uns verbündeten Völker. An zweiter Stelle sollten die großen Mächte berücksichtigt werden, und erst an dritter Stelle die neutral gebliebenen Länder. Leider besteht eine Neigung zur Umkehrung des Verhältnisses. Aus wirtschaftlichen Beweggründen werden Gesellschaften und Verbände gegründet, um die Beziehungen zum neutralen Ausland zu pflegen, und in solchen Vereinigungen wird auch Kulturpolitik getrieben. Das ist bedenklich. Man kann das geistige Wesen der kleinen Völker nicht verstehen ohne eindringende Kenntnis der großen Kulturkreise, von denen sie abhangen; auch die augenblickliche Kriegslage ändert daran nichts. Außerdem ist Kulturpolitik kein dienendes Werkzeug für Wirtschaftspolitik.

Freier steht das von Amts wegen eingerichtete Auslandsstudium da. Die preußische Unterrichtsverwaltung hatte erkannt, daß unser Wissen vom Ausland unzulänglich, unser Verständnis für die Geistesart fremder Völker unentwickelt, unser Bemühen um die Freundschaft der anderen Weltreiche erfolglos geblieben war. Sie glaubt, diesem Mißstand durch eine Förderung der Wissenschaft abhelfen zu können. Demgemäß soll der Universität Bonn die Erforschung des romanischen Kulturkreises, Greifswald die der nordischen Länder überwiesen werden, während Königsberg und Breslau hauptsächlich den Osten zu berücksichtigen haben. Zur Ausführung des Planes bieten sich zwei Wege dar. Man kann erstens entsprechende Professuren (und Lektorate) ins Leben rufen. Dabei versteht sich von selbst, daß ihre Inhaber dieselbe volle Freiheit der Wissenschaft genießen wie alle übrigen Dozenten — auch wenn ihr Gehalt aus Stiftungsgeldern bestritten wird. Zur Freiheit aber gehört, daß die theoretische Bedeutung der einzelnen Arbeit nicht hinter die praktische Verwendbarkeit zurückgesetzt wird! Allerdings braucht man diese Forderung nicht zu überspannen. Keine Universität ist bloße Forschungsstätte, sondern jede ist zugleich eine Anstalt für Berufsausbildung und hiermit von Zielbestimmungen abhängig, die für die reine Wissenschaft nicht vorhanden sind. Es bedeutet daher nichts Unerhörtes, wenn auf theoriefremde Zwecke Rücksicht genommen wird. Immerhin kommt es dem Universitätslehrer als solchem nicht zu, seine Arbeit der Verwaltung oder der wirtschaftlichen Praxis nutzbar zu machen. Soll das geschehen, so ist das zweite Verfahren vorzuziehen, wonach der Universität besondere Anstalten angeschlossen werden, die den Entwicklungsbedingungen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens im Ausland nachspüren und die dabei gewonnenen Ergebnisse unmittelbar ver-

Digitized by Google

werten sollen. In Breslau z. B. plant man ein Institut zur Erforschung des gegenwärtigen Osteuropa. Das Arbeitsgebiet umfaßt die Kultur, ferner die land- und forstwirtschaftlichen, die bergbaulichen und gewerblichen Verhältnisse Osteuropas. In der Fächerordnung einer solchen Anstalt spiegeln sich die Zusammenhänge der gesellschaftlichen Wirklichkeit, während die an den Universitäten herrschende Gliederung nach anderen Gesichtspunkten eingerichtet ist. Insofern ergänzt das beabsichtigte Unternehmen sowohl die Einteilung in den Fakultäten, als auch die Trennung der verschiedenen Arten von Hochschulen. Doch wäre völlige Unabhängigkeit gegenüber der Universität vorzuziehen.

Wir dürfen uns von jenen Lehrstellen und diesen Anstalten reichen Ertrag versprechen. Nur eins kann von ihnen nicht geleistet werden: daß nämlich aus dem wissenschaftlichen Begreifen ein lebensvolles Verstehen des fremden Volkswesens mit Sicherheit hervorgeht. Wer das glaubt, verfällt dem „Fanatismus des abstrakten Gedankens", um mit Hegel zu reden. Wenn nach Friedensschluß die ins Ausland fahrenden Deutschen in ein bewegtes Meer des Hasses segeln werden, so kann ihnen die schwere Reise nur ermöglicht werden von einem innerlichen Verständnis fremder Art, das sich freilich auf gründliches Wissen stützen soll. Wem Sprache und Lebensformen des Auslandes nicht zur Selbstverständlichkeit geworden waren, wer nicht fühlt, daß die Wertbetonungen anderwärts anders verteilt sind als bei uns, der bleibe zu Hause. Die Regierung aber überlege sich sehr genau, wen sie als Botschafter oder Konsul oder sonst im amtlichen Auftrag hinausschickt. Diese Sendboten Deutschlands müssen kulturhaltige und beträchtliche Persönlichkeiten sein — denn andere Völker haben weniger Ehrfurcht vor Namen und Titel und mehr Gefühl für Persönlichkeitswerte als wir —, und es müssen taktvolle Menschen sein, da sie als Einzelne, ohne Lebenszusammenhang hinter sich, im fremden Lande auftreten. (Den untergeordneten Organen wäre, beiläufig bemerkt, einzuschärfen, daß sich im deutschen Sprachschatz Worte wie „Bitte" und „Danke" befinden.) Wenig geeignet sind die durchschnittlichen Beamten, gerade wegen ihrer ausschließlich deutschen Erziehung. Sie arbeiten unermüdlich und pflichtgetreu, doch mit einem stieren Eifer, der den Fremden Angst einflößt. Ihre Andacht vor dem Kleinen scheint unbegrenzt. Drei Viertel ihrer Zeit werden dadurch verbraucht, daß die Arbeit eines jeden der Überprüfung durch viele bedarf; man würde mit weniger Leuten auskommen, wenn sie gescheit sind und einen bestimmten Umfang eigener Entscheidung zugebilligt erhalten. Dazu gehört, daß man ihnen die für das Ganze geltenden Leitgedanken mitteilt und ihre Fähigkeit danach beurteilt, wieweit sie imstande sind, auf Grund der Richtlinien den Sinn der besonderen Maßnahmen sicher zu erfassen. Im Auslandsdienst kann man keine Leute brauchen, die mit abergläubischer Ehrfurcht zum „Vorgang" emporblicken und ihre Hauptaufgabe darin sehen, Verordnungen anzuhäufen. In der Heimat mag man die Papierhändler regieren lassen — selbst bei der

Digitized by Google

Marine heißt das Schiff des Admiralstabes allgemein das „Papierschiff“ —, aber bei den sprunghaft wechselnden Verhältnissen draußen wird die angestrebte Einheitlichkeit auf solche Weise doch nicht erreicht. Weshalb widerspricht sich der einzelne Denker so selten? Nicht weil er immerfort in seinen früheren Schriften nachschlüge und es absichtlich vermiede, etwas Entgegengesetztes zu sagen, sondern weil er bleibende Grundbegriffe hat.

Dazu kommt ein anderes. In den besetzten Gebieten läßt sich beobachten, daß es dem Beamtentum schadet, wenn ihm die in der Heimat noch einigermaßen vorhandenen Ergänzungen und Gegengewichte fehlen. Namentlich bei den Kleinen entwickelt sich ein bedauerlicher Cäsarenwahnsinn. Da sie unvorbereitet in eine mit Machtfülle ausgestattete Stellung gelangt sind, fühlen sie sich als einen Bismarck oder mindestens als einen Althoff. Ich will nicht so weit gehen wie Jakob Burckhardt, der einmal erklärt hat, Macht sei stets mit Bosheit verknüpft, aber ich finde allerdings, daß Macht stets mit Klugheit und Takt ausgeübt werden muß und daß es uns daran des öfteren gebricht. In solchen Ausnahmezuständen tun Ehrgeiz und Eitelkeit ein übriges. Es bleibt doch eine furchtbare Wahrheit, was Friedrich der Große 1779 im Schlußheft seiner Zeitgeschichte schrieb: „Das Los der menschlichen Dinge ist dies: kleine Interessen entscheiden über die größten Angelegenheiten.“

Im großen ganzen, so meine ich also, sind unsere Beamte keine Gewinn versprechende Ausfuhrware. Wollen wir „Kulturpropaganda“ treiben und uns dabei von früher begangenen Aufklärungssünden frei halten, so schicken wir besser unabhängige Personen, namentlich gewandte Tagesschreiber hinaus. Sie sollen den Fremden das wahre Antlitz des geistigen Deutschland zeigen und unsere jetzigen Feinde geneigt machen, daß sie es sich anschauen. Ein rein menschlicher Untergund der Gemeinsamkeit ist vorhanden, da der gleiche Jammer durch alle Räume der bewohnten Erde dringt, die gleiche Not alle Menschen erfaßt hat, die gleichen Zukunftssorgen auf allen lasten. Indem nach den Ursachen gefragt und nach dem Ende ausgeblickt wird, ergeben sich Vorstellungen, die vorläufig noch sehr verschieden sind, aber unverkennbar die Richtung zum Ausgleich zeigen. Auf diese Vorstellungen der gesamten Kulturwelt Einfluß zu gewinnen, damit die Wahrheit sich durchsetze und der Weg zum Segen beschritten werde, ist die nächste Aufgabe; und wir können sie erfüllen, sobald wir den weltpolitischen Sinn gewonnen haben für die geistige Stimmung, die von Europa nach Asien und Amerika schwingt und von dort in wenig verändertem Rhythmus zurückkehrt. Einfluß gewinnt man nur, wenn man die Ziele des Handelns der eigenen Überzeugung entnimmt, die Mittel zu ihrer Erreichung aber der Umwelt anpaßt.

Die wichtigste Vorbedingung für das Ausstrahlen deutscher Geistigkeit liegt darin, daß die Schaffenden sich dem öffentlichen Leben nicht versagen. Weshalb redet man immer nur davon, daß die Arbeitermassen dem nationalen Staat gewonnen werden müssen? Auch die Gelehrten und die Geistlichen, die Künstler und die Schriftsteller haben Pflichten gegen den Staat, obschon

Digitized by Google

keine amtlichen Verpflichtungen. Kulturpolitik läßt sich nur machen, wenn die Kulturträger sich innerhalb der Gemeinschaft erheblich fühlen, und zwar gerade als Vertreter des geistigen Lebens, nicht etwa als Einzelpersönlichkeiten. „Verantwortliche Stellen" — wie die alte Redewendung lautet — gibt es heutzutage bloß noch in beschränktem Sinne. Der Staat ist ja nicht Schöpfer der Kultur, sondern ihr Hüter; ohne selbst geistige Güter zu erzeugen, leistet er eigenwertige Arbeit, indem er seine Machtmittel dazu gebraucht, die Kultur zu schützen und ihren Zwecken zu nähern. Deutscher Geist erwartet gerade in der Gegenwart viel von der pfleglichen Behandlung durch die Staatsgewalt, vor allem, daß die sittlichen Kräfte in Religion, Wissenschaft und Kunst zu tätiger Verfügung und zur Machtverantwortlichkeit herangezogen werden. Da allgemein eine letzte Bezogenheit des Geistigen aufs Leben zugegeben wird, so braucht niemand — weder der Kopfarbeiter selbst noch Regierung oder Parlament — vor der Folgerung zurückzuscheuen, daß die Träger seelischer Kultur am Machtbesitz beteiligt werden und an der Gestaltung des öffentlichen Lebens mitwirken.

Ist es aber jetzt schon an der Zeit, der Kultur so nachdrücklich das Wort zu verstatten? Es gibt unter uns Politiker, die, von ehrlicher Sorge um den deutschen Geist getrieben, dies höchste nationale Gut nicht anders geschützt glauben als durch vorläufigen Verzicht auf seine Pflege: „zuerst muß Deutschland politisch und wirtschaftlich gesichert leben können, ehe es seinem geistigen Berufe in Freiheit nachgehen kann", heißt es in einer alldeutschen Denkschrift. Über die äußere Richtigkeit des Primum vivere, deinde philosophari herrscht wohl kein Zweifel. Zunächst jedoch muß man fragen, an welchem Punkt die „politische und wirtschaftliche Sicherheit" beginnt. Soll mit Kulturpolitik gewartet werden, bis nach dem übereinstimmenden Zeugnis sämtlicher Volksgenossen dies Ziel erreicht ist, so wird — fürchte ich — die Wartezeit recht lange dauern. Alsdann ist jener Satz innerlich brüchig. Die Weltgeltung einer Kultur steht nicht im einfach unmittelbaren Verhältnis zur Weltmacht eines Staates, und gar ihre völkische Bedeutung erweist sich am stärksten in Zeiten wirtschaftlicher Not. Gerade in unseren Tagen, wo wirtschaftliche Güter vernichtet sind, die früher dem geistigen Leben eine natürliche Unterlage boten, wo tausende begabter junger Menschen dahingerafft werden, braucht deutsche Kultur die entschiedenste Förderung. Wenn wir nicht den edelsten Gehalt des Staates sorglich bewachen und uns gegenwärtig halten, daß die ungeheueren stofflichen Opfer des Krieges gerade für unstoffliche Werte — Ehre, Freiheit, Selbständigkeit — dargebracht werden, droht die Gefahr, daß die Seele des Volkes schwer geschädigt wird.

Noch ein anderer verwandter Gedanke bedarf der Prüfung. Ein Krieg, so heißt es, an dem das ganze Volk mit allen seinen Kräften beteiligt ist, ein Krieg wie dieser, der schon wegen seiner unabsehbar langen Dauer nicht mehr als Ausnahmezustand zu betrachten ist, fordert die restlose Unterordnung des wissenschaftlichen und künstlerischen Tuns unter die Zwecke des Krieges. In

Digitized by Google

der Tat besitzt ein solcher Kampf eine furchtbare Endgültigkeit: selbst aus förmlichen Friedensschlüssen entsteht ja eine gärende Mischung, die man Kriegfrieden nennen kann, in Anlehnung an das kennzeichnende Wort Liebeshaß. Dennoch — das geistige Leben hat eine weiter reichende Berechtigung als die, daß es den eindeutig bestimmten Krieg gewinnen und den Kriegfrieden überwinden hilft. Und selbst diesen Ansprüchen vermag es nur zu genügen, indem es sich frei ergeht. Wollte man wirklich die Chemie auf Kohlenforschung und Giftgasbereitung einschränken oder die Konzerte auf das Bedürfnis der Soldaten zuschneiden, so würde man bald bemerken, daß Wissenschaft wie Kunst verdorren und sogar zu jenen Aufgaben untauglich werden. Alles auf den Kampf einstellen heißt, ihm den fruchtbaren Boden abgraben.

III

Noch eine große Frage soll aufgeworfen und nach Möglichkeit beantwortet werden. Es ist die Frage, in welchem Ausmaß und auf welchem Wege das deutsche Volk der Gegenwart zur Welt der Werte geführt werden kann. Mit Berufung auf demokratische Grundsätze ist die Angelegenheit nicht erledigt. Sie mögen auf anderen Gebieten ausreichen, und das eine ist jedenfalls wahr, daß ein Volk, das so kämpft und leidet wie das deutsche, an der weiteren Formung seines Schicksals mit beschließender Stimme beteiligt sein muß. Für das Kulturleben jedoch werden wir niemals auf eine aristokratische Ordnung verzichten. Ein Franzose, der es wissen kann, hat einmal gesagt: Wer mit zwanzig Jahren nicht Demokrat ist, hat kein Herz; wer es noch mit vierzig Jahren ist, hat keinen Verstand. Für Wissenschaft und Kunst trifft das hartklingende Wort ganz gewiß zu. Selbst mit der jetzt so geläufig vorgebrachten Forderung eines Aufstiegs der Begabten sollte man vorsichtiger umgehen. Wenn die Bestimmungen über Berechtigung und der Altersgrundsatz so gefaßt werden, daß überall Ausnahmen zugunsten ungewöhnlich Begabter möglich bleiben, dann ist genug geschehen. Mindestens ebenso wichtig ist es, die Bremse anzulegen. Man vergegenwärtige sich nur, welche gewaltige Umschichtung der Krieg mit sich gebracht hat: er hat zahllose Männer und Frauen des „Heimatheeres" gezwungen, eine ihnen fremd gewesene und innerlich fremd bleibende Arbeit zu übernehmen; er hat die Auslanddeutschen in ein fürchterliches Nichts geworfen; er hat die ganze männliche Jugend für lange und wichtige Jahre aus der vorgesehenen Bahn gerissen. In allen diesen Gruppen wird sich beim Friedensschluß ein starkes Streben nach Berufsänderung geltend machen. Der verständliche Wunsch vieler geht dahin, nach dem Bruch mit der Vergangenheit einen bevorzugten, wirtschaftlich günstiger scheinenden Beruf zu ergreifen; das ist aber nicht nur deshalb bedenklich, weil nunmehr Ungeeignete, ungenügend Vorgebildete in andere Kreise sich drängen, sondern auch deshalb, weil dadurch das wirtschaftliche Gleichgewicht des staatlichen Binnenlebens zerstört werden kann. Vertreter der wissenschaftlichen Jugendkunde wie William Stern haben

Digitized by Google

schon vor dem Krieg warnend darauf hingewiesen, daß der bestimmungslose Drang nach Berufsverbesserung die Menschen zu entwurzeln droht, sie in Schichten bringt, in denen sie doch niemals heimisch werden, und daß er andererseits die niederen Schichten entgeistigt, indem er sie ihrer Führer beraubt. Das gilt in naher Zukunft auch für die Erwachsenen: für die Ersatzleute, die Auslanddeutschen und namentlich für die Masse der Kriegsteilnehmer.

Wer mit Soldaten im Felde und an den Internierungsstätten zu tun gehabt hat, der weiß, daß ein unmittelbares Zurückspringen aus den Kriegsbedingungen in die Friedensbedingungen den Teilnehmern und dem ganzen Volk gefährlich werden kann. Nicht davon soll hier geredet werden, daß sofortige Entlassung der Heeresangehörigen den Arbeitsmarkt unheilvoll erschüttern müßte. Uns liegt die Befürchtung näher, daß plötzliche Aus- und Einschaltung den einzelnen zerbrechen kann und daß allzuviele verwirrt umherirren werden, während doch die kommende Zeit richtig gestellte und willensfeste Menschen braucht. Wir dürfen uns nicht verhehlen: die Rückkehr von Millionen, die auf andere Gleise geschoben werden mußten, verpflichtet den Staat zu der größten Erziehungsaufgabe, die je in der deutschen Geschichte aufgetreten ist. Manchen wünscht man eine sozialpsychologische Quarantäne (einer Minderheit würde sogar eine geistige Entlausungsanstalt gut tun); allen wünscht man, daß sie nicht nur wirtschaftspolitisch, sondern auch kulturpolitisch gut beraten würden.

Machen wir uns den Sachverhalt wenigstens an zwei Gruppen klar. Da sind die Kriegsgefangenen, die jetzt in Scharen heimkehren. Wir dürfen uns von ihnen für den Aufbau des kommenden Deutschland anfänglich nicht allzu viel versprechen. In der Hauptsache sind sie ein beklagenswertes Proletariat des Stacheldrahts geworden. Verarmt, zu jahrelangem Aufenthalt in einem Wartesaal verurteilt, mit gleichgültigen oder unangenehmen Leidensgenossen zusammengepfercht, haben sie zweckvolle Arbeit und sinnvolle Lebensführung gänzlich verlernt. Die größte Energie erlahmt schließlich bei einem so verschwommenen Dasein; geistige Beschäftigung, selbst richtiges körperliches Arbeiten läßt immer mehr nach in der Ungewißheit und Aussichtslosigkeit eines Halbzustandes. Aus der Abstumpfung müssen erst wieder Interessen entstehen, aus der Gewöhnung an ein Hindämmern muß erst wieder Anpassung an die Struktur des tätigen Gemeinschaftslebens emporwachsen, die abgebröckelte Willenskraft muß erst wieder ersetzt werden, ehe diese unsere Sorgenbrüder als dem Vaterland wahrhaft zurückgewonnen betrachtet werden können. Und dann unsere Feldgrauen. Sie haben sicherlich draußen manches gelernt, was ihnen später zugute kommen mag, aber sie sind doch gewisser Bindungen und vor allem der Sorge um das tägliche Brot entwöhnt gewesen. Sie kehren zurück mit Ansprüchen an den Dank des Vaterlandes, mit einem lange zurückgehaltenen Genußwillen, mit einem starken Selbstbewußtsein, denn Frontleben ist — trotz allem — ein Leben in Freiheit, im Handeln, im Glauben an die eigene Kraft. Diese Eigenschaften sind einer glatten Einfügung in die an sich

Digitized by Google

schon schwierigen Verhältnisse der Heimat nicht durchweg günstig. Dennoch muß unbedingt die Bereitwilligkeit und Tauglichkeit zur Arbeit im Sinne des Friedenszustandes hergestellt und dauerhaft gestaltet werden.

Die geistige Neuerziehung, die sich als unerläßlich erweisen dürfte, wird am besten durch eine planmäßige Berufsberatung eingeleitet. Wer die Dinge ernsthaft betrachtet, wird gewiß nicht die schöne Zufälligkeit des Lebens aufheben und alles von Staats wegen technisieren wollen. Aber er kann sich der Notwendigkeit nicht entziehen, daß in den schweren uns bevorstehenden Jahren die Gemeinschaft eine Handhabe erhalten muß, bei der Berufswahl des einzelnen ihre Interessen geltend zu machen. Es ist eine geistige Übergangswirtschaft nötig, wenn wir nicht in eine geistige Untergangswirtschaft hineintreiben wollen. Die mildeste Form nun, um die Berufswahl vor völliger Willkür zu bewahren, also auch die jüngeren Leute vor Umwegen und Umkippungen zu schützen, besteht in einer unter die Staatsgewalt gestellten und in einen Mittelpunkt zusammengefaßten Berufsberatung. Die Reichsregierung muß sich darüber klar werden, welche Berufe die gegenwärtig wertvollsten und welche Wege einzuschlagen sind, um die Kraft des deutschen Volkes besser auszunutzen, als es bisher geschah; denn Wissen, Intelligenz, Leistungsfähigkeit sind noch nicht voll erschlossen, sondern liegen zum Teil brach; und diese unwirtschaftliche Verschwendung können wir uns nicht mehr gestatten.

Bleibt die Bewegung unbeeinflußt, so wird sie vermutlich nach zwei Richtungen gehen: es wird ein Zudrang einsetzen zu den „freien" Berufen — vom Leierkastenmann hinauf bis zum wirklichen Künstler — und zu den „besseren" Berufen. Die freien Berufe werden von allen denen bevorzugt werden, die sich (aus den dargelegten Gründen) im Zwang des Alltaglebens nicht mehr wohl fühlen. Zunächst sollten sie eindringlich und mit allen verfügbaren Mitteln vor dem Herumzigeunern gewarnt werden. Da aber Warnungen erfahrungsgemäß nicht ausreichen, so müssen die gemeinten Berufsklassen stärker vom Berechtigungswesen erfaßt werden, weil nur so die Betätigungsmöglichkeiten einigermaßen zu regeln sind. Das Streben nach einem höheren Beruf — psychologisch so begreiflich! — findet sich besonders bei den Angehörigen des Mittelstandes. Jedem Beobachter des kämpfenden Heeres fällt auf, welche bedeutende Rolle die Mannschaften und Unteroffiziere innehaben, die aus den Kreisen der Vorarbeiter, Handlungsreisenden, Privatbeamten, Volksschullehrer stammen. Angehörige dieser Schichten sind jetzt technisch kundiger, überhaupt gebildeter und einsichtsvoller als noch vor zehn Jahren. Demgemäß ist ihr Selbstgefühl stark angewachsen. Da es sich aber noch nicht zu einer bestimmten Weltanschauung und Lebenshaltung verfestigt hat, gehören sie in beträchtlicher Zahl vorläufig zu den auflösenden Bestandteilen innerhalb des deutschen Volkstums. Sie sind es, die mit besonderer Heftigkeit in die Höhe streben und sich oft im Irrtum darüber befinden, wo ihre eigentliche Stärke liegt — ein Irrtum, der mit dem einzelnen zugleich die Gesamtheit trifft. Hier gilt es, einen Damm zu errichten,

Digitized by Google

und zwar dadurch, daß eine wohlmeinende Berufsberatung das massenhafte Eindringen in die obersten Bildungsanstalten verhindert. Wir brauchen eine kräftige Mittelschicht, die sich schützend und verbindend zwischen die Masse der Arbeiter und die Gruppe der akademisch Gebildeten lagert.

Vor allen Dingen sollten die mittleren Bildungsanstalten nicht im Aufblick zu den höheren, sondern nach eigenen Gesichtspunkten geistig bewirtschaftet werden. Man vermeide es, die Zöglinge mit Buchwissen zu überschütten, man begrenze die Lehrpläne und gebe ihnen eine solche Kraft, daß die durch sie Hindurchgegangenen eine wohlgeformte praktische Intelligenz für ihre Lebensaufgaben mitbringen. Außerdem beachte man, daß Erwachsene — selbst wenn sie knapp lesen und schreiben können — nicht nach den Gesichtspunkten der Volksschule fortgebildet werden dürfen. Ans Leben und an die Praxis ist anzuknüpfen, weil hiermit die innere Anteilnahme gesichert ist; ein brauchbares Vorbild sind die Lehrgänge für den Unterricht der Kriegsbeschädigten: in ihnen wird nicht mit den Grundbegriffen begonnen, die im logischen Aufbau den Anfang bilden, sondern mit Fragen des täglichen Lebens, bei denen volles Verständnis vorausgesetzt werden kann.

Um es noch einmal zu sagen: wenn die nach Friedensschluß bevorstehende Umformung des nationalen Binnenlebens vor Überstürzung und Schwankung möglichst behütet werden soll, muß auch Berufswahl und Berufsänderung in gewissen Grenzen geregelt werden. Diese Vorgänge lassen sich zwar nicht dem Zwang unterwerfen, aber sie dürfen auch nicht dem Zufall preisgegeben bleiben. Daher liegt es nahe, mittels einer autoritativen Beratung hilfreich einzugreifen. Obgleich schon heute Auskunft und Ratschlag an mehreren Stellen zu finden sind — ich hebe hervor die Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und den Akademischen Hilfsbund —, so werden diese Vornahmen Zusammenhang und Gesicht doch erst bekommen durch Leitbegriffe, die von einem Mittelpunkt ausgehen. Mit einem Wort: es muß im Reich eine Zentralstelle für die große nationalpädagogische Aufgabe geschaffen werden. Indem ich die Forderung ausspreche, erschrecke ich vor dem Gedanken, daß die zum Selbstzweck gewordene Freude am Organisieren hier einen neuen Tummelplatz finden könnte, denn mir scheint, das deutsche Volk leidet ebenso sehr an Überorganisation wie an Unterernährung. Aber ich persönlich halte jene Stelle nur für eine kurzfristige Einrichtung, und als solche ist sie gewiß keinen Bedenken unterworfen.

Die augenblickliche Kulturpolitik beruht auf der Einsicht, daß der Weltkrieg nicht nur ein militärischer und politischer, sondern auch ein wirtschaftlicher und geistiger Vorgang ist. Wir wissen, daß wir im Beginn einer Umformung des ganzen nationalen Lebens stehen, einer Umformung, die sich ebenso im eigenen Gefüge wie in den Beziehungen zu anderen Völkern äußern wird. Der Krieg hat wenig neues geschaffen, aber aller Orten die Entwicklung treibhausartig beschleunigt: er ist der große Zeitmaßverkürzer, er zwingt, in einem Monat das zu tun, wozu sonst ein Jahrzehnt nötig gewesen wäre.

Digitized by Google

Auch von den Anhängern der Kulturpolitik wird Entschlußkraft, wird Griffsicherheit verlangt. Vor allem wird von ihnen ein ganz rückhaltloses Bekenntnis zum Geiste erwartet. Sie müssen den Fortschritt vorausnehmen, der zum Glauben an ein Letztes und Tiefstes führt. Während der Friedensjahre waren die Deutschen der Gefahr ausgesetzt, in der Fülle zu verhungern. Lernen sie jetzt nicht nach dem inneren Besitz greifen, so stirbt der lebendige Kern ihres Wesens. Mögen sie nicht so klug geworden sein, daß sie Weisheit verschmähen. Um ihrer selbst willen. Und um der Menschheit willen. Die Zeiten sind vorüber, „wo bestes Blut uns sog die Sucht der Ferne", aber die Zeit wird kommen, wo der deutsche Idealismus des handelnden Menschen auch die vordem Gleichgültigen und Verfeindeten bezwingt.

Vom Zauberschloß Vergils

Von

Robert Kohlrausch

„Einen so großen Zauberer wie Vergilius hat es auf Erden seitdem nie wieder gegeben," — so beschließt ein deutsches Volksbuch die vielen Wundergeschichten vom alten Vergilius, der sich im Laufe der Zeiten für die später lebenden Menschen aus einem gefeierten römischen Dichter in einen großen Zauberer verwandelt hatte. Ein Dichter — ein Zauberer. Gern sähe man in dieser Verwandlung, die der Sänger der Äneis in der Zeiten Wechsel erfuhr, eine naiv-dankbare Huldigung der Volksphantasie, das Bekenntnis eines dunklen Bewußtseins von der zauberhaften Schaffenskraft großer Dichter. Und etwas davon ist wirklich darin; das Volk hat auch sonst noch häufig hinter geistiger Größe magische Kräfte vermutet und Aristoteles, Plato, Horaz, Ovid, Papst Sylvester II. und Roger Bacon wie den Vergil in Zauberer verwandelt. Aber wer es weiß, welch weiten Weg gerade dieser hat machen müssen, um zum Ruhm übernatürlicher Kräfte zu gelangen, wie Gelehrtentum, Scholastenweisheit, Aberglaube, Deutungskunst in jahrhundertelanger Bemühung zu seiner langsamen Umwandlung beigetragen haben, der findet hier doch nur schwer das Wirken jenes naiv-großen Volksgefühls heraus. Als Dichter zuerst, später als Gelehrter und Philosoph, als Gesetzgeber in Dichtkunst, Grammatik und Rhetorik verehrt, hat Vergil den ersten Schritt ins Reich des Übernatürlichen hinauf getan, als man in ihm einen Propheten künftiger Dinge zu sehen begann. Damals war es, als auch die romantisch-mystische Deutung der Äneis auf allgemeine Vorgänge des Menschenlebens

Digitized by Google

der gelehrten Welt nicht mehr Genüge tat, als man den römisch-heidnischen Dichter in einen Verkünder des kommenden Christentums verwandelte, die Verheißung des Messias aus den Versen seiner Eklogen herauslas und seine Dichtung als Orakelbuch benutzte. Vom Propheten war der Weg zum Zauberer nicht mehr weit. Und als nun die Kreuzzüge noch die Phantasie mit üppigen Märchen des Orients befruchteten, da trat Vergil im 12. Jahrhundert fertig und mächtig als unbesiegbarer Zauberer vor die Augen der so gern wundergläubigen Menschheit. Und lange, lange Jahre hindurch hat er diese Zaubererherrschaft behauptet, bis unser deutscher Doktor Faust seinen römischen Vorgänger, ihn besiegend, ersetzte.

Neapel war es, um dessen schöne Küste sich der Kranz von Zaubersagen zuerst wob, deren Held Vergil war. Hierher wurde sein Leichnam gebracht, als der Dichter in Brindisi gestorben war. Hier bestattete man ihn am Posilipp auf dem Wege nach Puteoli. Bald verherrlichte das Volk das Grab durch Wundergeschichten, verehrte den Dichter-Zauberer mehr und mehr als den Gründer, Schöpfer und Schutzgeist Neapels. Gegen alle Plagen der Stadt sollte der große Magier Schutzmittel erfunden und geschaffen haben. Eine von ihm gebildete eherne Fliege sollte die Fliegen und Mücken von ihr abwehren, eine Heuschrecke von Erz oder Kupfer deren gefräßiges lebendiges Urbild. Ein goldener Blutegel, ein ehernes Roß, ein eherner Bogenschütze sollten andere Wunder verrichten. Der Schütze, den Vergil auf dem noch heute berühmten Wallfahrtsberg Monte Vergine der Sage nach aufgestellt hatte, sollte das für Neapel nützlichste von allen vollbringen, indem er mit seinem drohend gegen den Vesuv gerichteten Pfeil den Ausbruch des Feuerberges abwehrte. Später wanderten die Sagen auch weiter nach Rom, wo der Dichter neben den Gärten des Mäcenas auf dem Esquilin ein Haus besessen hatte. Hier schrieb man ihm die Schöpfung eines wundersamen Palastes zu, „Salvatio Romae", die „Wohlfahrt Roms" genannt, weil in ihm die Bildsäulen aller unterjochten Völker aufgestellt waren, jede mit einer Glocke versehen, von der ein Warnungsruf erklang, wenn das betreffende Volk sich empören wollte. Langsam verwandelte sich diese Sage dann in eine andere vom Zauberspiegel, in dem die Zukunft sich erschauen ließ. Mehr und mehr wurden Wundergeschichten von anderen berühmten Zauberern, von Albertus Magnus, Merlin, Klingsor und Robert dem Teufel an Vergils Namen geknüpft, und im 13. Jahrhundert lag der Dichter Vergil unter einem ganzen Berge von solchen Zaubersagen tief begraben.

Die Nachwelt hat ihn wieder darunter hervorgeholt. Unsere Gymnasiasten, die sich an der Äneis quälen, kennen in Vergil nur den Dichter, haben keine Kunde von seinen Zauberkünsten. Die Fliege, das Roß, die Heuschrecke, der Schütze von Erz — alle diese Wunderwerke sind selbst vom abergläubischen Volke Neapels vergessen worden. Einen Platz aber gibt es doch heute noch am wogenumsungenen Ufer dort, wo das Andenken des großen Zauberers unverändert fortlebt, wo schon aus dem Namen des Ortes eine

Digitized by Google

der alten Sagen geheimnisvoll in das Rauschen des Meeres hineinklingt. Castel dell'Ovo ist es, die graue, steile, von flachem Fels gestützte Burg. Drohend und stolz tritt sie hervor aus der schönen Linie der Via Partenope, schiebt sich auf eiförmig umrissenem Grunde — von seiner Gestalt stammt in Wahrheit ihr Name — kühn hinein in die Flut und blickt spähend aufs Meer hinaus nach nahender Gefahr. In schwacher Schräge, beinahe fensterlos, plump und ohne Schönheit wächst sie so glatt und fest empor, daß man von ihr sagen kann wie Mephisto-Phorkyas von Faustens Burg: „Selbst der Gedanke gleitet ab." Man weiß nicht, wo der gewachsene Fels aufhört, wo das Mauerwerk beginnt; wie die natürliche Fortsetzung des Gesteins ragt es empor. Ein paar moderne Häuser oder Schuppen hat man dem Steinklotz aufs flache Haupt gepflanzt, hat um seinen Fuß ein Fischerquartier, den Borgo Marinaro, nüchtern-modern voller Teer- und Fischgeruch erstehen lassen — den mittelalterlichen Charakter hat man so wenig austilgen können wie die mittelalterliche Sage vom Zauberer Vergil.

Von ihm soll der Name Castel dell'Ovo geschaffen worden sein, indem er das erste von einer Henne gelegte Ei mit Hilfe seiner Wunderkraft in eine Flasche hineinzauberte, die dann, mit eisernem Behälter sorgsam umfaßt, in das Mauerwerk tief hinein versenkt wurde. Vergils Prophezeiung aber lautete dabei: Solange dies Ei bestände, würde Neapel bestehen. So wurde das graue Kastell im Glauben des Volkes ein Zauberschloß Vergils, ein Wundergeschenk für die Stadt, eine Verheißung ihrer dauernden Blüte. Zauberhaft — wenigstens durch seine Schönheit — war im Altertum einstmals wirklich der Platz gewesen, auf dem die Felsenburg heute noch steht. Mit blühenden, grünenden Gärten und marmorstrahlenden Villen hatten die Römer die ganze Küste zwischen Posilipp und Pizzofalcone, landeinwärts bis nach Sant'Elmo hinan, verschwenderisch geschmückt. Von all den Villen aber war die größte, schönste, durch ihre riesenhaften, in den Fels gehauenen Fischbehälter berühmteste die des Lucullus. Und einbezogen in sie war auch die Felsenhalbinsel Megaris — der Grund und Boden des Castel dell'Ovo. Höchste Lebenslust überflutete diesen Strand, wob ein Blütenmärchen um den starren Fels. Aber auch sie starb hin und verklang im Rauschen des unermüdlichen Meeres. Die Villa verwandelte sich in eine befestigte, mauerumgebene Vorstadt Neapels, und nur ihr Name Castrum Lucullanum sprach noch vom gestorbenen Besitzer entschwundener Schönheit. Ernste Mönchsgestalten lösten die geschmückten Römer und Römerinnen ab, der Klang von Kirchenglocken zog über die blaue Flut vom Kloster San Salvatore her, das die Felsenhalbinsel erobert hatte. Zu den Zeiten des Normannen Roger hatte dann aber schon ein Kastell — zuerst Castello di mare geheißen — das Kloster verdrängt, Wilhelm der Böse gesellte der Burg einen prächtigen Palast, Kaiser Friedrich II. der Hohenstaufe vollendete den Bau. So stand nun das Kastell als wachsamer Verteidiger vor neuer Schönheit.

An sein graues Mauerwerk aber heftete sich die vollentwickelte Sage

Digitized by Google

vom Zauberer Vergil. Er wurde hier als eigentlicher Herr verehrt; war er doch durch dies Kastell und sein wunderkräftiges Ei der Beschützer der ganzen Stadt. Solch kostbarer Besitz aber weckte bald auch begehrlicher Leute Neid. Ein schlauer Engländer, ein Astrolog, machte den Versuch, Neapel sein kostbarstes Eigentum zu rauben. Er wußte den König Roger dahin zu bringen, daß er ihm erlaubte, nach den Gebeinen Vergils am Posilipp zu forschen und sie, wenn es ihm damit glückte, mit sich zu nehmen, wohin er wollte. Durch seine Kunst gelang es ihm wirklich, die tief im Berge verborgenen Gebeine zu finden, und er schickte sich bereits an, sie nach Frankreich zu bringen, als das Volk Neapels davon Kunde bekam und sich ihm wütend widersetzte. Nun wurden die sterblichen Reste des großen Zauberers in das Castel dell'Ovo gebracht, sodaß es neben dem Zauberei dies noch größere Kleinod jetzt auch besaß. Man zeigte dort hinter eisernem Gitter einen Sack mit Knochen als die Gebeine Vergils. Als aber der Herrschersitz der Anjous in das Castel Nuovo verlegt wurde, machten auch diese viel verehrten Knochen den Weg dorthin mit.

So klingen Zaubersagen um das alte Felsenschloß. Uns Deutschen aber greifen Erinnerungen tiefer ans Herz, die neben jenen Sagen dort wohnen und mit schwermütig-ernstem Ton von Menschenleid und Menschenvergänglichkeit erzählen. Denn die große Hohenstaufentragödie hat auch dort ihre traurigen Denkstätten. Lange vor der Stauferzeit ist ein Herrscher aus deutschem Blute zum erstenmal in Beziehung zu jenem Orte getreten: in das Castellum Lucullanum, das dem Castel dell'Ovo voranging, hat Odoaker, der germanische Heerführer, den Romulus Augustulus verbannt und so dem einstmals der Freude geweihten Orte den häßlichen Stempel des Gefängnisses aufgeprägt. Zugleich als Palast und Gefängnis hat später das Castel dell'Ovo seine Doppelrolle gespielt; es machte den starknervigen Herrschern jener Tage nichts aus, daß innerhalb derselben Mauern, unter ihnen und neben ihnen, verzweifelnde Gefangene die Luft mit ihren Klagen und Flüchen erfüllten. Glanz und Prunk wohnten im Palast, Hoffnungslosigkeit und Jammer in den Kerkern, von denen einer, der furchtbarste von allen, tief in den Felsengrund eingegraben war. In dem Palaste, der die blauleuchtende See beherrschte, hat Kaiser Friedrich II., hat sein Sohn Manfred mit ihren Gemahlinnen residiert; sie haben den königlichen Schatz in den sicheren Mauern geborgen wie Karl von Anjou später gleich ihnen. Hier wurde Manfreds ältester Sohn Errico zu gräßlichem Schicksal geboren. Das war im Jahre 1262. Nur sechs Jahre später zog ein anderer Hohenstaufe hier ein — gezwungen, gefangen, dem frühen Tode geweiht. Konradin hat im Castel dell'Ovo die letzten Tage seines jungen Lebens verbracht, von hier aus hat er den schweren Todesweg angetreten. Wahrscheinlich zu Wasser, über die rauschende Flut hinweg, hat man ihn zum Campo Moricino, der heutigen Piazza del Mercato, hinübergeführt, wo das Blutgerüst für ihn und seine Genossen aufgerichtet stand. Karl von Anjou, sein Verderber, hat mit seinem

Digitized by Google

Opfer in den gleichen Mauern gewohnt; in der Hohenstaufen Herrscherpalast ist er triumphierend eingezogen und ist hierher in grausamem Jubel heimgekehrt, als er den jungen Fürsten hatte sterben sehen.

Bald aber hat man im Castel dell'Ovo wieder ein Gefängnis hergerichtet für einen Sproß der verhaßten hohenstaufischen „Vipernbrut". Beatrice, die Tochter Manfreds war es, die man — ein Kind noch — hier einkerkerte für lange Jahre. Sie war im Schlosse zu Trani mit ihrer Mutter Helena zusammen gefangengenommen worden, kaum siebenjährig, unschuldig, ahnungslos, was ihr geschah. Während man der Mutter ihre drei Söhne gleich von der Seite riß, hat man Beatrice vielleicht noch ein paar Jahre lang bei ihr gelassen und beide zusammen im Castello di Parco über Nocera gefangen gehalten. Als aber Helena, vom Kummer in ihrer Blüte gebrochen, erst neunundzwanzigjährig dort starb, hat man die Tochter nach dem Castel dell' Ovo gebracht. Vom Jahre 1271 an steht ihr Aufenthalt in diesen Mauern fest. Von Anfang an war aber ihre Gefangenschaft milder als ihrer Brüder unausdenkbar furchtbares Geschick in Castel del Monte. Solange die drei Söhne Manfreds und Beatricens ältere Schwester Konstanze lebten, kam sie selbst für ihres Vaters Erbe nicht in Betracht; man konnte sie gefahrlos mit einem Scheine von Menschlichkeit behandeln. Man ließ ihr eine Dame zur Bedienung und gab ihr die Töchter des Grafen Giordano d'Aglano und des Admirals Filippo Chinardo zur Gesellschaft, auch sie von einem furchtbaren Geschick gezeichnet. Beiden waren die Väter auf gräßliche Weise gestorben. In Gesellschaft jener beiden Mädchen wuchs nun Manfreds Tochter Beatrice dort im Gefängnis heran; achtzehn Jahre lang blieb die Welt ihr verschlossen. Dann aber kam für sie wie durch ein Wunder unverhoffte Rettung.

Mit merkwürdiger Deutlichkeit offenbart sich in der Geschichte jener Zeit ein Walten höherer Gerechtigkeit. Unentrinnbar folgt hier die Sühne der Schuld. Auch die Hohenstaufen hatten sich von solcher Schuld nicht freigehalten; was an Grausamkeit von ihnen an den sizilianischen Herrschern aus dem Normannengeschlecht verübt worden war, das geschah durch Karl von Anjou nun ihnen selbst. Aber auch er mußte büßen gleich ihnen. Das Glücksrad, auf dem er hoch emporgehoben worden war, senkte sich wieder nieder zur Tiefe. Seine stolzesten Pläne von der Stiftung eines großen Reiches im Orient wurden durch immer neue Hindernisse durchkreuzt, und als er sich dem Ziele seiner Wünsche ganz nahe meinte, da flutete die sizilianische Vesper mit ihren blutigen Wellen über sie hinweg. Peter von Aragon bestieg den Thron von Sizilien, mit ihm seine Gemahlin Konstanze, Manfreds Tochter aus erster Ehe.

Die Besiegung dieses mächtigen Gegners war nun Karls wichtigstes Ziel. Nach der uns leider verlorengegangenen ritterlichen Sitte jener Zeit begab er sich nach der Gaskogne, um persönlich im Duell mit Peter um das von beiden beanspruchte Reich zu streiten. Seinen Sohn Karl, den Prinzen

Digitized by Google

von Salerno, ließ er an seiner Statt in Italien zurück. Dort gab es große Rüstungen auf beiden Seiten für eine bevorstehende Seeschlacht. König Karl hatte befohlen, keinen Angriff zu wagen, bevor seine Flotte zu der vom Prinzen ausgerüsteten und geführten gestoßen sei. Mit kühnem Handstreich aber kamen die Sizilianer unter Führung des Admirals Ruggiero Loria dieser Vereinigung zuvor. Sie drangen an einem schönen Junimorgen des Jahres 1284 in den blauen Golf Neapels ein, täuschten den Prinzen Karl durch geheuchelte Flucht, verlockten ihn zu leichtfertigem Angriff und erkämpften, sich plötzlich gegen ihn wendend, einen vollkommenen Sieg. Des Prinzen Galeere wurde durch einen geschickten sarazenischen Taucher angebohrt, sank und sank immer tiefer, und als Gefangener mußte Karl auf das feindliche Admiralsschiff hinüberspringen.

Im Castel dell'Ovo ging zu gleicher Zeit ein bewegtes Drama vor sich, in dessen Mittelpunkte zwei Fürstinnen, Herrscherin und Gefangene, standen. Die Gemahlin Karls von Anjou, die von wildem Ehrgeiz erfüllte Treiberin seiner Unternehmungen, verfolgte bebend auf dem höchsten Gipfel der Felsenburg, während auf dem Wasser des Golfs der blutige Seekampf tobte, mit wachsender Angst und Sorge die Bewegungen der Schiffe, sah voll Entsetzen die Galeere sinken, die vom Prinzen geführt worden war. Da nahten sich zwei sizilianische Schiffe der Burg. Ein Brief an die Fürstin wurde gebracht. Er war vom Prinzen von Salerno, der darin auf Befehl des Admirals Loria die sofortige Freilassung der Beatrice, Manfreds bisher vom Schicksal so schwer verfolgter Tochter, verlangte. Die Drohung, ihm selbst auf dem Schiff im Angesichte Neapels den Kopf abschlagen zu lassen, verlieh der Forderung Nachdruck; die Königin stürzte zu der Gefangenen hin, überschüttete sie mit Geschenken, warf sich ihr zu Füßen und flehte sie an um Rettung für den Gefangenen. Und nun öffneten sich die Tore des Kerkers, Beatrice trat hinaus in Freiheit und Licht. Im Triumphe führte man sie nach Sizilien, die beiden Töchter Manfreds — Herrscherin und Befreite — stürzten einander weinend in die Arme. Für die Gerettete begann jetzt ein Leben, das wirklich Leben zu nennen war. Man gab ihr den Marchese Saluzzo, dessen Geschlecht schon früher dem Hause Aragon verbündet und befreundet war, zum Gatten, sie wurde Frau, wurde Mutter. Nach achtzehnjähriger Gefangenschaft ein märchenhafter Aufstieg zu den Höhen des Daseins — der einzige Lichtblick im finsteren Trauerspiel vom Untergang der Hohenstaufen in Italien.

Auch der Unglücklichste des großen Geschlechtes, Beatricens Bruder Errico, Manfreds ältester Sohn, mußte noch als Gefangener die Mauern von Castel dell'Ovo bewohnen. Wahrscheinlich hat er in jener „orrida prigione", dem in den Felsen gehöhlten Gefängnis, in Ketten gelegen. Gegen das Jahr 1300 ist er von Castel del Monte dorthin gebracht worden, dort ist er nach zweiundfünfzigjähriger Gefangenschaft — vierunddreißig Jahre im Castel del Monte, achtzehn hier im Castel dell'Ovo — von seinen unerhörten Leiden

Digitized by Google

durch den Tod erlöst worden. In der zugehörigen Kirche der Benediktiner hat man ihn vermutlich begraben. Das alles war lange nach Beatricens Befreiung aus ihrer Haft in dieser Burg. Damals lagen ihre Brüder schon viele Jahre lang in Ketten, und Errico trug sie noch, als Beatrice schon seit sechzehn Jahren befreit war, er aber an ihrer Statt als Gefangener einzog in das Castel dell'Ovo.

Neben Beatrice, zu gleicher Zeit mit ihr, hatte noch ein anderer, unheimlicher Gefangener das Kastell bewohnt, ein schattenhafter Doppelgänger ihres Vaters. 1273 war dieser falsche König Manfred aufgetreten, war gefangengenommen und ins Castel dell'Ovo geworfen worden. Man weiß nicht, wer er war, woher er kam, was aus ihm geworden ist. Nur daß man ihn später nach Castel del Monte gebracht hat, wo jene gefangen lagen, die seine Söhne sein sollten. Der Schattenkönig verschwand im Schatten.

Die Felsenburg am Strande Neapels hat Jammer und Feste noch gesehen und gehört in reicher Zahl. Aber dann ist auch ihre Stunde gekommen. Seit Erfindung der Feuerwaffen war das Kastell immer vom Pizzofalcone her bedroht, verlor seinen alten Ruf der Uneinnehmbarkeit, seinen Glanz als Fürstensitz. Im Jahre 1503 brach in den Kämpfen zwischen Spaniern und Franzosen eine furchtbare Katastrophe darüber herein; der spanische General sprengte durch eine Mine das Kastell zum großen Teil in die Luft und begrub die Besatzung fast ausnahmslos unter den Trümmern. Palast und Kirche, mit ihr die sie zierenden Fresken von Giotto, sind wohl damals auch untergegangen. Gefangene hausen heute noch in den grauen Mauern, aber keine vornehmen Staatsgefangenen sind es mehr wie vor Zeiten. Als nüchternes Militärgefängnis steht heute das alte Zauberschloß Vergils in Wogendrang und Sonnenbrand, und nur ein kundig aufmerksames Ohr vernimmt im Rauschen der Wellen die schwermütige Kunde von dem, was im Wechsel der Jahrhunderte hier war und geschah.

Digitized by Google

Deutsche und Polen in den östlichen Provinzen Preußens

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin)

Von den 14 Punkten des Wilsonschen Programms vom 7. Januar 1918 sieht der dreizehnte einen „unabhängigen polnischen Staat, der alle Länder, die von einer unzweifelhaft polnischen Bevölkerung bewohnt sind, umfaßt und der einen gesicherten freien und zuverlässigen Zugang zur See besitzt", vor. Diesen Punkt haben die polnischen politischen Organisationen, Wahlkomitees und Parteien in unberechtigter Umdeutung zu der Forderung nach der „Bildung eines unabhängigen, aus allen polnischen Landesteilen zusammengesetzten und eine eigene Meeresküste besitzenden Polens" weiter ausgebaut.

Vergegenwärtigen wir uns: In welcher Weise sind die vier bei der Polenfrage in Betracht kommenden Provinzen, nämlich Posen, Schlesien, West- und Ostpreußen, an den preußischen Staat gekommen? Was verdanken sie und mit ihnen die dort wohnenden Polen diesem Staate und seiner Kulturarbeit?

Der Regierungsbezirk Oppeln, in welchem ein Drittel der gesamten Polenbevölkerung des preußischen Staates wohnt, ist mit den bedeutend geringer von Polen besetzten Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz als Teil Schlesiens am Schlusse des ersten schlesischen Krieges durch den Frieden von Breslau 1742 von Friedrich dem Großen erworben worden.

Schlesien hatte in Wahrheit nur bis zum Jahre 1283 zum polnischen Reiche gehört.

Schlesien schuf sich — dank der zielbewußten Verwaltung unter Friedrich II., die die neue Provinz nicht bloß mit Begeisterung für Persönlichkeit und Taten des großen Königs erfüllte, sondern in ihr vor allem das Wirtschaftsleben zu ungeahnter Blüte erhob — langsam aber sicher unter Überwindung seines provinziellen Sondertums zu einem wertvollen Teile des preußischen Staates um. In Schlesien sammelten sich die Kräfte zu der gewaltigen Erhebung gegen das Joch Napoleons I. In der zu einem einheitlichen Ganzen im preußischen Gesamtstaate aufgegangenen Provinz haben die Polen keine Rolle gespielt, bis erst um 1870 von außen her eine Polenfrage hineingetragen wurde.

Ost- und Westpreußen waren Teile des deutschen Ordensstaates auf ursprünglich germanischem Boden gewesen, vom Orden in harten Kämpfen und in hingebender Arbeit der deutschen Kultur erschlossen. Aus dem Zusammenbruch des Ordensstaates hatte der letzte Hochmeister Albrecht von Brandenburg Ostpreußen als evangelisch-weltliches Herzogtum Preußen, abhängig von der Krone Polen, für sich 1525 gerettet. 1618 war es an die

Digitized by Google

brandenburgischen Hohenzollern gefallen, 1657 unter dem Großen Kurfürsten souverän geworden. Letzterer und sein Enkel, König Friedrich Wilhelm I., dieser besonders durch Heranziehung von Kolonisten aus Nieder- und West-Deutschland, aus Litauen und durch Einladung der flüchtigen protestantischen Salzburger (1732), haben Unvergängliches für den kulturellen Aufschwung des Landes getan. So mögen mindestens 600000 Menschen in jenem Jahrhundert 1640—1740 in Ostpreußen angesiedelt worden sein. Bei der ersten Teilung des schon längst seiner Selbständigkeit beraubten, in sich zerfallenen und verkommenen Königreichs Polen im Jahre 1772 erhielt Friedrich der Große Westpreußen und den Netzedistrikt — Danzig und Thorn folgten 1793 —; es waren ebenfalls Bestandteile des Ordensstaates, sogar ehemalige deutsche Kernländer, vordem Wohnsitze der Goten und Burgunder, ehe Slawen sich dort niederließen; für Friedrichs Staatenorganismus bildeten sie die notwendige Verbindung mit Ostpreußen. Er mußte sie nehmen, sollten sie nicht eine Beute Rußlands werden, das dann bis nahe vor die Tore von Berlin seinen Machtbereich ausgedehnt hätte.

„Das Land war wüst und leer:" „Man hat mir ein Stückchen Anarchie gegeben, mit dessen Umwandlung ich mich beschäftigen muß," schrieb der König nach der ersten Besichtigung dieser „polnischen Wirtschaft". Die preußische Verwaltung begünstigte wieder deutsche Ansiedler, darunter in großer Zahl Württemberger, „damit," wie Friedrich sagte, „das hiesige (polnische) Volk um so besser siehet und gewahr wird, wie jene sich einrichten und wirtschaften." Durch diese Verschmelzung verschiedener deutscher Stämme, durch eine derartige „Blutserneuerung des deutschen Nordens" ward in wahrem Sinne des Wortes erst eine deutsche Nationalität ausgebildet. Und Napoleon I. hat später hinsichtlich des von ihm begründeten Herzogtums Warschau ausdrücklich anerkannt, daß alles Gute, Ordentliche und Fortschrittliche in Polen nur in den ehemaligen preußischen Landesteilen zu finden sei. Auf Grund der Abrechnung mit dem Korsen auf den Schlachtfeldern von Möckern, Dennewitz und Waterloo wurden dann auf dem Wiener Kongreß Umfang und Grenzen der östlichen Provinzen Preußens endgültig festgestellt. Dadurch kam der Regierungsbezirk Posen, von dem ein Teil bereits durch die erste polnische Teilung von 1772, ein anderer durch die zweite von 1793 zeitweilig preußisch geworden war, endgültig an Preußen. Die polnische Bevölkerung erhielt hiermit für die Dauer eine geordnete und Ruhe verbürgende Verwaltung, die den Bürger und den Bauer gegen die Übergriffe des unruhigen Adels schützte. Städte wurden ausgebaut oder überhaupt angelegt unter starken materiellen Zuschüssen von König und Regierung, das Wirtschaftsleben insgesamt gehoben. Die preußische Agrargesetzgebung hat erst den polnischen Bauernstand von der Leibeigenschaft befreit, zu einem menschenwürdigen Dasein erhoben, seinen Wohlstand gefördert. Allzu großes Entgegenkommen, in der ersten Zeit, vornehmlich bis in die dreißiger Jahre, dem polnischen Elemente und seinen Wünschen gegenüber, die im Grunde nur auf die Wieder-

Digitized by Google

herstellung eines selbständigen Polenreiches ausgingen, hat sich nachher bitter gerächt und schwere Kämpfe heraufbeschworen, die durch den Adel und die katholische Geistlichkeit in einer rührigen Agitation geschürt wurden.

Nach der Niederwerfung des letzten Polenaufstandes von 1863, der in der Hauptsache in Russisch-Polen ausgefochten wurde, gewann bei den Führern des polnischen Volkes die Erkenntnis Bahn, daß die polnischen Ansprüche nicht mit den Waffen, sondern vielmehr durch wirtschaftliche Arbeit verwirklicht werden könnten. Die Erhaltung und Verbreitung der polnischen Sprache, die Gewinnung hinreichenden Grundbesitzes, „eine soziale Organisation" betonte Koszutki als Ziele, auf die nunmehr Wert gelegt werden müsse, in seiner bald darauf erschienenen Broschüre: „Die polnische Frage im Lichte der Sozialwissenschaft", anknüpfend an Adolphe Thiers' Rat: „Enrichissez-vous". Der tatkräftigen Propaganda dienten Vereine, vor allem der 1841 gestiftete Marcinkowski-Verein, und das polnische Genossenschaftswesen. Im Jahrgang 1910/11 waren in Posen und Westpreußen insgesamt 310 polnische Genossenschaften vorhanden, von denen 265 zu einem Verbande vereinigt waren; davon

185 Kreditgenossenschaften mit	107707	Mitgliedern
50 Rolniks (Ein- und Verkaufsgenossenschaften) mit	5846	„
19 Parzellierungsgenossenschaften mit	3944	„
11 Genossenschaften verschiedener Art mit . . .	7611	„
Zusammen 265 Genossenschaften mit	125108	Mitgliedern

Die Zahl der Mitglieder ist auf rund 110000 zu setzen, da die Mitglieder der Rolniks, der Parzellierungsgenossenschaften und der übrigen Genossenschaften zum größten Teil auch Mitglieder einer Volksbank sind. In den 10 Jahren von 1900—1910 hat sich die Zahl der Genossenschaften und ihrer Mitglieder mehr als verdoppelt, die Anteile haben sich mehr als verdreifacht, und die Spareinlagen haben sich mehr als verfünffacht. Posen-Westpreußen bot durch seine günstigen Agrarverhältnisse die Möglichkeit für ein gutes Fortkommen landwirtschaftlicher Betriebe, auch kleinerer, für die Erstarkung des Bauerntums, sogar eines wohlhabenden bäuerlichen Mittelstandes.

Oberschlesiens Bodenbeschaffenheit ist viel ungünstiger. Eine polnische Landbevölkerung findet dort nicht die Möglichkeit, sich wirtschaftlich emporzuarbeiten. Dafür bietet Oberschlesien reiche unterirdische Bodenschätze. Mit ihrer Erschließung in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts entwickelte sich, vornehmlich im Südosten, eine blühende Industrie. Die bis dahin ärmliche polnische Bevölkerung konnte sich zu einigem Wohlstand aufschwingen. Polnische Volksbanken erstanden nun auch hier, nach dem Muster der in der Provinz Posen schon vorhandenen. Mit den sich dort ansammelnden Kapitalien bildete sich ein wirtschaftlich-politisches, national-polnisches Gemeinwesen, wenn auch später, als es in jenen beiden anderen Provinzen der Fall gewesen war.

Digitized by Google

3½ Millionen Polen zählte der preußische Staat nach der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1910 in seiner Bevölkerung, also 8,7% derselben: 3500621 Polen unter 40165219 Einwohnern insgesamt. 8,77% der polnischen Bevölkerung lebt in den vier östlichen Provinzen, und zwar in folgender Verteilung:

Ostpreußen:	81147	Polen,	1680003	Deutsche
Westpreußen:	475853	„	1097983	„
Posen:	1278890	„	806720	„
Schlesien:	1236228	„	3774345	„

Von der gesamten Polenbevölkerung Preußens wohnen ⅗ (59,1%) in den Regierungsbezirken Oppeln und Posen, in ersterem allein ⅓ (33,4%), auf den Quadratkilometer durchschnittlich 88 Polen, während der Quadratkilometer im Regierungsbezirk Posen nur 52 Polen beherbergt. Würde es aber selbst für diese beiden am stärksten vom polnischen Elemente durchsetzten Regierungsbezirke zu verantworten sein, daß sie der Polen wegen mit 884000 bzw. 427200 Deutschen an ein Königreich Polen fielen? Wäre lediglich das numerische Verhältnis der beiden Nationalitäten zueinander maßgebend, so ließe sich schon bei diesen beiden Regierungsbezirken nicht von „einer unzweifelhaft polnischen Bevölkerung" im Wilsonschen Sinne sprechen. Dazu kommt noch, daß z. B. in der Provinz Posen sich von dem Gesamtgrundbesitz Ende 1910 nur 1124024 Hektar in polnischer Hand, dagegen 1618680 Hektar in deutscher Hand befinden. Die in Betracht kommenden Gebiete haben durch die lange deutsche Regierung und kulturelle Bearbeitung ihren Stempel erhalten. Die große Mehrheit der Bevölkerung ist deutsch. Sie hat aus den verrotteten, jammervoll übernommenen Gebieten durch Meliorationen, Verkehrsanlagen und sonstige wirtschaftliche Einrichtungen das heute blühende Land geschaffen. Was hier überhaupt die polnischen Mitbürger erreicht haben und aufweisen können, verdanken sie fast ausschließlich deutscher Kulturarbeit. Diese Gebiete jetzt unter eine polnische Fremdherrschaft zu stellen, die sich weder in der Vergangenheit bewährt hat, noch bis heute — vgl. Russisch-Polen! — auf wirkliche Kulturerfolge hinweisen kann, würde eine Vergewaltigung der starken deutschen Bevölkerung bedeuten, die in keiner Weise zu verantworten wäre, würde auch völlig dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen widersprechen. Der Keim zu einem viel schlimmeren Kampfe zwischen Deutschen und Polen, als er je gewesen, wäre gelegt! Eine klare Scheidung zwischen deutschem und polnischem Lande gibt es in jenen Grenzgebieten nicht. Wohl würden in diesen beide Völker gleichberechtigt nebeneinander leben können. Von beiden Seiten, nicht bloß von deutscher, sondern auch von polnischer Seite muß ein derartiger Zustand der Versöhnung und engerer Verbindung erstrebt werden, zu beiderseitigem Gedeihen und Wohlergehen!

Digitized by Google

Das deutsche Volksvermögen im Weltkriege

Von

Karl Elster

(Schluß)

II

In ihrer naturalwirtschaftlichen Erscheinungsform ist die deutsche Kriegswirtschaft gekennzeichnet durch die Einschränkung des Verbrauches bei Anspannung der Produktion. Ihr geldwirtschaftliches Aussehen wird vornehmlich bestimmt durch das Phänomen der sogenannten Geldentwertung, wie sie einerseits in der allgemeinen Teuerung, andererseits in einer Steigerung des überwiegenden Teiles der Einkommen ihren Ausdruck findet.

Die Tatsache der „Geldentwertung" durch den Krieg ist genugsam bekannt. Daß Kriegszeiten teure Zeiten sind, gilt als schlechthin selbstverständlich, und als nahezu ebenso selbstverständlich wird es hingenommen, daß nicht nur einzelne Personen durch den Krieg reich werden, sondern darüber hinaus ganze Erwerbsstände aus ihm ihren Vorteil ziehen. Um so größer aber ist die Unklarheit, die über das Wesen und die Ursachen dieser Erscheinung besteht.

In weiten Kreisen der Bevölkerung herrscht eine durch die tatsächlichen Verhältnisse im allgemeinen nicht gerechtfertigte Neigung, für den derzeitigen geldwirtschaftlichen Zustand den „Wucher" verantwortlich zu machen. Wissenschaftlich nicht viel besser begründet (und mit Rücksicht auf den maßgebenden Einfluß, den sie auch auf die Gestaltung unserer Kriegsgesetzgebung ausübt, noch bedenklicher) ist aber die einseitige Auffassung derer, die sich anmaßen, die „Angemessenheit" eines Preises je nach der Höhe der Produktionskosten bestimmen zu können. Gewiß bleiben diese beiden Momente — der Wucher so gut wie die jeweilige Höhe der Produktionskosten — als Bestimmungsgründe für das Angebot durchaus nicht ohne Einfluß auf die Preisgestaltung. Aber: die heute ganz allgemein festzustellende „Geldentwertung" erklären sie nicht. Sie ebensowenig, wie etwa eine übermäßige Ausgabe von Papiergeld, deren verhältnismäßig geringe Bedeutung für die derzeitige Preisgestaltung denn auch fast allgemein anerkannt ist.

Die elementaren Ursachen, die nebeneinander und in wechselseitiger Bedingtheit aufeinander wirkend in der Folge zu der heute so offensichtlich zutage liegenden „Geldentwertung" geführt haben, können in diesem Zusammenhange nur eben angedeutet werden: sie liegen einmal darin begründet, daß der Krieg einen — schon vor Kriegsausbruch einsetzenden und seitdem in ständigem Wachsen begriffenen — Konsumbedarf hervorgerufen hat, der als umfangreiche und zugleich äußerst intensive Marktnachfrage die Preise um so mehr steigern mußte, als gleichzeitig das Angebot — sei es infolge einer Erschwernis der Produktion, sei es infolge einer naheliegenden Überschätzung

Digitized by Google

des naturalen Gutes gegenüber dem Geldbesitze, sei es infolge spekulativer Zurückhaltung der Waren in Erwartung weiterer Preissteigerungen usw. — nach Umfang und Intensität zurückging. Daß die in dieser Entwicklung begründet liegende Preisgestaltung ihrerseits nicht ohne maßgebenden Einfluß auf die Einkommensverhältnisse einer immer wachsenden Anzahl von Erwerbswirtschaften zu bleiben vermochte, und daß in weiterer Folge alsdann wieder die dank höheren Einkommen und gewachsenen Vermögen gestiegene Kaufkraft zahlreicher Konsumwirtschaften, indem sie den „Geldwert" senkte, ihrerseits die Preise in die Höhe trieb, kann hier nur angedeutet, nicht aber eingehend begründet werden. Nur das sei zusammenfassend bemerkt, daß die hier angedeutete funktionelle Wechselbeziehung zwischen den Preisen und den Einkommen in der Richtung einer fortschreitenden Erhöhung beider und damit allerdings auch in der Richtung eines gewissen (wenn auch durchaus nicht allgemeinen und darum nicht zulänglichen) Ausgleiches zwischen beiden so lange fortwirkt und fortwirken muß, als nicht irgendwie und irgendwo die hier am Werke befindlichen Ursachen von entgegengesetzten Tendenzen abgelöst werden, die der im Laufe befindlichen Entwicklung ihrerseits entgegenarbeiten und sie damit zu einem vorläufigen Abschluß bringen; sie vielleicht auch — wenn sie stark genug dazu sind — in der Richtung auf ihren ursprünglichen Ausgangspunkt zurückbilden mögen.

So haben wir als Ergebnis der hier nur andeutungsweise geschilderten Entwicklung heute in Deutschland ein — trotz allen Höchstpreisfestsetzungen — gegenüber dem Stande vor Ausbruch des Krieges ganz erheblich erhöhtes Preisniveau. Daneben aber ist auch eine sehr nennenswerte Steigerung der meisten Einkommen nachzuweisen, so daß für die große Masse des Volkes nicht nur „die Preissteigerung zum guten Teile kompensiert" ist, sondern darüber hinaus die Einkommensverhältnisse als durchaus günstig bezeichnet werden dürfen. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird in gleicher Weise durch die Ergebnisse der Veranlagung zu den direkten Reichs- und Staatssteuern, wie durch das Anwachsen der Spareinlagen bei den Banken, Sparkassen usw. bestätigt.

Die in den Preisen, den Einkommen und schließlich in den Geldausdrücken der Vermögen wiederkehrenden Verhältniszahlen, unter denen als ihr gemeinsamer Generalnenner die Geldeinheit steht, und aus denen sich das Beteiligungsmaß der wirtschaftenden Individuen an den naturalen Gütern ergibt, sind fast allgemein größer geworden. Und daraus folgt, daß die Beteiligung mit jeder Einheit eine naturalwirtschaftlich geringere Bedeutung als vor dem Kriege hat. Durch die Tatsache dieser „Geldentwertung" aber ist Deutschland weder ärmer noch reicher geworden. Das Volksvermögen als Ganzes ist dadurch, daß die Beteiligung an ihm und seinen Produkten sich nach einem abgeänderten Zahlenschema regelt, weder quantitativ noch qualitativ berührt worden. Und wenn die Tatsache, daß nach Änderung aller Preise auch das Volksvermögen als Ganzes eine gegenüber dem Stande

Digitized by Google

vor Ausbruch des Krieges wesentlich veränderte Preissumme darstellt, in weiten Kreisen zu einer Verkennung und unzutreffenden Bewertung der Verhältnisse geführt hat, so liegt dies an dem wiederholt hervorgehobenen Umstande, daß der über das naturalwirtschaftliche Geschehen gebreitete Geldschleier dessen eigentliches Sein und Wesen dem nicht hinreichend geschärften Blicke verhüllt.

Um jeder Möglichkeit eines Mißverständnisses zu begegnen, soll in diesem Zusammenhange noch einmal ausdrücklich hervorgehoben sein, daß der hier wiederholt betonte Gegensatz zwischen der naturalwirtschaftlichen und geldwirtschaftlichen Erscheinungsform des Geschehens doch nur in der Betrachtungsweise aus zwei verschiedenen Gesichtswinkeln heraus begründet liegt. Bei der wissenschaftlichen Untersuchung ökonomischer Vorgänge ist der geldwirtschaftliche Gesichtspunkt von dem naturalwirtschaftlichen streng zu unterscheiden; verfehlt aber wäre der Schluß, es könne etwa innerhalb der Gesamtheit der ökonomischen Vorgänge eine naturalwirtschaftliche Gruppe von Geschehnissen und eine geldwirtschaftliche voneinander geschieden werden. Und so hat denn naturgemäß jener wirtschaftliche Entwicklungsprozeß, der sich am sichtbarsten der geldwirtschaftlichen Betrachtung offenbart und der in dieser Betrachtung sich als „Geldentwertung" darstellt, auch seine naturalwirtschaftliche Seite. Die Geldentwertung hat — wie dies bereits hervorgehoben ist — das Volksvermögen als Ganzes wohl unberührt gelassen. Desungeachtet aber hat sie ihre einschneidende naturalwirtschaftliche Bedeutung als Verschiebung in der Beteiligung der Wirtschafter an den Wirtschaftsgütern und als Umschichtung der Vermögen.

Diese durch den Krieg in weitem Umfange bewirkten Vermögensverschiebungen konnten auf das deutsche Volksvermögen als Ganzes schon deshalb keinen Einfluß ausüben, weil sie — infolge der Isolierung Deutschlands — nur innerhalb der deutschen Volkswirtschaft vor sich gegangen sind. Es bedarf aber noch der näheren Prüfung, ob dem auch so gewesen wäre, wenn Deutschland auch während des Krieges in seinen weltwirtschaftlichen Verkehrsbeziehungen geblieben wäre. Es steht sonach die Frage zur Untersuchung, ob die wirtschaftlichen Bestimmungsmomente, die zu der „Geldentwertung" oder — naturalwirtschaftlich betrachtet — zu der Umschichtung der Vermögen geführt haben, sich bei Erhaltung des Wirtschaftsverkehres zwischen Deutschland und dem Auslande zum Schaden des deutschen Volksvermögens geltend gemacht haben würden.

Wir wissen heute, wie sich die Kriegswirtschaft im isolierten Deutschland gestaltet hat. Wie sie sich bei Erhaltung seiner weltwirtschaftlichen Verkehrsbeziehungen für Deutschland gestaltet haben würde, läßt sich nur mutmaßen. Immerhin aber sind wir auch bei Erörterung dieses nur hypothetischen Falles nicht ausschließlich darauf angewiesen, aus rein theoretischen Erwägungen die Folgerungen zu ziehen, können vielmehr — wenn auch nur mit einer gewissen Zurückhaltung — aus der tatsächlichen Gestaltung der Verhältnisse in den

Digitized by Google

Ländern unserer Feinde auch auf die Entwicklung schließen, die die deutsche Wirtschaft bei Fortbestand ihrer Beziehungen zum Weltmarkte genommen haben würde.

Hiernach darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß in einem blockadefreien Deutschland eine enorme Steigerung der Einfuhr gegenüber dem Stande zu Friedenszeiten — wie sie den Außenhandel der uns feindlichen Länder kennzeichnet — eingetreten sein dürfte. Und da während des Krieges die Deckung der aus dieser Einfuhr herrührenden Verpflichtungen durch eine entsprechende Steigerung der Warenausfuhr und insbesondere durch den Goldexport wohl nicht erfolgt sein würde, so hätte die Entwicklung aller Voraussicht nach dahin geführt, daß Deutschland einen nennenswerten Teil der in seinem Besitze befindlichen ausländischen Wertpapiere an das Ausland abgegeben, daneben aber in weitem Umfange den Kredit des Auslandes in Anspruch genommen hätte. Ob Deutschland hierdurch aus einem Gläubigerstaate (der es vor dem Kriege war und heute in vielleicht noch höherem Maße als vor dem Kriege ist) zum Schuldnerstaate geworden wäre, stehe dahin; ich glaube es nicht. Jedenfalls aber würde seine Verpflichtungsbilanz sich gegenüber ihrem Stande vor Kriegsausbruch verschlechtert haben und würde heute ungünstiger sein, als sie es unter den gegenwärtigen Verhältnissen geworden ist.

Dieses Ergebnis will nun gewiß noch nicht besagen, daß eine Fortsetzung des deutschen Welthandels während des Krieges zu einer Verringerung des deutschen Volksvermögens zugunsten des Auslandes geführt haben würde. Denn: wachsende Verschuldung einer Volkswirtschaft ist durchaus nicht gleichbedeutend mit einer Verringerung des Volksvermögens, wie denn auch die Zunahme oder Abnahme der Verpflichtungen allein noch keinerlei Rückschluß auf den jeweiligen Vermögensstand eines Privatmannes zuläßt. Und so darf nicht bezweifelt werden, daß eine Verschlechterung der deutschen Kapitalbilanz noch durchaus nicht als eine entsprechende Vermögenseinbuße anzusehen wäre. Denn jener mutmaßlich gegenüber der heutigen verschlechterten Verpflichtungsbilanz der deutschen Volkswirtschaft würde aller Wahrscheinlichkeit nach eine günstigere naturale Vermögensbilanz insofern gegenüberstehen, als der von mir bereits oben dargestellte (zwar nicht meßbare, aber doch ganz offensichtlich zutage liegende) quantitative und qualitative Rückgang des naturalen Vermögens in Deutschland in weit geringerem Maße erfolgt wäre. Der deutsche Boden stünde in höherer Kultur, der Viehbestand wäre reicher und besser. Abgenutzte Betriebsmittel wären durch neue ersetzt, die Rohstofflager und Warenbestände wären ergänzt.

Die erste Folgerung, die aus diesem Vergleichsergebnis gezogen werden muß, ist negativ. Sie geht dahin, daß die durch den Güteraustausch von Volkswirtschaft zu Volkswirtschaft herbeigeführten Veränderungen der Volksvermögen der Messung unzugänglich sind. Und weil dem so ist, läßt sich eine Antwort auf die in diesem Abschnitte untersuchte Frage, ob aus der

Digitized by Google

Fortsetzung des Weltwirtschaftsverkehres während des Krieges eine Vermögensminderung für Deutschland und eine Vermögensvermehrung für das Ausland zurückgeblieben wäre, schlechterdings nicht erteilen.

Der Weltverkehr ist Tauschverkehr. Alle Einfuhr kann letzten Endes nur durch Ausfuhr bezahlt werden und wird nur auf diese Weise bezahlt. Aber auch umgekehrt: alle Forderungen einer Volkswirtschaft an eine andere, wie sie sich aus einer Warenausfuhr ergeben müssen, können ihrerseits nur durch Einfuhren in den Gläubigerstaat getilgt werden. Für den Wirtschaftstheoretiker bedeutet dieser Satz, aus dem allerdings meines Wissens noch nirgends die Folgerungen mit aller Schärfe gezogen sind, gewiß keine neue Offenbarung. Der Laie wird sich erst in ihn hineindenken müssen, da die auch weiteren Kreisen bekannten Vorgänge des internationalen Devisenverkehres und des Ausgleichs der Salden durch das Gold (dessen Warencharakter auch in der noch überwiegend im Banne des „Metallismus" stehenden nationalökonomischen Wissenschaft ziemlich allgemein verkannt wird) die ihnen zugrunde liegenden tauschwirtschaftlichen Handlungen so gut wie völlig verdecken.

Jeder Einfuhr steht eine Ausfuhr gegenüber, d. h. eine naturale Leistung erfolgt gegen die andere. Da nun zwei naturale Leistungen inkommensurabel sind, kann über die „Größe" der Vermögen, aus denen die Leistungen bewirkt werden, vor und nach der Leistung nichts ausgesagt werden.

Und weiter: eine Einfuhr ist regelmäßig nur möglich, wenn der inländische Preis der eingeführten Waren höher ist als der Preis der im Austausche für sie hingegebenen. Dies gilt in gleicher Weise für alle im Tauschverkehr stehenden Volkswirtschaften. Auch hieraus erhellt — was ich bereits oben ausgeführt habe —, daß der Preisausdruck der Nationalvermögen über ihre absolute Größe ebensowenig wie über ihr gegenseitiges Größenverhältnis etwas besagt. Das nachfolgende Beispiel dürfte geeignet sein, diese Behauptung zu belegen: Ein Volksvermögen (V) macht die Preissumme x aus. Es tauscht ein Gut (G), das den Preis 2 hat, gegen ein anderes (G1) aus, das den Preis 3 erzielt. Die Volkswirtschaft, der das Gut G1 entnommen ist, umgreift ihrerseits ein Vermögen (V1) mit der Preissumme y. Innerhalb dieser Volkswirtschaft erzielte G1 den Preis 4, G den Preis 5. Nach Durchführung dieses Tausches ist demnach $V = x + 1$ und $V1 = y + 1$. Während also der naturale Güterkomplex, den diese beiden Volksvermögen zusammengenommen umgreifen, vor und nach dem Tauschakte genau der gleiche ist, würde eine Addition der Preissumme vor und nach dem Tausche je ein anderes Resultat ergeben (nämlich einmal: $V + V1 = x + y$, das andere Mal $V + V1 = x + 1 + y + 1$); ein meines Dafürhaltens schlüssiger Beweis für die Richtigkeit der Auffassung, daß der Preisausdruck eines Volksvermögens außerhalb jeder Beziehung zu der hier erörterten Frage steht.

Aus dem Gesagten ergibt sich, was folgt:

1. Unbeschadet der Bedeutung, die der Preiskomplex eines Volksver-

Digitized by Google

mögens in anderer Hinsicht haben mag, gibt er keinen Maßstab für die Bestimmung der „Größe" eines Volksvermögens und somit auch keinen Anhalt zur Messung etwaiger Größenveränderungen.

2. Demzufolge entzieht sich die Frage, ob das deutsche Volk durch die Fortsetzung des Welthandels eine dank seiner Isolierung vermiedene Vermögenseinbuße erlitten hätte, der Beantwortung.

Ich habe die hier gezogene Folgerung als eine negative bezeichnet. Denn sie bestätigt die Richtigkeit meiner eingangs aufgestellten Behauptung, daß nämlich das deutsche Volksvermögen dank der Isolierung Deutschlands in geringerem Maße beeinträchtigt worden ist, als es sonst der Fall gewesen wäre, ebensowenig, wie es sie widerlegt. Indessen, wenn ich hiernach jeden Versuch einer Messung des deutschen Volksvermögens — wie es im isolierten Deutschland heute ist und wie es unter anderen Verhältnissen in Deutschland heute sein würde — für verfehlt halte: diese negative Folgerung ist denn doch nicht die einzige, die aus dieser Untersuchung gezogen werden kann. Es läßt sich aus ihr noch ein wichtiges — wenn auch nur bedingt — positives Ergebnis gewinnen.

Bereits oben habe ich darauf hingewiesen, daß die Geldausdrücke verschiedener Vermögen unter der Herrschaft gleichartiger Preisbildungsverhältnisse einen durchaus zuverlässigen Maßstab zur Bestimmung ihres gegenseitigen Größenverhältnisses abzugeben vermögen. Und so ist es zweifellos durchaus zulässig, ein reales Volksvermögen als Preiskomplex mit dem Geldbetrage der Verschuldung dieses Volksvermögens an das Ausland zu vergleichen. Berücksichtigt man nun die Tatsache, daß die (bei Lage der Dinge unterbliebene, hier aber als erfolgt angenommene) erhöhte Einfuhr nach Deutschland zu ihrem guten Teile zunächst kreditiert worden wäre, und nimmt man des weiteren an, daß die zur Zeit der Begründung dieser Schulden an das Ausland bestehende „Geldentwertung" in der Folge nach Friedenschluß einer rückläufigen Bewegung — d. h. einem Steigen des „Geldwertes" — Platz macht, so müßte diese Entwicklung dem Auslande (wie überhaupt jedem Gläubiger) zugute kommen und eine Einbuße deutschen Volksvermögens zugunsten des Auslandes mit sich bringen. Denn: Wird angenommen, daß das derzeitige deutsche Volksvermögen als Preiskomplex 25 x Mark, die deutsche Verschuldung an das Ausland den Betrag von x Mark, d. h. also $^1/_{25}$ des deutschen Volksvermögens ausmachte, und wird des weiteren unterstellt, daß nach Friedenschluß ein Steigen des Geldwertes und damit ein allgemeines Sinken der Preise eintritt, so würde alsdann das deutsche Volksvermögen sich auf vielleicht 20 x Mark belaufen, der Betrag der Schulden an das Ausland (mit nach wie vor x Mark) aber auf den zwanzigsten Teil dieses Volksvermögens gestiegen sein. Und es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß eine Entwicklung, die, ohne das deutsche Realvermögen selbst zu berühren, die Beteiligung des Auslandes an ihm von 4 auf 5 % erhöhte, eine Abgabe deutschen Volksvermögens an das Ausland in sich schließen müßte.

Digitized by Google

Die Bedeutung dieses Ergebnisses liegt zunächst darin, daß es uns eine Gefahr aufweist, die dem deutschen Volksvermögen gedroht hat, und die nur deshalb nicht eingetreten ist, weil Deutschlands Isolierung seinen Welthandel unterbunden hat. Diese Gefahr bestand darin, daß die deutsche Volkswirtschaft sich zukünftigen Vermögenseinbußen dadurch hätte aussetzen können, daß sie zur Zeit eines anormal geringen „Geldwertes" Verpflichtungen gegenüber dem Auslande eingegangen wäre. Daß dies bisher in irgendwie nennenswertem Umfange nicht zu geschehen vermochte, ist eines der erfreulichen Ergebnisse, die der Abschluß Deutschlands vom Weltverkehr gezeitigt hat. Indem er dem Auslande die Gelegenheit entzog, die Zeit der „Geldentwertung" in Deutschland für die Begründung von Geldforderungen an Deutschland auszunutzen, hat er Deutschlands Volksvermögen vor der Möglichkeit einer Beeinträchtigung, die mit einem Steigen des „Geldwertes" in Deutschland zur Tatsache geworden wäre, geschützt.

Diese Überlegung zeigt gleichzeitig, daß das hier festgestellte Ergebnis doch eben nur ein bedingt positives Ergebnis ist. Denn es entfällt mit dem Fortfalle der Voraussetzung, daß nach dem Friedenschluß ein Steigen des „Geldwertes" eintreten wird. Nun dürfen wir wohl aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem solchen rechnen. Immerhin: die Erfahrungen des Weltkrieges lassen eine Voraussage dessen, was kommen werde, nicht gerade als ratsam erscheinen, und auch das steht fest, daß eine Volkswirtschaft leichter „in ein erweitertes Geldgewand hineinschlüpft" als wieder heraus.

Und weiter bleibt zu bedenken, daß die bislang vermiedene Gefahr auch noch nach Friedenschluß durchaus nicht behoben ist. Sie ist es erst, wenn es der deutschen Volkswirtschaft gelungen ist, ihren naturalen Bedarf unter günstigeren geldwirtschaftlichen Bedingungen als während des Krieges zu decken. Ob dies möglich sein wird, oder ob Deutschland die wirtschaftlichen Vorteile, die es aus seiner Isolierung gezogen und mit den schwersten Entbehrungen seiner ganzen Bevölkerung bezahlt hat, noch nach Friedenschluß zum guten Teile einbüßt, ist vornehmlich von den Bedingungen abhängig, unter denen der Friede geschlossen werden wird. Ein Friede „ohne Entschädigungen" wird für das deutsche Volksvermögen aller Voraussicht nach noch nachträglich die bisher glücklich vermiedene Einbuße bedeuten, und die deutsche Volkswirtschaft der von ihr in dieser Hinsicht bisher noch eingenommenen Vorzugsstellung berauben.

* * *

Unsere Gegner sahen in der Abschnürung Deutschlands vom weltwirtschaftlichen Verkehr das aussichtsvolle Mittel seiner baldigen Vernichtung. Ihre Hoffnung hat sie betrogen. Der Abschluß Deutschlands von den Hilfsquellen des Weltmarktes hat seine Kriegführung an und hinter den Fronten vor schwere Aufgaben gestellt. Deutscher Wille und deutsche Kraft sind ihrer Herr geworden. Und wenn wir heute den Lauf der Ereignisse nachprüfend

Digitized by Google

verfolgen und das, was tatsächlich eingetreten ist, abwägend mit dem vergleichen, was anderen Falles zu erwarten gewesen wäre, so dürfen wir mit kühler Zufriedenheit das Ergebnis buchen: Es war nicht unser Schade, wie es kam. Die schmählichen Mittel, mit denen unsere Feinde den Hungerkrieg gegen das deutsche Volk geführt haben, mochten die Gefahr eines deutschen Zusammenbruchs, den die feindlichen Heere nicht zu erzwingen vermochten, näher rücken. Nachdem diese Gefahr überwunden war — und heute ist sie überwunden —, dankt Deutschland seiner Isolierung eine wirtschaftliche Vorzugsstellung vor seinen Feinden, die sich nach Friedenschluß zur Geltung bringen wird. Wohl mußte das Deutschland des Wirtschaftskrieges darben und arbeiten. Aber indem es darbte und arbeitete, hat es gespart. Und diese erzwungene Sparsamkeit ist dem deutschen Volksvermögen zustatten gekommen.

Doch dies war nicht der einzige Gewinn, den Deutschland aus seiner wirtschaftlichen Isolierung zog: Der Verzicht auf den Weltmarkt bedeutete für Deutschland zugleich den Verzicht auf den Kredit des Auslandes. Und da Deutschland zur Zeit der „Geldentwertung" keine nennenswerten finanziellen Verpflichtungen gegenüber dem Auslande eingegangen ist, ist es bisher vor der Gefahr bewahrt geblieben, daß ein nach Friedenschluß zu erwartendes Steigen des „Geldwertes" einen Verlust deutschen Volksvermögens an das Ausland mit sich bringen könnte.

So ist dem deutschen Volke ein größerer Teil seines Vermögens erhalten geblieben, als es unter anderen Verhältnissen zu erwarten gewesen wäre. Wir dürfen uns dieser Tatsache freuen, und dies um so mehr, als die Schonung des deutschen Volksvermögens nicht der einzige und nicht der größte Vorteil ist, den Deutschland seiner wirtschaftlichen Isolierung verdankt.

Ich will die Bedeutung einer Erhaltung des deutschen Volksvermögens gewiß nicht verkleinern; dennoch scheint mir weit wichtiger und unvergleichlich wertvoller der Einfluß zu sein, den die kriegswirtschaftlichen Verhältnisse im isolierten Deutschland im Sinne einer Erhaltung der deutschen Wirtschaftskraft ausgeübt haben, indem sie die äußerste Anspannung aller wirtschaftlichen Kräfte unerbittlich erzwangen. Und wenn hier nicht der Ort ist, diese Frage im einzelnen zu behandeln, so darf doch auch in diesem Zusammenhange nicht unvermerkt bleiben, daß die Volkswirtschaftskraft, d. h. die Gesamtheit der in einem Volke schaffenden wirtschaftlichen Kräfte, für eines Volkes Gegenwart und Zukunft unendlich viel mehr bedeutet, als ein Volksvermögen ihm bedeuten kann.

Denn das Vermögen ist nicht Selbstzweck für ein Volk. Es ist nur Mittel. Mittel zum Wohlstand, Mittel vor allem zur Größe und zur Macht. Die Wirtschaftskraft eines Volkes aber ist mehr. Sie ist ein Ausdruck seines tätigen Lebens. Und wenn im letzten und höchsten Sinne es auch nicht seine Wirtschaft ist, die Kunde gibt vom Sein und Wesen eines Volkes, wenn der Wert eines Volkes in Hinsicht auf die letzten Menschheitsziele sich nicht

Digitized by Google

aus seinen materiellen Lebensäußerungen ergibt: ein Nachlassen seiner wirtschaftlichen Kräfte ist für jedes Volk der Beginn seines Abstieges, ist ein Zeichen des Alterns, dem das Sterben folgt.

Deutschland wird aus dem gewaltigen Erleben dieses Krieges verjüngt und mit gestählter Kraft hervorgehen.

Franz Deáks Anschauungen über den Panslawismus

Ein Beitrag zur Geschichte des Panslawismus aus dem Jahre 1843

Von

Dr. Anton Lábán

In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts ertönte stets deutlicher, stets hörbarer das mächtige Wort: Entbindung der Volkskraft, Entfesselung des nationalen Bewußtseins! Die leitenden Regierungskreise hörten es auch, es war auch die vorsichtige Absicht vorhanden, daß etwas geschehen solle, doch die Geschehnisse um die Mitte des Jahrhunderts bewiesen es, daß der eigentliche Kern und das Wesen dieses Wortes nicht gehörig verstanden und gewürdigt wurden, und die Volkskraft, das nationale Bewußtsein mußten sich selbst die Möglichkeiten zur weiteren Entwicklung verschaffen. Diese Welle der Geschehnisse gelangte auch nach Ungarn. In den zwanziger Jahren zum Selbstbewußtsein erwacht, begann hier eine emsige Arbeit auf allen Gebieten des nationalen Lebens, und in den folgenden zwei Jahrzehnten wurde eine Höhe erreicht, von welcher sich dem sehnenden Auge ein herrlicher Ausblick in die Zukunft offenbarte. So schloß der Landtag von 1839 bis 1840. König, Regierung und Nation schienen sich einander gefunden zu haben und zu verstehen. Eine schöne Errungenschaft dieses Landtags war auch, daß die ungarische Sprache statt der toten lateinischen den ihr gebührenden Platz im öffentlichen Leben der Nation einnehmen konnte. Zwei große Geister hatte Ungarn damals; eins waren beide in ihren Zielen, eins in ihren Gesinnungen, verschieden bloß in bezug auf die Reihenfolge, auf die Art und Weise der Durchführung von Reformen. Ludwig Kossuth, der eine Große, sagte, Ungarn müsse vorerst die zur Entfaltung seiner Kräfte notwendigen Lebensmöglichkeiten, Freiheiten, Rechte vollauf besitzen, um geistig und wirtschaftlich emporkommen zu können. Der andere, Graf Stephan Széchenyi — von Kossuth der „größte Ungar" genannt —, meinte: Ungarn müsse vor allem wirtschaftlich und geistig erstarken, dann werde es sich die zur Entfaltung seiner Kräfte notwenigen Freiheiten, Rechte verschaffen können. „Wir müssen mit den bisherigen Errungenschaften zufrieden sein," meinte er im Jahre 1840, „und gelassen, ruhig zur weiteren Arbeit schreiten." Dämpfen, zurückhalten wollte er, und mit solch peinlich besorgtem Gemüte betrachtete er das Nahen und stets weitere Umsichgreifen einer eigenartigen Bewegung im Lande. Es handelte

Digitized by Google

sich um harmlose „literarische" Vereine, die sich aber eigenartig gebärdeten mit sicherem Mut und Selbstvertrauen. Ihr Benehmen wurde noch eigentümlicher, als das erwähnte Sprachgesetz erschien. Die harmlosen literarischen Vereine riefen mit greller Stimme ins Ausland: „Schaut her, wie uns arme Slawen diese Madjaren unterdrücken, wie sie uns schinden! Jetzt sollen wir im öffentlichen Staatsleben sogar ungarisch sprechen in Ungarn!" Das Ausland hörte diese laute Stimme, bemerkte aber nicht, daß es sich um Ungarn handelte, vergaß es, daß diese slawischen Nationalitäten Jahrhunderte hindurch dieselben Rechte, denselben Segen der Konstitution genossen haben wie die Madjaren selbst; sie beachteten es nicht, daß man in einem Reiche nur ein Vaterland haben kann, daß der Staatsbürger des Reiches nur einem Staate angehören kann, dessen Wohltaten und Schutz er genießt; als Mensch kann er wohl auch eine andere Sprache sprechen, kann sich auch „literarisch" darin betätigen, doch als Staatsbürger des Staates Ungarn kann und muß er nur Ungar sein. Zwischen Freiheit und Ungebundenheit ist ein himmelweiter Unterschied. Freiheit fordert naturgemäß Selbstbestimmung. Wenn man ein freier Bürger eines Staates sein will, so muß man auch die Konstitution, die Gesetze dieses Staates achten, denn eben diese sind es, die die Freiheit geben und erhalten.

Diese slawischen „harmlosen literarischen" Vereine wußten recht gut, wer hinter ihnen stand, deshalb konnten sie so frech auftreten. Im Lande selbst waren diese Bewegungen der Slawen schon längere Zeit hindurch bemerkt, doch man hielt sie bloß für das Werk einiger Hetzer. Stephan Széchenyi, der alles Aufrührerische beseitigen wollte, war auch dafür, man möge sich in bezug auf die Bekämpfung dieser Bewegung vor allem Übereifer hüten, damit die Leidenschaft nicht noch mehr auflodere; die Einsicht der Besseren müsse siegen. Kossuth hingegen sah schon damals die Zukunft vor sich, er sah schon die große Gefahr, die am Ende der vierziger Jahre in offene Empörung ausartete. Wo blieb aber der Zauberer, der — wie im Zauberlehrling Goethes — die Macht gehabt hätte, diese slawischen wasser-, nein feuertragenden Geister zu besänftigen? Die Regierung sprach das Zauberwort nicht aus. Im Gegenteil. In ihrer Kurzsichtigkeit hatte sie in den vierziger Jahren alle Mittel ergriffen, um die Ungarn einzuschüchtern, ihre — stets im Rahmen des Rechtes und der Verfassung geschehenen — Reformen, Bestrebungen zu hemmen. Warum konnte dies geschehen? Diese Reformen und Bestrebungen des vorwärtsstrebenden Ungarn wurden so aufgefaßt, als ob sie dadurch ein Sichlostrennen vom Westen erreichen wollten. Es war dies eine irrtümliche, falsche, ja geschichtswidrige Auffassung, denn schon zur Zeit des ersten Königs von Ungarn, Stephans des Heiligen, hatten die Ungarn ihre natürliche Aufgabe richtig erkannt.[1]) Es war dies: Anschluß an den Westen nebst Bewahrung

[1]) Vgl. Dr. gróf Apponyi Albert, „A magyar nemzet természetszerü elhelyezkedése a világpolitikában" (Die natürliche Plazierung der ungarischen Nation in der Weltpolitik). Budapest 1915, Franklin. Das Zitat weiter unten ibid.

Digitized by Google

der inneren Einheit und Selbständigkeit. Dies geht Hand in Hand; das erste kann ohne das zweite nicht erreicht werden. „Das Anpassen an den Westen und die Einheit sind nur die Modalitäten des Seins, die Selbständigkeit das Sein selbst." Dies wurde von der stets großzügig geplanten, die wahren Lebensbedingungen und das Nächstliegende jedoch nicht gehörig beachtenden Politik Metternichs und seiner Regierung nicht berücksichtigt. Daß selbst den radikalen Ungarn keine andere Bestrebung vor Augen stand, beweist ein kurzer Satz des liberalen Barons Nikolaus Wesselényi, der in seiner anläßlich dieser slawischen Frage geschriebenen Flugschrift (1843) also schreibt: „Schwerlich gibt es jemand, der auch nur auf einen Augenblick daran zweifeln könnte, daß für Ungarn nirgends eine Hoffnung, nirgends eine Aussicht vorhanden sei wie im deutschen Element. Nur an dieses sich anschließend, kann es stark werden und den drohenden Gefahren Widerstand leisten; nur in diesem Bündnis kann es unter den europäischen Staaten den seinem nationalen und staatsbürgerlichen Wohlsein und seiner Ehre gebührenden Platz einnehmen."[1]) Durch die Kurzsichtigkeit der Regierung geschah es, daß die stets erstarkende Bewegung der Slawen als „Regierungsmittel" benutzt und somit auch genährt wurde.

Natürlicherweise war es für die Regierung von großer Wichtigkeit, über alles genaue Kenntnis zu erlangen, was mit dieser Frage im Zusammenhang stand. Hierfür war auch reichlich gesorgt. Die Polizeihofstelle war nie so eifrig wie in diesen vierziger Jahren. Graf Sedlnitzky war Präsident dieser Hofstelle, von welcher Metternich sagte, sie stehe selbst über der höchsten Politik. Die Konfidenten, wie man die Berichterstatter nannte (es waren dies teils hochgestellte, teils ganz belanglose bezahlte Leute), hatten dafür zu sorgen, daß jedes Wort, jede anstößige Miene, alles, was nur den Anschein von Anstößigkeit an sich trug, zur Kenntnis des Chefs gelange, der dann seine Vorträge an höchster Stelle unterbreitete, samt den Notizen der Berichterstatter. Wie in einem offenen Buche sollte die Regierung die Gedanken der Gutgesinnten (die nämlich gar keine Gesinnung hatten) und der „Rebellen" lesen können. Als die slawische Bewegung um sich griff und dieselbe als „Reaktion gegen den bis zur krampfhaften Nervosität gesteigerten Madjarismus" betrachtet wurde, berichteten mehrere Konfidenten über verschiedene Äußerungen, Geschehnisse u. a. mehr. Diese Berichte waren zumeist einseitig, sehr redselig, alles übertreibend. Eine dieser Notizen verdient jedoch besonders erwähnt zu werden, da sie, sachlich gehalten, ein klares Bild über diese Frage gibt und die damalige öffentliche Meinung in Ungarn widerspiegelt. Im Mittelpunkt des Berichtes steht Franz Deák, jener große klarsehende, gemessene Staatsmann, der den heil- und segenbringenden Ausgleich zwischen Ungarn und Österreich im Jahre 1867 vollbrachte und damit die Grundlage einer

[1]) „Aufruf in der Frage der madjarischen und slawischen Nationalität" von Baron N. Wesselényi in S. Kardos: „Br. Wesselény M. élete és munkái." II. Band, S. 81. Budapest 1915.

Digitized by Google

schöneren, tätigen Zukunft schuf. Damals — 1843 — vierzig Jahre alt, ließ er sein Wort noch zurückhaltend ertönen. Nicht der Öffentlichkeit galten seine Worte über die slawische Bewegung, nur im engeren Freundeskreise tauschte er seine Gedanken darüber mit Kossuth und Gabriel Klauzál[1]) aus. Der Bericht des Konfidenten mutet uns als ein modernes Interview an, wie eine politische Äußerung einer Persönlichkeit dem Mitarbeiter einer Tageszeitung gegenüber, doch der große Unterschied besteht darin, daß der Betreffende keine Ahnung davon hatte, wann und durch wen er belauscht wurde. Die Äußerungen Deáks zeugen von einem erstaunlichen Scharfblick; er sieht hinein in die innersten Tiefen dieser Frage in einer Zeit, da man im allgemeinen dieselbe als gar nicht so weittragend beurteilte und beurteilen konnte. Der Bericht des Konfidenten lautet wörtlich im Originale also:[2])

„Trotz mehrfachen Nachfragens konnte man kein sicheres Datum über die Verbindung der hiesigen serbischen literarischen Gesellschaft (Serbska Matica) mit St. Petersburg ausmitteln, da seit ein paar Jahren der Sekretär derselben, Paulovics, mißtrauisch und fremd selbst gegen jene Ungarn ward, bei denen er früher Annäherung gesucht hat. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß wenigstens vor einigen Jahren eine Kiste mit russischen Büchern von Petersburg an den genannten Paulovics gelangt ist, wovon dieser damals kein Geheimnis gemacht hat. Indessen setzen die Panslawen (n Ungarn der Pester Prediger Kollar an der Spitze) es fort, unter dem Vorwand, „literarische Verbindungen zwischen den verschiedenen Völkerschaften slawischer Zunge" zu begründen, Sympathien zu wecken, die wenigstens bis jetzt unter den slawischen Stämmen in Ungarn nicht und nie bestanden haben, denn nie hat der protestantische Slowak sich an den griechischen Serben, nie der konstitutionelle Kroat sich von dem unter der Knute stehenden Russen angezogen gefühlt; man predigt ihnen die Existenz einer großen Nation, deren Teile sie seien, um hierdurch nach und nach politische Bande zu lockern, ja ihre Auflösung vorzubereiten, welche seit tausend Jahren die verschiedenen Völkerschaften Ungarns aneinanderknüpften; sie setzen es fort, mit ewiger Hinweisung auf die slawischen Millionen mit dem Bilde einer osteuropäischen mächtigen Slawenmonarchie, eines zweiten Cäsarenreiches die Gemüter ihrer Stammesverwandten zu erhitzen, Ansichten, Wünsche, Hoffnungen, ja Erwartungen zu nähren, die sich ebensowenig mit der glücklichen Fortentwicklung Ungarns und dessen Erstarken durch das Gedeihen der ungarischen Nationalität (die allein fähig ist, einerseits eine kräftige Vereinigung, anderseits eine Isolierung gegen die umgebenden slawischen Elemente zu bewerkstelligen), als mit den Interessen

[1]) Einer der führenden Politiker der Opposition im Reformzeitalter.

[2]) Aus dem Archiv der Polizeihofstelle (jetzt Allgemeines Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien) Nr. 2055, Grundzahl 60 ex 1843 (12. März). Es sei mir erlaubt, auch hierorts meinen ergebensten Dank dem Archivdirektor Universitätsprofessor Dr. Kretschmayr sowie den Archivbeamten für ihre oft bewiesene Liebenswürdigkeit auszusprechen.

Digitized by Google

der erhabenen Dynastie vertragen, an welche Ungarn durch so mannigfache Bande innig geknüpft ist. — Und obwohl es schwer wäre, diese Ansicht mit hinreichenden speziellen Angaben zu erhärten, so ist sie doch nichtsdestoweniger das richtige, notwendige und daher allgemeine Ergebnis alles dessen, was man hier bei jeder Gelegenheit sieht und hört; das allgemeine, denn jeder, der sich der vaterländischen Zustände richtig bewußt ist, teilt diese Überzeugung und mit ihr jene Besorgnisse, die eine solche notwendig begleiten. Diese Besorgnis wurde durch Deák, Klauzál und Kossuth bei einer Zusammenkunft äußerst lebhaft ausgesprochen. Diese Männer stehen in vielfacher Berührung mit allen bedeutenden Persönlichkeiten des Landes (besonders der erste), werden beinahe täglich von Ankommenden aus allen Gegenden besucht und schöpfen ihre Ansicht aus der vergleichenden Beurteilung tausend einzelner Tatsachen und Meinungen. Sie hegen die feste Überzeugung, daß sich in Ungarn eine russische Partei unter allen slawischen Stämmen, meist diesen selbst noch unbewußt, vorbereitet; daß die Gefahr keineswegs von den Karpathen her, sondern beinahe ausschließlich vom Süden her droht, daß die Militärgrenze einen eisernen Arm bildet, der in dem verhängnisvollen Moment, wo die außer derselben sich häufenden russischen Elemente zu einem mächtigen Schlag organisiert sein werden, sich nicht gegen die Türkei (diese Bestimmung habe keinen Sinn mehr), sondern gegen Ungarn schließen, bei seinem imposanten Vordringen im Lande Bundesgenossen in Masse finden wird, die sich erst in jenem Momente der ihrer längst zugedachten Rolle bewußt werden; Ungarn und seine Dynastie (wenigstens auf ungarischem Boden) schnell verdrücken und eher, als Konferenzen oder eine entsprechende Konzentrierung und Disponierung bewaffneter Macht zu irgendeiner entscheidenden Handlung Feld gewinnen könnten, ein fait accompli aufstellen dürften. Von dem vielfach zurückgewiesenen und gekränkten Frankreich, dem kaufmännischen England, dem geteilten und somit schwachen Deutschland sei nichts Schnelles und Tatkräftiges zu erwarten. Da es übrigens außer dem Bereiche der Munizipalitäten und Legislatur liege, solchen sich vorbereitenden Schlägen entgegenzuarbeiten, bleibe nichts übrig, als die Sorge im Busen zu verbergen und alles, was zur Kräftigung des Landes und der Nation tunlich ist, zu tun, als wären wir im Rücken ganz sicher. Sollte durch eine jetzt nicht vorauszusehende und unberechenbare Andersgestaltung der europäischen Verhältnisse eine solche Explosion unmöglich gemacht werden, wäre doch die Zeit gut verwendet gewesen.

Doch so wie nichts Schlimmes ohne alle gute Nebenwirkung ist, bemerkte Deák, hat auch die slawische Reaktion — die nicht unbedingt dem Ultramadjarismus zur Last gelegt werden darf, es ist vielmehr diese eine Lebensäußerung des gesamten Slawismus, nicht des ungarischen allein — ihr Gutes. Die slawische Reaktion hat unvermerkt viel zu einer festeren Anschließung der ungarischen Nation an ihre Dynastie beigetragen, und die Überzeugung, daß die ungarische Nation nur mit ihrer Dynastie stehen kann, verbreitet sich

Digitized by Google

und faßt täglich tiefere Wurzeln; es wird ihr deutlich, daß, wie sie an diese durch alle Bande dreihundertjähriger gemeinschaftlicher Leiden und Freuden gebunden ist, ihr kein anderer verwandter Arm offen steht; ein dunkles Vorgefühl macht sich geltend, daß die Zeit kommen wird, wo beiden ein treues und festes Zusammenhalten nottun wird. Man glaubt immer fester, daß Ungarn ohne Österreich nicht mehr stehen kann, und umgekehrt; er glaubt, daß, wenn der schwüle Tag kommt, wo die italienischen, böhmischen, die polnischen Länder, welchen allen eine von Österreichs Interessen fremde Zukunft gestellt zu sein scheint, eine zentrifugale Richtung einschlagen werden, Ungarn das schöne und erhebende Beispiel einer unerschütterlichen Ausdauer und Anhänglichkeit, welche trotz so mancher heftiger Diatribe auf Kongregationen und Reichstagen nie abgestorben ist, aufstellen wird, und dies sowohl aus einem ihm innewohnenden loyalen Antrieb wie auch aus eigenem Interesse, das noch mächtiger wirkt. Er schmeichelt sich auch mit der Meinung, daß Österreich dies sehe, glaube und deshalb so wie jetzt stets eine freundliche, brüderliche Politik verfolgen werde.

Dies ist beiläufig auch der bei manchen klare, bei anderen dunkle, aber nichtsdestoweniger demselben Resultat zueilende Ideengang, welcher der Regierung im Lande von nun an eine Majorität, selbst bei der liberalen Partei, sichert, und zwar eine desto größere, desto festere, je mehr sich der österreichische Himmel trüben sollte. Es klingt, fuhr Deák fort, heutzutage etwas träumerisch, von Invasionen zu sprechen; aber so wie jede Ursache eine Folge haben muß, so werden die gegenwärtigen volkstümlichen Bewegungen auch die ihrigen haben. Zwei große Beispiele weist die neuere Geschichte schon auf: die religiöse Revolution des sechzehnten, siebzehnten Jahrhunderts, die politische des achtzehnten, neunzehnten; beide gingen von Gedanken aus und zogen Eroberungen nach sich; die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wird auch die ihre mit ihren Folgen haben: eine volkstümliche, und zwar eine furchtbare, da sie von einer weniger kultivierten und großen Masse, dem Slawentum, ausgehen wird; denn ihre moralischen Vorgänger stellen sich jetzt schon so fühlbar heraus, daß sie nicht mehr leichtlich hinweggeleugnet werden können."

*

Soweit der Bericht. Dreiundsiebzig Jahre sind seitdem verflossen, und eine gründliche Neuorientierung erfolgte. An Stelle des Mißtrauens Ungarn gegenüber trat Verständnis, und das Reich wird nicht nur als Bollwerk des Westens, sondern als integrierender, starker Faktor desselben zu betrachten sein. „Und wenn dem so ist," sagt Apponyi, „so ist es auch notwendig, daß der Westen uns als das annehme, was wir sind: als eine einheitliche, selbständige Nation, denn was anderes könnten wir nur werden, wenn wir überhaupt aufhören zu sein."

Digitized by Google

Zur Geschichte der Weltharmonik

Von
Professor Wilhelm Foerster (Berlin)

(Schluß)

III

Bei der Entdeckung der neuen Länder war es auch Zahlenharmonistik gewesen, welche durch die Bevorzugung der von Poseidonius vertretenen Gradlänge von 500 Stadien vor den 700 Stadien des Eratosthenes merkwürdig günstig wirkte, indem auf Grund jenes kleineren und rechnerisch bequemeren Wertes der Gradlänge in den verbreitetsten und dem Kolumbus zugänglichsten geographischen Angaben die den Ostküsten von Asien vorliegenden Inseln fast so nahe an Westeuropa verzeichnet worden waren, wie Mittelamerika und die Antillen wirklich liegen. Von besonderer Bedeutung sind dann die Entdeckungen der neuen Länder für die Stellungnahme der Kirche gewesen. War es doch die schon in Babylon, sodann von Aristoteles und in Alexandria als völlig zweifellos angesehene Lehre von der Kugelgestalt der Erde gewesen, welche von den Kirchenvätern abgelehnt wurde, weil ihr die Sehnsucht nach der Ausbreitung des Reiches Gottes auf der ganzen Erdenwelt widerstrebte. Nun wurde auf einmal die Zugänglichkeit der ganzen Kugelfläche für den Bekehrungseifer erwiesen und auch für die Verbreitung der wissenschaftlichen Kultur und für die Erkenntnis ihrer uralten Vergangenheiten ein begeisterndes Feld geöffnet.

Hatte doch ein halbes Jahrhundert vorher um die Mitte des Jahrhunderts Vierzehn ein erneutes Vordringen mohammedanischen Volkstums von Osten her in der europäischen Welt schon den Gedanken entstehen lassen, selber nach Westen vordringend, dem Islam sozusagen in den Rücken zu fallen. Jenes Vordringen des Islam hatte aber zugleich die Übersiedlung der in den byzantinischen Regionen noch aufbewahrten reichen Schätze griechischer Literatur nach Italien veranlaßt und hierdurch auch den geschichtlichen Einblick Europas in die Weltanschauung des Altertums hochbedeutsam gefördert. Wie dies zunächst dem Genius des jungen Kopernikus zugute kam, dies näher zu schildern würde die Grenzen meines vorliegenden Themas überschreiten. Überwiegend und entscheidend war für Kopernikus bei seinen Studien in Italien der Bericht gewesen, den um 220 v. Chr. Archimedes von Syrakus, selber ein genialer Physiker und Mathematiker, über die Gedanken des wenige Jahrzehnte vorher in Alexandria wirksam gewesenen großen Denkers Aristarch von Samos erstattet hatte. Nach dessen kurzen, aber einleuchtenden Darlegungen konnte kaum noch ein Zweifel übrigbleiben an der Annahme der durch die Planetenbewegungen veranschaulichten Bewegung der Erde und der Planeten um die Sonne, ebensowenig wie an der Erklärung der scheinbaren Drehung des Sternhimmels durch die Drehung der Erde.

Digitized by Google

Diesen ganzen Sachverhalt hat Kopernikus in seinem astronomischen Lehrbuch eigenartig, aber durchaus wirksam dargestellt. Auf dem Gebiete der zahlenmäßigen Harmonik und der Astrologie hat er aber keine eigenartigen Gedanken dargeboten. Es war dem großen dänischen Astronomen Tycho Brahe beschieden, daß, während durch die unvergleichliche Stetigkeit und kluge Feinheit seiner Messungen am Himmel die entscheidenden Grundlagen für die Lehre von den Erdbewegungen und für Kepplers Weltharmonik erlangt wurden, er selber zunächst der Astrologie einen besonderen Aufschwung geben half, indem er sich gegen Kopernikus erklärte und zu der in Wittenberg zur Geltung gelangten Auffassung bekannte, daß nur in einer ruhenden Stellung der Erde in der Mitte des Weltalls unmittelbare Einwirkungen der Himmelsmächte auf das Erdenleben zu denken seien, daß jedoch solche Einwirkungen, die von den Astrologen zu deuten und vorherzusagen seien, einen Schutz gegen die Höllenmächte bedeuten könnten. Unter der Wirkung solcher und ähnlicher Gedanken, die in dem Zeitalter der Hexenprozesse und des begonnenen Kultus der Explosivkräfte erklärlich genug waren, entstand nun in Deutschland, sowie besonders im Norden Europas eine starke Entwicklung der Astrologie, zumal in den Regionen der Fürsten und der Heerführer. Die Könige von Dänemark und von England, sowie Kaiser Rudolf II. in Deutschland standen in regstem Verkehr mit Astronomen, die ihre intimsten Ratgeber wurden.

Da erschien Keppler. — Kurz vor dem Ende des Jahrhunderts Fünfzehn begann er als offizieller Herausgeber von Kalenderansagen für das Wetter und die Weltereignisse und sodann als astrologischer Ratgeber von Kaiser Rudolf II. zu dienen. Er tat dies, getragen von pythagoreisch-platonischen Gedanken, sowie im Anschluß an die Harmonik des Ptolemäus, zugleich aber im Dienste der Lehren von Kopernikus und mit steigender Verwertung der Beobachtungsschätze von Tycho Brahe. Und nun ist es ergreifend zu sehen, wie die Vertiefung in die Messungs- und Rechnungsergebnisse, die er aus diesen Beobachtungsschätzen zu erweisen vermochte, und aus denen er seine drei Gesetze von den Bewegungen der Planeten, sowie der Erde und des Mondes folgerichtig aufbaute, ihn allmählich von der immer orakelhafter entarteten Astrologie befreiten. Einen Beitrag hierzu lieferte auch der Kampf gegen den Aberglauben, den er als Verteidiger in dem Hexenprozesse seiner Mutter zu bestehen hatte, deren Bewahrung vor der Verbrennung er schließlich nur einem Urteil der Universität Tübingen zu danken hatte.

Das ganze Leben und die Gestaltungskraft dieses schwäbischen Mannes ist ein unvergänglich herrliches Besitztum deutscher Geschichte und Kultur. Und das Jahr 1918 ist eine Epoche, welche selber im Geiste zahlenmäßiger Harmonik ein besonderes Recht hat, ihn zu feiern; denn im Jahre 1618, also vor drei Jahrhunderten erstand in seiner schaffensfreudigen Seele die Erkenntnis des dritten und wichtigsten seiner drei Gesetze, das er in seinem Werke: „Die Weltharmonik" (Harmonice Mundi) veröffentlichte.

Digitized by Google

Den Anfang dieser harmonistischen Entwicklung seiner astronomischen Theorien hatte er mit dem Versuche gemacht, die fünf Zwischenräume zwischen den Bahnen der sechs Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn durch eine Aufeinanderfolge der fünf sogenannten „regulären" Körper auszufüllen, die in der pythagoreischen Zeit von der mathematischen Erfindungskraft im Anschluß an gewisse Natur- und Kunstgebilde erdacht worden waren. Näher hierauf einzugehen, muß ich mir an dieser Stelle versagen. Ich möchte nur als ein Beispiel die Gestalt des Würfels anführen, den Keppler zwischen der Bahn des Saturn und der Bahn des Jupiter so einfügte, daß er von der Kugelfläche, innerhalb deren die Bahn des Saturn verlief, umspannt wurde, während er selber mit seinen Innenflächen die Kugelfläche berührte, innerhalb deren die Bahn des Jupiter stattfand. Es gelang Keppler, durch die Reihenfolge, in welcher er die fünf regulären Körper zwischen die sechs Bahnen derartig eingefügt dachte, die Entfernungen dieser Bahnen von der Sonne beinahe so genau darzustellen, wie sie damals bekannt waren.

Dieser Erfolg beherrschte sodann den harmonistischen Charakter seiner astronomischen Forschung und leitete auch die ihm bald nachher vom Kaiser Rudolf II. übertragene Bearbeitung der Beobachtungen, welche der in Prag 1601 verstorbene große Tycho Brahe hinterlassen hatte.

Die nächsten Ergebnisse dieser seiner Arbeiten bestanden in dem als das erste Kepplersche Gesetz bezeichneten Nachweise, daß die Bahnen der Planeten (einschließlich der Erde) Ellipsen seien, und daß der eine der beiden Brennpunkte jeder dieser Ellipsen in dem Sonnenmittelpunkte liege, und daß ferner bei den Bewegungen der Planeten in solchen Ellipsen die von jenem Brennpunkt nach dem Planeten gezogen gedachte gerade Linie in gleichen Zeiten gleiche Flächen beschreibe. Dieses zweite, das sogenannte Flächengesetz, war bereits mit deutlicher Annäherung in der ptolemäischen Theorie der Planetenbewegungen ersichtlich gewesen, war aber erst von Keppler in voller Allgemeinheit formuliert worden.

Während dieser Arbeiten war das Ereignis der niederländischen Erfindung des Fernrohrs erschienen. Keppler wurde hierdurch zu den optischen Studien angeregt, aus denen dann die vollkommenere Entwicklung des Fernrohrs hervorging. Wichtiger für seine eigenen harmonistischen und astronomischen Arbeiten wurde aber die zunächst von Galileis Anwendung des niederländischen Fernrohrs ausgehende Anregung im eminent kopernikanischen Sinne, sowie zugleich noch wirksamer die von Galilei ausgegangene, an Demokrit anknüpfende Entwicklung der Bewegungslehre, zumal im Sinne der tieferen Erkenntnis der Fallbewegung und der Pendelbewegung. Eine andere Anregung kam ihm von dem Einblick in die Harmonik des Ptolemäus, welchen Einblick er der astronomischen Betätigung des Jesuitenordens, vermittelt durch den bayrischen Kanzler Herwart von Hohenburg, verdankte, der ihm auch sonst in jeder Weise förderlich war. Diese Harmonik des Ptolemäus — ein nur in wenigen und unvollständigen Exemplaren für die Nachwelt verbliebenes Vermächtnis

Digitized by Google

von überwiegend pythagoreisch-platonischer Weltauffassung — hat dann Keppler aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt und durch viele Zusätze und Anmerkungen vervollständigt. Diese Übersetzung und Bearbeitung des ptolemäischen Werkes hat aber eine tiefe Bedeutung gehabt, denn sie veranlaßte Keppler zu unablässigen Aufsuchungen von musikalisch-harmonischen und auch überhaupt von mathematisch einfachen Verhältnissen in der von seinem ersten und zweiten Gesetze regierten Welt der planetarischen Bewegungen, und aus dieser großen Zahl von Erprobungen ist dann die Entdeckung des dritten Gesetzes hervorgegangen.

Nachdem er, im Anfange seiner astronomischen Forschungen, durch die Einfügung der fünf regulären Körper in die Zwischenräume zwischen den sechs Planetenbahnen einen harmonistischen Anklang für die Größenverhältnisse dieser Bahnen gefunden hatte, widmete er sich jetzt einer harmonistischen Untersuchung der Bewegungsgeschwindigkeiten der Planeten um die Sonne. So fand er bei einer Untersuchung der größten und der kleinsten Winkelgeschwindigkeiten, mit denen, von der Sonne aus gesehen, die Planeten sich bewegen, deutliche Annäherungen an die Zahlenverhältnisse konsonierender Töne; aber daraus ergaben sich doch keine Anklänge an die Sphärenharmonie für die Einwirkungen auf die selber bewegte Erde.

Für die astrologische Deutung der von dieser Erde aus beobachteten Erscheinungen wurde von ihm dann in Betracht gezogen, welche Winkelabstände der jeweiligen Örter der Planeten an der Himmelsfläche voneinander oder von den anderen Himmelslichtern zu beobachten waren, und diejenigen Verhältnisse wurden als harmonistisch maßgebend bestimmt, welche zwischen diesen verschiedenen und veränderlichen Abständen und dem vollen Umkreise stattfanden. Nach vielen solchen Betrachtungen und Berechnungen stieg dann der Gedanke empor, ob nicht die Umlaufszeiten der verschiedenen um die Sonne bewegten Planeten ein gemeinsames, wenngleich nicht einfaches Gesetz für das Verhältnis zu ihrer maßgebenden mittleren Entfernung von der Sonne hätten. Und schließlich fand Keppler am 15. Mai 1618 das Ergebnis, daß die zweiten Potenzen der Umlaufszeiten sich zueinander verhalten, wie die dritten Potenzen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Keppler war tief ergriffen von der Genauigkeit, mit welcher diese Formel — das sogenannte dritte Kepplersche Gesetz — die aus Tycho Brahes Beobachtungen von ihm abgeleiteten Bewegungserscheinungen darstellte. Diese Genauigkeit, aus welcher er entnehmen zu dürfen glaubte, daß man es mit einem wirklichen Naturgesetze zu tun habe, hätte aber nur dann in aller Strenge als der Ausdruck eines Gesetzes der Massenanziehung und ihrer von der zweiten Potenz der Entfernungen zwischen der anziehenden Masse und jeder der angezogenen Massen abhängigen Intensität in Erscheinung treten können, wenn die Massenanziehungswirkungen der einzelnen Planeten selber verschwindend klein im Vergleich mit den entsprechenden Wirkungen der Sonne wären. Daß dies, wenngleich nur annähernd, stattfindet, erscheint

Digitized by Google

wiederum als eine der vielen Wohltaten, welche der Menschheit in der ganzen bisherigen harmonistischen Entwicklung der Erkenntnis und Lenkung der Welterscheinungen zuteil geworden sind. Die größte der Massenanziehungen in unserer Planetenwelt, nämlich diejenige des Jupiter, welche wenige Jahre vor dem Erscheinen von Kepplers Weltharmonik mit Hilfe des eben erfundenen Fernrohrs durch Galilei aus den Umläufen der Jupitermonde gefolgert werden konnte, beträgt noch nicht $^1/_{1000}$ der Massenanziehung der Sonne. Und somit ging nun das dritte Gesetz seinen weiteren Weg als ein Weltgesetz durch das Jahrhundert Sechzehn, bis ihm Newton die entscheidende Formulierung gab in seiner Lehre von der gegenseitigen allgemeinen Massenanziehung und der Abnahme der Intensität dieser Wirkung mit der Zunahme der zweiten Potenz des Abstandes zwischen den einander anziehenden Massen. Newton veröffentlichte dieses Gesetz im Jahre 1682 in dem epochemachenden Werke, welches den Titel trug: „Principia philosophiae naturalis mathematica", und welches nicht nur die Bewegungen der Planeten unter der Wirkung der Anziehungskraft der Sonne und der Anziehungskräfte der Planeten selber erklärte, sondern zugleich die Bewegung unseres Mondes als die Wirkung derselben Anziehungskraft der Masse des Erdkörpers nachwies, welche die Bewegung der fallenden Körper und des schwingenden Pendels regiert.

Ist nun hiermit die führende Wirkung der Weltharmonik zu Ende? In Kepplers Seele hatte sich unter der bedrückenden Wirkung des orakelhaften Charakters des astrologischen Prophetentums, das man ihm zumutete, nach der Veröffentlichung seiner Harmonice Mundi das Interesse an der musikalischen Deutung der Zahlenverhältnisse in den Himmelserscheinungen schließlich sehr stark vermindert. Und Newtons mathematische Formulierungen der Bewegungen im Himmelsraume als „Grundlehren der Naturphilosophie" standen schon ganz auf dem Boden rein mathematischer Folgerichtigkeit, welche sich lediglich durch die Übereinstimmung ihres zahlenmäßigen Vorauswissens mit dem Fortgang der Erscheinungen zu bewähren und nötigenfalles zu vervollkommnen hatte.

Es begann dann im Jahrhundert Siebenzehn unter der Führung der großen Mathematiker Euler und Lagrange mit Hilfe der mikrokosmischen Entwicklung der Optik und der Zeitmessung eine machtvoll umfassende Darstellung des Verlaufes der Himmelserscheinungen, sagen wir des „Makrokosmus", eine Darstellung, die schon auf Jahrtausende zurückreichende Bestätigungen durch uralte Tageszählungen und einfachste Messungen mit Schattensäulen gefunden hat, und die zugleich in der Gegenwart intimste Übereinstimmung mit Messungsergebnissen von mikrokosmischer Feinheit erstrebt und findet. Aber wie ist es mit der Entwicklung der Harmonik des Erdenlebens. Soll diese wirklich dahinschwinden unter der Gewaltherrschaft der Explosivkräfte des Mikrokosmus? Nein! Immer tiefere Blicke in die Vergangenheit und Zukunft der Menschheitsentwicklung werden uns davon befreien.

Digitized by Google

Die Grundlagen der Temperaturbestimmung

Von

Dr. Eduard Färber

Die ganze Haut vermittelt uns die Wahrnehmung einer Eigenschaft unserer Umgebung, die wir als ihre Temperatur bezeichnen. Ein bestimmtes spezielles Organ für diese Übermittlung konnte bis jetzt nicht entdeckt werden. Dem entspricht die Ungenauigkeit und Unbestimmtheit unserer Temperaturempfindung. Die biologisch wertvolle Eigenschaft unseres Körpers, sich in gewissen Grenzen an den äußeren Wärmezustand anzupassen, bedingt, daß uns derselbe Raum wärmer erscheint, wenn wir aus der Kälte kommen, als wenn wir vorher in wärmerer Umgebung waren. Wir müssen uns selbst also jedesmal erst sorgfältig prüfen, ehe wir uns an die gefühlsmäßige Beurteilung von Temperaturen wagen dürfen. Übereinstimmende Aussagen können wir nur erwarten, wenn wir immer von demselben Körperzustand ausgehen.

Noch in einer anderen Hinsicht erweist sich unsere Temperaturempfindung als zwar biologisch ausreichend, aber physikalisch mangelhaft. Die Grenzen ihres Wirkens sind sehr eng, darüber und darunter bleiben nur mehr Schmerzempfindungen bestehen. An diesen Grenzen müßte also, wenn wir unseren Temperatursinn allein ausschlaggebend sein ließen, auch unsere Bezeichnung „Temperatur" aufhören. Mit einer angeborenen Selbstverständlichkeit ziehen wir aber den Analogieschluß, daß diese Größe ihre physikalische Bedeutung weit über ihre biologische hinaus behält.

Viel vollkommener als der Temperaturunterscheidungsapparat des Menschen ist das aus einem ebenfalls über die ganze Haut verbreiteten Organe hervorgegangene Auge. Wenn wir an einem Körper eine Erwärmung wahrnehmen, zeigt uns gleichzeitig und immer, bis auf einen einzigen Ausnahmefall, das Auge eine Ausdehnung. Dann können wir aber die bloße Ausdehnung eines Körpers, zum Beispiel eines Eisenstabes, allein als Kennzeichen für seine Temperaturerhöhung annehmen. Legen wir zehn, bei derselben Temperatur ganz gleichartige Eisenstäbe nebeneinander und bringen wir einen nach dem anderen auf gefühlsmäßig festzustellende, steigende Temperaturen, so nehmen ihre Längen in derselben Reihenfolge zu wie jene. Um quantitative Beziehungen zwischen diesen beiden Änderungen zu erhalten, lassen sich zwei Wege beschreiten: Wir könnten erstens die für unser Gefühl eben merklichen Temperaturunterschiede als Einheitsintervalle definieren und ihnen die verschiedenen beobachteten Längenänderungen zuordnen. Besser ist es natürlich, die mit dem differenzierteren und weniger launenhaften Sinne erkennbare Eigenschaft zugrunde zu legen und die Temperaturstufen aus den Längenzunahmen zu definieren. Wir nennen dann gleiche Temperaturintervalle diejenigen, die gleiche relative Längenänderungen eines Eisenstabes verursachen.

Damit machen wir uns unabhängig von unserer Ursprungsempfindung, und das ist ja, was wir wollten; sie war uns ja nicht eindeutig, „reproduzierbar" und ausgedehnt genug. Wir benutzen jetzt eine Längenmessung, um eine Empfindung zu beschreiben, nachdem wir erst einmal festgestellt haben, daß ein Eisenstab, wie wir ihn oben benutzten, tatsächlich von den „menschlichen" Fehlern frei ist, das heißt, daß zu einer gewissen relativen Ausdehnung auch immer dasselbe (gefühlsmäßige) Temperaturintervall gehört.

Ein Eisenstab gäbe aber kein praktisches Thermometer ab. In einem Intervalle, das unserem Gefühle sehr groß erscheint, verändert er seine Länge nur sehr wenig. Er ist zu grob, zu unempfindlich für unser Auge, oder wir brauchten komplizierte Meßmethoden, um seine Feinheit zu erhöhen.

Größer schon ist die Ausdehnung von Flüssigkeiten. Schließen wir sie in ein Glasgefäß mit einer dünnen Kapillare ein, so ist ihre Volumänderung bequem an der Ver-

Digitized by Google

schiebung des Fadenendes in der Kapillare zu messen. Welche Flüssigkeit dazu genommen wird, erscheint zunächst gleichgültig. Merkwürdigerweise aber mußte gerade die uns nächstliegende, das Wasser, abgelehnt werden; denn im Widerspruche zu allen anderen Flüssigkeiten zeigt es in einem gewissen Bereiche dort gleiche Volumina, wo die der anderen verschieden sind. So erweist es sich als ungeeignet, unser gewünschtes Normalmaß zu bilden. Man wählte dann das Quecksilber.

Da das Volumen einer und derselben Quecksilbermenge in schmelzendem Eise immer dasselbe ist, konnte man sagen, daß das Schmelzen des Eises immer bei derselben Temperatur vor sich geht. Dasselbe ergab sich für das Sieden des Wassers. Willkürlich bezeichnete Celsius die Volumänderung des Quecksilbers zwischen Gefrier- und Siedepunkt des Wassers als 100. Das sind natürlich nicht Kubikzentimeter, sondern eine neue Maßeinheit, Grade genannt. Aus der Bezeichnung 0° für den Eispunkt folgte, daß der Siedepunkt des Wassers bei 100° liegt, und ein Hundertstel der Volumänderung des Quecksilbers zwischen diesen beiden Punkten ist demnach 1°. Ohne Rücksicht auf unser Temperaturgefühl, nur geleitet durch das Auge, sprechen wir also gleiche Volumzunahmen unserer Thermometerflüssigkeit als gleiche Temperaturzunahmen an.

Wenn man die Ausdehnung anderer Flüssigkeiten damit vergleicht, so ergeben sich ziemlich verwickelte Beziehungen. In den Intervallen, in denen das Quecksilber um gleichviel zunimmt, sind bei irgendeiner anderen Flüssigkeit die Volumänderungen ungleich und verschieden groß. Füllten wir also nicht Quecksilber, sondern Alkohol oder Amylazetat in unser Thermometer, so würde ein Alkohol- oder Amylazetatgrad bald größer, bald kleiner sein als ein Quecksilbergrad. Bei 0° und 100° stimmten definitionsgemäß alle Thermometer überein; aber was wir mit Quecksilber als 50° messen, würde mit Alkohol als 49°, mit Amylazetat als 46,3° erscheinen.

Keine dieser Skalen ließe sich an und für sich als die richtigere bezeichnen. Daß man aber sich auf die Quecksilberskala einigte, das hatte noch einen ganz besonderen und triftigen Grund: die einfache Beziehung zu der Ausdehnung der Gase. Mißt man diese nämlich mit dem so festgelegten Maße, so erweist sie sich als regelmäßig: zu jedem Grade an irgendeiner Stelle der Skala gehört auch der gleiche Volumunterschied eines Gases. Das bedeutet natürlich nur, daß die Ausdehnung des Quecksilbers und die der Gase zueinander immer dasselbe Verhältnis haben. Mit Alkohol als Thermometerfüllung hätte sich statt dieses Gesetzes der gleichmäßigen Ausdehnung der Gase ein viel komplizierteres ergeben. Dann hätten wir uns gefragt, ob wir nicht lieber den einen Alkohol, als alle Gase sich nach einer komplizierten Formel sollten ausdehnen lassen, und hätten dann wohl die Gasausdehnung als Grundlage einer Temperaturskale gewählt. Da wir glücklicherweise das Quecksilberthermometer schon eingeführt hatten, ergab sich ein solcher Zwiespalt nicht erst, oder richtiger gesagt: nicht in diesem ganzen Umfange.

Ganz genaue Bestimmungen zeigen nämlich, daß auch die Gase nicht alle gleichartig auf Temperaturänderungen reagieren, und überhaupt den ausgesprochenen Gesetzen nicht ganz genau gehorchen. Eichen wir mit einem Quecksilberthermometer die Punkte 0° und 100° eines mit Luft oder mit Wasserstoff gefüllten Gasthermometers, so sollten die Angaben der drei bei jeder Temperatur genau übereinstimmen. Statt dessen zeigt bei z. B. 30° das Luftthermometer eine 0,028°, das Wasserstoffthermometer eine 0,038° tiefere Temperatur an. Für wissenschaftliche Angaben sind diese Unterschiede nicht zu vernachlässigen. Damit sind wir aber wieder einmal vor die Wahl eines Grundmaßes gestellt. Man entschied sich für dasjenige Gas, das in der Chemie schon oft als Vergleichssubstanz gedient hatte, für den Wasserstoff; neuerdings ist er durch das aus der Radiumchemie bekannte Helium verdrängt worden.

Dieser Wahl liegt ein neues Prinzip zugrunde, und zwar ein energetisches. Die bei der Abkühlung eines Körpers freiwerdende Wärmeenergie läßt sich in mechanische Arbeit verwandeln; aus der Größe dieser Arbeit definierte man die Größe des Tem-

Digitized by Google

peraturintervalls. Bei dieser neuartigen, thermodynamischen Skale kann man eben mit jenen Gasthermometern in Übereinstimmung bleiben.

Bequemer als die Messungen mit Gasthermometern und bei manchen besonderen Aufgaben allein anwendbar sind Temperaturbestimmungen aus der Änderung des elektrischen Widerstands oder aus der elektromotorischen Kraft von Thermoelementen. Sie bieten für die Temperaturdefinition nichts Neues, vielmehr werden den Änderungen dieser elektrischen Größen die Temperaturangaben des Gasthermometers zugrunde gelegt.

Man erkennt leicht, welche obere Grenze der Verwendbarkeit aller dieser Thermometer gezogen ist. Wir brauchen immer feste Materialien, als Gefäßwand, als Widerstandsdraht oder als Leitungsdraht. Oberhalb der Schmelzpunkte der dabei verwandten Stoffe können wir auf diesen Wegen keine Temperaturen mehr messen.

Sollen wir nun annehmen, daß die Grenze der Beständigkeit festen Platins oder festen Wolframs die Grenze der Temperatur überhaupt sei? Das widerspräche aller Logik. Das widerspricht auch unserer Erfahrung, die sich auf die Erscheinung der Wärmestrahlung gründet.

In der Nähe eines auf roter Glut befindlichen Ofens haben wir eine gewisse Wärmeempfindung. Diese verstärkt sich, wenn die Farbe der Glut heller wird, und ist am stärksten bei einem Siemens-Martin-Ofen, in den man nur mit Hilfe von lichtschwächenden Schutzgläsern ohne Gefahr für die Augen hineinblicken kann. So können wir schließen, daß der weißglühende Ofen die sehr viel höhere Temperatur hat, und noch weitergehend erscheint uns ein Zusammenhang zwischen der Temperatur, der Farbe des ausgestrahlten Lichtes und seiner Helligkeit.

Die beiden letztgenannten Größen können durch Energiemessungen auf elektrischem Wege bestimmt werden. Bei verhältnismäßig tiefen Temperaturen (bis 1700° etwa) kann man außerdem auch noch besonders konstruierte Gas- oder auch Widerstandsthermometer anwenden. So erhalten wir Beziehungen zwischen den beiden Größen: der Energie der ausgesandten Strahlung und der Temperatur des „Strahlers". Nach der oft angewandten Methode behält man diese Beziehungen bei, weit über den Bereich hinaus, in dem eine Nachprüfung möglich ist, oder was dasselbe heißt, man definiert Temperaturen über 1700° eben aus den für tiefere abgeleiteten Gesetzmäßigkeiten. Unter gewissen weiteren Voraussetzungen kann man dann auf dieser Skale sogar die Temperatur der Sonne messen; sie ergibt sich zu etwa 6000°.

Nunmehr ist im Prinzip erreicht, daß wir alle überhaupt vorkommenden Temperaturen messen können. Mit Rücksicht auf unseren Ausgangshafen, die menschliche Empfindung, müssen wir das etwa in folgender Form ausdrücken: Nehmen wir auch über unseren Empfindungsbereich hinaus die Temperatur als veränderliche Größe an, so können wir nunmehr die von ihr abhängige Änderung gewisser Eigenschaften durch Gleichungen quantitativ erfassen. Dabei haben wir eine gewisse Freiheit in der Definition des Temperaturmaßes, und jede Eigenschaftsänderung kann uns dazu dienen. Bedingung ist dabei aber zunächst, daß diese Eigenschaftsänderung in dem Gebiete, das unserer Empfindung zugänglich ist, mit ihr die gleiche Reihenfolge der Temperaturen bestimmen läßt. Zum zweiten müssen unsere Definitionen das Prinzip der größtmöglichen Einfachheit erfüllen. So einfach das klingt, so ist es doch in der Wirklichkeit recht schwer zu befolgen. Und im Daseinskampfe der Temperaturskalen trägt diejenige den Sieg und das Leben davon, die das umfassendste Tatsachenmaterial am einfachsten darzustellen gestattet.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Friedrich Theod. Vischers ausgewählte Werke. Herausgegeben von Dr. Gustav Keyßner. 3 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 12.—.

Keines seiner anderen Werke hat Friedr. Theod. Vischers Persönlichkeit im Gedächtnis unseres Volkes so lebendig erhalten wie der „Auch Einer". Wer den „A. E." kennen gelernt hat, möchte mehr von Friedr. Theod. Vischer wissen, möchte sich das Bild, das ihn durch die Züge Albert Einharts hindurch anblickt, selbständig machen, es abrunden und vertiefen. Diesem Wunsch kommt die vorliegende Auswahl entgegen, die neben dem Verfasser des „A. E.", des zwischen Dichtung und persönlicher Aussprache in der Mitte stehenden Prosawerkes, den Dichter Vischer vor allem in seiner Lyrik, aber auch in dramatischen Arbeiten, und den Essayisten in einer Reihe seiner besten Aufsätze und Vorträge zeigt. Ein selbstverständliches Gebot der Pietät war es, die „Lyrischen Gänge", das poetische Bekenntnisbuch Vischers, unverkürzt zu geben; sie werden ergänzt durch eine Auswahl aus der von Robert Vischer unter dem Titel „Allotria" gesammelten Lyrik, die meist humoristische oder Gelegenheitsgedichte ernster und heiterer Art umfaßt. Nicht fehlen durfte als echt schwäbisches Idyll das heiter-behagliche Lustspiel „Nicht la" und die schöne Huldigung, die Vischer dem von ihm so hochverehrten Uhland in einem Festspiel zum 100. Geburtstag dargebracht. Uhland ist auch der Gegenstand eines der schönsten Aufsätze, die wir in der Auswahl der Prosaschriften finden. Diese gibt vor allem einen breiten, tiefgründenden Ausschnitt aus dem schwäbischen Geistesleben und Kulturboden, dem Vischer als einer der besten und rühmlichsten Vertreter seiner Stammesart entwuchs. Der ausführlichen Selbstbiographie, die zugleich eine vortreffliche Einführung in den „Auch Einer" enthält, folgt der klassische Essay „Dr. Strauß und die Württemberger"; von anderen großen Schwaben finden wir Schiller in der Züricher Festrede zum 10. November 1859 und E. Mörike in zwei schönen kürzeren Reden verherrlicht. Die ebenso eingehende wie gerechte Würdigung von Hebbels „Maria Magdalena" (a. d. J. 1847) und die liebevolle Studie über Gottfried Keller bekunden, daß Vischers Blick nicht durch Stammesgrenzen eingeengt war während eine Altersarbeit, die „Kleinen Beiträge zur Charakteristik Goethes" an sein durch immer erneutes Forschen und Nachdenken vertieftes Verhältnis zum Dichter des „Faust" erinnern mag und der Vortrag aus d. J. 1872 „Der Krieg und die Künste" als ein erhebendes Zeugnis für die echt deutsche vaterländische Grundstimmung seiner Künstler- und Forschernatur heute doppelt beredt zu uns spricht. — So steht zu hoffen, daß diese Vischer-Auswahl dazu beitragen wird, nicht nur der großen Gemeinde derer, die den „Auch Einer" kennen und lieben, den aufrechten, edlen Mann, den klaren Denker und feurig empfindenden Künstler näher zu bringen und immer lieber und verehrenswerter zu machen.

Die Kohlenversorgung Europas. Von Ingenieur A. H. Goldreich. Mit 44 Textabbildungen. Berlin-Wien, Verlag von Urban & Schwarzenberg. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Wohl die zeitgemäßeste Wirtschaftsfrage, welche zu erledigen ist sowohl für die Mittelmächte und ihre Verbündeten, als auch für unsere Feinde. Denn die Kohlenversorgung Europas ist eine der schwersten Sorgen der Gegenwart geworden. Aber auch für die Anfangszeit nach diesem ungeheuren Kriege, wenn sie endlich einmal da sein wird, auch dann noch wird die Kohlenfrage ein sehr schwieriges Problem darstellen. Aber für den Vierbund wird die Lösung dieser wohl wichtigsten Aufgabe ohne Zweifel bedeutend leichter und rascher auszuführen sein, als für seine Feinde. Die auch wissenschaftlich hochbedeutende Arbeit weißt allen unseren Interessenten die richtigen Wege. O. E. K.

Aus der Friedens- und Kriegsarbeit. Von Adolf v. Harnack. Gießen, A. Töpelmann 1916, geh. M. 8.—.

Diese dritte Abteilung der Sammlung von Reden und Aufsätzen Harnacks ist bestimmt für die Wirkung auf das allgemein gebildete Publikum. Ihr Inhalt ordnet sich in drei verschiedene Stoffgruppen. Aus der ersten, die der Geschichte des Christentums und der Kirchen gewidmet ist, sei besonders hingewiesen auf die Abhandlung über die Höhepunkte in Augustins Konfessionen und auf die über die Unterscheidung des Geistes der morgenländischen Kirche von der abendländischen. In der zweiten Gruppe sind vier Studien zur Kultur- und Wissenschaftsgeschichte vereinigt; besonders wichtig ist hier die grundlegende Untersuchung über wissenschaftliche Erkenntnis. Die letzte Abteilung enthält einige Aeußerungen Harnacks, die durch den Weltkrieg hervorgerufen worden sind, teils theoretischer, teils praktisch-politischer Natur, in denen er der Sache seines Vaterlandes dienen wollte. Es könnte auf den ersten Blick befremden, daß derart heterogene Dinge hier in einem Bande zusammen-

Digitized by Google

gestellt sind. Aber gerade durch diese Verschiedenartigkeit der einzelnen Teile ergibt sich der volle Eindruck der Vielseitigkeit des Verfassers, und es wäre sehr zu begrüßen, wenn durch das Studium des ganzen Buches in denen, die es zunächst nur um bestimmter Teile willen in die Hand genommen haben, das Interesse auch für die den anderen Gebieten entstammenden Probleme erweckt würde. Die hinreißende Schreibweise Harnacks ist hierfür ja in ganz besonderem Maße geeignet. W. W.

Die Lerche. Auswahl schwäbischer Dichtung von den Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Ludwig Finckh. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 6.—.

Im großen Gesamtchor deutscher Dichtung ist kein anderer deutscher Stamm nach Zahl und Rang der Dichter stärker und rühmlicher vertreten als der schwäbische. Darum wird eine mit Umsicht und Geschmack getroffene Auswahl wie die vorliegende aus der schwäbischen Dichtung den Reichtum dieses Stammes an eigenartigen und echten Begabungen und Werken recht anschaulich machen. Sie beschränkt sich auf schwäbische Lyrik; aber diese Beschränkung bedeutet in Wahrheit nur die Bürgschaft für innerliche Weite und echten Reichtum. Denn die spezifisch schwäbische Dichterbegabung liegt nach der Seite des Lyrischen. Schon zeitlich umfaßt der nur örtlich enge Rahmen eine beträchtliche Spanne: Die Sammlung beginnt mit einem Gedicht Walafried Strabos, der 849 als Abt auf der Bodensee-Insel Reichenau gestorben ist. Sie bringt eine reiche Auslese aus den Jahrhunderten des Minnesangs und der Meistersinger und nach knappen Proben der poetisch ärmeren Zeit des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts desto vollere Garben aus der Ernte des achtzehnten und neunzehnten. Mit Staunen stellt man beim Blättern und Lesen wieder einmal fest, wie unverhältnismäßig groß unter den deutschen Lyrikern der Neuzeit, deren Namen und Lieder überall, wo die deutsche Zunge klingt, tönen und leben, die Anzahl der Schwaben ist. Auch die Gattung des Dialektgedichtes hat Finckh in zahlreichen Proben herangezogen; und das trägt nicht wenig dazu bei, die Sammlung abwechslungsreicher und bunter zu machen. Die Proben der bewußt gepflegten Dialektdichtung und des absichtslos blühenden Volksliedes, dessen schönste Klänge gleichfalls weit über die Grenzen Schwabens hinaus gedrungen sind, hat der Herausgeber, selbst einer der bekanntesten und volkstümlichsten Vertreter der heutigen Dichtergeneration, der zeitlich in sich abgeschlossenen Gruppe der Dichter folgen lassen, die nach Wirken und Leben noch ganz dem neunzehnten Jahrhundert angehören, und weiterhin Gedichte derjenigen Lyriker angefügt, die noch als Lebende unter uns weilen oder die erst in allerjüngster Zeit von uns gegangen sind. — Die ganze Sammlung, das sei zum Schluß nochmals betont, gibt ein überraschend abwechslungsreiches Bild, völlig frei von aller Einseitigkeit und Eintönigkeit; es ist ein Hausschatz deutscher Lyrik, der sich neben ähnlichen Sammlungen, die die ganze deutsche Lyrik umfassen, als ebenbürtig und gleich gehaltvoll sehen lassen darf, andere Sammlungen provinzieller Art aber an künstlerischem Reichtum und Wert übertrifft.

Das Ich-Problem der Romantik. Von Dr. Hugo Horwitz. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 3.—.

Mit großer Energie ist in dieser wertvollen Studie einem Problem zu Leibe gegangen, das zwar stets als eines der Kardinalprobleme der Romantik erkannt wurde, über dessen Lösung aber recht unklare und verschwommene Ansichten herrschten. Der ernst und streng durchgeführte Wille, in die Tiefe zu gehen, natürliche Veranlagung für die Verfolgung verzweigter philosophischer Gedankengänge und eine sehr schätzenswerte, auf reicher Sachkenntnis beruhende Fähigkeit, links und rechts über die engere Frage hinauszusehen und das spezielle Problem in Zusammenhang mit der gesamten Geistesgeschichte der Zeit zu bringen, ermöglichten es Horwitz, die schwierige Aufgabe zu lösen. Oder eigentlich zwei Aufgaben. Denn wie das Ich-Problem der Romantik, so wird auch die historische Stellung Friedrich Schlegels innerhalb der modernen Geistesgeschichte in dem ungemein gehaltvollen Buche erhellt, das zwar bei aller darstellerischen Gewandtheit des Verfassers gewiß keine leichte, aber für Literarhistoriker und Philosophen eine außerordentlich fruchtbringende Lektüre ist.

Hans Zimmer

Fridericus. Roman von Walter von Molo. Verlag von Albert Langen, München. Geb. M. 7.—.

Der Verfasser, der sich besonders durch seinen Schillerroman einen Namen gemacht hat, verherrlicht in diesem neuen Roman Friedrich den Großen. Mit dichterischer Freiheit führt er in dem kurzen Zeitraum von 24 Stunden uns den großen König als Herrscher und als Feldherrn vor. Mit wunderbarer Beredsamkeit versteht er es, vom Anfang bis zum Ende den Leser zu fesseln, indem er seinen Helden in immer neuen, interessanteren Lagen auftreten läßt. Das Buch wird sicherlich, zumal in der heutigen Zeit, den guten Erfolg, den es vollauf verdient, haben. Dr. E. M.

Digitized by Google

Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Moriz v. Schwind. Mit sechs bisher unveröffentlichten Bildnissen und dreizehn weiteren Beigaben. Herausgegeben von Hans Wolfgang Rath. Stuttgart, Julius Hoffmann. Preis geh. M. 6.—, geb. M. 9.—.

Wie an einem wolkengrauen, regenschweren Tag ein Stückchen blauer Himmel oder ein Sonnenblick in der Ferne, so mutet uns in der tragischen Zeit, die wir jetzt durchleben, dies Buch an, das mit dem Doppelklang der Namen Mörike-Schwind alle guten und schönen Geister eines längst vergangenen und doch — dessen dürfen wir uns heute trösten — unvergänglichen Deutschland heraufbeschwört. Keine eigentliche Neuheit und doch in vielem eine Ueberraschung ist diese von H. W. Rath mit Liebe und herzlicher Finderfreude besorgte Ausgabe des Briefwechsels der beiden Männer, den im Jahre 1890 Jakob Baechtold in ganz fragmentarischer Form zum erstenmal der Oeffentlichkeit bekanntgemacht hatte. Wenn bei Baechtold Schwind fast allein das Wort führte, so hören wir jetzt in der brieflichen Wechselrede endlich auch Mörikes Stimme so oft erklingen, wie es der Wirklichkeit entsprach; nicht weniger als 21 Briefe von ihm sind neu hinzugekommen. Freilich bleibt auch jetzt der unverwüstlich frische, temperamentvolle Schwind der ungleich regere Briefschreiber; dafür aber tritt z. B. Mörikes Verdienst, den Briefwechsel ins Leben gerufen zu haben, desto klarer hervor. Für diese Tat — das war sie bei des alternden Dichters zunehmender Schwerfälligkeit — hat sich Mörike reich gelohnt gesehen, denn menschlich und künstlerisch hat die Greisenfreundschaft der beiden Männer, ein schönes und rührendes Unikum in der an guten, segensvollen Freundschaften so reichen deutschen Geistesgeschichte, den immer trüber und enger sich gestaltenden Lebensabend Mörikes in der liebenswürdigsten Weise aufgehellt und erweitert. Das mag jeder in dem nun vollständig uns vorliegenden Briefwechsel selbst nachlesen und sich dabei mit besonderem Dank der reichen und sinnvoll ausgewählten Bilderbeigaben erfreuen, die oft den Text als nicht mehr wegzudenkende Erläuterungen ergänzen. Besonders hingewiesen seien die Verehrer des Dichters auf die bisher unveröffentlichte Daguerreotypie vom Juni 1855, die den Band als Titelbild eröffnet: von Mörike selbst mißmutig abgelehnt, erscheint sie uns heute als das weitaus unmittelbarste, aufschlußreichste seiner Bildnisse. Es stellt sogleich zwischen dem Dichter und dem Leser eine persönliche Beziehung her, die für die Lektüre der folgenden Seiten die rechte Stimmung schafft.

K.

Das Auslandsdeutschtum und das neue Reich. Von Christian F. Weiser. (Das Neue Reich. Perthes' Schriften zum Weltkrieg. Neue Folge, Heft 1.) Gotha 1918. M. 2.—.

Schon in den ersten Reihen der von Perthes herausgegebenen Schriften zum Weltkrieg hatte Weiser mit seiner „Hoffnung des Iren" einen ganz vorzüglichen Beitrag geliefert. Auch diese neue Schrift verdient in hohem Maße Beachtung. Die Auseinandersetzung mit der angelsächsischen Kultur, die er als Einleitung vorausschickt, gibt in knappster Zusammenfassung das wirklich Entscheidende und Wesentliche dieses Problems, wenn man auch natürlich nicht in allen Punkten der Ansicht des Verfassers wird rückhaltlos zustimmen können. Die praktischen Vorschläge, die er dann weiter macht, bezwecken einerseits eine engere Verbindung zwischen den im Ausland lebenden Deutschen und ihrem Vaterlande zu sichern, andererseits die nach Friedensschluß zu erwartende Rückwanderung in segensreiche Bahnen zu lenken. Die Schrift sei dringend aufmerksamster Lektüre empfohlen.

W. W.

Geschichte der römischen Kaiser. Von A. v. Domaszewski. 2. Auflage. 2 Bände mit je 6 Porträttafeln. Leipzig 1913, Quelle & Meyer.

Ein hervorragend vornehm ausgestattetes Buch von eigenartigem Zauber, von bestrickendem Reiz! Daß der Verfasser, Professor an der Universität Heidelberg, mit ihm die so oft schmerzlich empfundene Lücke ausfüllte, die in Mommsens römischer Geschichte geblieben, war schon eine wissenschaftliche Tat, daß er es aber verstand, das große Drama der römischen Kaiserzeit, den glänzenden Aufstieg und den furchtbaren Absturz bis zum Untergang, uns menschlich so verständlich zu machen, alle diese verschiedenen Kaisergestalten so echt und ungeschminkt wieder vor uns aufleben zu lassen, Seele von seiner Seele hineinzugießen in diese ferne Zeit, daß sie uns nahe gekommen wie unsere eigene, das war nicht mehr bloß eine wissenschaftliche Tat, es war eine Tat größter persönlicher Entsagung, denn es war nur möglich durch Verzicht auf all den Apparat, mit dem sonst die Gelehrten die Gelehrtheit ihrer Bücher beweisen. Domaszewski wollte eben, bei aller strengen Wissenschaftlichkeit der Grundlage, kein langweiliges gelehrtes Buch schreiben, er wollte es gelesen wissen, und daß er so ein wissenschaftliches Buch von hohem künstlerischem Reiz geschaffen, werden ihm die mit Freuden danken, denen das Werk gewidmet ist: die „deutschen Leser".

Dr. Hans Zimmer

Digitized by Google

Kurzgefaßte Geschichte der Stenographie. Von Dr. Chr. Johnen. Berlin, Ferdinand Schrey.

Von der ältesten Zeit bis zum gegenwärtigen Weltkriege führt Johnen, längst wohlbekannt als einer der gründlichsten Kenner der Wissenschaft von der Kurzschrift, in knappen Strichen und doch auch auf alle wichtigeren Einzelheiten liebevoll eingehend, den Entwicklungsgang der Stenographie unter Beigabe zahlreicher Schriftproben vor. Dankenswert sind die gewissenhaften Literaturangaben, schmerzlich vermißt dagegen wird ein Sach- und Personenregister. 3.

National- und handelspolitische Bestrebungen in Deutschland (1815 bis 1822) und die Anfänge Friedrich Lists. Von Dr. Fritze Borckenhagen. Berlin 1915, Rothschild.

Diese Schrift ist Heft 5 der Freiburger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte; sie rührt von einem Enkel Friedrich Kapps her und ist dessen Andenken gewidmet. Der Verfasser hat das Listarchiv in Reutlingen und die Archive von Berlin, Stuttgart und Karlsruhe herangezogen; er will Lists Anfänge erhellen, nicht seine spätere Wirksamkeit, durch welche er so wichtig geworden ist, und ihn also im Rahmen der sieben Jahre vorführen. List übersah freilich, daß damals nur durch den Einzelstaat etwas auszurichten war; aber er nahm eine Entwicklung im Geiste vorweg, in der wir jetzt noch stehen, und darin liegt seine bleibende Größe. E.

Allgemeine Staatslehre. Von Dr. Georg Jellinek. 3. Auflage. Berlin 1914, O. Häring.

Georg Jellinek, der als ordentlicher Professor der Rechte in Heidelberg 1911 gestorben ist, hat dieses Buch noch in der zweiten Auflage selbst besorgt. Die dritte hat sein Sohn, a. o. Professor in Kiel, völlig durchgearbeitet, den handschriftlichen Nachlaß des Vaters dem Text eingefügt, die Zitate auf den neuesten Stand gebracht, das Alte geprüft und ergänzt; die Zeitereignisse, besonders die finnländischen und isländischen Verfassungskämpfe, sind gebührend berücksichtigt worden. So wird das ausgezeichnete, nach Form und Inhalt gediegene Buch seinen hervorragenden Platz in der staatsrechtlichen Literatur auch weiterhin behaupten. E.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Band 2: Gustav Maier, Sozial-Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. 5. Aufl. Band 237: W. Langenbeck, Geschichte des deutschen Handels seit dem Ausgange des Mittelalters. 2. Aufl. Band 346: Theodor Bitterauf, Geschichte der Französischen Revolution. Sechs Vorträge. 2. Aufl. Band 563: Arthur Luther, Rußland, II: Geschichte, Staat, Kultur. Band 621: R. Wilbrandt, Karl Marx Versuch einer Einführung. Band 651/52: R. Charmatz, Oesterreichs innere Geschichte von 1848—1895. I. Die Vorherrschaft der Deutschen. II. Der Kampf der Nationen. 3. Aufl. Band 653/54: R. Charmatz, Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs im 19. Jahrhundert. I. Bis zum Sturze Metternichs. II. 1848 bis 1895. 2. Aufl. Band 655: R. Charmatz, Oesterreichs äußere und innere Politik von 1895—1914. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.50.

Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausgegeben von Walter Goetz. Band 24: Elisabeth Abegg, Die Politik Mailands in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts. Band 25: Holm Süßmilch, Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung. Leipzig, B. G. Teubner. Je M. 4.80.

Bibl, Dr. Viktor, Der Tod des Don Carlos. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 14.—.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Heft 26: Australische Politik vor und in dem Weltkrieg. Ein Vortrag von Professor Dr. Alfred Manes. M. 1.20. Heft 44: Der einzige Weg. Betrachtungen über die wirtschaftlichen Ursachen und die Beseitigung der Ehescheu und des Geburtenrückgangs in Deutschland. Von Prof. Dr. Fritz Friedrich. M. 1.50. Heft 45: Von Gutenberg über Luther und Bismarck zum Weltkriege. Von Schriftsteller Paul Heichen. Dresden und Leipzig, Globus. M. 1.—.

Braun, H., Ostpreußen-Chronik. Kriegsbilder aus den beiden Russen-Einfällen 1914/15. München-Leipzig, Otto Memnich.

Digitized by Google

Carlyle, Thomas, Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen. Erste deutsche, vom Verfasser autorisierte Uebersetzung von J. Neuberg. 5. Aufl. Mit einer Einführung von Walter von Molo. Berlin, R. von Decker's Verlag. Geb. M. 7.50.

Cauer, Paul, Walther Rathenaus staatsbürgerliches Programm. Darstellung und Kritik. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 2.—.

Fischer, Dr. Aloys, Ueber Beruf, Berufswahl und Berufsberatung als Erziehungsfragen. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 4.40.

Flex, Walter, Wallensteins Antlitz. Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg. 3./4. Aufl. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 3.—.

Gehrig, Hans, und Heinrich Waentig, Belgiens Volkswirtschaft. Mit einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner. M. 9.—.

Anmerkung der Redaktion: Der Zusatz „Erster Artikel" in der Überschrift des Aufsatzes auf S. 193 ist zu streichen. Die Dezembernummer enthält den ganzen Aufsatz.

An die verehrlichen Bezieher der Deutschen Revue!

Die ganz gewaltig gestiegenen Kosten für Druck, Papier, Arbeitslöhne usw. zwingen auch uns, mit Beginn des neuen Jahrgangs (vom Januar 1919 ab)

den Bezugspreis

von seither vierteljährlich M. 6.—

auf M. 7.50 zu erhöhen.

Auch mit dieser Preiserhöhung werden uns die wirklichen Mehrkosten bei weitem nicht ersetzt; das wird jeder Einsichtige begreiflich finden. Um so mehr dürfen wir hoffen, daß unsere verehrlichen Leser der Lage volles Verständnis entgegenbringen und unserer Zeitschrift auch ferner treu bleiben werden.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO ➡ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

REC. CIR. JAN 6 '78

REC. CIR. JAN 12 '81

SEP 16 1985

REC. CIR. OCT 9 1985

FORM NO. DD 6, 40m 10'77 UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

YD 07261

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000844140

AP
30
D4
v.43:3-4
413313
Deutsche

Digitized by Google